
Sphinx


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS

SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben.

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Redaktion: Dr. H. Göring.

Organ der Theosophischen Vereinigung
und
der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

X Jahrgang. 1895. Zwanzigster Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.

Unbefugter Nachdruck

aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Inhalts-Uebersicht

des

Zwanzigsten Bandes.

Zehnter Jahrgang.

1895.

Aufsätze und Berichte.

Erzählungen und Dichtungen.

Antworten auf die Unsterblichkeitsrundfrage.

Bemerkungen und Besprechungen.

Abbildungen.



Januar 1895 XX. 107.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.

C. A. Schwetschke und Sohn.

1895.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,25 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum **20. Januar** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XX, 107. Januar 1895.

Dr. Franz Hartmann,

ein Vorkämpfer der Theosophie.

Von

Dr. Hugo Göring.

❦

Das männliche Auftreten Dr. Franz Hartmann's für die Theosophie hat etwas um so Gewinnenderes und Vertrauenerweckenderes, als sein Leben in der Europäischen Wissenschaft ihm die Verstandesschulung gegeben hat, die ihn vor unkritischer Ueberschätzung von Theorien und Thatsachen schützte. Als Arzt ist er mit den Methoden der wissenschaftlichen Forschung vertraut, die er auch heute nicht vernachlässigt und die ihn befähigte, eine medizinisch-therapeutische Entdeckung von großer Tragweite zu machen.

Schon ein Blick auf die Gesichtszüge zeigt eine ausgeprägt männliche Natur von fester Kraft, die jederzeit kampfbereit und schwankungslos entschlossen mit Willensstärke und Verstandsschärfe gegen den Materialismus unserer Zeit aufzutreten entschlossen ist.

Dr. Franz Hartmann hat ein reichbewegtes Leben hinter sich, obgleich er erst 56 Jahre alt ist. Für die Leser der „Sphinx“ wird es von großem Interesse sein, Einzelheiten aus demselben zu erfahren. Als Quelle benutze ich dazu die „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ (Band 34), sowie persönliche Mitteilungen von ihm selbst. Eine weitere Gelegenheit, einige Thatsachen seines Lebens mitzuteilen, bot sich am 14. Dezember 1893, dem Gedenktag, der vor vierhundert Jahren erfolgten Geburt des einst hochberühmten Arztes, Chemikers und Philosophen Theophrastus Paracelsus, der in Salzburg seine Wirksamkeit entfaltet hat und gestorben ist. Dr. Franz Hartmann wurde vom Ausschuß der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde beauftragt, eine Festschrift über den einst berühmten Arzt abzufassen. Er hat sich dieser Aufgabe in so eigenartiger Weise entledigt, daß aus dieser Gedenkschrift ein Buch geworden ist, welches einen hervorragend theosophischen Inhalt hat und

Paracelsus in bewußter Uebereinstimmung mit den Lehren der Theosophie zeigt. Auch in dieser Schrift „Theophrastus Paracelsus als Mystiker" (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1894) finden wir Mitteilungen über das Leben Hartmann's.

Franz Hartmann wurde am 22. November 1838 zu Donauwörth in Bayern geboren. Sein Vater war der praktische Arzt Dr. med. Karl Hartmann. Seine Mutter, geb. Elise von Stack, führt ihre Abstammung auf Irland zurück. Sein Vater kam bald als Königlicher Landgerichtsarzt nach Kempten, wo Franz Hartmann seine Schulbildung erhielt. Da er sich frühzeitig für Chemie interessierte, so widmete er sich dem Apothekerfache. Er diente 1859 im königlich bayerischen 1. Artillerie-Regiment als Freiwilliger und bezog dann die Universität München. Er bestand 1862 das Staatsexamen als Pharmazent und studierte darnach Medizin.

Während einer Ferienreise nach Paris und seines damit verbundenen Ausfluges nach Havre im Jahre 1865 wurde ihm die Stelle eines Schiffsarztes auf dem amerikanischen Paquetboote „Mercury" angeboten. Aus Lust an Abenteuern nahm er dieselbe an, legte in Havre die zu diesem Zwecke vorgeschriebene ärztliche Prüfung ab und ging dann zur See. Obgleich ihm das Seeleben vortrefflich behagte, zog er es doch bald vor, das Innere des amerikanischen Kontinents kennen zu lernen. Er ließ sich deshalb in St. Louis Mo nieder, wo er seine medizinischen Studien vollendete, sich den Titel Dr. med. und das amerikanische Bürgerrecht erwarb und eine Augenheilanstalt errichtete. Trotzdem es ihm dort sehr gut ging, trieb ihn doch nach fünfjähriger ärztlicher Praxis der Drang nach Neuem wieder in die Ferne und zwar nach dem Wunderland Mexiko. Er schiffte sich nach Veracruz ein, hielt sich einige Zeit in Cordova und Orizaba auf, lernte in dortiger Umgebung die Nachkommen der alten Azteken (Indianerstämme) kennen, besuchte dann die Hauptstadt und andere Städte Mexikos (Puebla usw.). Auf dieser Reise lernte er viele merkwürdige Dinge kennen. Wie Dr. Hartmann persönlich mitteilt, beziehen sich dieselben hauptsächlich auf die Bekanntschaft eines sehr merkwürdigen Mannes, welcher geheimnisvolle geistige Kräfte besaß. „Dieser Mann, dessen Namen ich nicht kenne", sagt Dr. Hartmann, „war im stande alles zu wissen, was ich mir in seiner Gegenwart dachte und beantwortete meine Fragen, ohne daß ich sie ausgesprochen hatte. Er schien auf allen Gebieten der Wissenschaft zu Hause zu sein und sprach von längst vergangenen Zeiten auf eine so selbstbewußte Weise, daß man hätte glauben können, er hätte schon vor vielen Jahrhunderten gelebt und alles, was er von längst vergangenen Ereignissen erzählte, selbst mitgemacht. Leider verstand ich damals noch nichts von dem Gesetze der Reinkarnation und war für ein Verständnis der okkulten Wissenschaft noch nicht reif".

Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Mexiko kehrte Dr. Hartmann wieder nach den Vereinigten Staaten zurück. Er ging deshalb von Veracruz nach Matamoras und von dort nach Galveston und New-Orleans. Da

passierte ihm in New-Orleans infolge seiner Unvorsichtigkeit das Mißgeschick, daß ihm ein Mitreisender den Reisekoffer und sämtliche Effekten entwendete. So mußte er in New-Orleans mittellos zurück bleiben. Durch einen Zufall (?) gelang es ihm, sich als konsultierender Arzt in einer Apotheke niederzulassen. Bald hatte er eine einträgliche Praxis, bis ihn die Reiselust im Jahre 1872 nach Texas zog, wo er fünf Jahre blieb. Im Jahre 1879 ließ er sich in Georgetown, Colorado, einer Stadt im Herzen der Felsengebirge, nieder. Neben der ärztlichen und einer ausgedehnten chirurgischen Praxis betrieb er dort den Bergbau von Gold- und Silberminen und wurde im Jahre 1882 zum Coroner[1]) gewählt.

Im ganzen hat Hartmann etwa 18 Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt, wobei ihm das Reisen, die Land- und Völkerkunde die Hauptsache, die ärztliche Praxis aber, obwohl in jeder Beziehung erfolgreich, Nebensache war. Er hat während dieser Zeit manches Interessante erlebt, unter zivilisierten wie halbzivilisierten Menschen, unter Weißen, Negern und Indianern, unter Viehzüchtern (cowboys), Pflanzern und Bergleuten, unter Christen und Juden, Gläubigen und Ungläubigen, Mormonen und Shäkers, Freidenkern und Frömmlern, im Osten, Süden und Westen, von New-York bis nach San Francisco. Es hat ihm also nicht an Gelegenheit gefehlt, seine Weltanschauung zu erweitern und Anlaß zum eigenen Denken zu haben.

Von ungleich größerer Bedeutung als die Zufälle des äußerlichen Lebens war ihm aber die Beobachtung der inneren Entwickelung.

Hartmann hatte von Jugend auf eine mystisch angelegte Natur, die durch verschiedene in damaliger Zeit „unerklärbare" Ereignisse in seiner Familie Nahrung erhielt. Einsame Gebirgsschluchten, Waldesdunkel und das Rauschen des Wasserfalles waren ihm lieber als alle andere Unterhaltung. Er zog den Umgang mit den Geistern der Natur, den Gnomen, Sylphen und Nymphen, welche für ihn keine Phantasiegebilde waren, dem Umgange mit seinen Schulkameraden bei weitem vor. Durch die damalige Lehrmethode wurden seine zu inneren Wahrnehmungen fähigen Sinne allmählich abgestumpft; auch fügte er sich nur widerwillig in das Erlernen von Dingen, für die er kein Interesse hatte. Er wollte und konnte daher sich nie merken, wann z. B. die Thronbesteigung irgend einer Hoheit stattgefunden habe, und war deshalb auch in der vaterländischen Geschichte regelmäßig der Letzte. Dagegen interessierten ihn Sprachenkunde, Naturwissenschaften und besonders die Chemie, wozu verschiedene alchemistische Werke beitrugen, die ihm in die Hände fielen, um so mehr, als ihn der geheimnisvolle Inhalt derselben gerade deshalb anzog, weil er ihn nicht verstand, wohl aber intuitiv fühlte, daß Wahrheit in demselben verborgen sei.

[1]) Das Wort „Coroner" wird gewöhnlich als „Leichenbeschauer" übersetzt, bedeutet aber eigentlich „Kronbeamter". Das Amt eines Coroners umschließt die Pflichten eines Gerichtsarztes und Staatsanwaltes in Fällen von Mord, Totschlag usw.

Seine mystische Richtung war wohl die Ursache, daß er sich in religiöser Richtung mächtig zur katholischen Kirche hingezogen fühlte, hinter deren äußerlichen Formen und Gebräuchen er ein tiefes Geheimnis verborgen zu sehen glaubte. Nicht zufrieden, im Vorhof des Tempels unter der Menge zu stehen, suchte er in das innere Heiligtum der geistigen Kirche einzudringen und selber der Anschauung derjenigen Dinge fähig zu werden, welche die Welt nur vom Hörensagen oder aus Büchern kennt. Wenn sich damals sein Wunsch, in ein Kloster zu gehen, nicht erfüllte, so ist dies nur seinem noch größeren Drange nach einer Freiheit zuzuschreiben, die keine Beschränkung kennt.

Aber weder die Naturwissenschaften, welche ja doch nur die äußerlichen Erscheinungen in der Natur betreffen, noch die keines Beweises fähigen theologischen Spekulationen konnten seinen Drang nach Erkenntnis befriedigen. „Ich suchte", so schreibt Hartmann, „nach etwas, das niemand zu kennen schien, und empfand die Wahrheit von Goethes Worten:

> O glücklich, wer noch hoffen kann,
> Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!
> Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
> Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

„Da kam die Zeitperiode des blinden Materialismus, Ludwig Büchners „Kraft und Stoff" und der „Affenvogt" mit seinem Anhange, und jede neue Richtung schien mir besser zu sein als ein erzwungenes Verharren in Unthätigkeit. Nun wurde alles über den Haufen geworfen; die tote „Materie", von der kein Mensch wußte, was sie eigentlich ist, wurde der Gegenstand der allgemeinen Anbetung, und der Zweck des Lebens die Erreichung materieller Genüsse. Der dem Affen entsprungene Mensch war auf dem besten Wege, wieder zu seinem Ursprunge, dem Affen, zurückzukehren. Aber auch über diese Verirrung errang die Vernunft schließlich den Sieg. Ich sah, daß es viele Fragen gab, die der Materialismus nicht lösen konnte. Ich sah, daß die Menschen als Atome im Weltall eine Erdkugel bewohnen, die mit furchtbarer Schnelligkeit, ohne daß wir etwas davon spüren, durch den Weltenraum rast. Niemand konnte mir sagen, was im tiefsten Innern unseres Planeten verborgen ist, noch was sich jenseits des luftförmigen Ozeans, der ihn umgiebt, befindet, oder ob im weiten Raum noch andere, fühlende und denkende Wesen, als diejenigen, welche wir auf der Erde „herumkrabbeln" sehen, vorhanden sind. „Woher kommt der Mensch, wohin geht er, und weshalb ist er überhaupt auf der Welt? Was ist das Dasein, und steckt vielleicht hinter diesem Vorhandensein noch ein Sein, wovon man nichts weiß? Was ist das Ding, das man „Stoff" oder „Materie" nennt? Was ist das Bewußtsein? Wie läßt sich aus dem Unbewußten etwas Bewußtes machen?" Ueber alle diese und ähnliche Fragen konnte mir der Materialismus keinen Aufschluß geben. Ich sah ein, daß man durch Chemie Körper in ihre Bestandteile zersetzen und dieselben wieder zusammensetzen, aber nichts absolut neues

schaffen kann. Es schien mir, daß man auf dem Wege äußerlicher Beobachtung nie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen kann. Die Wissenschaft hat schon seit Jahrtausenden auf dem Misthaufen der Materie herumgekratzt, aber nichts als „Kraft und Stoff" und keine geistige Perle gefunden; sie wird auch, so lange sie sich nur im Reiche der äußerlichen Phänomene bewegt, nichts anderes als Phänomene, nicht aber deren innerste Ursachen finden.

„Schon hatte ich mich entschlossen, mit einem trostlosen Agnostizismus verlieb zu nehmen, das Leben zu genießen und mich um nichts weiteres zu bekümmern, als ich durch einen Zufall mit den Geheimnissen des Spiritismus bekannt wurde. Ich war damals in New-Orleans und eine meiner Patientinnen, Mrs. Katie Wentworth, eine Dame von hoher Bildung, selbst eine „Ungläubige", entwickelte spontan ganz erstaunliche mediumistische Eigenschaften. Wir verfolgten die Sache mit großer Begeisterung, denn sie führte uns in ein ganz neues Reich ein. Zu meiner und ihrer Verwunderung erhielten wir ohne die Dazwischenkunft eines Dritten Mitteilungen von „Verstorbenen" aller Art, welche zum großen Teile bewahrheitet wurden; Blumen und andere Dinge wurden von unsichtbaren Händen gebracht, direkte Schrift, Trance, Materialisationen, Levitation, kurzum alle die staunenswerten Phänomene traten auf, welche vor 20 Jahren entweder blödsinnig angegafft oder ebenso thöricht abgeleugnet wurden. Ermutigt durch meine Erfolge, wurde ich bald mit den hervorragendsten Medien Amerikas (Chas. Foster, Henry Slade, Mrs. Miller usw.) bekannt, machte zahllose Experimente, wurde selbst einigermaßen „hellsehend" und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß auch dies nicht der Weg zur Wahrheit sei, und daß alle Erscheinungen, seien sie nur im „Materiellen" oder in der sogenannten „Geisterwelt", eben nichts als Erscheinungen sind. Meine Freundin Katie Wentworth starb an Erschöpfung infolge ihrer „Sitzungen", die sie nach meiner Abreise nach Texas fleißig fortsetzte, Chs. Foster u. a. verfielen dem Wahnsinn, und alle die eifrigsten Spiritisten meiner Bekanntschaft verkamen moralisch und äußerlich. Die meisten „Mitteilungen aus dem Geisterreiche" stellten sich als unbewußte Gedankenübertragungen heraus, und das Uebrige beruhte auf Ursachen, deren Auseinandersetzung zu weit führen würde.

Somit war denn eine neue Enttäuschung den übrigen gefolgt und eine neue Täuschung verschwunden".

Seine jetzigen Ansichten über den Spiritualismus spricht Dr. Franz Hartmann in folgenden Sätzen aus: „Ich unterscheide zwischen dem „Spiritualismus" und dem „Spiritismus". Zum Spiritualismus, im Gegensatze zum Materialismus, rechne ich die geistige Erkenntnis des Idealen, den Einklang der Seelen, die Geistesgemeinschaft erleuchteter Menschen, kurz alles was schön, edel, erhaben und göttlicher Natur ist; zum Spiritismus dagegen rechne ich das Jagen nach Phänomenen, den Umgang mit den Larven verstorbener Menschen, das Aufgeben der Vernunft und des freien Willens zu mediumistischen Zwecken, u. s. w. Ich

bin fern davon, die spiritistischen Thatsachen zu leugnen und mir einzubilden, daß dieselben auf bloßen Taschenspielereien beruhen; aber meine Erfahrungen haben mich überzeugt, daß dergleichen Phänomene einen ganz anderen Ursprung haben als den, welcher ihnen von einem bloß oberflächlichen Beobachter zugeschrieben wird. Die einzigen, zuverlässigen Mitteilungen Verstorbener, welche ich damals erhielt, waren von Selbstmördern. Wenn aber der Geist eines Verstorbenen dazu bestimmt ist, den Erdenstaub von sich abzuschütteln und sich zu einer höheren Stufe des Daseins emporzuschwingen, so sollte auch alles vermieden werden, was ihn in seiner himmlischen Ruhe stört und ihn wieder in den Schmutz dieses Erdenlebens herabzieht. Der Geist eines edlen Menschen wäre sehr zu bedauern, wenn er im „Jenseits" nichts besseres zu thun hätte als Tische zu klopfen und sich um die Privatangelegenheiten der Hinterbliebenen zu kümmern. Dergleichen Hokus-Pokus wird von den Elementarwesen gemacht, welche sich hierbei mit Vorliebe berühmter Namen bedienen, wobei die Phantasie des Mediums das Uebrige thut".

Noch weniger als im Spiritismus konnte Hartmann in der spekulativen Philosophie die Befriedigung und Ruhe finden, die er suchte. „Es war da" — so sagt er — „ein endloses Hin- und Herraten über Dinge, von denen man selber nichts wußte, zahllose Postulate, Theorien, Hypothesen, Voraussetzungen, von denen man nicht weiß, ob sie richtig sind, und darauf gebaute Schlußfolgerungen, aber keine Erkenntnis der Wahrheit. Der eine meint dies, ein anderer jenes, und keiner war seiner Sache gewiß. Ich suchte nach Klarheit und fand nur Verwirrung; ich suchte nach Licht und konnte es weder in Kants kategorischem Imperativ, noch in Schopenhauers dreifacher Regel vom unzureichenden Grunde finden. Ich konnte das Leben „verneinen" soviel ich wollte, es tauchte doch wieder auf, und wäre es nicht aufgetaucht, so wäre nichts dagewesen als die Nacht der Unwissenheit. Uebrigens danke ich Gott dafür, daß er meine Natur so ausgestattet hat, daß ihr die moderne Philosophie nur als Mittel zum Einschlafen dient, denn sonst hätte ich durch sie schon längst alle Fähigkeit zum eigenen Denken verloren.

„Ich warf meine philosophischen Bücher ins Feuer und fand in den Felsengebirgen von Colorado meine Gesundheit wieder; der Anblick der von der Sonne bestrahlten, sich aus dem Morgennebel erhebenden Gipfel von „Grey's Peak" und „Mountain of the Holy Cross" (16000') lehrte mich durch eigene Anschauung mehr von der Herrlichkeit des Geistes in der Natur, als ich durch die Lektüre von tausend philosophischen Werken hätte ausfinden können. Aber es ist schwer, den eigenen Geist, der mit zahllosen wissenschaftlichen Hypothesen vollgepfropft wurde, von dem Wuste, der sich darin angesammelt hat, wieder zu reinigen, und ich sehnte mich nach einem Führer, der mir hätte das Dunkel zerstreuen und Klarheit verschaffen können. Mein Wunsch wurde erfüllt.

„Wie der geheime Drang, nach Indien zu gehen und an der Quelle orientalischer Weisheit zu schöpfen, in mir zur Reife kam, wie schließlich

gänzlich unerwarteterweise ein Ruf aus Indien an mich gelangte, der mich in meinem Entschlusse bestärkte: alles dies zu beschreiben würde uns zu tief in das Gebiet der Mystik führen, ja würde heutzutage noch für viele unverständlich sein; es mag genügen, anzudeuten, daß für den Gedankenverkehr mancher Menschen Raum und Zeit, welche den äußerlichen Verkehr beschränken, keine Hindernisse sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Auch wünschte ich den Verfasser des damals so viel Aufsehen erregenden Werkes „Isis unveiled" persönlich kennen zu lernen.

„Am 11. Oktober 1883 verließ ich San Francisco und kam nach kurzem Aufenthalte in Japan und China am Schlusse des Jahres in Madras an. Wie ich dort mit H. P. Blavatsky, Subba Rao und anderen Mystikern bekannt wurde, wie ich mich einer Gesellschaft anschloß, die sich mit mystischen Forschungen beschäftigte, wie ich durch sie mit vielen gelehrten Brahminen und sogar Adepten in Berührung kam und durch diese in verschiedene Dinge eingeweiht wurde, welche unter gewöhnlichen Umständen dem Europäer verschlossen sind, alles dies gehört nicht zur Sache, und ebensowenig gehört dazu eine Erzählung der verschiedenartigen okkulten Phänomene, welche ich dort zu erfahren Gelegenheit hatte. Ich wurde mir bald klar darüber, daß Brahma, Vischnu und Siva nicht, wie es mir in der Schule gelehrt wurde, „mythologische Personen" sind, sondern mystische Kräfte in der Natur, ebenso „allgegenwärtig" wie Luft, Wärme und Licht; die in Europa so ganz verkehrt aufgefaßte Lehre von der Reinkarnation löste mir nun, da ich sie richtig verstand, das Rätsel des menschlichen Lebens, und die Lehre von Karma erklärte auf natürliche Weise die Verschiedenheiten desselben und zeigte, daß jeder „seines eigenen Glückes Schmied" ist. Ich lernte da, nicht durch philosophische Irrgänge, noch durch theologische Wortklaubereien, sondern durch eigene Anschauung im Innern, manche Geheimnisse des Makrokosmos vermittelst der Beobachtung der Vorgänge im Mikrokosmos kennen. Ich sah, daß, wer den Geist, der das Ganze belebt, kennen lernen will, ihn weder im Materiellen noch im Reiche der Schatten und Gespenster finden wird, sondern selbst in das Reich des Geistes und der Erkenntnis eintreten muß. Als ich diese Schwelle überschritten hatte, hatte ich keine „Beweise" mehr nötig über das, was ich an mir selber erfuhr.

„Als ich aber einmal das Licht kennen gelernt hatte, wurden mir auch die Geheimnisse des Christentums und der christlichen Mystiker, sowie ein Teil der alchemistischen Schriften klar, und ich fand überall Einfachheit, wo früher Verwirrung herrschte".

Für die Leser der „Sphinx" wird es von Interesse sein, über den Aufenthalt Dr. Hartmanns in Indien Näheres zu erfahren. Er erzählt: „In Adyar (Madras) wurde ich am Hauptquartier der „Theosophical Society" freundlichst aufgenommen, und bald sah ich mich, ganz ohne es zu wollen, aus einem Schüler in einen Lehrer verwandelt. Als ich die Anfangsgründe der okkulten Wissenschaft gelernt hatte, sah ich bald

ein, daß man durch eigene, geistige Anschauungen unter Mithülfe der Adepten in kurzer Zeit mehr Wahres, Edles und Erhabenes erforschen kann, als sich auf unsern Universitäten in einem Menschenleben theoretisch erlernen läßt. Ich fand da zum erstenmale eine religiöse Weltanschauung auf streng wissenschaftlichem Grunde und eine Wissenschaft, welche sich nicht darauf beschränkt, in der toten Materie zu wühlen, mit welcher man sich in Europa schon seit vielen Jahrhunderten beschäftigt, ohne daß man gefunden hat, was sie im Grunde genommen ist, sondern eine Wissenschaft, deren Spitzen sich weit hinein in jenes Reich erstrecken, welches von der Mehrzahl unserer modernen Gelehrten als unnahbar betrachtet wird und ihnen auch verschlossen bleiben muß, solange sie nur das materielle Formen, nicht aber den Geist, nur die Gesetze der Gravitation, nicht aber die allumfassende Liebe erkennen.

„Die Zeit meines Umganges mit H. P. Blavatsky in Adyar rechne ich zu der interessantesten Periode meines Lebens. Ich sah in ihr nicht nur eine hochgebildete und intelligente Dame, sondern hinter der Maske ihrer Persönlichkeit verborgen war eine große Seele (Mahatma). In ihr war, ähnlich wie bei meinem früheren Freunde in Mexiko, das geistige Leben und damit auch die geistige Wahrnehmung und Erinnerung erwacht; sie sah mit dem Auge des Geistes ebensogut in die Gedanken- und Geisterwelt, als mit den körperlichen Augen in die Körperwelt. Sie war sich ihrer wahren Heimat bewußt und lebte in ihr, wenn ihr Körper im Schlafe lag; ihr Leben auf Erden war ihr nur wie eine Herberge für einen Reisenden, der darin einige Tage zu wohnen gezwungen ist; sie legte diesem Leben keine Wichtigkeit bei und hatte deshalb auch keine besonderen Rücksichten für die Konvenienzen und Falschheiten unserer Narrenwelt.

„Unser Verkehr mit den Adepten war in Adyar eine alltägliche Sache, ob nun H. P. Blavatsky anwesend war oder nicht. Wenn ein Rat nötig war, so erhielten wir Briefe von unserer Freundin jenseits des Himalaya, durch unsichtbare Hände befördert. Dies geschah nicht, um uns in Verwunderung zu setzen, daß solche okkulte Phänomene stattfinden könnten, sondern um uns mitzuteilen, was nötig war. Der Ruf dieser und ähnlicher Phänomene verbreitete sich bald über die ganze Welt und hatte zur Folge, daß die „Society for Psychic Research“ in London einen angeblichen Sachverständigen nach Adyar sandte, um zu untersuchen, was hinter diesen Phänomenen verborgen sei. Daß dieser „Sachverständige“ nichts ausfinden konnte, versteht sich von selbst. Ebenso leicht erklärlich ist, daß er, um seine Unfähigkeit zu bemänteln, die Theorie erfand, daß diese Phänomene auf Betrug von Seiten H. P. Blavatskys beruhten“.

Kurz vor dieser Zeit war Oberst Olcott und H. P. Blavatsky nach Europa gereist, und es trat an deren Stelle ein Verwaltungsrat, zu dessen Präsidenten Dr. Hartmann gewählt wurde. Die Folge davon war, daß er, selbst noch ein Neuling im Studium der Theosophie, sich in die wenig beneidenswerte Lage versetzt sah, die Sache der Wahrheit gegen

die Angriffe der „Wissenschaft“ wie der Kirche zu verteidigen; denn auch die protestantischen Missionare hatten sich die Abwesenheit von H. P. Blavatsky zu Nutzen gemacht, um gegen dieselbe eine Reihe von unbegründeten Anschuldigungen zu veröffentlichen. Die Einzelheiten dieser Periode finden wir in Dr. Hartmanns Schrift: „A Report of Observation“ (Madras 1884) beschrieben.

Aber die äußeren Feinde der „theosophischen Gesellschaft“ waren noch nicht die ärgsten; da galt es vor allem die Borniertheit und den Größenwahn in den Reihen der eigenen Anhänger zu bekämpfen. Eine Menge Leute waren der „Theosophical Society“ beigetreten, nicht aus einem Verlangen nach höherer Erkenntnis oder aus Liebe zur Wahrheit, sondern um, wie sie meinten, zaubern und hexen lernen zu können, um mit einem angeblich höheren Wissen vor der Welt groß zu thun und sich ein geheimnisvolles Ansehen zu geben. Da gab es Stürme im Innern und nach außen, und es vollzog sich in der „Theosophischen Gesellschaft“ jener große Reinigungsprozeß, dem sie dann in späteren Jahren ihr schnelles Aufblühen verdankte.

In bezug auf diese Erfahrungen drückt sich Annie Besant folgendermaßen („Lucifer“, September 1894) aus:

„Die okkulten Phänomene waren an sich ganz harmloser Art; aber die Lehre, welche sie gaben, wurde verkehrt aufgefaßt. Anstatt zu begreifen, welch herrliche Kräfte im Menschen selbst enthalten sind, wenn er sie nur zur Entwicklung bringen will, regten dieselben nur die Neugierde auf und riefen eine krankhafte Begierde nach dem Wunderbaren, Erstaunlichen, Abnormen und Grotesken hervor. Statt auf unsere Ideale zu sehen, statt das Ideal des göttlichen Daseins zu betrachten, suchte man nach psychologischen Kunststücken, und die Leidenschaft für Thaumaturgie rächte sich, wie sichs gehört“.

Jenen Zustand hat Dr. Hartmann in seiner Novelle „The Talking Image of Urur“ amüsant charakteristisch dargestellt und lächerlich gemacht.

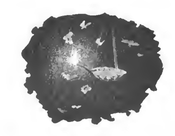
Während dieser Periode war H. P. Blavatsky von Europa nach Indien zurückgekehrt, fiel aber bald darauf in eine schwere Krankheit. Als sie sich von derselben auf eine wahrhaft wunderbare Art und trotz der Unmöglichkeit einer Herstellung, wie sie die Aerzte und Professoren behaupteten, erholt hatte, wurde beschlossen, H. P. Blavatsky nach einem gemäßigteren Klima zu senden. Hierzu wurde Italien gewählt. Dr. Franz Hartmann erhielt den Auftrag, sie zu begleiten. Er verließ deshalb Adyar am 1. April 1885 in Begleitung von H. P. Blavatsky, einem Indier namens Bavadji und einer englischen Dame Miß Mary Flyen, und wohnte mit diesen in Torre del Greco bei Neapel. Von da wurde nach Deutschland übergesiedelt. H. P. Blavatsky ging nach Würzburg, Dr. Hartmann kehrte in seine alte Heimat Kempten zurück.

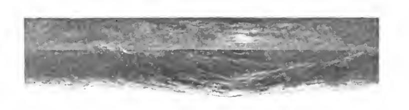
Dr. Hartmann hatte ursprünglich die Absicht, seinen Verwandten nur einen kurzen Besuch zu machen und dann nach den Vereinigten Staaten

zurückzukehren, um seine ärztliche Praxis wieder aufzunehmen; aber auch in diesem Falle wurde sein Schicksal von einem Anderen gelenkt. Durch ein „zufälliges" Bekanntwerden mit Dr. Carl Kellner, dem Erfinder der chemischen Cellulosefabrikation, wurde seine Aufmerksamkeit diesem Industriezweige zugelenkt, und es gelang ihm, aus der bei der Cellulosefabrikation gebrauchten Kochflüssigkeit ein Präparat darzustellen, welches sich, soweit die bisher angestellten Versuche bezeugen, als ein spezifisches Mittel (durch Einatmung) gegen die Lungentuberkulose erwiesen hat. Dies veranlaßte die Bildung einer Gesellschaft zur Einführung dieser Methode in allen Ländern und zur Errichtung einer Inhalationsanstalt in Hallein bei Salzburg, deren gegenwärtiger Direktor Dr. Hartmann ist.[1])

Unter den zahlreichen Werken von Dr. Franz Hartmann seien besonders seine Monatsschrift „Lotusblüten" (Leipzig, Wilhelm Friedrich's Verlag, jährlich 10 Mk.) und sein Hauptwerk „Schwarze und weiße Magie oder das Gesetz des Geistes" (ebenda, 6 Mk.) als zuverlässiger Führer in die Theosophie empfohlen.

[1]) Dr. Franz Hartmann's Bild ist in dem Novemberheft der „Sphinx" (XIX, 105) erschienen.





Die Schöpfung aus nichts.

Von

Dr Franz Hartmann,

Herausgeber der „Lotusbluten" in Hallein.

✱

„Gehorsam meinem Willen, bringt meine Natur alles hervor, was sich bewegt und was sich nicht bewegt".
Bhagavad Gita. IX. 10.

„Und Gott sprach: Laßt uns den Menschen machen, nach unserm Ebenbilde". Moses I. 26.

Es ist ein Ding, Bücher, welche über geistige Dinge handeln, flüchtig zu lesen, und ein anderes Ding, den Inhalt derselben zu verstehen. In unserer anspruchsvollen Zeit, wo man alles auf einmal erhaschen will, ist der Augenblick zu kostbar, um etwas genau zu untersuchen; man kann deshalb nur alles oberflächlich betrachten, und deshalb beurteilt man auch das Meiste oberflächlich und falsch. Die Wissenschaft hat einen großen Sprung nach vorwärts gethan, als sie den Aberglauben eines Erschaffens aus nichts an den Pranger stellte und nachwies, daß aus nichts nichts entstehen könne, und daß alles in der Natur nach dem Gesetze der Evolution vor sich geht. Leider hat sie dabei übersehen, daß auch das Gesetz der Evolution nicht hohes aus niedrigem hervorbringen kann, sondern daß dieses Höhere, das sich entwickeln soll, vorhanden sein muß. Die Annahme, daß etwas höheres sich aus etwas niederem entwickeln könne, ohne daß dieses Höhere bereits im Keime vorhanden ist, käme in der That dem Glauben an ein Erschaffen aus nichts gleich, und es ist somit die Wissenschaft und nicht die Religion, welche an diesem Irrtum hängt. Eine Million vernunftloser Menschen könnten niemals eine Vernunft evolutionieren, ist aber in einem einzigen Menschen Vernunft vorhanden, so kann dieselbe sich nach und nach in ihm und durch ihn offenbaren. Sie entwickelt sich auch nicht, sie ist bereits in sich selber vollkommen, wohl aber kann sich die Form so verbessern, daß sie in ihr zu immer höherer Offenbarung gelangt. Auch das Leben erzeugt sich nirgends; es ist bereits in sich selbst das was es ist und stets war; wohl aber kann sich die

Thätigkeit des Lebens in einem Organismus entfalten, der hierzu tauglich ist. Durch den Tod hört nicht das Leben, sondern nur dessen Offenbarung im Körper auf. Die Uhr steht still, wenn das Räderwerk außer Ordnung ist; kommt es wieder in Ordnung, so wird dadurch keine neue Kraft erschaffen, sondern die bereits vorhandene Kraft setzt von neuem das Räderwerk in Bewegung. Das Leben, wie auch die Vernunft, ist ein Ding, das man nicht wägen oder sezieren kann, nicht durch das Fernrohr oder das Mikroskop beobachten und daher nicht wissenschaftlich nachweisen kann, es ist für die modernen Wissenschaften ein Nichts.

Hätten sich nicht gewisse Repräsentanten der Wissenschaft angemaßt, über solche Dinge im Namen der „Wissenschaft" verkehrte Urteile zu fällen, so wäre es auch nicht nötig, bei der Betrachtung von Dingen, die garnicht der Wissenschaft, sondern der Erkenntnis angehören, diese „Wissenschaft" zu erwähnen. Die Wissenschaft hat es nur mit den Erscheinungen in der Natur, die Religion dagegen mit dem Wesen der Dinge zu thun. Die Religion betrachtet das Ganze, die Wissenschaft zerlegt es in seine einzelnen Teile. Erst kommt die Anschauung; dann die Zergliederung. Wo keine Erkenntnis des Ganzen als Ganzes vorhanden ist, da ist auch alles angebliche Wissen in bezug auf die Teile nur Stückwerk, aber keine wirkliche Wissenschaft. Wer über geistige Dinge urteilen will, muß einer geistigen Anschauung fähig sein.

Meister Eckhart sagt: „Gott ist alles und nichts". „Er ist weder dies noch das, seine Eigenschaft ist Wesen" (262, 37). „Er ist die lebendige, seiende Vernunft, die sich selber versteht und in sich selber ist, lebt, und mit sich selber identisch ist" (188, 29). „Die Schöpfung ist nur eine Selbstanschauung Gottes; indem Gott sich selber anschaut, erfaßt er sich als die Fülle der Ideen, der Urbilder aller Dinge. Dieses ewige Anschauen seiner selbst ist die schaffende Thätigkeit Gottes" (241, 8). „Gott ist seine eigene Materie und Form. Vor der Erschaffung der Kreaturen war er nichts für sie, sie wußten nichts von ihm, aber an sich selber war er ihnen ewig dasselbe, was er ihnen jetzt ist und ewig sein wird. Darum konnte keine Kreatur Gott offenbaren, als sie selber nicht war" (497, 32).

Dieselbe Lehre findet sich in den Veden der Indier. Der Sam Veda sagt: „Im Anfange war nichts. Dieses unendliche Wesen selbst war. Dieses wollte offenbar werden. Es kam aus ihm das Ei (das Weltall) zum Vorschein" usw.

Das ganze Mißverständnis zwischen der Wissenschaft und der Religion beruht darauf, daß die Wissenschaft die Erscheinungen für das Wesentliche hält und das Wesen der Dinge nicht kennt; die Religion dagegen zeigt uns, daß die Erscheinungen nichts anderes als Erscheinungen (Vorstellungen) sind, und da diese Dinge nichts Wesentliches sind, so ist auch bei ihrer „Erschaffung" nichts Wesentliches gemacht worden, sondern die Dinge sind heute noch was sie damals waren, nämlich nichts als ein Schein.

Wir brauchen, um uns von der Wahrheit des Obigen zu überzeugen, weder dem Meister Eckhart, noch den Veden aufs Wort zu glauben, wir können uns von diesen Thatsachen selbst überzeugen, da, so wie Gott im großen und ganzen, jeder Mensch Schöpfer in seiner eigenen kleinen Welt ist.

Vergessen wir einmal unser persönliches Selbst und versenken wir uns in die Tiefe unseres Selbstbewußtseins, so tritt eine Welt von Ideen in unser Dasein ein, und aus jeder Idee kann sich ein Gedanke, eine Vorstellung, ein Bild entwickeln, welches in die objektive Erscheinung tritt, so daß wir es in uns selbst wahrnehmen können. Da assoziieren sich unsere Ideen und bringen neue Gedanken hervor, die vor dem Richterstuhle der Vernunft geprüft und entweder angenommen oder verworfen werden. Da beginnt die Evolution der Offenbarung im Innern, es entwickelt sich ein Gedanke aus dem andern durch die Kraft des Geistes, und zuletzt wird aus einem unbedeutenden Einfall eine große Idee. Alles was dabei unveränderlich ist, ist das Bewußtsein des Seins; es wird weder kleiner noch größer, es sondert seine Gedanken nicht ab, sondern sie existieren in ihm, und wir betrachten diese Erscheinungen, die wir für nichts Fremdartiges halten; wir wissen, daß sie in uns sind und durch uns ihr Traumleben haben. Alles dies hat uns niemand gelehrt, wir haben es weder von der Kanzel noch vom Katheder gehört, und in keinem Buche gelesen, brauchen auch keinen Beweis dafür, wir wissen es, weil es so ist, und es ist uns vollkommen gleichgültig, was ein anderer, der von unsern innerlichen Vorgängen nichts weiß, darüber urteilen mag, in unserer inneren Welt ist überhaupt kein „anderer" da; sie gehört uns, und in ihr gehören wir uns selber an.

So ungefähr können wir es uns im Makrokosmos vorstellen, und nach dem Gesetze der Analogie muß es so sein. Gott ist das selbstbewußte Sein (Selbstbewußtsein), die Ideen, die in seinem Geiste enthalten sind, haben in sich die Typen der Gedanken und Vorstellungen, welche schließlich in die äußere Welt geboren werden und den Naturgesetzen gemäß als verkörperte Erscheinungen ins Leben treten. Das ganze ist ein Traum, den der Weltgeist träumt, und Gott ist der stille Zuschauer, der, was in ihm selber vorgeht, sieht, der weiß, daß er ist, und keinen andern Beweis dafür braucht, als daß er sein Dasein erkennt, und dem es absolut gleichgiltig ist, was die Welt oder die Wissenschaft (die Theologie mit eingerechnet) davon denkt: ist er doch selber das Ganze und außer ihm nichts.

Unter diesen Erscheinungen, welche an sich selbst nichts sind, nimmt der Mensch die oberste Stelle ein, weil er „im Ebenbilde der Götter gemacht" ist, worunter wir verstehen, daß der „Mensch", d. h. seine Seele, fähig ist, den Eindruck der göttlichen Weisheit (Selbsterkenntnis) in sich aufzunehmen, so daß sich in ihr die göttliche Weisheit selber erkennt; denn daß die gebrechliche Hülse des Menschen nicht das getreue Ebenbild eines Gottes sein kann, dies sagt uns die eigene Vernunft. Nicht der

irdische Körper des Menschen, wohl aber sein Geist reicht zu den Sternen hinauf; sein Gedanke dringt in die weiteste Ferne, seine Seele umfaßt die Welt.

Was ist der Mensch? — Diese Frage, welche vor Tausenden von Jahren die ägyptische Sphinx denen, die auf dem Wege des Lebens wandelten, vorlegte, und wobei jeder, der das Rätsel nicht lösen konnte, in den Abgrund des Nichts versank, ist auch heute trotz aller wissenschaftlichen Fakultäten noch nicht gelöst und kann auch auf keine andere Art gelöst werden, als indem der Mensch sich selber erkennt. Wir können sagen: der Mensch ist ein Ding, in welchem Täuschung mit Wahrheit verbunden ist. Sechs ist die Zahl der Täuschung, vier die Zahl der Wahrheit, beides zusammen macht zehn, welches die Zahl der Vereinigung ist. In der Zehn kommt die Einheit zuerst und dann die Null. Der Mensch ohne die Einheit ist nichts, mit der Einheit verbunden kann er erst den Wert der Einheit erkennen und erlangt dadurch selbst seinen Wert.

Um nun von dem Wesen des Menschen eine richtige Anschauung zu erlangen, müßte jeder Mensch erst selbst zum göttlichen Selbstbewußtsein gekommen sein, dann erst stünde ihm eine geistige Wahrnehmung, ein ewiges Gedächtnis zur Verfügung, dann erst könnte er sich der verschiedenen Perioden seiner Evolution, seiner Wiederverkörperungen auf den Planeten, und der Zwischenpausen derselben erinnern, denn das irdische Haus, das er jetzt bewohnt, war nie vorher da und hat deshalb auch keine solche Erinnerung. Wollen wir daher auch ohne diese eigene Erfahrung etwas über das wahre Wesen des Menschen wissen, so müssen wir uns an diejenigen Menschen wenden, denen es gelungen ist, in dieses geistige Selbstbewußtsein einzutreten und sich selbst kennen zu lernen, wir sind dann in dem Falle eines Menschen, dem ein Reisender den Weg, welchen er gemacht hat, beschreibt. Er beschreibt ihm dabei nicht was er geträumt hat, oder was ihm „geoffenbart" worden ist, sondern was er wirklich gesehen, empfunden, erlebt und erfahren hat, und wenn wir selbst schon ein wenig gereist sind, so sehen wir bald, wie weit unsere eigenen Erfahrungen mit den seinigen übereinstimmen. Ein solches Wissen ist allerdings noch lange keine Erkenntnis, aber es ist ein Licht auf dem Weg, das uns das Ziel beleuchtet, nach welchem wir streben. Das wahre Wissen, die Gotteserkenntnis (Theosophie), beruht auf keiner andern Grundlage als auf sich selbst; es hängt von keinerlei Meinungen, von keinerlei Glauben an die Autorität irgend einer Person, von keinerlei Ueberlieferungen, äußeren Beobachtungen u. dgl. ab. Es giebt in der Selbsterkenntnis keinen angenommenen Glaubensartikel, keinen Kultus von irgend einem Buche oder irgend einer Person. Es ist ebenso unverständig, von „Anhängern der Theosophie" zu sprechen, als von einem „Anhänger an die eigene Vernunft". Es giebt „Anhänger" von Leuten, welche theosophische Lehren verbreiten und „Anhänger" von gewissen Meinungen. Derjenige aber, in dem das Licht der Erkenntnis aufgegangen ist, hängt

an nichts; er hat dieses Licht in sich selbst und nur er ist ein wirklicher Theosoph.[1])

Wie aber kommt diese Selbsterkenntnis im Menschen zur Offenbarung? Wie gelangt in ihm die göttliche Gnade zum Durchbruch? Wie gebiert sich in ihm die Vernunft?

Dies geschieht dadurch, daß er die Hindernisse bewältigt und beseitigt, welche dieser Offenbarung, der das ganze Weltall erfüllenden „Gnade" hinderlich sind, daß er die Fenster öffnet, damit das überall vorhandene Licht einströmen kann. Dies aber thut der Mensch gewöhnlich erst dann, wenn er die Notwendigkeit, es zu thun, durch eigene Erfahrung erkannt hat. Wir wollen aus Tausenden solcher Fälle ein Beispiel erwähnen:

Glücklich ruht der Mensch, oder wenn man so sagen muß, „der Geist" des Menschen (Manas) in Devachan. In rosigem Lichte schlummert er und träumt von allem Idealen und Schönen, das während seines Traumes auf Erden der Gegenstand seiner Wünsche war. Er ist umgeben von allem was er liebt, denn was ihn umgiebt, ist das Produkt seiner himmlischen Vorstellungen, und die Bilder, welche er sieht, sind für ihn ebenso wirklich, als es seine Umgebung in seinem Leben auf Erden war. Aber auch hier erschöpft sich der Vorrat der angesammelten Empfindungen und Ideen, und da er von der Anziehung des irdischen Daseins noch nicht durch die Erkenntnis der Wahrheit freigeworden ist, so schlägt auch für ihn die Stunde, wo sein Himmelstraum aufhört, und er wieder zum irdischen Scheinleben zurückkehren muß. Seine Auflösung naht und für einen Augenblick wird er eins im Bewußtsein mit dem Geiste der Welt (Planetengeist) und sieht als solcher sein nächstes Erdenleben voraus, nach demselben Gesetz, nach welchem er, als er auf Erden starb, auf sein ganzes vorhergehendes Leben zurückgeblickt und die Beweggründe seiner Handlungen erkannt hat. Als ein geistiger Lichtstrahl, der im Himmel wurzelt, senkt er sein Haupt wieder zur Erde hinab und steigt zur Materie herunter. Es ist der „heilige Feigenbaum", „der seine Wurzeln im Himmel hat und dessen Zweige sich über die Erde erstrecken".[2])

Mehr als tausend Jahre sind es nun her, seit diese Seele sich von ihrer irdischen Erscheinung trennte. Als sie das Erdenleben verließ, da legte sie eins nach dem andern ihrer irdischen Gewänder ab; jetzt nimmt sie dieselben wieder auf, denn auch die niederen Grundteile, das „Fleisch" (Kama Manas, Astral-Körper) feiern ihre Auferstehung, wenn auch der zu bewohnende physische Körper ein anderer ist. Die dem Menschen eingewurzelten Tendenzen und Neigungen ziehen ihn zu einer Familie an, die seinem Charakter, seinem Karma entspricht. In seinem früheren Dasein war dieser Mensch ein Prinz, aber da er als solcher alles hatte,

[1]) Um sich stets wiederholenden Mißverständnissen vorzubeugen, mag es erlaubt sein, zu bemerken, daß, wenn der Verfasser das editorielle „Wir" gebraucht, er nicht im Namen von irgend einer Gesellschaft spricht, sondern nur in seinem eigenen und im Namen derjenigen, die mit ihm auf demselben Standpunkte stehen.

[2]) Siehe: Bhagavad Gita. XV. 1.



was er wollte, keinen Widerspruch fand und deshalb keine Gelegenheit hatte, Selbstbeherrschung zu üben, wurde er sittlich verkommen, und eine sittlich verkommene Familie ist es, zu der ihn das unabänderliche Gesetz der Harmonie des Weltalls anzieht.

In dem Winkel eines verrufenen Quartiers in London wird in einer Bettlerfamilie ein Kind geboren. Niemand weiß woher diese Seele kam; niemand kannte den Prinzen, den sie früher belebte. Auch das Kind weiß es nicht. Es lächelt freundlich, weil es noch die Nachklänge seines Daseins im Himmel fühlt, aber bald verwandelt sich seine Freude in Leid. Statt der Milch erhält es Branntwein, wodurch sein Gehirn verkümmert wird, unter Schelten und Schlägen wächst es auf und wird zum Betteln und Stehlen erzogen. Er kennt nicht den in ihm gekreuzigten Geist, er weiß von nichts als von seiner eigenen Tiernatur; die Befriedigung seines Hungers und seiner tierischen Leidenschaften sind sein höchstes Ideal. In der Schule lernt er, was man wissen muß, um andere übervorteilen zu können, in der Religionsstunde lernt er, was man scheinen muß, um andere zu betrügen. Zwar fehlt es ihm nicht an Moralpredigern, allein er hat Scharfsinn genug, um zu sehen, daß diese Leute selbst nicht an ihre Lehren glauben oder sie wenigstens nicht befolgen. Anstatt des Essens erhält er fromme Sprüche, die für ihn keinen Sinn haben; anstatt seine Talente zweckmäßig zu verwenden, wirft ihn die Gesellschaft hinaus. Auch appelliert die ganze Moralpredigt nur an seine Furcht. „Wenn du dies und das thust", so heißt es, „so wird dir dies und das geschehen", und er denkt sich dabei: dagegen giebt es ein probates Mittel, nämlich sich nicht erwischen zu lassen.

Nun beginnt eine Reihe von Verbrechen, welche nicht er, sondern die Zivilisation durch ihn begeht; denn er hat keine freie Urteilskraft mehr, um das Gute und Böse nach ihrem Werte zu schätzen. Die Gesellschaft, welche ihn verdummte, trägt den größten Teil der Verantwortlichkeit für das, was er thut. Zwar leidet die in ihm gebundene Seele (der Mensch in ihm) Unaussprechliches, aber er schiebt seine Unzufriedenheit, sein Mißbehagen äußeren Umständen zu, die er nun auf seine Art zu verbessern trachtet. Wie sollte er auch das Leiden der Seele erkennen? hat ihn ja doch die Wissenschaft soweit aufgeklärt, um ihn glauben zu machen, daß der Mensch keine Seele habe, sondern nur eine verbesserte Auflage des Affengeschlechts sei! Von einem geistigen Menschen war dabei niemals die Rede.

Ausgestoßen von der Gesellschaft, verfolgt von der Polizei, wird er ein Feind der Gesellschaft und Polizei; er erblickt in den Wohlhabenden seine Unterdrücker, in den über ihm Stehenden seine Tyrannen. Da er selbst zum Betrüger geworden ist, so ist ihm die ganze Welt nichts als ein großer Betrug. Durch „Strafen" wird sein Gemüt verhärtet; er lernt dabei nichts als das Rachegefühl.

Da kommt er vielleicht mit anderen Leidensgefährten zusammen und bei irgend einem Anlasse erfährt er einen Zug wahrer Menschlichkeit, die

wohl von der Kultur nach und nach ausgerottet, aber wo sie vorhanden ist, nicht unterdrückt werden kann. Diese Erfahrung wirkt in ihm eine größere Veränderung als alle Moralpredigten und Strafen es zu bewirken im stande waren; er erkennt einen Lichtblick seiner eigenen besseren Natur, der ihn zum Nachdenken bringt. Der magische Zauber des guten Beispieles hat ihm den Weg der Selbstbeherrschung gezeigt. Er erkennt die Abscheulichkeit der Verbrechen, welche er zwar ausführte, aber deren moralische Urheber die Gesellschaft war, die ihn verkehrt erzog und verkehrt behandelte. So wird er durch seine Erkenntnis erhoben, und aus dem Tier, das als Mensch ein Nichts war, wird Mensch, der, wenn er von der Erde Abschied nimmt, auf ihr seine Thorheit zurückläßt und wieder in den Himmel eintritt, um ein höheres Dasein zu genießen. Sind dort die Kräfte erschöpft, welche er im materiellen Dasein gesammelt hat, so tritt er von neuem in dieses ein. So dreht sich das Rad so lange, bis der Mensch zur Erkenntnis Gottes gekommen ist. Diese Gotteserkenntnis macht den Menschen zu Gott; denn in seinem innersten Grunde steht der Mensch in Gott, und wenn er sich in dem innersten Grunde seines Wesens erkennt, so ist er in Gott, eins mit Gott und Gott selbst, weil kein Unterschied ist zwischen ihm und Gott; die Eins ist nur Eins und nicht Zwei. So wird aus dem Dinge, das kein Mensch war, ein Mensch, und aus dem Menschen, der kein Gott war, ein Gott. Jedes Wesen besteht aus der Summe der Eigenschaften, die ihm angehören; wird eine solche Summe ins Dasein geboren, so ist aus dem, was vorher nicht vorhanden war, ein Etwas geschaffen.

Der eigentliche Mensch (Buddhi Manas) ist ein Bewohner des Himmels, sein Reich ist die ganze Welt. Der irdische Mensch (Kama Manas) ist ein Bewohner der Erde; sein Reich ist die Rolle, die er in einem kurzen Dasein spielt. Der eine ist ein Sohn des Lichtes, der andere ein Erzeugnis der Dunkelheit (der Materie und der Nichterkenntnis). Beide Gegensätze sind in diesem Lebens zu einem ganzen vereinigt, und deshalb findet zwischen beiden ein beständiger Kampf ums Dasein statt, in welchem stets der Eine siegt und der Andere untergeht. Der Sohn des Lichtes gelangt zur höheren Erkenntnis seiner eigenen Lichtnatur, indem er den Gegensatz der Dunkelheit kennen lernt; der Sohn des Erdgeistes lernt dabei nichts; denn da er kein Licht in sich hat, kann er auch keines erkennen. Der Sohn des Lichtes ist mit der Wahrheit verbunden; der Sohn des Erdgeistes ist eine Täuschung, ein Nichts; er hat kein wahres Selbstbewußtsein; er ist nur eine Form, in welcher die Natur zum Bewußtsein kommt, durch ihn empfindet, will, handelt und denkt. Der Sohn der Erde ist Erde; der Sohn des Lichtes die Pflanze, welche aus ihm ihre Nahrung zieht. Beide Naturen lassen sich niemals vereinigen; nur dadurch, daß die eine zu nichts wird, wird die andere alles. Wie ein Tier sich niemals so veredeln kann, daß ein Mensch daraus wird, so kann auch das verkehrte „Ich" im Menschen, wäre es auch noch so klug, sich nie so veredeln, daß es ein wahres Ich wird. Seine Verkehrtheit muß aufhören,

ehe das Wahre in ihm geboren werden kann, und wenn das Wahre in ihm geboren wird, so hört die Verkehrtheit auf. Die Wahrheit, das Licht, muß die Täuschung, die Dunkelheit überwinden, ehe es sich in ihr offenbaren kann, und offenbart sich das Licht, so ist es mit dem Dunkel zu Ende. Soll das Licht sich aus dem Dunkel entwickeln, so muß es darin im Prinzipe enthalten sein; wäre es nicht darin enthalten, so könnte es nicht in ihm zum Vorschein kommen oder offenbar werden. Soll ein Mensch aus einem menschenähnlichen Tiere sich entwickeln, so muß die Erkenntnis der Menschenwürde in ihm enthalten sein und sich in ihm offenbaren; soll aus einem Menschen ein Gott geboren werden, so muß die Gottheit in ihm ins Leben treten und zur Selbsterkenntnis gelangen.

Wer möchte sich wohl nicht gerne zu einem göttergleichen Dasein erheben, ohne deshalb der sinnlichen Lust zu entsagen? Der ins tierische Leben geborene Mensch möchte ins göttliche Dasein geboren werden. Da aber aus einem Tiere kein Gott erstehen kann, so haben wir es vor allem nicht mit der geistigen Wiedergeburt, sondern mit der Evolution eines natürlichen Menschen zu thun. Der Mensch ist nur dann „natürlich", d. h. seiner menschlichen Natur gemäß beschaffen, wenn in ihm die Eigenschaften, durch welche die Menschheit sich von dem Tierreich unterscheidet, offenbar werden. Die Menschheit im Menschen ist für ihn und für alle ein nichts; so lange sie nicht in ihm selbstbewußt wird; aber in jedem Menschen ist dieses Prinzip, vergleichbar mit einem in der Erde schlummernden Samen, enthalten und kann durch die richtige Pflege zur Entfaltung gebracht werden. Wenn es sich entfaltet, so wird aus einem unnatürlichen oder widernatürlichen Menschen ein natürlicher Mensch, und je mehr sich dieses Bewußtsein entfaltet und ausbreitet, um so mehr wird es eins mit der einen Menschheit als ganzes, bis es schließlich in seinem Empfinden und Wollen und Wahrnehmen die ganze Menschheit umfaßt. Dadurch tritt der Mensch aus der Sphäre des Egoismus heraus, und was das Interesse der ganzen Menschheit ist, ist dann sein eigenes.

Dieses Gefühl für das Ganze im Einzelnen zu erwecken und zu pflegen, bis es zur wahren Erkenntnis wird, sollte das Ziel unserer Weltverbesserung sein; da nur hierdurch ein dauerndes und allgemeines Glück geschaffen werden kann. Statt dessen wird nur an den Egoismus der Einzelnen, der Klassen und der Völker appelliert. Da aber der Egoismus eine Täuschung ist, so kann auch auf diesem Wege nichts anderes als Täuschungen zustande kommen. Ein Friede, der im gegenseitigen Selbstinteresse geschlossen ist, wird gerade so lange dauern, als das Interesse des Einen das des Anderen nicht überwiegt; eine Ruhe, die auf Furcht vor den Folgen der Unruhe beruht, ist ein Stillstand, in welchem kein Fortschritt ist; eine Moral, die auf Heuchelei gegründet ist, ist ein Geschwür, das um so mehr nach innen eitert, als dem Eiter der Austritt nach außen verschlossen ist.

Wie im kleinen, so ist es im großen und wie im großen, so ist es im kleinen. Die Habsucht möchte dieses und jenes, aber der Geiz ver-

hindert den Ankauf, die Furcht vor Entdeckung den Diebstahl; der Zorn lodert auf, aber die Feigheit hält ihn zurück; der Neid krümmt sich vor Schmerz über das, was ein anderer hat, aber die Eitelkeit wirft eine Decke darüber, damit es niemand sieht; der Geiz weigert sich, ein Almosen zu geben, aber die Prahlsucht zwingt ihn zur Verschwendung; die Narrheit möchte gerne vernünftig werden, aber die Mode zwingt sie zu bleiben, was sie ist.

Alle diese Eigenschaften sind keine Menschen-, sondern tierische Naturkräfte, die im Menschen zum Bewußtsein oder zur Empfindung kommen, es ist im kleinen, wie im großen, ein Kampf zwischen verschiedenartigen Tieren, die in einem Käfig beisammen sind, es findet dabei kein Fortschritt, keine Entwickelung statt. Eine Leidenschaft kann eine andere umwandeln, gerade so, wie man Wärme in mechanische Kraft, Elektrizität in Lichterscheinung umwandeln kann, aber es kommt dabei nichts neues und besseres heraus, es kann sich keine Vernunft aus der Unvernunft erzeugen, ist aber Vernunft in einem Wesen enthalten, so kann sie darin offenbar werden, und sie wird dadurch offenbar, daß die Unvernunft verschwindet. Die Vernunft ist aber für alles, das unvernünftig ist, ein Nichts; sie existiert für uns erst dann, wenn sie aus dem Nichtsein in das Sein, aus dem Nichtoffenbaren in die Offenbarung, aus dem uns Unbewußten in unser Bewußtsein tritt. In sich selbst ist sie das, was sie ist und ewig war und ewig sein wird; ein Zustand, der nicht von etwas, das keine Vernunft hat, erzeugt oder entwickelt werden kann, sie tritt aber erst ins Dasein ein, wenn sie in uns zu sich selbst, d. h. zur Erkenntnis kommt.

Es giebt keinen anderen Erlöser, durch den der Mensch aus der Tierheit zur Menschheit gelangen kann, als die Erkenntnis, keinen andern Weg, um aus der Unvernunft zur Vernunft zu gelangen, als die Vernunft. Ein Narr, der sich einbildet, weise zu sein, wird dadurch nur noch ein größerer Narr und hindert sich, weise zu werden. Niemand kann Weisheit im Narren, Vernunft im Unvernünftigen erschaffen oder entwickeln; man kann nur die Hindernisse hinwegräumen, welche ihre Offenbarung verhindern. Man kann aus einem Tiere keinen Menschen machen, indem man das Tier glauben macht, daß es ein Mensch sei. Erst wenn der Mensch sich seiner Menschheit bewußt wird, ist er in Wahrheit ein Mensch und kann sich vom Tiere erlösen; nur in dem Grade, als sich die wahre Menschheit in ihm offenbart, kann er den Glauben an das Menschsein empfinden. Er muß ein Mensch werden, ehe er sich in Wahrheit bewußt sein kann, ein Mensch zu sein. Dann erst kann sich in dem natürlich gewordenen Menschen die Gotteserkenntnis offenbaren. Dann erst kommt er in den Besitz der geistigen Kräfte, ohne welchen es keine selbstbewußte magische Einwirkung giebt, und ohne welchen alles Studium der Geheimwissenschaft fruchtlos ist.

Niemand als derjenige, welcher, sei es auch nur einmal auf einen Augenblick, das Gefühl der wahren Menschenwürde in sich empfunden hat, kann wissen, was es heißt, ein natürlicher Mensch zu sein. In einem

solchen Augenblicke ist er nicht mehr eine vom Wahne des Sonderinteresses beschränkte Person, sondern ein Wesen, dessen Körper die Menschheit ist, dem das Interesse des Ganzen am Herzen liegt, und der sein eigenes kleinliches Dasein als Einzelerscheinung darüber vergißt. Rückert sagt:

„Die Ewigkeit umfaßt die Ewigkeit allein;
Was in dir Ew'ges denkt, das muß unendlich sein.
Unsterblichkeitsgefühl im Menschen war erwacht,
Sobald nur seinen Gott unsterblich er gedacht.
Mocht' er im Gegensatz zum Gott sich sterblich nennen,
Sein eignes Göttliches konnt' er von Gott nicht trennen.
Doch als den Göttern er Gestalt und Leib gegeben,
Zu Menschen sie gemacht, die nur viel länger leben;
Da ward Unsterblichkeitsgefühl, aus ihm entschwunden,
Mit körperlosem Gott erst wieder klar empfunden".

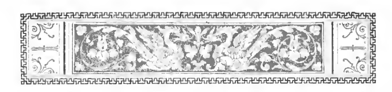
Jeder „Mensch" ist ein Wesen, welches dazu bestimmt ist, daß vor allem die Menschheit sich in ihm offenbaren soll. Wäre sie in den Menschen offenbar, so würden sie sich alle als ein einziges Ganzes ohne Sonderinteressen erkennen. Es gäbe dann keinen Lügner und Betrüger, keine Scheinheiligen und Heuchler, keine großen und kleinen Diebe, keine anarchistischen Narren und „Antisemiten" und wie das Ungeziefer alles heißen mag, durch welches das Gewand der Menschheit verunreinigt ist. Man würde dann nicht mehr die Namen „Liebe, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit, Wahrheit, Gott, Glaube" u. s. w. mißbrauchen, sondern man würde den wahren Sinn dieser Worte verstehen lernen und darnach handeln. Solange dies nicht geschieht, können äußerliche Mittel auch nichts anderes als äußerliche Scheinwirkungen zur Folge haben; die Offenbarung der Menschheit im Menschen selbst ist die einzige Kraft, die ihn aus dem Unmenschlichsein erlöst.[1])

Und wie das Verhältnis zwischen dem Tiere und dem Menschen, so ist es zwischen dem Menschen und Gott. Es findet weder eine allmähliche Umwandlung einer Persönlichkeit in einen unpersönlichen Gott, noch eine solche Erzeugung oder Entwicklung ohne Gott statt. Eine Million gottloser Menschen könnten in zehntausend Jahren keinen Gott zuwege bringen, der etwas anderes als ein Erzeugnis ihrer eigenen Vorstellung wäre. Ist aber der Keim zum Gottesbewußtsein im Menschen enthalten, so offenbart sich das Göttliche in ihm von selbst, sobald das Ungöttliche überwunden wird, und das Ungöttliche verschwindet, sobald Gott in ihm offenbar wird. Wie die menschliche Erscheinung ein Ding ist, in welchem das wahre Wesen der Menschheit zum Ausdruck gelangen und offenbar werden soll, so ist der wahre Mensch ein Wesen, in welchem die Gott-

[1]) Diese Anerkennung der Einheit der Menschheit in den Menschen ist die Grundlage und der Zweck der „Theosophischen Gesellschaft", welche von H. P. Blavatsky gegründet wurde, und zu welcher der Zutritt jedermann offen steht, da in ihr jeder glauben kann, was ihm beliebt.

heit zum Vorschein kommen und das Ideal zur Wirklichkeit werden soll. Dazu giebt es kein anderes Mittel als die Gotteserkenntnis; Gott erkennt sich im Menschen erst dann, wenn der Mensch sich in ihm erkennt. Dadurch tritt der Mensch aus dem Menschenbewußtsein in das Gottesbewußtsein über. Erst dann erkennt er sich selbst. Dann ist er aber auch in seinem Bewußtsein kein Mensch mehr, sondern über „sich selbst“ und alles erhaben, die Welt der Täuschung ist für ihn nicht mehr vorhanden, er „lebt“ nicht mehr, er ist, was er ist. Es giebt keine Worte, um dasjenige zu beschreiben, was niemand fassen kann, als das Unendliche selbst.





Phrenologische Untersuchung des im Grabmonumente von Theophrastus Paracelsus in der Sebastians-Kirche in Salzburg befindlichen Schädels.

Von

Dr. med. Franz Hartmann,
Herausgeber der „Lotusblüten“ in Hallein bei Salzburg.

Wenn wir auch nicht die geringste Ursache haben, zu zweifeln, daß der in obengenanntem Grabmonumente befindliche Schädel wirklich derjenige von Theophrastus Paracelsus sei, so ist diese Annahme immerhin nur eine auf gewissen Voraussetzungen beruhende Meinung, aber noch lange keine völlige Gewißheit. Um uns mehr Gewißheit darüber zu verschaffen, dürfte es angemessen sein, den betreffenden Schädel selbst zu befragen, und dies liegt, soviel wir wissen, nicht im Bereiche der Unmöglichkeit; denn jedes Ding hat seine ihm eigentümliche Sprache; es handelt sich bloß darum, dieselbe richtig zu verstehen. Selbst ein Totenschädel spricht. Er erzählt uns von der Vergänglichkeit alles irdischen und berichtet, daß er einst einem unsterblichen Geiste als Wohnung gedient hat; er sagt uns, daß er einst ein Gehirn umschloß, vermittelst dessen der ihn bewohnende Geist die Kraft seines Wahrnehmens und Denkens auszuüben befähigt war. Ja noch mehr! Da jedes sichtbare Ding nichts weiter ist als das äußerliche Symbol und der Ausdruck einer unsichtbaren Idee, so ist es auch nicht zu verwundern, daß jedes Ding bis zu einem durch äußerliche Verhältnisse bedingten Grade der Idee oder dem Gedanken entspricht, welchen er auszudrücken bestimmt ist. Wir wissen, daß eine hohe Stirne nicht den Denker macht, denn es giebt auch Dummköpfe mit hohen Stirnen, und daß ein schöner Rock den Menschen nicht reich macht, denn es geht mancher in einem feinen Anzuge einher, der noch nicht bezahlt ist. Dagegen wissen wir aber auch, daß ein wohlhabender Mensch sich einen guten Anzug anschaffen kann, und die Erfahrung lehrt

uns, daß durch die Erziehung sich die Kopfbildung nach und nach, bei Kindern langsamer, bei Erwachsenen schneller, ändert, und zwar entsprechen gewisse Teile des Schädels den intellektuellen, andere den moralischen oder geistigen und wieder andere den physischen (tierischen) Fähigkeiten und Eigenschaften des Menschen. Ich habe beobachtet, wie bei Kindern, deren Sinn für das Gute und Edle in früher Jugend keine Entwicklung gestattet wurde, und welche deshalb eine sehr flache Schädeldecke hatten, sich, nachdem sie, durch Schicksalsschläge oder dergleichen veranlaßt, eine höhere geistige Richtung genommen hatten, nach und nach das Schädeldach zu wölben begann und das Organ für Verehrung sich entwickelte. Jeder kann sich im täglichen Leben davon überzeugen, daß junge Leute, welche am Hinterhaupt, wo das Organ der Selbstachtung sich befindet, eine Vertiefung haben, sehr wenig wahre Selbstschätzung, dagegen aber eine große Menge Eitelkeit besitzen, und zwar deshalb, weil das Organ der Gefallsucht zu beiden Seiten um so stärker hervortritt. Gewinnt der Mensch nach und nach mehr Achtung vor sich selbst, sucht er mehr wahr und edel zu sein, als es bloß zu scheinen, so verschwindet diese Vertiefung allmählich und die Höcker zu beiden Seiten verringern sich in dem Grade, als ihm, wenn er sich selbst achten kann, an dem Urteile anderer nichts mehr gelegen ist.

Jedoch ist es nicht unser Zweck, den Wert oder Unwert der Phrenologie zu besprechen; das Obige soll nur dazu dienen, zu zeigen, daß diese Wissenschaft weder so ganz zuverlässig ist, wie die Mathematik, noch auch, wie Viele meinen, „gar nichts dahinter" ist, sondern es ist hier wie mit den meisten Wissenschaften, wo es sich um Phänomene handelt. Wir erkennen darin nicht die absolute Wahrheit, wohl aber die Wahrscheinlichkeit. Wir schließen aus dem, was das Ding zu sein scheint, auf das was es ist.

Jedem, der sich, wenn auch nur einigermaßen, mit der Phrenologie beschäftigt hat, muß es, wenn er den Schädel von Paracelsus betrachtet, sogleich auffallen, daß derselbe in allen seinen Teilen höchst harmonisch und gleichmäßig entwickelt ist. Er ist in sofern beinahe kugelförmig, als da keine besonders hervorspringenden Höcker oder auffallend abgeflachten Stellen bemerkbar sind. Die moralischen, intellektuellen und physischen Kräfte sind so ziemlich alle gleichmäßig ausgebildet. Am meisten aber treten in der intellektuellen Region die Organe der Kausalität (des Forschens nach den Ursachen) und der Vergleichung von Thatsachen hervor. Dieses Erforschen und Vergleichen beschränkte sich aber nicht auf das, was denjenigen Sinnen, welche der Mensch mit den Tieren gemeinsam hat, zugänglich ist, sondern sein Wahrnehmen drang tiefer in das Innere der Natur, er sah mit geistigem Auge nicht bloß das, was, wie er sagt, „jeder Bauer auch sehen kann", sondern er nahm den Geist mit geistigem Sinne wahr. Dafür zeugt die außerordentlich schöne und harmonische Entwickelung des Schädeldaches, wo Spiritualität, Hoffnung, Anbetung, Glauben ihre Organe haben. Deshalb stammte die medizinische Wissen-

schaft von Paracelsus auch nicht aus dem bloßen Lesen von Büchern und dem Nachbeten von althergebrachten Autoritäten her, sondern entsprang seiner eigenen Erfahrung, seinem eigenen höheren Denken, seiner tiefblickenden Vernunft. Was uns dieser Schädel sagt, stimmt vollständig mit dem überein, was Paracelsus in seiner „Verteidigung" schreibt:

„Ich bin mild und eines demütigen Herzens, von ihm zu lernen die Arznei, der doch ein Lehrer des Ewigen ist. Was ist aber in uns tödlichen (Geschöpfen), das nicht aus Gott an uns reiche und komme? Der das Ewige lehret, der lehret auch das Tödliche (Vergängliche), denn beide entspringen aus demselbigen (Grunde). Der Arzt ist der, welcher in leiblichen Krankheiten Gott versteht und verwest (die Stelle Gottes vertritt), darum muß er aus Gott das(jenige) haben, das er kann, denn in gleicher Weise wie die Arznei nicht vom Arzt ist, sondern von Gott, also ist auch die Kunst des Arztes nicht vom Arzte, sondern aus Gott" („Defensio" S. 163. Hus. ed. 1589).

Eine verhältnismäßig außerordentliche und unproportionierte Entwickelung des Organes der Spiritualität bedeutet Aberglauben, religiösen Fanatismus, Leichtgläubigkeit, Träumerei, Schwärmerei und dergleichen. Von alledem ist an diesem Schädel kein Anzeichen bemerkbar. Das Organ der Spiritualität war da allerdings außerordentlich, aber harmonisch entwickelt, d. h. die Intuition des Besitzers war ungemein groß, aber durch eine gleichgroße Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten beglichen. Dies stimmt auch mit dem überein, was über den Charakter des Paracelsus bekannt ist, denn er verläßt sich in seiner Praxis nicht gänzlich auf seine Intuition, sondern prüft die Eingebungen der Vernunft durch den Verstand, den er durch praktische Erfahrung erworben hat:

„Die Kunst gehet keinem nach, aber ihr muß nachgegangen werden. Darum hab' ich Fug und Verstand, daß ich sie suchen muß und sie nicht mich. Wollen wir zu Gott, so müssen wir zu ihm gehen, denn er spricht: „Kommt zu mir!" Dieweil dem so ist, so müssen wir dem nachgehen, dahin wir wollen. Will einer eine Person, ein Land, eine Stadt sehen, davon Art und Gewohnheit (Sitten) erfahren, des Himmels und der Elemente Wesen (erkennen), so muß er denselben nachgehen. Also ist die Art eines jeglichen, der etwas sehen und erfahren will, daß er demselben nachgehe und könnlich (so viel er kann) Kundschaft einnehmen".

„Wie mag hinter dem Ofen ein guter Kosmograph oder ein Geograph wachsen? Giebt nicht das Gesicht (das Selbersehen) den Augen den rechten Grund? Wandert einer weit, so erfährt er viel und lernt viel erkennen. Die Schrift wird erforschet durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land" („Defens." S. 174).

„Wir achten auf Erden dem Menschen für leibliche Seligkeit nichts Edleres zu sein, denn die Natur zu erkennen, und von ihr als vom rechten Grund zu philosophieren und wohlzureden. Dergleichen verachten wir die sinnliche Listigkeit (Disputieren und Wortklauberei), die sich Philo-

sophie nennt und ein gefärbtes Gedünken ist, aber wohlgeblümt und ausgefältet" („De Generat. Hominis" S. 330).

Die geistigen Funktionen haben ihre Organe höher oben (im Schädeldach) als die intellektuellen Thätigkeiten, welche an der Stirne ihren Sitz haben, und da in dem vorliegenden Schädel beide Regionen vollkommen harmonisch ausgebildet sind, so liegt der Schluß nahe, daß der Besitzer nicht wie viele andere durch langes Grübeln zur Einsicht kam; sondern daß das Einsehen (die Anschauung) zuerst kam und dann erst das Analysieren des Gesehenen und der Vergleich. Dem entspricht auch was Paracelsus sagt:

„Die äußere Philosophie (Wissenschaft) wächst aus keiner Spekulation, sondern aus dem äußeren Menschen und zeigt, was der innere (Mensch) sei. Dieweil nun ein solcher Lehrmeister ist, so ist es von nöten die Spekulation zu verlassen und dem nachzugehen, das nicht aus Spekulieren gezeigt wird, sondern aus Darlegung. Spekulieren ist phantasieren und phantasieren giebt einen Phantasten" („Paragran" S. 106).

Wer so geistig organisiert war, wie es dieser Schädel anzeigt, von dem darf wohl angenommen werden, daß er aus eigener Erfahrung sprach, wenn er sagte: „Das ist der Beschluß (der Weisheit) in allen Dingen, daß der Mensch, der den Menschen (kennen) lernen will, aus Gott und der Natur sein Wissen nehmen muß, und aus demselbigen müssen die Menschen lernen" („Defensio" S. 164). Und an einer anderen Stelle zitiert er die Bibel, wo es heißt: „Suchet vor allem das Reich Gottes, dann wird euch auch das übrige (Wissen) gegeben". Daß aber das „Reich Gottes" das Reich der göttlichen Selbsterkenntnis ist, wird niemand bezweifeln, der die Bedeutung dieses Wortes kennt. Näheres darüber ist in Paracelsus „De Fundamento Scientiarum et Sapientiae" gesagt.

Erhabenheit des Denkens, tiefe und klare Einsicht in die Ursachen der Dinge und scharfsinnige Vergleichung. Diese drei Kräfte und Eigenschaften sind es vor allem, von denen uns dieser Schädel erzählt. Wer im Besitze solcher Begabungen war, der mochte wohl, durch die Erkenntnis der Wahrheit sicher in seinem Selbstbewußtsein gemacht, furchtlos auftreten und ohne zu zögern sagen:

„Mir nach, ihr von Paris, von Montpellier, von Köln, von Wittenberg, und all ihr in der Summa (zusammen), und keiner muß ausgenommen sein, im hintersten Badwinkel nicht bleiben; denn ich bin Monarcha und ich für die Monarchei, und gürte eure Lenden" („Paragran" S. 102).

Fragen wir nun diesen Schädel, ob es persönliche Eitelkeit war, welche Theophrastus auf solche Art sprechen ließ, so ist die Antwort: „Nein!" Das Organ der wahren Selbstachtung ist vollkommen ausgebildet, aber nicht hervorragend oder übertrieben, auch fehlen die oben besprochenen beiden Höcker gänzlich, welche die Eitelkeit und Sucht nach Lobhudelei bezeichnen. Paracelsus sprach daher nicht im Namen

seiner vergänglichen Persönlichkeit, als er sich rühmte, ein Herrscher im Reiche der Menschenkenntnis und Heilkunde zu sein, sondern im Namen des seine Seele erfüllenden Geistes der ewigen Wahrheit, im Namen seines unsterblichen Ichs. Darauf weist er auch in seiner Verteidigung hin, wo es heißt: „Die Beschreibungen der neuen Krankheiten, so zuvor nie beschrieben wurden, sind durch mich gegeben" (nicht „von mir" erfunden). „Durch mich anzuzeigen von wegen der neuen Krankheiten" usw. („Defens." S. 164). Ferner sagt er: „Zum dritten sind die Aerzte, die aus Gott gelehrt werden. Das ist soviel, als was wir können, das haben wir von Gott" (ibid.).

Nächst dem Organ für Selbstachtung befindet sich seitwärts dasjenige der Vorsichtigkeit, und hier finden wir bei genauer Betrachtung eine geringe Abflachung, welche besonders dadurch bemerkbar ist, daß das ihm zunächst liegende Organ der Idealität besonders voll ausgebildet ist. Nach Fowler's Skala wäre hier die Idealität als Nr. 7, die Vorsicht als Nr. 5 zu bezeichnen, und der Schädel sagt uns somit so klar und deutlich als er kann, daß der Besitzer ein höchst ideal angelegter Mensch war, welcher in der Verteidigung seiner Ideale auf seine eigene Person wenig Rücksicht nahm und nicht die Vorsicht gebrauchte, welche im gewöhnlichen Leben nötig ist, Feindschaften und Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Daß dies, was der Schädel erzählt, mit den Thatsachen übereinstimmt, welche uns aus dem Leben des Paracelsus bekannt sind, bedarf kaum einer Versicherung. Paracelsus hat sich durch seine mehr aufrichtigen als höflichen Redensarten ziemlich viel Feinde gemacht, und dazu trug außer seiner Wahrheitsliebe vielleicht noch der Umstand bei, daß er, wie aus der Konstruktion dieses Schädels zu sehen ist, ein wohlausgebildetes Organ für Kampflust und Zerstörung (des Irrtums) besaß. In bezug hierauf sagt er selbst:

„Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, es ist auch nicht meines Landes Art, daß man etwas mit Seidenspinnen erlangt. Wir werden nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth oder Weizenbrot; sondern mit Käse, Milch und Haferbrot. Darum, so muß der Grobe grob zu sein geurteilt werden, ob er sich selbst schon gar subtil und holdselig zu sein vermeint. Also geschieht auch mir. Was ich für Seide erachte, das heißen die andern Zwillich und Drillich" („Defens." S. 183).

Daß aber ein Mann, der sich wenig um konventionelle Rücksichten kümmerte, der nicht die Nase hoch trug, der die Menschen nicht nach ihrem äußern Schein, sondern nach ihrem innern Werte schätzte, der sich einfach kleidete und der aus seiner Ueberzeugung kein Hehl machte, — daß ein solcher Mann den Windbeuteln und „Gigerln" der damaligen Zeit ein Dorn im Auge war, ist leicht zu begreifen. Auch hat es nicht an Leuten gefehlt, die, ohne Paracelsus gekannt und ohne den Sinn seiner Schriften verstanden zu haben, gläubig alle Verleumdungen annahmen, die von den Feinden des Paracelsus über ihn ausgestreut wurden, und dieselben als ihr Orakel verkündeten. So schrieb z. B. noch im Jahre 1763 einer, dessen Name schon längst der Vergessenheit verfallen ist, über Paracelsus:

„Er lebte wie ein Schwein, sah aus wie ein Fuhrmann, fand sein größtes Vergnügen am Umgange des liederlichsten und niedrigsten Pöbels und war die größte Zeit seines ruhmvollen Lebens hindurch besoffen; auch scheinen alle seine Schriften im Rausche geschrieben".[1])

Andererseits sagt der berühmte Joh. Bapt. von Helmont folgendes:

„Paracelsus war der Vorläufer der wahren Arznei, von Gott gesandt und mit der Wissenschaft ausgerüstet, die Körper durch Feuer zu zerlegen und seine vortrefflichen Kuren haben ganz Deutschland in Bewegung gesetzt".[2])

„Paracelsus war ein Mann von hohen Gaben im Lichte der Natur; er wußte jedoch vieles bloß aus Erfahrung gewisser geheimer Mittel und ihrer Praxis, die er von allerlei Leuten aufgetrieben und erlernt hatte, als daß er selbst den rechten Grund immer erkannt hätte".[3])

„Paracelsus war ein Mann von vortrefflichem Verstande, in allen Dingen wohl erfahren. Ein spitzfindiger hochverständiger Mann, der sich mit den nichtigen Träumen der Siebenschläfer, die vor ihm lehrten, nicht wollte genügen lassen".[4])

„Paracelsus war eine Zierde des ganzen Deutschland, und die Schmähungen, die gegen ihn ausgesprochen wurden, sind nicht einer tauben Nuß wert. Von seiner Gelehrsamkeit, Weisheit und seinen Kunstgaben, wovon alle dessen Schriften voll sind, will ich nicht erst viele Worte machen, wäre auch viel zu geringe dazu. Auch ist derselbe fürwahr nicht zu tadeln, daß er statt der unnützen Physik, die in den Schulen insgemein gelehrt wird, die magnetische Kraft (den Lebensmagnetismus) bekannt gemacht und die wirkliche Scheidekunst aufgebracht hat, weswegen derselbe mit Recht den Namen Monarch der Arkana sich erwarb und verdiente.[5])

Ein gewisser H. G. Neumann sagt uns: „Niemand kann ein Buch von Theophrastus in die Hand nehmen, ohne sich sofort zu überzeugen, daß der Mann wahnsinnig war".[6]) Dagegen sagt Giordanus Bruno (gest. 1600): „Paracelsus, der weder griechisch noch arabisch, ja nicht einmal vollkommen lateinisch verstand, hat gleichwohl augenscheinlich eine tiefere Kenntnis der Heilkunst und Heilmittel inne gehabt, als Galenus, Avicenna und alle Doktoren und deren Anhänger, die sich lateinisch vernehmen lassen. Sein höchstes Lob ist, daß er zuerst wiederum die Medizin als Philosophie behandelte und magische Mittel anwandte, wo die gemeinen physischen und chemischen nicht ausreichten. Dadurch gelang es ihm öfter z. B. einen Epileptischen zu heilen, welchen die Physiker und Chemiker bereits aufgegeben hatten.[7])

---

[1]) J. G. Zimmermann, „Von der Erfahrung in der Arzneikunde," II, S. 121.

[2]) Opp. omnia. — Amstel 1712, fol. 74

[3]) Ortus medicinae novus. Vorrede.

[4]) Ortus medicinae. „Von der Pest", Kap. II, 3, 6.

[5]) Ibid. „Vom Tartarus", Kap. III.

[6]) „Von den Krankheiten des Menschen", IV, 513.

[7]) Edit. 1584. Venet. 12. S. 61, 65, 77.

Wo so verschiedenartige und sich widersprechende Urteile von Leuten, die Paracelsus niemals persönlich kannten, vorhanden sind, da ziehen wir es vor das Urteil eines seiner Zeitgenossen zu hören, und welchen besseren Zeugen könnten wir finden, als seinen eigenen Schädel, der ihm sein lebelang ein treuer Freund und mit dem er innig verbunden war. Wenn wir die Sprache dieses Schädels nicht richtig verstehen, so ist dies unsere Sache, der Schädel kann nichts dafür, er spricht die Wahrheit: Was er sagt, lautet, ins Deutsche übersetzt, ungefähr wie folgt:

„Wenn du mich genau betrachtest und nicht bloß die einzelnen Teile, sondern auch deren Verhältnisse zu einander studierst, so wirst du finden, daß in dem Geiste, der mich bewohnte, mich bilden half, mich belebte und mir den Stempel seines Charakters aufprägte, die moralischen, physischen und intellektuellen Eigenschaften in harmonischem Gleichgewichte waren, und daß bei dem Besitzer eines solchen Schädels von Besoffenheit, Narrheit und Aberglaube nicht die Rede sein kann. In mir stand der Intellekt unter dem Einflusse der Intuition, der Mondschein der Phantasie wurde vom Lichte der Weisheit durchdrungen, die Einbildungskraft durch den klaren Verstand im Zaume gehalten. In mir beherrschte die Vernunft die Ausschreitungen der Leidenschaftlichkeit, die Liebe wurde geleitet durch den Verstand und der Verstand durch die Liebe bewegt. In mir war die Kampflust groß und nicht durch zu große Vorsicht gehindert; der Mut, der in mir wirkte, fand seine Stütze in moralischer Festigkeit. Allerdings gingen auch in diesem Hause verschiedene Geister aus und ein, aber wenn unwillkommene Einflüsse kamen, so vertrieb mein Besitzer sie durch die Festigkeit seiner Willenskraft, und er stärkte gelegentlich seinen Willen dadurch, daß er ihm äußerlich Ausdruck gab und mit dem Schwerte in der Luft herumhieb. Da mag es denn wohl vorgekommen sein, daß mancher, der von der Kunst des Selbstbeherrschens nichts weiß, sich dachte, daß Theophrastus besoffen sei. Auch wäre es vergebliche Mühe gewesen, den Dummköpfen der damaligen Zeit die Zweckmäßigkeit einer solchen Uebung begreiflich machen zu wollen".

Die bedeutendsten Abflachungen an dem Schädel des Paracelsus, welche auch auf der Huser'schen Karrikatur, die von vielen für das „beste Bild" von Theophrastus gehalten wird, bemerkbar sind, befinden sich zu beiden Seiten des Occiput in der Nähe der Scheitelbeine. Welche Organe befinden sich da?

1. Imitation, d. h. die Fähigkeit oder vielmehr die Lust, andern etwas nachzuahmen. Daß Paracelsus keine Lust hatte, seine unwissenden medizinischen Zeitgenossen nachzuahmen, sondern daß er selbständig dachte und, ohne sich um das Geschwätz der Leute zu kümmern, that, was er für gut hielt, wissen wir von ihm selbst. Spitzbübische Rechtsverdreher, vom Größenwahn besessene Quacksalber, herrschsüchtige Pfaffen: das waren seine Feinde, die er nicht nachahmen wollte, und da er die Kunst dieses Nachahmens nicht übte, so blieb dieses Organ in seiner Entwickelung zurück.

„Dieweilen nun die Arznei(kunde) der anderen Skribenten nicht aus demjenigen Brunnen fließt, aus dem die (wahre) Arznei ihren Grund nimmt, daß Grundes und Brunnen ich mich berühmen mag, sollte ich denn nicht Gewalt haben zu schreiben anders, denn ein anderer Schreiber?" („Defens." S. 165.)

2. Höflichkeit, Komplimentierkunst, Schwatzhaftigkeit, Leutseligkeit, überhaupt alles dasjenige, was einem Menschen in gesellschaftlichen Kreisen beliebt macht und wodurch er sich unter oberflächlichen Denkern viele Freunde verschafft, indem er sie zu amüsieren und zu schmeicheln versteht. Daß Paracelsus diese Eigenschaften nicht ausübte, wissen wir ebenfalls von ihm selbst, und deshalb kam auch dieses Organ nicht zur vollen Entwickelung. Er beschäftigte sich lieber mit solchen Leuten, denen er nützlich sein konnte, oder von denen er etwas lernen konnte, als mit solchen, deren Umgang nur einen nutzlosen Zeitverlust mit sich bringt.

„Mein Fürnehmen ist, mit dem Maul nichts gewinnen; allein mit den Werken. So sie (die Kritiker) aber des Sinns nicht sind, so mögen sie billig sagen, nach ihrer Weise, ich sei ein seltsamer, wunderlicher Kopf, geb wenig genug Bescheid aus. Es ist nicht meine Meinung (Art) mit freundlichem Liebkosen mich zu ernähren".

Drittens hätte an diesem Schädel das Organ der Verehrung höher entwickelt sein können, dann aber hätte Theophrastus mehr Respekt für das Althergebrachte, für „wissenschaftliche Autoritäten" und dergleichen gehabt und er wäre wohl nicht dasjenige geworden, was er geworden ist, der „Luther" der Medizin, der Reformator der medizinischen Wissenschaft.

Hoch entwickelt dagegen ist in diesem Schädel der Wohlthätigkeitssinn, die Festigkeit des Charakters und die Beharrlichkeit, der Sinn für das Hohe und Erhabene, Idealität und Gewissenhaftigkeit, besonders aber „Individualität", d. h. die Fähigkeit, genau zu unterscheiden und die Begierde alles kennen zu lernen. Ein Geist, der dieses Organ in hohem Grade entwickelt besitzt, ruht nicht, bis daß er nicht nur die Dinge selbst, sondern auch deren Grundursachen kennen gelernt hat. Dieses Organ ist besonders auf dem Blatte von Carl Meyer (Seitenansicht, Figur VI der Zeichnungen des Schädels) in den „Mitteilungen für Salzburger Landeskunde" bemerkbar. Schwächer dagegen ist das Organ für Konstruktion (Zusammensetzung) entwickelt, und dies erklärt vielleicht, weshalb nicht mehr System in den Schriften von Theophrastus zu finden ist. Seine Bücher, wie diejenigen der meisten Mystiker, gleichen einer Reisebeschreibung, in welcher ein Mensch erzählt, was er gesehen und erfahren hat, ohne wie der Theoretiker ein System künstlich aufzubauen, das aber in der Regel ein Produkt der Spekulation ist, wobei die Anschauung fehlt.

Nachdem wir nun die geistigen, moralischen und intellektuellen Merkmale dieses Schädels so ausführlich besprochen haben, als es sich für Laien der Phrenologie paßt, bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die

sogenannten „tierischen Neigungen" zu werfen, d. h. auf diejenigen Kräfte, welche der Mensch mit den Tieren gemein hat, und die ihm, indem er sie überwindet, die Kraft zu einer höheren geistigen Entfaltung verleihen.

Hier fällt uns nun an diesem Schädel die fast vollständige Abwesenheit des Organes der Geschlechtsliebe auf, woraus wir zu schließen berechtigt sind, daß Paracelsus keinen Neigungen sich hingab, welche eine Entwicklung dieses Organes hätten zur Folge haben müssen, sondern daß er die nach dieser Richtung strömenden Lebenskräfte zu einem höheren Zwecke verwendete. Daß Paracelsus nicht verheiratet war, ist bekannt. Er glaubte, daß die Ausübung der höheren Medizin (die Anwendung okkulter Kräfte) „einen ganzen Mann" verlange, nicht einen, dessen Herz an den Weibern hängt (Vol. IV, S. 165).

Vielleicht dürfte es die Leser dieses Artikels, welche die Werke von Paracelsus nicht genau kennen, interessieren zu hören, was derselbe über die Geschlechtsliebe sagt. Im Gegensatze zu gewissen medizinischen Autoritäten unserer Zeit, hält er die Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht für eine Notwendigkeit, sondern er zeigt, daß dieser Trieb nur aus der Phantasie entspringt und vermieden werden kann, wenn man das Denken und Wollen auf höhere Zwecke gerichtet hält.

„Gott hat gegeben dem Menschen die Phantasie der Lust und Begierde. Dies hat er gegeben, damit es zu einer Materie werde. Die Phantasie der Lust wird aus der Spekulation (Vorstellung), denn die Spekulation macht ein Phantasie(gebilde) und formieret. Diese Spekulation nimmt sich aus dem Gegenwurf (Objekt). Wenn ein Mann eine hübsche Frau sieht, so giebts ihm einen Gegenwurf (das Objekt wirkt auf ihn) und eine Ursache zur Spekulation. Dieweil nun die Phantasie ist die Mutter (Erzeugerin) des Samens, nicht aber die Natur des Menschen (aus sich selbst den Samen hervorbringt), ist dabei genugsam zu verstehen, daß der Samen (die Samenbildung) steht im freien Willen des Menschen, und (je nach seiner Vollkommenheit) viel, wenig oder garnicht. Die Phantasie macht den Samen und nicht die Natur" („De Generat. Hominis" Vol. VII, S. 166).

In seinem Buche „De Fundamento Sapientiae" und auch an vielen andern Stellen aber lehrt Paracelsus, daß der Mensch sich nicht von seiner Phantasie beherrschen lassen, sondern Herr über seine Natur (Vorstellung) zu werden lernen soll; denn „die Seele des Menschen und nicht der irdische Körper ist der wirkliche Mensch". („Meteorum" Vol. VIII, S. 188). „Diesen Geist Gottes tragen wir Menschen auf Erden, welchen Geist niemand je gesehen hat, noch sieht", und der ist es, der in der Matrix der Frauen den physischen Menschen „in ihr einbildet und setzt ihn in Frucht. Darumb sie (die Frauen) nicht sollen zur Hurerei gebraucht werden; denn da ist der Geist, der von dem Herrn kommt und wieder zu ihm geht" („Paramir" Vol. I, S. 202).

Da der ganze hintere Teil des vorliegenden Schädels keine hervorragende Entwicklung zeigt, so ist auch das Organ für die Anhänglichkeit an Kinder nicht so besonders entfaltet, wie wir es von dem Schädel eines Pädagogen oder einer Kindsfrau erwarten. Ebensowenig oder noch weniger ist die Stelle erhoben, wo die Liebe zum Wohnorte ihren Sitz hatte. Paracelsus hatte seine Heimat im Himmel, die Erde war ihm eine Nachtherberge; er war Kosmopolit, überall zu Hause, wo er gerade war, an keine Scholle gebunden. Seitwärts von diesem befindet sich das Organ der Kampfbegierde, welches, wie bereits oben bemerkt, eine volle Entwicklung zeigt und ihn befähigte, den Kampf für Wahrheit und Freiheit gegen Aberglauben und Größenwahn zu führen. Desgleichen ist das Organ für Zerstörung hoch und kräftig entfaltet: und wer hat mehr als Paracelsus falsche Theorien zerstört? Das Organ für Geheimhaltung ist garnicht hervorragend, und dies widerspricht der Ansicht, daß er ein Geheimniskrämer mit Patentmedizinen gewesen sei, daß er Opiumpulver in seinem Schwertknaufe verborgen gehalten hätte, und was dergleichen Thorheiten mehr sind, die der Phantasie der „Paracelsusforscher“ entsprungen sind. Allerdings konnte er der Welt nicht alles begreiflich machen, was er wußte; denn seine Arcana bestanden aus den ihm eigentümlichen, d. h. in ihm selbst zur Entfaltung gekommenen mystischen Kräften, die notwendigerweise jedem ein Geheimnis sind, der sie nicht selber besitzt.

Das ist es ja, im Grunde genommen, was Paracelsus der Welt begreiflich zu machen suchte, und was noch heutzutage ebensowenig wie damals verstanden wird, daß nämlich die wahre Medizin nicht in der Quacksalberei besteht, sondern daß im Menschen selber göttliche Kräfte wohnen, in deren bewußten Besitz er dadurch gelangt, daß er selber dem Göttlichen näher kommt, selber göttlicher oder einem Gott ähnlicher wird. Da ist nicht vom bloßen „Hypnotismus“ und „Suggestion“ die Rede, sondern von einem Wirken der geistigen Kraft eines Menschen auf einen anderen, von einer Uebertragung jener Kraft, welche die Ursache des Lebens und der Gesundheit ist. Paracelsus sagt:

„Dieweil der Sohn in allen Dingen durch den Vater zu erkennen ist, so wisset, daß wenn wir Gott (den Grund der Weisheit) erkennen, so erkennen wir seine Kunst und Weisheit. Denn dieweil wir auf Erden sollen unsern Spiegel in Gott haben, also in der Gestalt, daß wir ihm gleich sind, wie ein Kind einem Vater, das keines Fingers weniger hat, als sein Vater, also wir auch in der Weisheit in Gott erscheinen sollen. Darum sollen wir ganz sein; denn wir sehen nichts Zerbrochenes in Gott, nichts Zerstückeltes, sondern ganz und gar. Also auch so eine Weisheit ist bei uns Menschen, die nicht zum End der (wahren) Weisheit dienet, und beschließt sich nicht ohne Schaden, oder bleibt nicht unzerbrochen, dieselbige ist der Bankrut; denn der weise Mann aus Gott, (der seine Weisheit aus Gott, d. h. aus der göttlichen Selbsterkenntnis schöpft), der dann all die Weisheit aus Gott haben soll; derselbige rät und lehret also,

daß seine Weisheit nimmermehr unterliegt" („De Fundamento Sapientiae" S. 425).

„Der Mensch", sagt Paracelsus, „ist den Engeln gleich und könnte die Kräfte der Engel ausüben, wenn er sich nur seiner ihm innewohnenden höheren Natur bewußt wäre; dies wird aber nicht durch Theorien und Hypothesen, sondern nur durch die geistige Entwicklung erlangt.

„Gott ist mächtig, und seine Mächtigkeit in Künsten und Weisheit will er, daß sie offenbar werden, den Menschen sowohl als den Engeln; denn er will in der Erden, in der Welt, daß es sei wie im Himmel. In demselbigen sind wir Engel und leben in dem Willen Gottes und sind Gottes, und also durch den (diesen) Weg wird sein Wille in uns vollbracht; dann sind wir Engel. Wie kann der Narr sein nach dem Willen Gottes? — Gar nicht! — Wie kann der ungelehrte Mann sein nach dem Willen Gottes? — Gar nicht! — Wie kann der nichts könnende Mensch also sein im Willen Gottes? — Gar nicht! — Diese Dinge sind alle wider den Willen Gottes; denn er will uns nicht haben dumme Narren, nichts wissend, nichts könnend, nichts verständig, sondern er will uns haben erweckt in seinen großen, natürlichen Dingen, die er gegeben hat, auf daß der Teufel sehe, daß wir Gottes und Engel sind". („De Fundam. Sap. S. 430).

Die Versuchung ist groß, mit diesen Zitaten fortzufahren, aus denen viel mehr gelernt werden kann, als aus einem Können voll anderer philosophischer Spekulationen, sobald man es nur richtig erfaßt. Aber wir müssen wieder zu unsern phrenologischen Organen zurückkommen.

Nächst den Organen für Geheimhaltung hat die Begierde nach Erlangung ihren Sitz, und damit ist nicht nur das Erlangen von Geld usw., sondern auch das Erlangen von geistigen Schätzen, die Wißbegierde usw. gemeint. Dieses Organ ist im vorliegenden Schädel vollkommen ausgebildet, aber nicht übertrieben; wie überhaupt an diesem Schädel sonderbarerweise so ziemlich alle Organe harmonisch ausgebildet sind, und wenn in diesem Artikel von Hervorragungen und Abflachungen die Rede ist, so sind dieselben so unbedeutend, daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, um sie überhaupt zu entdecken. Daß Paracelsus schalt, als er von einem sehr reichen Patienten, dem Cornelius von Lichtenfels, dem er, nachdem derselbe von den andern Aerzten zum Tode verurteilt worden war, das Leben gerettet hatte, sehr schäbig behandelt und um seinen Lohn betrogen wurde, ist bekannt, doch ist es wahrscheinlich, daß er nicht den Verlust des Geldes bejammerte, sondern vielmehr die Schändlichkeit des Undankes an den Pranger stellte.

Unterhalb dieser Stelle ist das Organ der Ernährung, welches, wenn es übermäßig groß ist, Freßsucht und Trunksucht verkündet. Nichts davon ist an diesem Schädel zu sehen, das Organ ist eher zu schwach, als zu stark ausgebildet. Somit bezeugt auch dieser Schädel, daß die weit verbreitete Behauptung, Paracelsus sei ein Säufer gewesen, eine Lüge ist. Wer aber auch nur ein geringes Verständnis für die erhabenen

Lehren des Paracelsus hat, der kommt, wenn er dessen Bücher liest, zu der bestimmten Ueberzeugung, daß diese Lehren nicht aus der Feder eines Besessenen, sondern vielmehr aus einem durch die Erkenntnis der Wahrheit erleuchteten Geiste geflossen sind. Der Wein, welchen Paracelsus trank, ist von einer ganz anderen Sorte als derjenige, welchen seine Kritiker in der Regel gewohnt sind; es ist der Wein, von dem Mirza Schaffy singt und von dem es in der Bibel heißt: „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben“. Es ist der Wein, welcher aus dem Wasser des reinen Gottesgedankens gemacht wird und durch das Feuer der göttlichen Liebe seine Stärke erhält. Es ist das „Elixir des Lebens“, durch welches die Seele des Menschen zur Unsterblichkeit gelangt.

Zu bemerken ist nur noch, daß, nach meiner Ansicht, das beinahe kreisförmige Loch und der Spalt am linken Schläfenbein von Pickel und Schaufel des Totengräbers, welcher den Schädel ausgrub, herrühren dürften. Eine derartige Verwundung bei Lebzeiten des Paracelsus würde es ihm wohl auch unmöglich gemacht haben, sein Testament so zu verfassen, wie er es that.





Yoga,

die Wissenschaft der Seele.[1])

Von

G. R. S. Mead.

F. T. S.

*

Ich möchte Ihnen so einfach wie möglich von der wichtigsten Wissenschaft der Welt, der Wissenschaft von der Seele, auf Sanskrit „Yoga" genannt berichten.

Vielleicht wissen einige unter Ihnen nicht, daß man dem Worte „Wissenschaft" in vergangenen Zeitperioden bei unseren Vorfahren, den Ariern, eine weit weniger beschränkende Bedeutung beilegte, als heutzutage, wo man darunter nur einen genau prüfenden Gebrauch seiner fünf Sinne mit Zuhülfenahme mechanischer Instrumente versteht.

Im Occident wird die Behauptung, daß Erkenntnis durch andere Mittel, als durch das Medium unserer fünf Sinne zu erlangen sei, von den Hohenpriestern derselben und deren gläubigen Nachbetern vielfach als Unwissenheit verlacht, jedoch, obgleich wir selbstverständlich den Bestrebungen der Wissenschaft, der bewunderungswerten Geduld und Ausdauer bei den Forschungen, Untersuchungen und Prüfungen, welche uns aus den Krallen eines kirchlichen Trugbildes befreit haben, alle ihre gebührende Ehre gern zollen, so haben wir doch noch zu lernen, daß diese moderne Wissenschaft ihrerseits eine päpstliche Autorität beansprucht und unserer Seelen Hüterin sein will, auch sich zur Bevormundung unseres geistigen Lebens berufen fühlt.

Im Gegensatz zu der immer zunehmenden Verneinung der Wissenschaft, welche die Ideale der jetzigen Männer, Frauen und Kinder verdunkelt und deren Intuition unterdrückt, bezeugt die theosophische Bewegung

[1]) Aus dem Englischen übersetzt von M. v. B.

durch ihren bloßen Namen, daß wahre Erkenntnis zu erlangen sei, daß einerseits der Mensch etwas mehr als ein fünfsinnliches Tier ist, und anderseits, daß er durchaus nicht auf den Tod zu warten braucht, um die Gewißheit von dem Vorhandensein geistiger Dinge zu erlangen. Die uralte Wissenschaft von der Seele bestätigt vielmehr, daß der Mensch unsterblichen, göttlichen, geistigen Wesens ist, dessen fleischliche Hülle nur einem zeitweiligen Gasthaus oder Gefängnis gleicht, daß seine physischen Sinne weit davon entfernt sind, das einzige Mittel zur Erlangung von Erkenntnis zu sein, vielmehr fast immer die selbstgewählten Fesseln sind, welche ihn an sein eigenes Gefängnis ketten. In diesem würde die Seele gewiß zu Grunde gehen, wenn nicht des Todes jüngerer Bruder, der Schlaf käme, um sie aus Erbarmen des Nachts zeitweise in ihre wahre Heimat und die Freiheit zu entrücken.

Derjenige Mensch jedoch, welcher anfängt sich nach Befreiung von seinen Fesseln zu sehnen, erblickt zugleich auch die täuschende Natur, die Ketten und das Gefängnis seiner Körperlichkeit.

Er sieht, wie die Fesseln ihn hindern, gesund zu urteilen, wie sie ihn verleiten, dieses Gefängnis für einen Palast zu halten und seine Ketten mit Blumengewinden zu verwechseln. Geistig Umnachteten gleichen wir fast alle, die von der Sinnenwelt umgarnt sind, und nur wenige gewahren thatsächlich, daß der Schlaf mit seinem Zauberstab ein Dritteil unseres Lebens in ein undurchdringliches Geheimnis hüllt, und der Tod, der große Führer der Seelen, einen jeden unter uns jeden Augenblick berühren kann.

In den meisten Fällen denkt der Mensch überhaupt darüber nicht nach, betrachtet den Schlaf als ein Wunder und fürchtet sich vor dem Tod. Der Schlaf und der Tod bewachen zwei Thore: durch das erstere gehen wir täglich ein und aus, in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, durch das letztere gehen wir ein, um nicht wieder zurückzukehren.

So erscheint es uns wenigstens, ja, so *scheint* es uns, aber die Wissenschaft der Seele beschäftigt sich nicht mit Wahrscheinlichkeiten, sondern widmet ihre Forschungen den Realitäten der unmittelbaren Erkenntnis und überläßt Wahrscheinlichkeiten dem Gebiete der Gehirn-Intelligenz und dem Gebiete der fünf Sinne.

Yoga bestreitet, daß der Schlaf ein Vakuum und der Tod das Ende unserer Existenz sei; Yoga behauptet die Möglichkeit der Erforschung des Geheimnisses des Schlafens im wachen Zustand und lehrt uns, daß die Thore des Schlafes und des Todes bei vollem Bewußtsein hin und her überschritten werden können. Meister des Yoga behaupten auf das Bestimmteste und Zuversichtlichste, daß das Vorhandensein, die Natur, das Leben und die Geschichte der Seele in der Vergangenheit wie in der Gegenwart auf das Klarste und Unwiderleglichste demonstriert und in ihrem eigenen Reiche als best bekanntes, wissenschaftliches Faktum des sogenannten natürlichen Universums erkannt werden könne. Das Leugnen derjenigen, welche dem Gegenstande fremd gegenüber stehen, und das Schreien der Gedankenlosen nach objektiven, physischen Beweisen kann für

den prüfenden Schüler nicht ins Gewicht fallen, da der Gegenstand der Untersuchung an und für sich ja immaterieller und subjektiver Art ist. Intellektuelle Gemeinheit und fauler Witz kann ebensowenig das ewige Faktum der Unsterblichkeit der geistigen Natur des Menschen berühren, wie es die Sonne beleidigen kann, wenn man ihr in's Gesicht spucken wollte.

Nun aber, was bedeutet Yoga? Viele Definitionen sind von diesem Namen gegeben worden, und diese Wissenschaft ist oft in anderen Zeiten, unter anderen Völkern und in anderen Sprachen anders benannt worden. Diese Wissenschaft der Seele ist voll technischer Bezeichnungen; es giebt eine große Litteratur, welche sich auf das Bestimmteste mit ihr beschäftigt; gewissermaßen, faßt man den Gegenstand im weitesten Sinne, behandeln alle Bücher der Welt dieses Thema und sind gewissermaßen Textbücher, Kommentare dieser Lehre. In dieser Darstellung sollen aber alle technischen Ausdrücke vermieden werden, und ich wage deshalb Yoga als die Wissenschaft von der Vereinigung des Menschen mit seinem eigentlichen Ich, der Quelle seines Daseins, seinem wahren Selbst, zu bezeichnen. Man wird daher auf den ersten Blick sehen, daß wir für unsere Wissenschaft direkte Erkenntnis beanspruchen. Dies bedeutet keineswegs, daß der Schüler derselben mit einemmale allwissend sein muß oder daß er mit einem Salto mortale den Grund aller Dinge geistig erschaut haben muß. Im Gegenteil, der Weg, der zur reinen Erkenntnis führt, ist ein langer und dornenvoller, auf dem man nur durch strengste Selbstbeherrschung, Disziplin und rastlose, mühevolle Arbeit vorwärts dringt.

Der Pfad führt jedoch aufwärts auf einen hohen Berg, beim Hinanschreiten erweitert sich die Aussicht immer mehr und mehr, und wähnt man immer — im Vergleich mit dem zurückgelegten, den weitesten Standpunkt, den der höchsten Erkenntnis, erreicht zu haben. Jedoch heutzutage sind wir noch mit Menschen zu vergleichen, die grundsätzlich ihre Augen auf den Boden heften und nicht einmal die Erscheinungswelt so beurteilen wollen, wie sie in Wirklichkeit ist. Es giebt viele Sprossen auf der Leiter der Seelenerkenntnis, viele Stufen, unausmeßbare Grade der Vereinigung mit dem Ego, dem Selbst, denn schließlich ist dieses Selbst das eine Selbst, aus dem alles ist, alles war, alles sein wird.

Es wäre Ueberhebung von mir, mir einzubilden, daß irgend jemand ganz und gar in meine Definition einstimmt, und selbstverständlich steht es jedermann frei, seiner Veranlagung gemäß, bessere und geeignetere Worte zu finden, in welche diese Gedanken zu kleiden wären. Es giebt jedoch eine Sehnsucht, welche jeden schließlich auf seinen langen Wanderungen auf Erden ergreift, „eine Sehnsucht der Seele, hinaus zu ziehen um sich mit dem Allewigen zu vereinen“, wie es ausgedrückt worden ist. Ein Feuer göttlichen Begehrens ergreift uns alle endlich, welches die frostige Kälte der Verneinung nicht auszulöschen vermag und welches durch keine äußere Religion und Zeremonien Befriedigung für ihr Lebensbedürfnis findet.

Indem ich mich bestrebe einen Begriff davon zu geben, was unter der praktischen Wissenschaft „Yoga" zu verstehen ist, bin ich in Verlegenheit, meine Gedanken, wegen der Armut unserer gewöhnlichen Sprachweise, in die passendsten, verständlichsten Worte zu kleiden, damit sie für jeden recht klar und verständlich seien.

Wir alle sprechen so leicht hin von der „Seele", vom „Geist" und von dem „Selbstbewußtsein", aber wenige von uns sind sich bewußt, welche Fülle von Gedanken diese Bezeichnungen in sich schließen. In diesem Büchlein muß ein für allemal feststehen, daß wir als „Seele" die ganze Natur des Menschen, abgesehen von seiner äußeren Hülle, verstehen. Der „Geist" (Mind auf Englisch) bezeichnet das denkende Prinzip im Menschen, das „Selbstbewußtsein", dasjenige Prinzip, worin der volle, ganze Mensch enthalten ist.

Der „Geist" ist der Denker im Menschen, das selbstbewußte Prinzip, welches Beides ist, der Künstler und das Instrument.

Diesen „Geist" zerlegt man — des besseren Verständnisses wegen — gewöhnlich in zwei Teile. Vielleicht versteht man diese Trennung am besten unter dem „Ich bin" und dem „Ich bin Ich" im Menschen, zwei Gedanken, welche die Theosophie unter der Bezeichnung der Individualität und der Persönlichkeit zu benennen pflegt.

Die Persönlichkeit „Ich bin ich" ist die Summe aller derjenigen Eindrücke (wie man im Orient sagt), welche unser Bewußtsein empfängt, diese oder jene besondere Person zu repräsentieren, mit all ihrem Dulden und Leiden in den Verhältnissen dieses Lebens. Alles was wir thun, denken oder sagen, hinterläßt einen Eindruck auf unseren Charakter, ob wir dessen uns bewußt sind oder nicht, und ein Eindruck, welcher einmal in unsere plastische Natur eingeprägt worden ist, hat die Neigung, sich mechanisch zu wiederholen und Gewohnheiten zu erzeugen, welche, wie wir wissen, zur zweiten Natur werden. Sind die Eindrücke schlechte, so ist eine lasterhafte Gewohnheit bald erzielt. Die Summa all dieser Eindrücke wird „die Persönlichkeit" genannt, oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen: die Vibrationen, welche durch unsere Thaten, Worte und Gedanken in Thätigkeit gesetzt werden, haften unserer plastischen Natur in einer sich steigernden Skala von Subtilität und Rapidität an, im Verhältnis zu der Ebene, auf welcher die Schwingungen hervorgebracht worden sind, in aufsteigenden Graden, bis zu der feinsten und rarsten Substanz (welche wir überhaupt in unserem heutigen Entwickelungsgrade wahrzunehmen fähig sind), die wir vielleicht als „Gedankenstoff" bezeichnen können; denn diese, noch zu der andern Seite (lower aspect) gehörende Emanation des Geistes, ist substanzieller, wenn gleich nicht materieller Art.

Die höhere Seite des Geistes gewährt uns im Gegensatz zum niederen die „Individualität", dasjenige, was ich mit dem „Ich bin" bezeichnet habe, und ist von göttlicher, geistiger Natur. Es ist nicht mehr substanzieller Art, sondern eine reine, geistige Essenz, göttlich, unsterblich und

unvergessend, es wird weder geboren, noch kann es sterben, es ist durch alle Zeiten.

Nun ist der niedere Teil des Geistes immer wechselvoll und launenhaft, sich immerwährend auf die Dinge der Sinnenwelt stürzend, es ist mit einem Mazeppa zu vergleichen, welcher mit Händen und Füßen an das wilde Roß der Leidenschaften und Begierden gefesselt ist. Im Orient wird diese untere Geisteskraft „das innere Organ" benannt — um es von den äußeren Organen zu unterscheiden —, und wir müssen vor allem erst lernen, wie wir dies innere Organ von allen Fesseln befreien, ehe wir unseren Fuß auf die unterste Stufe der Leiter, welche uns zu wahrer Weisheit führt, setzen können.

Die immerwährenden Veränderungen, welche in diesem niederen Geist stattfinden, werden als die „Modifikationen des inneren Organs" bezeichnet. Diese müssen nun von dem erwachten geistigen Willen vollkommen beherrscht und zur Ruhe gebracht werden, soll ein Erfolg in der Wissenschaft Yoga erreicht werden. Denkt Euch beschriebenes Papier zu einem Balle zusammengedrückt und im Sturm herumwirbelnd. So ist der niedere Geist in uns allen. Wollen wir die Schrift lesen, welche uns von den Geheimnissen des Lebens redet, so müssen wir vor allem den Papier-Ballen dem Wirbelwind entreißen, dann das Papier glätten, um die Eindrücke zu verwischen, die uns hindern, die Schrift zu lesen, welche uns von unserer Pilgerfahrt, woher, wohin berichtet.

Ein Beispiel, das im Osten oft in Büchern gebraucht wird, in bezug auf den höheren und niederen Geist, ist das vom Mond, welcher sich in den Wellen eines Sees widerspiegelt. Solange die Oberfläche desselben sich bewegt, wird das Mondlicht stets nur als ein gebrochener hin- und herflackernder Reflex erscheinen und nicht eher, als bis die letzte unbedeutendste Bewegung auf dem Wasser zur Ruhe gekommen ist, kann sich das Bild des göttlichen Menschen in unserer Seele vollkommen widerspiegeln.

Auch gleicht der niedere Geist einem mit Staub und Rost bedeckten Metallspiegel; solange diese Flecke nicht von demselben entfernt werden, wird kein Bild sich darin spiegeln, oder — noch ein Beispiel — der Geist muß so fest und stetig werden wie die Flamme, die, vor jedem Zugwind geschützt, emporsteigt.

Man muß jedoch nicht denken, daß die Wissenschaft Yoga sich immer rein und unbefleckt erhalten hat. Wie alles andere, so ist auch sie entartet. Methoden von mechanischer und physischer Art sind auch in ihr entstanden, und da der menschliche Geist eher zu Irrungen und zum Materialismus neigt, als zu Wahrheit und Vergeistigung, so werden diese Bastard-Methoden viel eifriger studiert als die schwierigen Prozeduren der wahren Wissenschaft. Dies ist besonders wieder in unseren Tagen der Fall, wo eine zunehmende Zahl Wißbegieriger sich diesem Gegenstande zuwendet. Die esoterische Philosophie lehrt uns, daß der niedere Teil der menschlichen Natur, welchen er mit der Tierwelt teilt, in vier Teile zerfällt:

1. der physische Körper, 2. der subtile Körper (unseren physischen Sinnen unwahrnehmbar), 3. ein Körper, Gefäß oder Zentrum — oder ein System von Empfindung und Begierden, und 4. das Lebensprinzip.

Mit dem physischen Körper brauchen wir uns hier nicht weiter einzulassen, denn — obgleich die moderne Wissenschaft noch sehr im Dunkeln über viele der Funktionen einer Anzahl der wichtigsten Organe ist, — ist jedoch deren minutiöse und exakte Klassifikation des physischen Gebäudes der menschlichen Fleischeshülle — wie die biblische Bezeichnung lautet, über alles Lob erhaben. Aber die Beschaffenheit des zweiten „subtilen oder Astralkörpers" und des dritten, des „Begierdekörpers oder sensitiven Systems", sind von unendlich ausgedehnterer Art. Sie übertreffen die Natur des physischen Körpers in bedeutender Weise. Die Hindu-Schriften über Yoga, die „Yoga Shastras", entfalten weitläufige Abhandlungen über die Anatomie und Physiologie aus beiden letzteren Prinzipien.

Wir können eine ungefähre Anschauung von deren Natur erlangen, wenn wir das Nervensystem und die Funktionen des physischen Körpers studieren, doch müssen wir immer bedenken, daß sie in Wirklichkeit ein vollkommenes System von sozusagen Kraftzentren und Kraftleitern sind und daß sie zum physischen Körper in demselben Verhältnis stehen, wie der elektrische Strom zu seinen physischen Leitern. Die neueste sogenannte Entdeckung der Elektrizitätswissenschaft bestätigt, daß ein elektrischer Strom von einem Punkt zum andern, unabhängig von Drähten, übertragen werden kann, und Yoga lehrt seit uralten Zeiten, daß der Mensch unabhängig von seinem äußeren Körper handeln kann.

Wir alle kennen die gewaltige Kraft der Elektrizität und viele unter uns wissen von den stupenden Kräften, welche durch die Wirkungen des Mesmerismus ins Spiel gesetzt werden können.

Yoga lehrt uns, daß jede Kraft im Universum die korrespondierende Kraft im Menschen besitzt und daß nicht nur das Lebensprinzip vitaler Elektrizität und die mesmerischen und magnetischen Kräfte mit den identischen Kräften im Universum korrespondieren, sondern, daß der Mensch diese Kräfte sogar in solchem Grade in sich steigern kann, daß er sie zur selben Stärke und Geschwindigkeit der Erregung, wie die Kräfte in der Natur, in sich bringen kann. Je mehr überdies der Mensch diese Kräfte in sich entfaltet, in demselben Grad steigert sich dabei auch sein Selbstbewußtsein über das gewöhnliche Maß hinaus und eröffnen sich ihm immer weitere, vorher ungeahnte Anschauungen in bezug auf das Leben und die Existenz. — Alles dies mag vielen von uns als sehr wunderbar und unglaubhaft erscheinen, auch ist die wahre Wissenschaft des Yoga so transscendental, daß ich nur diese Thatsachen anführe, um zu sagen, daß — so außerordentlich und wunderbar diese Ausübungen auch sein mögen, sie keinen Teil der wahren Yoga-Lehre bilden, sie sogar als materiell untergeordneter, höchst gefährlicher Art, von den wahren vergeistigten Lehren, der wahren, göttlichen Wissenschaft verworfen werden. Sogar wird, wenn dies niedere Yoga von denjenigen, welche praktische Er-

fahrung in solchen Dingen haben, empfohlen wird, der Schüler gemahnt, nur unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers diesen Dingen zu nahen und kein Experiment ohne seine Leitung zu wagen. Im Osten wird dieser Rat verstanden und beherzigt, ausgenommen von den Allervorwitzigsten und von den Unwissendsten; denn die Orientalen wissen, welche Gefahr darin liegt, Kräfte zu entfesseln, die man nicht zu beherrschen vermag.

Im Westen aber hat sich der selbständige Geist der Forschung, welcher in vielen Dingen lobenswert ist, unter den Unüberlegten in einer Weise geltend gemacht, daß er in seiner falschen Herausforderung nervöser und kindischer Ungeduld mehr zu Waghalsigkeit, als zu nüchterner Erforschung, namentlich auf dem Gebiete des Okkultismus führt.

Ich weiß wohl, daß hier bei dem von mir zur Warnung Behaupteten, viele lachend sagen werden, ich schrie „Wehe vor dem Wolf", wo gar kein Wolf vorhanden, oder mich beschuldigen werden, eine Reihe von Lügen zu sagen, die auf nichts als Aussagen beruhen, und daß sich unter dieser Majorität Männer und Frauen von Intelligenz und großer Berühmtheit befinden, die ich wohl nie überzeugen werde.

Aber der dümmste Lastträger der Stanley'schen Expedition weiß mehr über das Zentrum des dunkeln Erdteils, als der weiseste Mann, der nie einen Bericht über diese Expedition gelesen hat, oder sogar mehr, als die Durchschnittszahl der intelligenten Leser. Wenn die Majorität erst die Theorien von Yoga studiert haben wird, wenn sie deren Ausübung versucht haben wird, von da an wird ihre Meinung das Recht der Berücksichtigung fordern dürfen, aber auch nicht einen Augenblick vorher.

Lassen Sie mich versuchen, Ihnen zu erklären, warum die Gefahren, die ich besprochen habe, wirkliche und schreckliche Gefahren sind. Moralität ist keine Gefühlssache, Ethik ist nicht eine poetische Rhapsodie. Die Grundsätze der Ethik sind bestimmte, wissenschaftliche Formulare, welche gewisse Fakta und Gesetze der Natur darstellen. Lasterhafte Wünsche, lasterhafte Gedanken, lasterhafte Neigungen verderben und verzehren den subtilen Körper und die Organe des Menschen durch die Alchemie der Natur; sie verwandeln so zu sagen seine vitalen Säfte und seine inneren Kräfte in giftige, ätzende, fressende Auflösungen, obgleich die Reaktion auf den physischen Körper von unsern Gelehrten, die mit Konsequenz die Augen über dergleichen Dinge schließen, nicht wahrgenommen wird.

Ein abgeätzter, gesprungener Kessel kann wohl zusammengeflickt werden, um kaltes Wasser zu halten, aber verwandelt man das Wasser zu Dampf, so wird das Resultat eine Explosion verursachen, welche nicht nur das Gefäß selbst zerstört, sondern auch allen gleichgesinnten und auch höher organisierten Naturen, welche mit ihnen in Kontakt geraten, Zerstörung bringt. Ich habe Ihnen gesagt, daß die niederen Formen von Yoga in der Beschleunigung gewisser vitaler Strömungen, welche die korrespondierenden Strömungen gleicher Geschwindigkeit an sich ziehen, besteht. Wehe daher dem Mann oder Frau, die versuchen, solche Kräfte in einem beschädigten Gefäße zu entfesseln! Krankheit, Irrsinn, der Tod, werden

solchen tollkühnen Experimenten auf dem Fuß folgen. Ich habe Ihnen gesagt, daß wir innerlich krank sein können, obgleich unser physischer Leib scheinbar bei vollständiger physischer Gesundheit sein kann — und es ist eben so wahr, daß wir physisch krank sein können, aber innerlich rein und gesund. Man möge sich erinnern, daß ich über eine zielbewußte ausgeübte Wissenschaft schreibe, eine bestimmte, entschiedene Methode von Experimenten, welche sogar in ihrer niederen Form eine Thatsache großer Anstrengung und Schwierigkeit ist. Ich spreche nicht von unbewußter Medienschaft, die unverantwortlich für ihre Thaten ist, diese gehört einer andern Methode an, oder vielmehr — keiner Methode an, obgleich manche der hervorgebrachten Phänomene, oder Erfahrungen, in beiden Fällen identisch sind. Und dies ist auch der Grund, warum diese Art von Yoga so sehr in Ausübung gekommen ist; die Resultate, obgleich schwer im Vergleich zur Mediumschaft, sind jedoch bei weitem leichter zu erreichen, als die Resultate der rein geistigen Schulung.

Physische Phänomene und astrale Visionen, beide von sehr merkwürdiger Art, können erreicht werden, namentlich wenn ein Lehrer die praktischen Verbindungen angiebt, welche in geschriebenen und gedruckten Büchern immer ausgelassen werden. Jedoch wird niemals bleibendes Gutes oder eine anhaltende Errungenschaft erzielt werden, wenn man seine niedere Natur nicht vollständig gereinigt hat. Auf der anderen Hand wird die niedere Schulung nicht angewandt werden, wenn dies bereits der Fall ist, weil der geistige Teil des Menschen dann eine Verbindung mit seiner transscendentalen, göttlichen Selbstsucht und keinen Wunsch hegt, solche materielle Wunder zu realisieren, mögen sie noch so sehr unsere aufs höchste gespannte Phantasie übertreffen und eine Materie berühren, die so unendlich subtil, von unendlich feiner Art ist, als diejenige, die wir durch unsere fünf Sinne wahrnehmen können.

Weiter ist es unmöglich, Yoga zu verstehen, wenn wir nicht die Wahrheit der Reinkarnationslehre als eine der fundamentalen Thatsachen im Weltall anerkennen. Diese lehrt uns, daß dasjenige, was vorhin mit der Individualität — dem „Ich bin" — bezeichnet wurde, durch alle Kreise (Cykle) der Wiedergeburt besteht, während die Persönlichkeit des „Ich bin" (der Johann Müller oder Anna Schmidt eines kurzen Lebens) nur unsterblich in solchen Gedanken und Aspirationen ist, welche göttlicher Art sind. Nun ist gerade das niedere „Ich" vereint mit dem tierischen Teil des Menschen, der einzige Faktor, welcher bei Ausübung der niederen Art Yoga in Bewegung gesetzt wird. Darum sind alle Kunstfertigkeiten, welche durch solche Ausübungen erreicht werden mögen, z. B. astrales Hellsehen oder Hellhören, die Projektion des Astralkörpers und Tausenderlei, von dem die profane Welt bis jetzt noch nie gehört hat, alles nur Wirkungen der Persönlichkeit. Sie sind keine Errungenschaft der sich reinkarnierenden Einheit und kann es nie sein, so lange das göttliche Ego verhindert ist, daran teilzunehmen durch den selbstsüchtigen Ehrgeiz und das Begehren des persönlichen Menschen. Auf der andern Seite sucht

reine, geistige Schulung die stürmischen Wellen des niederen Geistes zu beruhigen, die düstern, roten, rauchenden Flammen der Leidenschaften zu reinigen und den untern Geist zu einem gehorsamen, gereinigten Träger des oberen, göttlichen Geistes, „des Selbstes", umzuwandeln. Die Resultate, die durch diese moralische Schulung und strenge geistige Uebung errungen werden, sind bleibendes Eigentum der Individualität. Sie sind ihr festes Besitztum durch wiederholte Geburten, und nur der Rückfall in Materialismus und in den willigen Dienst der Leidenschaften kann sie der Individualität verlustig machen.

Obiges ist der Grund, warum den bloßen Besitzern von physischem oder astralem Hellsehen usw. der Titel „geistig" von den Schülern der Theosophie streng verweigert wird. Hellsehen ist an und für sich keine „geistige Gabe", obgleich es wahr ist, daß es ein „geistiges Hellsehen" giebt, welches sieht und nicht sieht, das dem Besitzer eine Macht zum Guten in der Welt giebt, welche allen Cynismus zum Verstummen bringt. Jedoch die Auserwählten, welche diese göttliche Vision haben, sind gerade dadurch verhindert, materiell deren Besitz kund zu thun, da ein solches Beweisen der augenblickliche Verlust der Kraft wäre, es sei denn, daß es zum Wohle anderer geschähe.

Der Zweck aller Religion scheint mir der der Vereinigung des Menschen mit der Gottheit zu sein, in welchem Sinn und Form wir diesen Gedanken auch fassen mögen. Der wichtigste Teil der Religion, der am leichtesten verständlich ist, ist ihre ethische Lehre. Warum dies so sei, darüber sind wir bis jetzt meist im Unklaren geblieben. Der Skeptizismus ist sogar in den allerletzten Zeiten so weit gediehen, daß Männer von großer Intelligenz und Begabung behaupten, daß Ethik gar keine wissenschaftliche Grundlage habe, daß es eine Unmöglichkeit sei, zu beweisen, warum diese oder jene ethische Vorschrift ausgeführt werden müsse. Diese Vorschriften sind nun aber meistenteils nur dogmatische Gesetze. Die Gründe, welche angegeben werden, warum sie beherzigt werden sollen, sind nicht erklärender, sondern vielmehr verheißender oder strafender Art. „Thue dies, sonst wirst Du nicht das Himmelreich erwerben" usw. Nun ist die höhere Lehre von der Seele reich an zwingenden Gründen, warum wir ein höheres, reines, selbstloses Leben führen sollen. Die Möglichkeit bezeugend, daß der dunkle Vorhang des Schlafes hinweg gezogen und der Schleier des Todes zu unseren Lebzeiten zerrissen werden kann, wird in den Vorschriften, wie solche Wunder hervorgebracht werden, und in der Angabe der Instrumente, welche verwandt werden, uns diese Phänomene zu ermöglichen, vor allem auf Moralität, als die notwendigste, erste Vorbedingung und Vorbereitung, gedrungen. Der Mensch muß zuvor seiner eigenen Natur fest ins Gesicht sehen können, ehe er imstande ist, in das Antlitz der Natur zu blicken. Will der Mensch den einsamen Pfad Yoga betreten, so tritt er aus dem gemeinsamen Weg seiner Mitmenschen und wird ein selbstbestimmter Pionier der Menschheit. Er muß sich mit den richtigen Werkzeugen ausrüsten und, wie die Schrift so wahr sagt, „sich

mit dem Krebs der Gerechtigkeit umgürten". Ohne die Waffen ist es vergeblich, sich als Wegweiser anzubieten. Der Pfad, welchem nachgegangen werden muß, führt durch wunderbare Gegenden, die von sonderbaren Einwohnern bewohnt sind; ein innerer Pfad, der im Anfange meistens durch die Gegenden unserer eigenen Gebilde führt, welche wir von den Zeiten an, wo wir überhaupt Körper und Geist besessen, hervorgerufen haben. Versuchen wir, diese Gegenden ohne Ausrüstung zu betreten, d. h. ohne uns genügend durch eine genaue Prüfung jedes verborgenen Winkels unserer moralischen Natur und einer strengen Disziplin, welche ihre Aufgabe keinen Augenblick außer Acht läßt, vorbereitet zu haben, so gleichen wir einem General, welcher sich an der Spitze rebellischer Truppen in einer Festung befindet. Die Truppen stehen im Einverständnis mit dem Feinde außerhalb der Festung und wir würden in Wahrheit finden, daß unsere Feinde diejenigen unseres „eigenen Haushaltes" sind und daß Gleiches das Gleiche anzieht, was ja unvermeidliches Naturgesetz ist.

Es wird unter religiösen Leuten sehr viel über „Bekehrung" gesprochen. Eine große Wahrheit liegt diesem Gedanken, der oft in sonderbare Formen gekleidet wird, zu Grunde.

Viele meiner Leser wissen vielleicht nicht, daß das griechische Wort für Reue, welches im neuen Testamente und in vielen Schriften der mystischen Schulen der früheren Zeiten des Christentums viel gebraucht wird, wörtlich übersetzt eine „Umkehr des Geistes" heißt. Die „Theorie dieser Umkehr des Geistes" und die Geschichte ihrer mystischen Grade, wird weitläufig in vielen dieser Schulen auseinander gesetzt. — Was unbewußt in den niederen Graden der „Bekehrung" stattfindet, findet in höherem Grade bei Yoga mit vollem Bewußtsein statt. Dies ist die wahre „Wiedergeburt", von der die christlichen Mystiker sprechen, dies ist der Grund, warum Brahminen (das heißt eigentlich: diejenigen, welche eins mit Brahma, der Gottheit sind) die „zweimal geborenen" heißen. Man wird begreifen, nachdem ich dargethan, von welcher Wichtigkeit der Geist im Yoga ist, was diese Umkehr, Bekehrung oder Reue für eine Bedeutung hat. Diese Reue ist von sehr mystischer Art und schwer zu verstehen.

Vergleichen wir z. B. die ganze Reihenfolge, das Leben einer Individualität mit einer Perlenschnur, so repräsentiert die Perle, die am tiefsten hängt, den Wendepunkt in der ganzen Reihe von Geburten, welche die große Umkehr des Geistes bezeichnet, die angiebt, daß die Seele anfängt, den Einfluß der Materie abzuschütteln. In jeder darauf folgenden Geburt wird diese Aenderung sich in schwächerem Maße vollziehen und diejenigen können sich beglückwünschen, bei denen sich diese Aenderung in der Jugendzeit des Lebens vollzieht. Nur müssen wir beherzigen, daß es keine Auszeichnung der Person, keine privilegierte Aristokratie, keinerlei Monopol giebt. Der Weg zur Selbsterkenntnis, zur Selbsteroberung liegt jedem zu jeder Zeit offen. Es ist thöricht, zu behaupten, „Was der da sagt, ist aber nichts für mich!" Es giebt keine andere Zeit, als das alleinige „Jetzt". — Es ist thöricht, Dich der Zukunft zu vertrösten, da Du die

Vergangenheit nicht kennst! Wie sollen wir dann wissen, ob wir nicht bereits einen Teil des Weges gewandelt sind und die Begebenheiten des früheren, vorhergegangenen Leben in geringerem Grade sind, die sich wiederholen? Vergegenwärtigen wir uns nur, daß, einmal am Wendepunkte angelangt, wir heransteigend dieselben Bestrebungen immer wiederholen müssen, welche unsere Seelenwanderung charakterisiert. Keiner ist im stande zu sagen, welche Kraft für das Gute in denjenigen verborgen liegen mag, die gewöhnlich als besonders lasterhaft bezeichnet werden, wenn nur einmal die Energie ihres Charakters in die richtige Wendung gebracht worden ist.

Es giebt keine historische Entwickelung in der Religion oder Yoga. Wähle heut, welchem Gott Du dienen willst! läßt sich auf jeden Augenblick unseres Lebens anwenden. Es giebt keine Zeit außer der Gegenwart, und nur Ignoranten heften ihren Glauben an historische Begebenheiten.

Selbstverständlich sind dies keine neue Gedanken, die Sie da hören, sie sind uralt, aber worauf ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist, daß diese Dinge praktisch und wissenschaftlich im besten Sinne des Wortes sind. Nicht, daß ich glaubte, daß ein Ding wissenschaftlich im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein müsse, um wahr zu sein, ich will nur sagen, daß Yoga alles Beste an wissenschaftlicher Methode enthält und zu gleicher Zeit unausmeßbar transscendental ist. Es ist nötig, das immer und immer wieder zu sagen, weil die Menschen anfangen in Furcht und Zittern vor dem Worte „wissenschaftlich" zu geraten.

Und sollte jemand mich fragen, ob ich ihm riete, Yoga zu studieren, so lautet meine Antwort dahin: Eine Person, die ehrlich strebt, ein moralisches, reines, unselbstsüchtiges Leben zu führen, bereitet sich unbewußt zur Ausübung dieser Wissenschaft vor und wird so allmählich ein Bewußtsein ihrer geistigen Natur entwickeln, welches sich, wenn nicht schon in diesem Leben, so doch im folgenden zu voller Erkenntnis entfalten wird. Aber ich gehe noch weiter, denn ich glaube, daß weder das Gute allein, noch das Wissen allein den vollkommenen Menschen ausmachen, sondern beide müssen sich die Hand reichen, um den Menschen zur Vollendung zu bringen. Daher würde ich hinzusetzen: Auf alle Fälle lerne die Yoga-Theorie, und was deren Ausübung betrifft, so unterwirf Dich der gründlichsten Analyse Deiner Beweggründe, erforsche die verborgenen Motive Deiner Handlungen und bewache Deine Gedanken, Worte und Dein Thun; suche zu ergründen, warum Du dies und nicht jenes thust, und sei immer auf Deiner Hut! Ich will damit nicht sagen: gebrauche Deinen Kopf allein! keinesfalls; gebrauche nur auch Dein Herz bis an die Grenzen seiner Liebesfähigkeit! Lerne mit allen fühlen, für alles Liebe empfinden, aber gegen Dich selbst sei von eiserner Strenge, suche nichts zu entschuldigen, keinen Fehler zu beschönigen! Wir brauchen uns deswegen nicht von der Welt zurück zu ziehen, um dies zu thun, wir brauchen den Umgang mit Menschen deswegen nicht zu vermeiden, wir brauchen nicht einmal einen

Sonntag am Tag einzurichten, wie wir einen Sonntag in der Woche feiern, um an demselben unsere Gedanken höheren Dingen zuzuwenden, während wir glauben uns an den übrigen Tagen wieder gehen lassen zu dürfen. Jedoch ist es eine heilsame Gewohnheit, täglich zu versuchen den Geist fest auf einen Gedanken zu konzentrieren, oder ihn mit etwas Bestimmtem aus dem Reiche der Phantasie zu beschäftigen und zu gleicher Zeit eine anhaltende Kontemplation und Aspiration nach dem höchsten Ideal zu üben, welches wir zu fassen vermögen. Vielleicht finden einige unter Ihnen, daß diese Ratschläge nur mystische Gemeinplätze sind und daß Sie dergleichen — oder sehr ähnliches — von der nächsten Kanzel hören könnten. Dies mag wohl sein; meine Antwort bleibt jedoch noch immer dieselbe: Versucht es trotzdem! Versucht heraus zu finden, warum Ihr eine beliebige Handlung begeht oder einem Gedanken nachhängt, versucht Euren Geist nur auf 60 Sekunden zu konzentrieren und versucht einem hohen Ideal nachzudenken, wenn Ihr ruhig und allein seid, frei von allem Haß und rachsüchtigen Gefühlen. Glaubt mir, Ihr werdet diese Bestrebungen nicht bereuen.

Vielleicht ist es bemerkt worden, daß ich nichts weiteres über die höheren Yoga-Uebungen gesagt habe. Der Grund dafür ist der, daß der Gegenstand ein viel zu erhabener ist, viel zu heilig, um daß ein Schüler, wie ich immer bin, es wagen dürfte, ihm zu nahen.

Die Uebungen sind so wunderbar und die Errungenschaften so staunenerregend, daß sie absolut jeder Beschreibung in Worten spotten. Dies ist der Grund, warum ihnen stets nur unter symbolischer, allegorischer Sprache genaht wird. Ich brauche jedoch kaum wohl Schülern der Theosophie zu erklären, daß Yoga der wichtigste Schlüssel zur Interpretation der kosmischen Schriften ist, ein Schlüssel, den auch unsere Lehrerin H. P. Blavatsky zu geben unterlassen hat. Keiner von uns wird jedoch diese Unterlassung mit Staunen oder mit Unwillen empfinden, wenn wir bedenken, daß von altersgrauer Zeit her es immer Gebrauch war, dem Schüler den Schlüssel so lange vorzuenthalten, bis er reif genug war, ihn zu empfangen. Er wird auch nicht aus Laune vorenthalten, er kann auch nicht vorenthalten werden, wenn der Schüler reif ist, und die, welche den Schlüssel halten, sind diejenigen, welche ihr Herzblut dafür hingeben, die Menschheit vor noch größerem Jammer und Elend, als dem, in welchem sie jetzt schon versunken ist, zu bewahren, — obgleich die Menschheit von solchen immerwährenden Opfern nichts weiß.

Es ist begreiflich, daß der Gegenstand, den ich behandelt habe, von unendlicher Schwierigkeit ist. Ich hätte Ihnen mit einer langen Abhandlung voll technischer Ausdrücke, aus schwierigen Werken einer ganzen Bibliothek von Litteratur gesammelt, aufwarten können, aber mein Zweck war vielmehr der, zu versuchen, Ihnen zu zeigen, daß an sich selbst „die Wissenschaft der Seele“ im Bereich eines jeden steht und der ausführbarste, wesentlichste und wichtigste Zweig der Wissenschaft ist, welche der Menschheit als Erbteil zufällt.

Zum Schluß will ich nur erinnern, daß es eine unerläßliche Bedingung giebt, ohne welche unsere Bestrebungen wertlos sind. Sie müssen lediglich zum Wohl der anderen unternommen werden. Wird diese Schulung aus Egoismus unternommen, so wird sie sich als ein Nichts erweisen, denn es wird nur der Persönlichkeit, dem „Ich bin", dem menschlichen Tiere anhaften, dessen charakteristische Eigenliebe — Selbstsucht ist, — wogegen die Natur geistiger Schulung die Hingabe an alle Kreaturen, die Liebe zu allem bedeutet, was lebt und atmet. Die Pflicht des Jüngers wird sein, gleich den Sternen des Himmels: Licht zu spenden, ohne es zurückzuerhalten.

Brüder, mögen wir alle den Pfad des Friedens betreten!





Indische Essays.

Besprochen von

Hübbe-Schleiden.

In den Jahren 1877 und 1878 studierte auf den Universitäten Zürich und Leipzig ein Indier, namens Nisikanta Tschattopadhyaya. Nachdem er sich der deutschen Sprache vollständig bemächtigt und in unsere europäische Anschauungsweise eingelebt hatte, hielt er in Leipzig einige Vorträge über „Buddhismus und Christentum", die damals mit viel Beifall aufgenommen wurden. Einen dieser Vorträge gab er 1882 im Druck heraus und im Jahre darauf eine größere Ausgabe, in der außerdem noch andere Vorträge und Aufsätze enthalten waren. Dieses Buch nannte er „Indische Essays" und widmete es Professor Gottfried Kinkel. Kürzlich sind diese beiden Ausgaben in den Besitz der Universitäts-Buchhandlung von M. Kreutzmann in Zürich (Neumarkt 11) übergegangen; und da sie nun aufs neue angezeigt werden[1]), empfehlen wir sie unsern Lesern gerne.

Die „Indischen Essays", welche also jenen vorher herausgegebenen Vortrag enthalten, umfassen folgende Themata: 1. Die Yātras oder die Volksschauspiele Bengalens (in zwei Abteilungen), 2. Professor Minajeff und die Sanskrit-Litteratur, 3. und 4. Zwei Vorträge über Buddhismus und Christentum, 5. Nirvana, 6. Die Ursachen der Armut Indiens.

In seinem ersten Vortrage über „Buddhismus und Christentum" sowie in der dazu gehörigen Ausführung des Beriffes „Nirvāna" stellt Tschattopadhyaya dem Buddhismus das exoterische Christentum gegenüber und findet dessen Unterschiede sehr mit Recht in dem Gegensatze des Monismus zum Dualismus. Im zweiten Vortrage (Seite 105) deutet er aber selbst an, daß er von dem exoterischen, dogmatischen Kirchen-Christentum das

[1]) Buddhismus und Christentum. Mit einem Anhange über das Nirvana. Von einem Hindu. (32 Seiten.) Indische Essays von Nisikanta Tschattopādhyaya. (136 Seiten.)

esoterische, die geistige Lehre Jesu unterscheidet; und deren geistige Uebereinstimmung mit dem Endziele der reinen Buddhalehre sowie mit den Grundgedanken aller indischen Philosophie nachzuweisen, ist ein Hauptzweck seiner Vorträge. Diese gehören zu dem Besten, was je hierüber geschrieben worden ist; insbesondere sind die Ausführungen über den Begriff des „Nirvāna" und seine Verwandtschaft mit demjenigen des „Reiches Gottes" sehr beachtenswert. Beide, die geistige Philosophie Indiens und die Lehre Jesu, gipfeln in dem Hinweise, den „Vater", Gott und „Gottes Reich" nicht irgendwie und irgendwo außer sich selber zu suchen, sondern nur in seinem eigenen innersten Wesen.

Es ist fast, als ob man eine freie Uebersetzung des Galaterbriefes (Kap. 6 v. 7 u. 8) läse in Worten des buddhistischen Dhammapada:

„Die Seele ist die Wurzel, und die Thaten entspringen aus der Seele. Wenn jemand aus einem niederen, unedlen Geiste handelt, so wird ihm das Leid folgen, wie das Rad dem Schritte des Ochsen, der da ziehet. Wenn aber jemand aus einem reinen und hohen Geiste handelt, dann folgt ihm die Freude wie ein nie entschwindender Schatten".

Das ist die Quintessenz der Karmalehre in jenem Briefe des Apostels Paulus so gut wie in diesen Anfangssätzen des indischen Spruchbuches. Ganz vortrefflich aber sind die Worte (S. 103), mit denen Tschattopādhyāya diese Lehre erläutert:

„Was der Mensch thut, das bestimmt in jedem Augenblicke das, was er in Zukunft thun muß. Was der Mensch in dem einen Augenblicke denkt, fühlt und thut, muß bestimmen, was er im nächsten denken, fühlen oder thun soll. Es giebt keine Macht im Himmel, auf der Erde oder in der Hölle, im ganzen unermeßlichen Weltall, welche einen Menschen vor den Folgen seiner eigenen Thaten schützen könnte. Er muß ernten, was er säet. Weder durch Thränen, noch durch Gebete, weder durch versöhnende Loblieder, noch durch Trauermelodien eines Miserere könnte der Mensch den gerechten Folgen irgend einer bösen That, die er je begangen hat, entrinnen, und zwar noch weniger durch das stellvertretende Leiden oder das Sühnopfer irgend eines andern sogar eines ganz unschuldigen Menschen. — Mit andern Worten: das Gesetz der moralischen Verantwortlichkeit ist ebenso unumgänglich wie irgend eines der physischen Gesetze, z. B. das der Gravitation oder das der Erhaltung der Kraft. Meint Ihr, man könnte eines derselben verletzen, ohne bestraft zu werden? Ebenso wenig dürft Ihr meinen, daß Eure Thaten nicht von den ihnen entsprechenden Folgen begleitet sein würden".

Ebenso klar und beredt stellt Tschattopadhyaya die übrigen Grundgedanken des alt-indischen Geisteslebens dar, und weist mit Recht darauf hin, daß sich erst jetzt in allerneuester Zeit allmählich die Ergebnisse der europäischen Wissenschaft und Philosophie diesen Erkenntnissen zu nähern anfangen. So schildert er den reinen Monismus des Geistes und seine Offenbarung in allen Erscheinungsformen, die Einheit des Lebens (biologisch) und die Einheit der Kräfte (physikalisch), die Gerechtigkeit der

Weltordnung, die durch die Wiederverkörperung verständlich wird, und die Ergänzung des Darwinismus durch eben diese Erkenntnis der Wiederverkörperung. Auch die Thatsachen der Vererbung werden erst durch diese Erkenntnis erklärt (Seite 112).

„Wir sind, was unsere Voreltern uns gemacht, sagen die Biologen. Wir sind, was wir uns selbst in früheren Geburten gemacht haben, sagen die Indier. Und wenn wir die Sache näher betrachten: könnten wir nicht in gewissem Sinne sagen, daß wir selbst schon in unseren Voreltern uns, so zu sagen, in einem Werdeprozeß befanden und so logisch für das verantwortlich sind, was wir jetzt geworden sind?"

Indem Tschattopadhyâya und andere auch den Buddhismus gegen den Vorwurf des Atheismus verteidigt, faßt er dessen Grundidee in die Worte Fichtes zusammen. „Die Existenz moralischer Empfindungen und Beziehungen, d. h. die moralische Weltordnung, ist „Gott". — Gott steht nicht über dem Gesetz der Weltordnung, er ist vielmehr dieses Gesetz selbst; und alle persönliche Willkür ist daher aus jedem geläuterten Gottesbegriffe völlig ausgeschieden.

„Wenn aber Religion den lebendigen Glauben an jene ewigen Ideen bedeutet, die wir unter Wahrheit, Gerechtigkeit und Güte verstehen, die feste unerschütterliche Ueberzeugung ihres endlichen Triumphes in der kollektiven wie in der individuellen Menschheit, wenn Religion, sage ich, demnach (im praktischen Leben) den festen, begeisterungsvollen Entschluß bedeutet, der unter allen Umständen in vollkommener Uebereinstimmung mit diesen Ideen auch in der alltäglichen Beschäftigung zu leben strebt, so kann man den Buddhismus niemals Atheismus nennen, sondern vielmehr eine Religion im wahrsten und weitesten Sinne des Wortes!" (S. 117.)

Zum Schlusse stellt unser Indier noch die praktischen Ergebnisse in der geschichtlichen Entwickelung des Christentums, denen des Buddhismus gegenüber und beruft sich dabei u. a. auf Köppen's Zeugnis in dessen „Religion des Buddha" (S. 453):

„Man könnte viele Seiten füllen, wollte man die ehrenden Zeugnisse zusammenstellen, welche der buddhistischen Ethik, der Lauterkeit ihrer Motive, dem Geiste der Uneigennützigkeit, Milde und Sanftmut, von dem sie durchdrungen wird, ihrem erziehenden und veredelnden Einflusse von den verschiedensten Seiten her gezollt werden, von gelehrten Forschern, Historikern und Reisenden, selbst von solchen, bei denen Parteilichkeit zu Gunsten des Buddhismus kaum vermutet werden kann, von den christlichen Missionaren".

Was aber unsere Kirchengeschichte anbetrifft, so erinnert Tschattopâdhyâya (leider nicht mit Unrecht) an die grausamen Verfolgungen der Albigenser und Waldenser, der Lollarden und der Juden im Mittelalter, an die Verbrennung Arnolds von Brescia, des Hieronymus von Prag, Johann Huß, Giordano Bruno, Campanella, Vanini, Savanarola und des Arztes Servetus, an den „glorreichen" Papst Alexander VI und seine

Borgia-Familie, an Catharina von Medici und an die Bartholomäus-Nacht usw. (Genug der Gräuel!) — und fragt dann:

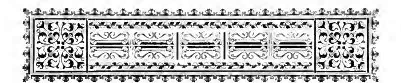
„Sind das Merkmale der Göttlichkeit der betreffenden Religion? Blorente, der Verfasser der „Geschichte der spanischen Inquisition" teilt die folgenden Ziffern mit, die jeden Menschen schaudern machen müssen:

„Torquemada und seine Henkersknechte sollen binnen 18 Jahren 10220 Personen am Pfahle, 6860 in effigie verbrannt und 97321 sonst bestraft haben. Noch weiter: die heilige, göttliche Inquisition soll zwischen den Jahren 1481 und 1808 im ganzen 340000 Menschen bestraft, darunter ungefähr 32000 verbrannt haben!

„Das sind alles Thatsachen, worüber man Bände schreiben könnte und auch Bände geschrieben hat. Und diese Thaten, richtiger Verbrechen, sind alle von Leuten verübt worden, welche sich anmaßten, im alleinigen, so zu sagen, in einem Monopolbesitze der Göttlichkeit und des Heiligtums zu sein, und welche alle Religionen und Sekten, die es nicht anerkennen wollten, als gottlose Atheisten brandmarkten und, wo günstige Gelegenheit dazu vorhanden war, tausende von solchen Atheisten verbrennen oder verfaulen ließen! Auf der anderen Seite werden ähnliche Vorgänge niemals — nicht einmal von den Missionaren, welche immer den Buddhismus oder den Hinduismus anschwärzen, um ihre eigene Religion höher stellen zu können — vom Buddhismus erzählt, der geradezu den ganz entgegengesetzten Weg der Milde und Sanftmut beständig verfolgt zu haben scheint und eben dadurch seine Siege über die meisten Menschen (denn bekanntlich sind die Buddhisten zahlreicher als die Anhänger irgend einer anderen Religion der Welt) errungen und über dieselben einen überaus veredelnden Einfluß ausgeübt hat. Von diesen beiden Bildern betrachten Sie einmal dieses und einmal jenes und dann sagen Sie: Welches ist wohl höher, d. h. göttlicher, welches steht wohl näher jenen ewig unwandelbaren Ideen, welche Platon als göttliche bezeichnete und wofür sein Meister das Leben einbüßen mußte? Wenn der Spruch Jesu: „Ihr sollt den Baum an seinen Früchten erkennen", richtig ist, was wäre dann unsere Erkenntnis, unser Urteil über den Buddhismus, der solch' schöne edle Früchte getragen hat? Gewiß, daß es die höchste, erhabenste, d. h. die göttlichste Religion der Welt sei und daß derjenige, welcher eine solche Lehre aus dem Innersten seines Wesens zur Welt brachte, voll des Höchsten, des Göttlichen gewesen sein muß, welchen Namen auch wir dem Höchsten beilegen möchten:

„Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn es Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!"





Meditation.

Von

Annie Besant.

✻

Wir alle finden, daß die Meditation in manchen Dingen, die an uns herantreten, zur richtigen Entscheidung verhilft. Wenn in unseren alltäglichen Angelegenheiten eine Schwierigkeit entsteht, so ist der beste Weg zur Lösung derselben, sich von den störenden Einflüssen zurückzuziehen und sie ruhig zu durchdenken. Raja Yoga macht dies ihren Anhängern möglich, indem sie lehrt, wie man meditieren muß indem man die Kraft des Konzentrierens soweit übt, bis man im stande ist die Gedanken von der ganzen Umgebung loszumachen und sich in sich selbst zurückzuziehen, sogar wenn man mit anderen zusammen ist. So etwas erfordert stetige, unermüdliche Anstrengung. Der erste Schritt ist, von allen lasterhaften Wegen und Gedanken abzulassen und eine ernste Sittlichkeit zu bethätigen, um ein rein sittlicher Charakter zu werden. Ungeübte Personen sind nicht im stande ihr Denken zu konzentrieren und es in der gewünschten Richtung zu erhalten.

Wir sind zu unbeständig, zu flüchtig, wie es unsere moderne weltliche Litteratur zeigt. Wie viele unserer abendländischen, jungen Männer oder Frauen sind im stande eine Reihe von Beweisen richtig bis zu ihrem Ende zu verfolgen? Wir sind so daran gewöhnt unsere Belehrung in kleinen, zusammenhangslosen Bissen zu uns zu nehmen, sie hinunterschlingend ohne an das Kauen und an die Verdauung zu denken, daß sehr wenige von uns ihre Gedanken genügend unter Kontrolle nehmen können, um ein Ding richtig für sich selbst zu durchdenken. Ein bekanntes orientalisches Gleichnis ist, das menschliche Leben mit einem Gespann zu vergleichen. Der Körper ist der Wagen, die Leidenschaften und Wünsche sind die Rosse. Die Seele ist der Lenker; Verstand und Gedanken sind die Zügel.

Ein ungeübter Abendländer ist wie ein Wagen, dessen Lenker die Zügel lose läßt und nicht auf die Pferde achtet, indem er ihnen erlaubt zu laufen, wie und wohin sie wollen. Aber Raja Yoga ist wie ein

Wagen, der von einem weisen, starken Lenker geführt wird, der die Rosse im Auge behält und sie seinem Willen unterwirft.

Um Raja Yoga zu folgen, müssen wir zuerst das Gute und Wahre bethätigen. Eine gewöhnliche Methode ist, damit zu beginnen, morgens gleich beim Aufstehen seine Gedanken etwa zehn Minuten lang auf das Wahre zu konzentrieren, und dann die ganze Thätigkeit des Tages eng an das entworfene Ideal anzuschließen. Erforschung aller Fehler und der ernste Vorsatz sie in Zukunft zu vermeiden muß fortwährend geübt werden, bis der Schüler Schritt für Schritt die Macht über seine Gedanken und Handlungen gewinnt, um sie genau auf den Weg zu seinem höchsten Ideal zu leiten.

Die zweite Stufe ist Konzentration der Gedanken, abgesondert von den Sinnen. Wir vergeuden unsere Kräfte, ohne zu bedenken, daß unsere Fähigkeiten und Anlagen beschränkt sind. Wir sind niemals zufrieden zu denken, wir wollen immer etwas thun und verschwenden so unsere Zeit und unsere Gedanken, indem wir Wertloses thun. Besser ist es, nichts zu thun, als eigensinnig seine Gedanken mit unnützer Lektüre zu zerstreuen. Der Geist erfordert zeitweise Ruhe und für manche sind leichte Lektüreformen eine passende Art der Ruhe für den Geist, wenn er von anderen schweren Gegenständen angestrengt in Anspruch genommen war. Aber ich glaube, es giebt sehr wenige, die nicht bald bei einem Versuche herausfinden würden, daß es besser ist, in sein eigenes Innere zu schauen und zu denken, anstatt Zeit und Geisteskraft zu zerstreuen an Dingen, die kein Nachdenken erfordern und an und für sich nicht gut sind.

Auf der dritten Stufe des Raja Yogi hat die Seele die Fähigkeit sich von dem Verstande zu trennen und zum Unbewußtsein zu gelangen, — über alle Vernunft hinaus. Dann hören die Begierden auf, nicht jedoch, indem sie das Irdische tötet, sondern es zügelt und sich über die niedrigeren Wünsche erhebt. Dann fühlt sie sich eins mit dem All — sie wünscht nicht für sich selbst, sondern alles für alle und hilft so den Nebenmenschen.

Bemerkung:

Raja Yoga ist die wahre Wissenschaft von und die Uebung in der Entwickelung göttlicher Kräfte zur Vereinigung mit dem göttlichen Geiste.

Die Redaktion.



Gladstone über Annie Besant.

Im vorigen Jahre gab Frau Besant ihre „Autobiographie" (bei T. Fischer Unwin in London) heraus. Jetzt ist von diesem überaus wertvollen und lehrreichen Buche eine Volksausgabe bei der Theosophical Publishing Society, 7 Duke Street, Adelphi London W. C. erschienen,[1]) von der wir hoffentlich bald eine eingehende Besprechung werden bringen können. Hier soll zunächst nur die merkwürdige Thatsache berichtet werden, daß Englands größter Staatsmann (the Grand Old Man) Gladstone diese „Autobiographie" sich zum Gegenstande eines Leitartikels im Septemberhefte des Nineteenth Century[2]) gewählt hat. Es wäre höchst interessant, wenn ein deutscher Staatsmann diesem Beispiele folgte und die Lebensbeschreibung der Frau Besant etwa in einem Leitartikel der „Deutschen Rundschau" bespräche.

Besonders merkwürdig ist namentlich die Besprechung Gladstones für kirchliche Gemüter, weil er sie zu einer Verteidigung seiner eigenartigen Ansichten über das Dogma von der „stellvertretenden Versöhnung" ausgesponnen hat. Für unsere Leser hat es freilich wohl kein Interesse, dem greisen Staatsmann Großbrittanniens auf seinen gewundenen Gängen in dem Labyrinte des Dogmatismus zu folgen. Nur beiläufig sei hier erwähnt, daß er Frau Besant tadelt, weil sie die altmodisch-dogmatische Auffassung von der Versöhnungslehre für die kirchliche gehalten und sich deshalb von der Kirche losgesagt habe, da sie mit dieser Auffassung nicht übereinstimmte. Er selbst habe auch eine ganz andere Ueberzeugung von der Lehre der Versöhnung durch Jesu Opfertod, und er benutzt diese Gelegenheit, in zwölf ausführlich formulierten Punkten seine religiösen Anschauungen darzustellen. Damit liefert er ein für die Zeitgeschichte unserer Gegenwart wertvolles Dokument. Ob er sich allerdings damit in England für die Zukunft ein rühmliches Denkmal gesetzt hat, das möchten wir bezweifeln. In den Augen der geistig selbständigen deutschen Beurteiler jedenfalls nicht, obwohl man auch bei uns schon daran gewöhnt ist, daß hervorragende Staatsmänner sich hinsichtlich ihrer metaphysischen Bedürfnisse nicht über kindlich bescheidene Ansprüche erheben.

Für uns ist hier vornehmlich aber zu betonen, daß Gladstones Begriffe von der Versöhnungslehre ganz und gar den Katechismen, sowohl dem der Englischen Hochkirche wie auch dem der (schottischen) Presbyterianischen Kirche widersprechen, der er selber angehört. Dies ist auch schon in den leitenden Tagesblättern Londons scharf hervorgehoben worden (u. a. in der Daily News). Es scheint also, als ob Frau Besant ihm gegenüber vor der öffentlichen Meinung Recht behalten sollte. H. S.

[1]) Preis 4 sh. 6 d., mit Porto 4 sh. 10½ d.

[2]) True and false conceptions of the Atonement. Nineteenth Century, September 1894, Sampson Low, London, 2 sh. 6 d.



Ein Interview über Theosophie

zwischen einem Reporter des „New York World" und Annie Besant.

Uebersetzt von

Ludwig Deinhard.

❦

Vorwort des Berichterstatters:

Ich hatte das Glück, Annie Besant in den Räumen der theosophischen Gesellschaft an der Madison Avenue zu einer Zeit anzutreffen, die ihr erlaubte, sich mir trotz ihrer mannigfachen Verpflichtungen etwas zu widmen, und so ergab sich ein angenehmes und, für mich wenigstens, belehrendes Gespräch, das sich fast nur auf Theosophie bezog, deren berühmteste und intelligenteste öffentliche Vertreterin sie gegenwärtig ist.

Ich frug sie, ob sie mir in Vertretung des „World" einige Fragen zu stellen gestatte, die meines Dafürhaltens das Publikum interessieren dürften, worauf sie erwiderte, sie werde versuchen dieselben zu beantworten, allein sie sei nicht sicher, ob ein derartiges Gespräch dem Publikum den Gegenstand klar machen würde.

Ich sagte hierauf, ich wolle einmal den Versuch machen und dabei nur solche Fragen stellen, auf welche der Mensch von Durchschnittsintelligenz eine Antwort haben möchte; ich werde mich möglichst bestreben, ihre Antworten dem Sinne nach wiederzugeben.

Nach diesem Uebereinkommen sprachen wir 1½ Stunden zusammen, und ich habe im folgenden mich bemüht, die gestellten Fragen und erhaltenen Antworten, mit Ausnahme einiger unwichtiger Lücken, so korrekt wie möglich hier mitzuteilen.

Frage: Würde die allgemeine Annahme der theosophischen Wahrheiten, wie sie von Ihnen aufgestellt werden, die herrschenden religiösen Begriffe der Menschen verwirren oder einigen?

Antwort: Es würde daraus eine Vertiefung der religiösen Begriffe, und deshalb auch eine Einigung über dieselben hervorgehen. Jeder, der vergleichende Religionsphilosophie studiert, wird ebenso überrascht sein über die wunderbare Uebereinstimmung in den religiösen Begriffen, als auch über die wunderbare Verschiedenheit in der Art, diese Begriffe auszudrücken. Die Verschiedenheit liegt an der Oberfläche und wird deshalb zuerst bemerkt, und da die meisten Menschen an der Oberfläche haften, so bleiben sie von der Ueberzeugung durchdrungen, die einzelnen Religionen stünden einander feindlich gegenüber und halten natürlich dann ihre eigene Religion für die beste. Es ist dies gerade so, wie wenn man einen Baum in die Erde so tief einsetzte, daß man nur noch die sich ausbreitenden Zweigenden in weiten Abständen aus dem Boden herausragen sehen könnte; ein Zweig würde dann wohl nur Blätter, ein anderer eine Blüte, wieder ein anderer eine Frucht tragen, und die einzelnen Zweige würden den Eindruck von verschiedenen Pflanzen machen; gräbt man diesen Zweigen aber tief in den Boden hinein nach, so kommt man darauf, daß sie alle aus einem und demselben Stamm hervorsprießen. Gerade so ist es mit den Religionen; auf der Oberfläche sehen wir nur verschiedene Glaubensrichtungen, verschiedene Zeremonien, unter der Oberfläche aber werden wir gewahr, daß alle diese Glaubensrichtungen denselben Begriff, jede in ihrer besonderen Art, ausdrücken, und daß die Zeremonien nur plumpe, bildliche Darstellungen einer und derselben Wahrheit sind.

F.: Wenn ich Sie recht verstehe, so fassen Sie demnach Theosophie als eine Religion auf?

A.: Die Weisheitsreligion, in der Gegenwart Theosophie genannt, ist der verborgene Stamm, aus der alle die verschiedenen Religionen hervorgegangen sind, und ihre Wahrheiten wurden in allegorischer Form gelehrt, die je nach der Bildung und den Gesamtzuständen des betreffenden Volkes und der von ihm erreichten Entwickelungsstufe variierte. Wenn Sie einen neuen elektrischen Apparat zu erklären hätten, so würden Sie denselben einem geschulten Elektriker anders erklären als einem Kinde.

F.: Aber inwiefern ist denn nun die Theosophie dazu geeignet, diese Begriffe zu vereinen?

A.: Dadurch, daß sie die Thatsache aufdeckt, daß diese Begriffe in jeder Religion dieselben sind, und darauf hinweist, daß die Verschiedenheit nur in deren Darstellung liegt. So verkündet jede Religion die geistige Natur des Menschen und des Universums, und läßt diese als materielle Manifestationen aus einer geistigen Quelle hervorgehen. Die verschiedenen Religionen geben dieser Quelle verschiedene Namen und fassen sie mehr oder weniger anthropomorphisch auf, je nach der von ihren Lehrern und deren Nachfolgern erreichten geistigen Stufe, und so haben wir einen populären Hinduismus, Buddhismus, ein populäres Christentum usw.,

während die höher gebildeten und philosophischen Anhänger dieser Glaubensrichtungen, Anschauungen huldigen, die sich von dem rohen Volksglauben sehr wesentlich unterscheiden. Die Weisheitsreligion lehrt einen tiefen Pantheismus, sie erblickt die Quelle des Geistes und der Materie gleicherweise in dem Einen, ohne den keine Manifestation existieren kann; sie erkennt, daß überall bei jeder Manifestation auch eine die Materie leitende, gestaltende, kontrollierende Intelligenz vorhanden ist; sie zeigt, daß die Devas des Hindu und die Engel des Christen im Universum ihren Ort und ihre Bestimmung haben, sie verhält sich jedoch ablehnend gegen alle Begrenzungen jener Quelle, deren Mittelpunkt überall, und deren Umkreis nirgends, in der das unermeßliche Universum nichts als ein Sandkorn, und die dennoch das Leben des Geistes im Menschen ist.

F.: Können Sie nicht eine weniger abstrakte Erklärung, als diese geben?

A.: Nun ja, so fassen Sie die göttliche Inkarnation ins Auge. Wir haben den Krishna des Hindu, den Buddha des Buddhisten, den Christus des Christen. Alle diese stellen nicht etwa Verkörperungen widerstrebender Begriffe, wohl aber einander ergänzende Auffassungen einer und derselben Thatsache in der Natur dar. Jeder von ihnen wird von den Anhängern seiner Religion als ein Unikum angesehen. Die Bekenner der Weisheitsreligion dagegen sehen in diesen allen nur wiederholte Beispiele von einer und derselben Wahrheit. Jene Thatsache in der Natur aber ist, daß jeder Mensch die Inkarnation eines Gottes, und daß die Arbeit der Entwickelung nichts anderes ist, als die allmähliche Kundgebung dieser göttlichen Natur. Die höchsten Lehrer der Menschheit, die göttlichen Begründer großer Religionen sind Menschen, die während ihres durch lange Zeitalter der Menschheit hindurch fortgesetzten Entwickelungsganges ihre menschliche Natur derart geläutert und vergeistigt haben, daß der Gott aus ihrem Innern hervorzuleuchten begonnen hat. Darnach sollte eigentlich der Buddhist in jedem Menschen einen werdenden, potentiellen Buddha, und ebenso der Christ in jedem Menschen einen potentiellen Christus erblicken, und jeder von ihnen sollte erkennen, daß, wenn auch der andere dem Ding einen andern Namen giebt, es doch ein und dasselbe bleibt. Das praktische Resultat der Erkenntnis dieser unter dem exoterischen Schleier verborgenen esoterischen Wahrheit wird nicht nur darin bestehen, daß der Antagonismus der einzelnen Religionen gegen einander dadurch gemildert wird, sondern auch darin, daß die Religionslehrer an die göttliche Natur im Menschen appellieren und auf sie vertrauen werden, statt denselben, als ein von Natur aus zum Schlechten geneigtes Wesen zu behandeln, das nur durch Drohungen im Zaume gehalten werden kann. Die weitest vorangeschrittenen Lehrer der christlichen Kirche erkennen mehr und mehr die Wahrheit an und erblicken in Christus die verheißene Erfüllung dessen, was jeder einzelne werden wird, an stelle des äußerlichen Erlösers, der die Strafe für die Sünden anderer Menschen

auf sich nimmt. Daß diese großen Lehrer der Menschheit auf gemeinsamem Standpunkt stehen, wird durch die Gleichheit ihrer moralischen Lehren erwiesen; ihre philosophischen Darstellungen der Natur und Menschheit dagegen variierten, denn der eine sprach zu einem hochintelligenten Volke, der andere zu einem solchen von krasser Jgnoranz, aber ihre moralische Lehre ist bei allen dieselbe. Und es ist bezeichnend, daß diese Lehren noch immer den höchsten Flutstand der sittlichen Entwickelung bedeuten; kein Lehrer ist aufgestanden, der diese Flutwelle höher geführt hätte. Was an jenen wahr ist, ist auch wahr an der Lehre von Krishna, wie sie sich in der Bhagavad Gîtâ findet. Wie Sie nun einsehen werden, je mehr die Menschen die Dinge von diesem Standpunkt aus ansehen, umsomehr werden sie sich einigen.

F.: Sind nicht alle diese sogenannten Thatsachen der Theosophie, wie die Thatsachen der Kosmologie, die der menschlichen Entwickelung nach dem Tode, die der Reinkarnation weiter nichts, als bloße Hypothesen? Lassen diese sogenannten Thatsachen sich denn beweisen?

A.: Nein! Sie sind allerdings so gut Thatsachen, wie die Angaben der Wissenschaft unserer Welt des Westens; wenn Sie aber fragen: „können sie bewiesen werden?“ dann steht der Theosoph genau derselben Schwierigkeit gegenüber, wie der Mann der Wissenschaft, welcher aufgefordert würde, irgend eine unbekannte und verwickelte Entdeckung einem gewöhnlichen Laien zu beweisen. Der Mathematiker könnte einen verwickelten Lehrsatz sicher ebensowenig einem Burschen klar machen, dem die ersten Elemente der Mathematik unbekannt sind, wie ein Chemiker einem, der nichts von theoretischer Chemie weiß, die molekulare Zusammensetzung einer komplizierten Kohlenwasserstoff-Verbindung zu erklären imstande wäre. Thatsachen lassen sich beweisen, aber Schulung ist zuvor notwendig, wenn diese Beweise verstanden werden sollen. Aus diesem Grunde ist auch kein Mitglied der theosophischen Gesellschaft verpflichtet, diese Lehren zu glauben. Sie werden von den Adepten, die ihre Wahrheit ergründet haben, als Thatsachen aufgestellt, dagegen niemandem zur blinden Annahme aufgenötigt. Die Thatsachen der Kosmologie können vom gewöhnlichen Leser ebensowenig auf ihre Wahrheit geprüft werden, wie das Vorkommen anderer Thatsachen in der alten Geschichte. Sie können auf mancherlei Art bestätigt werden — wie dies H. P. Blavatsky in der Geheimlehre gezeigt hat — z. B. durch geologische Entdeckungen, durch Ueberreste der Vorzeit, durch die in begrabenen Städten zurückgelassenen Spuren, Ueberbleibsel längst vergangener Zeiten, die auf andere Weise unerklärlich wären. Es wird behauptet, daß jedes Ereignis in der vergangenen Welt-Entwickelung sein Abbild im Astrallicht, einer ätherischen Atmosphäre, die die Erde umgiebt, zurückläßt, und daß die Geschichte der Entwickelung in diesen Bildern zu lesen sei. Allein, um diese lesen zu können, sind gewisse psychische Eigenschaften nötig; diese sind den Völkern des Westens selten angeboren, können aber durch Uebung entwickelt werden, und dann vermag auch der Lernende einzelne dieser Bilder selbst zu

schauen; aber die vollständige Wahrheitsprobe aller kosmologischen Thatsachen ist nur dem Adepten möglich.

F.: Beziehen sich diese Beweise auch auf Thatsachen menschlicher Erfahrung nach dem Tode?

A.: Die Thatsachen der menschlichen Entwickelung nach dem Tode gehören zu einem etwas andern Gebiet. Dieselben treten gegenwärtig überall ringsum uns auf und können von dem Lernenden bei seinem Vorwärtsschreiten bestätigt werden. Was wir Tod nennen, ist nichts, als das Abwerfen des Körpers durch die Seele, in dem sie lebte, und dies ist eine Erfahrung, mit der der Lernende schon in seinem frühen Stadium seiner Lehrzeit vertraut wird. Thatsächlich ist dieselbe häufig schon Personen zuteil geworden, die nicht einmal das Studium des Okkultismus betreiben. Ich kenne mehr als eine Person in England, die aus ihrem Körper heraustreten, mit Bewußtsein außerhalb verweilen, und dann wieder in denselben zurückkehren kann. Jemand, der infolge seiner Konstitution oder okkulten Schulung seinen Körper verlassen, denselben von außen betrachten, von ihm weggehen und zu ihm zurückkehren kann, hat einen Beweis für die erste Stufe der Entwickelung nach dem Tode, diese hört für eine solche Person auf, Hypothese zu sein, und wird zur Thatsache. Wenn darnach jemand, der einen Sterbenden beobachtet, wie Andrew Jakson Davis den ätherischen Doppelgänger aus dem Körper heraustreten und über demselben schweben sieht, so hat er ein Wissen erlangt, das ebensogut auf Thatsachen basiert, als irgend eine durch genaues Beobachten mittelst eines Mikroskops erreichte Kenntnis. Und wenn Sie vielen Personen begegnen, die persönliche Kenntnis von diesem außerkörperlichen Leben besitzen, und deren Zeugnis übereinstimmend finden, wenn Sie ferner selbst Mittel und Wege finden, dieses Zeugnis zu beglaubigen, so kann man dann doch kaum noch von uns sagen, wir gäben uns mit „sogenannten Thatsachen“ ab, die in Wahrheit nur Hypothesen seien. Die nächste Stufe der Erfahrung nach dem Tode ist ebenfalls der Beobachtung zugänglich. Wenn die Seele den ätherischen Doppelgänger abwirft, wie dies sehr rasch geschieht, so bleibt sie noch immer in jener materiellen Hülle, dem Sitz der Gefühle, Gelüste und Begehren, die wir den Körper des Verlangens nennen.

F.: Wenn ich Sie recht verstehe, so sagten Sie, der Körper des Verlangens sei unsern Sinnen ebenso zugänglich, wie jeder andere materielle Gegenstand unseres gewissenhaften Studiums?

A.: Der Lernende kann, wenn seine Fähigkeiten nur genügend entwickelt sind, diesen Körper sehen und beobachten, gerade wie der Naturforscher irgend ein lebendes Ding beobachtet, das er sich zum Studium ausgewählt hat. Der Laie, Mann oder Frau, welcher von der ihn umgebenden physischen Welt etwas Kenntnis haben möchte, wird den Bericht des Naturforschers lesen und dessen sorgsame Beobachtungen nicht als Hypothesen ansehen, obgleich ihm selbst Zeit, Schulung und vielleicht auch die Fähigkeit mangelt, alle diese Ausführungen auf ihren Wahrheitsgehalt

zu prüfen. So wird auch der Theosoph, der nicht zugleich den Okkultismus studiert, die Schlußfolgerungen der Adepten und deren Ausführungen lesen und acceptieren, wenn ihm Zeit, Schulung und Fähigkeit fehlen, sie durch Experimente selbst zu beglaubigen. Die letzte Stufe von Erfahrung nach dem Tode ist diejenige, während deren die Seele, nach Abwerfung ihrer letzten Hülle, „an ihrem eigenen Platze wohnt", ist wiederum ein Bewußtseins-Zustand, in den der Lernende in einer weiter fortgeschrittenen Periode seiner Lehrzeit eintreten kann, wie denn auch der Adept mit ihr längst vertraut ist. Die Wahrheit der Lehre von der Wiederverkörperung stützt sich, ehe die Erinnerung an frühere Lebenszeiten wieder erlangt ist, auf zahlreiche Thatsachen, die ohne dieselbe unerklärlich wären.

Man vergißt manchmal, daß in der Mathematik, unserer „exaktesten" Wissenschaft, ein Lehrsatz nur dadurch bewiesen wird, daß man zeigt, daß alle andern Schlüsse mit Ausnahme des behaupteten absurd sind. Dies ist nun thatsächlich der Fall in bezug auf die Theorie der Reinkarnation, die häufig für Verhältnisse, auf die wir da und dort stoßen, die einzige, nicht absurd erscheinende Erklärung bildet. Wenn jemand ergründen will, ob Reinkarnation thatsächlich in der Natur stattfindet, oder nicht, so möge er nur folgendes überlegen und zu erklären versuchen: 1. Die Gleichheit aller menschlichen Rassen in physischer Hinsicht und in bezug auf Leidenschaften und Begierden, verbunden mit großer Ungleichheit in intellektueller und moralischer Hinsicht. 2. Die Aehnlichkeit in bezug auf Körper und Leidenschaften zwischen den einzelnen Gliedern einer Familie, verbunden mit großer Unähnlichkeit in bezug auf Verstand und Fähigkeiten; 3. Dieselben Erscheinungen bei Zwillingen; 4. Die frühzeitige Entwickelung eines Mozart z. B.; 5. Das Genie eines Shakespeare mit dem Vermögen, menschliche Charaktertypen der verschiedensten Art, trotz sehr beschränkter persönlicher Erfahrung, vollkommen darzustellen; 6. Die Frage, warum das musikalische Genie in der Regel von einer musikalischen Familie, das intellektuelle Genie dagegen von ganz gewöhnlichen Eltern abstammt; 7. Der Unterschied, der zwischen zwei Menschen von ungefähr gleichen, geistigen Fähigkeiten in der Aneignung gewisser Kenntnisse besteht; 8. Die Fähigkeit der Intuition, d. h. des Erkennens einer Wahrheit als solcher, sofort bei der ersten Begegnung mit derselben; 9. Die angeborenen Charakterverschiedenheiten, unter Geschwistern: — ein Kind kommt mit lasterhaften, ein anderes mit tugendhaften Neigungen zur Welt, was doch nur dadurch mit Gerechtigkeit in Einklang zu bringen ist, daß jedes das erntet, was es selbst gesäet hat; 10. Die wiederkehrenden Cyklen in der Geschichte, wie das vollständige Verschwinden eines Gedankenkreises und sein Wiederauftauchen fünfzehn Jahrhunderte später; 11. Das Steigen und Fallen von Rassen und Zivilisationen. Es sind dies nur wenige Gedanken, die uns, wenn wir sie nur gründlich verfolgen, den Glauben an Reinkarnation aufnötigen, als die einzige Theorie, welche Sinn hat und die Vernunft befriedigt.

F.: Aber wie steht es denn nun mit dem Bewußtsein einer früheren Existenz?

A.: Ich habe verschiedene durchaus ehrenhafte Personen getroffen, die sich ihres früheren Lebens erinnern, und ich selbst besitze die Erinnerung an Bruchstücke meiner eigenen Vergangenheit. Allein da es keinen Weg giebt, auf welchem derartige für den Einzelnen bestehende Beweise von andern bestätigt werden können, so besitzen sie eben keinen andern Wert, als den einer rein subjektiven Ueberzeugung.

F.: Wenn aber Wiederverkörperung eine Thatsache ist, wie erklären Sie denn dann das Anwachsen der Bevölkerung? Dieses bedingt doch, daß neue Seelen in die Existenz treten.

A.: Sind Sie wirklich sicher, daß die gesamte Bevölkerung der Welt im Zunehmen begriffen ist? Was wissen Sie z. B. von der Bevölkerung von China? Die Volkszahl kann in einem Distrikt abnehmen, während sie in einem andern zunimmt, und wir besitzen keine Statistik, auf die wir unser Urteil stützen könnten. Aber nehmen wir einmal an, die Bevölkerung der Erde sei wirklich im Wachsen begriffen, so giebt es eben Myriaden von nicht inkarnierten Seelen mehr, als von solchen, die zu einer gewissen Zeit inkarniert sind, und eine geringe Verkürzung der Periode zwischen den Inkarnationen würde die Bevölkerung verdoppeln oder verdreifachen. Stellen Sie sich in einer großen Stadt eine kleine Halle vor, und diese nur zur Hälfte mit Leuten angefüllt, so wäre es doch nicht nötig, neue Bewohner der Stadt zu erschaffen, um die Halle zu füllen; man würde eben mehr von den Bewohnern veranlassen, in die Halle zu kommen. Und gerade so ist es mit unserm Planeten und den Bewohnern der Erdsphäre im Weltenraume.

F.: Wenn ich schon einmal auf der Erde gelebt habe, wie kommt es denn dann, daß ich mich meiner früheren Existenz gar nicht mehr erinnere?

A.: Ihr Gehirn hat eben auf der Erde vorher nicht gelebt, und Ihr gewöhnliches Gedächtnis bewahrt nur solche Eindrücke auf, die auf Ihr Gehirn gemacht wurden. Selbst dieser erinnern Sie sich zum größten Teil nicht, obschon viele wieder in Ihrem Bewußtsein auftauchen würden, sobald Ihr Gehirn in einen anormalen Zustand versetzt wird. Ihre Seele kennt allerdings Ihre eigene Vergangenheit, Ihr Körper aber hat an dieser keinen Anteil; wenn Sie Ihr gegenwärtiges Gehirn für Eindrücke empfindlicher machen, die von der Seele kommen, — wie Sie Ihr Auge durch Uebung für zarte Farbennüancen eindrucksfähiger machen können — dann könnten Sie ebenso, wie andere, die Erinnerung an Ihre Vergangenheit wieder erlangen. Diese Erinnerungen der Seele werden in normaler Weise dem Bewußtsein als Charakter, d. h. als das Resultat der Erfahrung, aufgeprägt. Gerade, wie sich Bildung in Kenntnissen ausdrückt, obwohl dem Manne die Erinnerung an diese und jene Bücher, aus denen er als Kind gelernt hat, längst entschwunden ist, so drückt sich auch die Wirkung früherer Erlebnisse im Charakter aus, ohne daß die Erinnerung an die einzelnen Ereignisse die Bewußtseinsschwelle überschreitet. Die Erfahrungen der Seele leuchten als Charakter durch das Gehirn hindurch, wie die Bildung eines Menschen sich in der Sprache ausspricht.

F.: Wird das Publikum durch Ihre öffentlichen Vorträge nicht eher zur Thaumaturgie und zum Spiritualismus, als zu den esoterischen Anschauungen der Theosophie hingeleitet?

A.: Ich glaube kaum; von den zwanzig Vorträgen, die ich Mr. Judge, dem General-Sekretär der theosophischen Gesellschaft in Amerika, zur Verfügung gestellt habe, könnte man nur zwei als thaumaturgische bezeichnen; von diesen beiden wurde der eine überhaupt nicht gehalten, und der andere nur einmal. Wenn man irgend einen Zweig der esoterischen Philosophie vorträgt, muß man natürlich Thatsachen anführen, die den in Rede stehenden Gegenstand beleuchten, da dadurch erst im Geiste der Zuhörer Ueberzeugung erweckt wird. Ich mißbillige vollständig die spiritualistische Auffassung des Menschen als eine Zweiheit von Körper und Geist, und die Ansicht, daß, wenn der letztere den ersteren verläßt, er ein reiner Geist sei. Außerdem halte ich die phänomenale Seite der Theosophie für verhältnismäßig sehr unwichtig, im Vergleich mit ihrer Philosophie und ihrer Ethik, und spiele überhaupt nur selten darauf an.

F.: Welche Thatsachen aber hat die Theosophie in bezug auf höhere Daseinsstufen zu bieten?

A.: Kann ich diese Frage beantworten, ohne das Gebiet zu berühren, das Sie Thaumaturgie (Wunderverrichtung) nennen? Offen gestanden, sind die übersinnlichen Daseinsebenen für uns ebenso normal und natürlich, als die den Sinnen zugänglichen. Die unmittelbar jenseits der physischen liegende Ebene nennen wir die astrale oder ätherische und behaupten, wie Sie wissen, die Thatsache des astralen oder ätherischen Doppelgängers, indem wir dessen Existenz beweisen. Es giebt einen Beweis für die Existenz des Astralkörpers, der mir zwingend zu sein scheint, abgesehen von dessen Nachweis durch die Sinne. Viele von unsern modernen Gelehrten, Männer wie Crookes, Tesla, Helmholtz und Lodge, betrachten den Aether als etwas der Elektrizität nahe verwandtes, oder vielleicht als unzertrennlich damit verknüpft. Wir unsrerseits erblicken in der Elektrizität eine der Formen des universellen Lebens und in dem Astralkörper den Träger der in uns vorhandenen Lebensenergie. Da nun der physische Körper fortwährend sich ändert, seine Moleküle in einem fortwährenden Fließen, in einem beständigen Kommen und Gehen begriffen sind, so erscheint es notwendig, daß eine dauerhafte Form, wie der ätherische Doppelgänger, vorhanden ist, in der die Lebenskräfte ihr Spiel des Anziehens und Abstoßens, des Verbindens und Trennens der Moleküle betreiben können. Außerdem sagen uns die Männer der Wissenschaft, die physische Materie sei nicht kontinuierlich und reden von Intermolekularräumen, die mit Aether ausgefüllt seien. Ohne solche könnte Tesla nicht eine Glühlampe in seiner Hand halten und diese durch einen Strom zum Glühen bringen, der durch seinen Körper geht. Nach und nach werden Sie noch alle sagen, es sei ja selbstredend, daß es ein ätherisches Gegenstück zum physischen Körper des Menschen geben müsse, das ihn durchdringt, und nur deshalb, weil wir Theosophen so schlechte Erklärungen dafür gegeben, hätten sie

nicht gleich dafür eintreten können. Und ich darf wohl sagen: es ist etwas Wahres daran. Treten wir dann aus den Ebenen oder Gebieten des Astralen und des Lebens heraus, so gelangen wir in die Ebene des Passionalen, des Verlangens, von der H. P. Blavatsky sagte, daß, wenn die Aerzte dasjenige sorgsamer studierten, was sie Manien und Halluzinationen nennen, sie viele interessante Thatsachen entdecken würden, die zur vierten Daseinsebene gehören. Jenseits dieser liegt das Gebiet der Seele, die sich als Intellekt im Gehirn des Menschen kund giebt, die aber auch auf mancherlei subtile Weise in der Welt der Materie wirken kann. Denn die Seele bewirkt, wenn sie vermittelst des Gehirns Gedanken erzeugt, nicht nur molekulare Veränderungen in demselben, welche diese Gedanken im Gedächtnis registrieren, sonden sie kann auch Gedankenbilder hervorbringen, die, wenn einmal hervorgerufen, eine eigene Existenz annehmen, in das Gebiet des Astralen hinaustreten, dort auf den Geist anderer Menschen einwirken und dieselben zum Handeln antreiben. Auf diese Art ist das Astrallicht fortwährend von unseren Gedankenbildern erfüllt, und diese wirken auf andere ein. Daher die gleichzeitigen Entdeckungen, die engverwandten Verbrechen, die Paniken, Epidemien usw. Jeder Geist zieht aus dem Astrallicht diejenigen Gedankenbilder an, für die er Verwandtschaft besitzt, und verstärkt auf solche Art seine eigenen guten und schlechten Neigungen. Aus dieser Erkenntnis heraus entsteht die größere Verantwortlichkeit, welche der Theosoph in bezug auf seine Gedanken empfindet; denn er weiß, daß alle Handlungen Materialisationen dieser Gedankenbilder sind, wodurch das Gedankenbild gewissermaßen auf die materielle Ebene projiziert wird. Und gerade diese Thatsache, daß er nicht wissen kann, auf welche Gedankenbilder seine eigenen einwirken können, veranlaßt ihn, umso behutsamer darnach zu streben, selbst nur gute und nützliche Gedanken herbeizuführen. Lassen Sie mich zur Belehrung hierfür einen Fall anführen: Gesagt, es wäre gegen mich irgend ein Unrecht begangen worden und ich empfände für einige Augenblicke Zorn und Rachgier, so würde ich dadurch ein Gedankenbild schlimmer Art hervorgebracht haben; dieses wird zu einer Kraft des Bösen, die von mir zur astralen Welt hinströmt; wenn sie einmal in jener Welt ist, übt sie auch eine Anziehung auf Menschen aus, die mit ihr irgend eine Verwandtschaft besitzen. Nun nehmen Sie einen ganz gewöhnlichen Menschen an, der brutal in seinen Instinkten, stark in seinen Leidenschaften und rasch in der Umsetzung eines Impulses in Handlung ist; jemand ärgert ihn, seine Leidenschaft lodert zur Flamme auf, das Bild meines zornigen Gedankens wird zu seinesgleichen in ihm hingezogen und facht die Flamme durch diese Nahrung an; sein ungezügelter Grimm geht rasch in einen brutalen Akt über, er schlägt zu und begeht einen Mord. Mein Gedanke hat zu diesem Mord beigetragen, ich bin beteiligt an der Wirkung, die aus dieser Ursache hervorgeht, und muß meinen Anteil an der Ernte einheimsen, zu der ich den Samen beigesteuert habe. Dies sind einige der Thatsachen, die wir in bezug auf den Einfluß der höheren Daseinsgebiete auf unser

Verhalten kennen lernen und aus denen wir erkennen, daß diese unsichtbaren Kräfte die stärksten Triebkräfte sind, die auf das Sichtbare eine Wirkung ausüben können. Eine Handlung ist aber nichts anderes als der Endausdruck eines Gedankens; die Kraft liegt im Gebiet des Gedankens, unserer fünften Existenzebene. Jenseits dieser aber erkennen wir noch zwei weitere Gebiete, diejenigen des Geistes und dessen Träger; allein es hat keinen Wert, von diesen zu sprechen.

F.: Wenn Sie einige Erfahrungen mit Formen von Leben jenseits der Ebene unsrer irdischen Existenz gehabt haben, würden Sie mir dieselben wohl erklären?

A.: Meine eigene Erfahrung ist sehr beschränkt; ich habe ebenso, wie andere Forscher auf diesen Gebieten, Elementarwesen, Astralbilder, Astralkörper usw. gesehen, allein ich spreche nicht gerne von meiner persönlichen Erfahrung, wenn ich auch willig einräume, daß ich derartige Erfahrungen gemacht habe, so daß mein Zeugnis dafür sich demjenigen anderer anreiht, die für die Realität von Existenzgebieten eintreten, die jenseits des physischen liegen. Da sich die Zeugnisse dieser Art fortwährend häufen, so ist Hoffnung vorhanden, daß sie schließlich zur allgemeinen Annahme gelangen, und daß die übersinnliche Welt als eine feststehende Thatsache anerkannt wird.

F.: Sie haben also wirklich einen Astralkörper gesehen?

A.: Ja! Ich habe unter andern auch meinen eigenen gesehen. Die astrale Welt umgiebt uns auf allen Seiten, und man kommt sehr leicht mit ihr in Berührung.

F.: Können Sie aber auch einen andern überzeugen, daß es objektive Eindrücke waren, nicht bloß subjektive?

A.: Ich habe astrale Erscheinungen gesehen, als ich mit andern zusammen war, und diese andern haben Sie ebenfalls beobachtet, allein ich sehe keine Möglichkeit ein, Leute, die nicht dabei gewesen sind, von der objektiven Natur dieser Erscheinungen zu überzeugen, wenn diese Menschen von vornherein entschlossen sind, an nichts zu glauben, was nicht aus solider physischer Materie besteht. Ich kann wohl für mich selbst und für andere diese Erscheinungen bezeugen, allein ich bin in dieser Beziehung in der Lage jenes Reisenden, der einen indischen Fürsten nicht davon überzeugen konnte, daß Wasser so fest werden kann, daß Menschen darauf herumgehen können. Für gewisse Leute ist aber alles Halluzination, was sich nicht mit ihrer beschränkten Erfahrung zusammenreimen läßt.

F.: Haben Sie die Ueberzeugung gewonnen, daß auch andere solche Dinge sahen?

A.: Gewiß! Ich besitze eine Freundin, die sehr leicht astrale Gestalten sieht, wenn sie nervös überreizt ist. Sie wissen ja recht wohl, daß wenn Sie eine Saite spannen, dieselbe mit wachsender Spannung in kürzeren und rascheren Wellenlinien vibriert. Gerade so ist es mit dem Nervensystem; wenn dieses in stärkere Spannung versetzt wird, als es seinem normal-gesunden Zustand entspricht, so vibriert es in den kürzeren und

schnelleren Wellen des Astrallichtes. Es ist ein anderer Grund dafür, warum Erschöpfung der nervösen Energie zu „Visionen“ disponiert. Wie ich vorhin sagte, besitzt jedes Nervenmolekül seine Hülle aus ätherischer oder astraler Materie; wenn nun das physische Nervenmolekül seine Lebenskraft teilweise erschöpft hat, so hängt es sozusagen von der Gnade der Schwingungen seiner astralen Hülle ab, und da seine eigenen Schwingungen schwach sind, so machen sich die Schwingungen dieser letzteren um so stärker fühlbar. Deshalb wird auch durch sehr robuste, physische Kraft die astrale Vision verhindert. Wenn Sie einen zarten Ton vernehmen wollen, so müssen Sie starke Töne zuvor zum Schweigen bringen. Natürlich wird dabei, wie Sie wohl einsehen werden, oft eine astrale Gestalt irrtümlich für eine physische angesehen, bis irgend eine Ungereimtheit das Versehen aufdeckt. So sah eines Tages ein Mitglied der Blavatsky-Loge in London einen Indier auf dem Sopha sitzen; der Anblick war ein ganz gewöhnlicher und erregte erst seine besondere Aufmerksamkeit, als ein anderer Besucher direkt auf den Schoß des Indiers niederplumpste, der nun rasch verschwand, begleitet von einem Ausruf der Bestürzung seitens jenes Mitgliedes, der den nicht-substantiellen Charakter dieser Gestalt garnicht bemerkt hatte. Ein anderes Mal wurde ich selbst auf ähnliche Weise getäuscht, als ich gerade vor einer Versammlung eines Zweigs der theosophischen Gesellschaft einen Vortrag hielt. Ich sah einen Mann auf einer Bank sitzen, der mir selbst gesagt hatte, daß er anwesend sein werde, und dachte schon, er werde froh sein, daß es ihm möglich gewesen, zu rechter Zeit zu kommen; er saß ganz in meiner Nähe und ich sah ihn öfters an; als aber die Versammlung aufgehoben wurde, vermißte ich ihn, und wunderte mich, daß er nicht, wie die andern Mitglieder, zu mir kam und mit mir sprach. Zwei Tage später begegnete ich ihm und hörte, daß er garnicht in der Versammlung anwesend war, obwohl er lebhaft gewünscht hatte, dort sein zu können.

F.: Was halten die Theosophen davon, daß man sich gegenwärtig im Westen so lebhaft für psychische Phänomene interessiert?

A.: Wir sehen in diesem Interesse eines der vielen Anzeichen dafür, daß die Zeit sich rasch nähert, in der die Realität der psychischen Phänomene nicht mehr bekämpft und die Realität der menschlichen Seele nicht mehr bestritten wird. Heutzutage werden die Theosophen noch als Kranke behandelt; die fähigeren darunter hält man für Schelme, und die Durchschnittstheosophen für Gimpel. Wenn aber einmal immer mehr Männer der Wissenschaft im Westen für die Realität der psychischen Phänomene, für die von Intelligenzen außerhalb des physischen Körpers und von Phantomerscheinungen eintreten, dann werden die bis dahin verachteten Theosophen — die doch die einzigen Menschen sind, welche für diese Thatsachen eine rationelle und dieselben wirklich deckende Theorie liefern — Aussichten haben, ihre Sache nicht mehr tauben Ohren predigen zu müssen.

F.: Welches wäre wohl die beste und einfachste Definition eines Mahâtma für das große Publikum?

A.: Ein Mahâtma ist ein lebender Mensch, der sich rascher, als die ungeheuere Mehrzahl der menschlichen Rasse entwickelt und eine Stufe seelischer, moralischer und geistiger Entwickelung bereits erreicht hat, die diese erst nach Ablauf von Jahrtausenden erreichen wird. Er stellt die höchste Blüte der Menschheit dar, den Idealmenschen, die heute schon erfüllte Verheißung der Zukunft. In ihm ist die geistige Natur entwickelt und wirkt durch ihn, ohne durch die seelische und physische eingeschränkt zu werden, so zwar, daß er Herr über alle Kräfte der Natur geworden ist und sie nach seinem Willen lenken kann. In dieser Stellung eines Herrschers über die Natur wird er zu einem Diener der Menschheit, indem er sich mit vollständiger Selbstaufopferung dem Wohl der Menschheit widmet, deren Fortschritt unterstützt, ihrer Entwickelung nachhilft, allen das Licht zu zeigen sucht, die darnach verlangen, und jeden belehrt, der sich als lernbegierig und lernfähig erweist. Man hat diesen Mahâtmas die geeignete Bezeichnung „ältere Brüder der Rasse" beigelegt, wegen ihrer fortwährenden wachsamen Sorge für die Interessen der Menschheit. Die theosophische Gesellschaft ist ihrem Impulse zu verdanken und hat die Bestimmung, dem geistigen Fortschritt der Menschen auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe zu dienen; sie ist dazu da, wie sich einer der Mahâtmas brieflich ausdrückte, als Mr. Sinnett die Absicht äußerte, mit einigen Kollegen eine Loge zu gründen: „das Material für eine nötig gewordene, universelle Religionsphilosophie liefern zu helfen, aber ein solches, das gegen die Angriffe der Wissenschaft unüberwindlich ist, darum, weil es selbst das Endziel der abstrakten Wissenschaft und gleichzeitig eine Religion darstellt, die diesen Namen verdient, da es die Beziehungen des physischen Menschen zum psychischen und diejenigen dieser beiden zu allem, was darüber und darunter ist, in sich schließt". Es ist nur eine ihrer fortdauernden Bestrebungen, der Menschheit vorwärts zu helfen, aber es ist gegenwärtig die, welche am meisten in den Vordergrund tritt.

F.: Auf welche Weise bekämpft die Theosophie die christlichen Dogmen, wie das der Dreieinigkeit, der ewigen Strafe und Erlösung?

A.: Die Theosophie erkennt eine Dreiheit an der Wurzel der Natur und des Menschen, das Dreifach-Eine. Denn die Einheit wird in der Manifestation zur Dreiheit: erstens Geist oder Kraft; zweitens die ursprüngliche Materie, die Trägerin von Geist oder Kraft; drittens das Bewußtsein. In allen exoterischen Religionen ist diese Dreiheit als eine buchstäbliche personifizierte Dreiheit dargestellt und nimmt sich in solcher Herabsetzung seltsam aus. Die ewigen Strafen werden von den Besten unter dem christlichen Klerus bereits aufgegeben; es ist also jetzt nicht mehr nötig, zu ihrer Verwerfung die Theosophie zu Hülfe zu nehmen; sie empören das menschliche Gewissen, wie jede zwecklose Quälerei es thun sollte und stets thun mußte, und stören die Empfindungen des Mitgefühls und der Sympathie gegenüber den Heiligen, die ihnen entgingen. Die esoterische Philosophie erkennt das Gesetz an, daß jedes Individuum das erntet, was es gesäet hat; allein die Strafe ist eingehüllt in das

Vergehen und muß da erduldet werden, wo das Vergehen begangen worden ist. In einigen Fällen folgt das Leiden unmittelbar dem Unrecht, in andern reift die Ernte des Leidens in andern Lebensläufen; allein in allen Fällen erwirbt die Seele Erfahrung, wenn sie die bittere Frucht einer schlimmen Saat verzehrt, und lernt durch dieses ihr Leiden, ähnliche Fehler in der Zukunft zu vermeiden. Die dritte der aufgeworfenen Fragen — bezüglich der Erlösung — ist etwas unklar. Christliche Theologen haben sich mit Argumenten über die Bedeutung dieses Wortes abgemüht, und die alte Anschauung von einer stellvertretenden Erlösung, die gewöhnlich darunter verstanden wurde, wird heute von manchen Führern der christlichen Gedankenwelt ohne weiteres verworfen. Ich stelle in Abrede, daß ein Mensch die Strafe für das Vergehen eines andern abtragen kann, während der Sünder frei ausgeht; solch eine Lehre erscheint mir unmoralisch und geeignet, jedes Naturgesetz umzustürzen. Allein ich weiß wohl, daß die Menschheit eine Einheit bildet, und gebe zu, daß unsere guten, wie unsere schlimmen Gedanken und Handlungen andere beeinflussen; ich erfreue mich des Wissens, daß ein Mensch durch seine Anstrengungen unschätzbare Güter zu sammeln vermag, die er zur Bereicherung der Rassen austeilen und auf diese Weise im wirklichen Sinne einer der Erlöser der Welt werden kann.

F.: In welcher Art unterscheidet sich die Theosophie vom Christentum, in ihrer Stellung zum Rätsel des Bösen?

A.: Gut und schlimm sind wie Licht und Dunkelheit Verhältnisse, Begriffe; die Existenz des Einen bedingt notwendig die Existenz des Andern. Sie können ebenso wenig eine gerade Linie mit nur einem Ende ziehen, als es ein Universum geben kann, in welchem gut und schlimm nicht vertreten sind. Sie verhalten sich wie entgegengesetzte Pole zu einander. Etwas kann in einem Falle schlimm sein, was in einem andern nicht schlimm ist, wie Schmutz ein Ding am unrechten Platze ist. Wenn eine Entwickelungsstufe, die an sich vorzüglich ist, auf einer höheren Stufe beharrt, auf der sie überschritten werden sollte, so hört sie auf, gut zu sein, sie wird schlimm. Denn sie paßt dann nicht mehr, stört die Harmonie, verursacht Reibungen und Unordnung. Dieselbe Handlung, welche für das Vieh recht ist, hört auf, recht zu sein, wenn sie der Mensch begeht, denn der Mensch sollte über die Stufe des Viehes hinaus sein.

F.: In welcher Weise unterscheidet sich Kama Loka von dem christlichen Begriff des Fegfeuers und von der griechischen Idee des Hades?

A.: Kama Loka — die Stätte des Verlangens — ist eine Stufe, nach dem Tode, der niemand entgehen kann. Auf ihr verweilt die Seele, nachdem sie den physischen Körper und den ätherischen Doppelgänger abgestreift hat, so lange, als sie noch vom Körper des Verlangens umgeben ist, wobei die Zeit dieses Aufenthalts abhängt von der relativen Stärke der Seele und den tierischen Begierden. Ich vermag kaum daran zu zweifeln, daß sowohl der griechische Hades, wie das christliche Fegfeuer von Kama

Loka abstammen, obgleich, wenn ich mich recht erinnere, der Schatten im Hades nicht in einen unserem Devachan, dem Land der Seligkeit, analogen Zustand überging, während die Seele im Fegfeuer auf ihrem Weg zum Paradiese Qualen erleiden muß, und zu diesem erst zugelassen wird, wenn sie von irdischer Sünde gereinigt ist.

F.: Was sagen Sie zu dem Einwurf der christlichen Gegner, der Buddhismus sei eine pessimistische Religion und ende in Verzweiflung?

A.: Offen gestanden, er kümmert mich wenig. Er beweist nur Vorurteile und Unwissenheit, denn der Buddhismus ist nicht pessimistischer, als das Christentum; beide Lehren sehen das irdische Leben als ein Dasein voll Sorge an; aber der Buddhist betont diese nicht nachdrücklicher, als der Christ. Der Buddhismus ferner endet durchaus nicht in Verzweiflung, wohl aber in Nirwana, während dagegen das Christentum eine bodenlose Hölle voll Feuer und Schwefel für alle diejenigen bereit hat, welche die „enge Pforte“ nicht finden, und „es sind deren wenige, die sie finden“.

F.: Welche Auffassung haben Sie von Nirwana? Bedeutet dieses Wort die letzte Ruhestätte der Seele, oder die Vernichtung des Ich?

A.: Wir verstehen darunter die Erweiterung des beschränkten menschlichen Bewußtseins zum Allbewußtsein. Der Geist des Ostens war unermüdlich bestrebt, jedwede Beschränkung abzulegen, um, wenn auch dunkel, auszusprechen, was in Wahrheit sich in menschliche Worte überhaupt nicht kleiden läßt. Allein unsere Orientalisten, die so glatt von Erlöschen reden, hätten eine bessere Idee von dem erlangt, was der Buddhist ausdrücken will, wenn sie sich erinnert hätten, daß der Buddha in Nirwana einging, als ihm Erleuchtung zu teil wurde, und daß er erst dann der Welt seine gute Lehre predigte. Dies ist doch sicher nicht ein Fall von „Vernichtung des Ich“. Nirwana ist ein Zustand, den der Adept erreicht, und aus dem er ins irdische Leben mit solcher Erinnerung an ihn zurückkehrt, als er überhaupt in die körperliche Einkerkerung mitzunehmen fähig ist. Der esoterischen Philosophie zufolge tauchen die Egos aus Nirwana wiederum auf, um einen neuen Entwickelungscyklus mit den Resultaten zu beginnen, die sie in ihrer Vergangenheit angesammelt haben. So werden die fortgeschrittensten Menschen des einen Cyklus die leitenden geistigen Intelligenzen eines darauffolgenden.

F.: Sieht nicht die Theosophie in den meisten materiellen Manifestationen des modernen Spiritismus Aeußerungen anderer Wesen, als der „Geister“ von Dahingeschiedenen?

A.: Die materiellen Manifestationen können vom ätherischen Doppelgänger des Mediums, von Elementarwesen, durch Schalen[1]) und andere materielle Hülfsmittel hervorgebracht werden. Die meisten modernen Spiritisten reden gerade so, wie wenn der Mensch weiter nichts wäre,

[1]) In der Theosophischen Litteratur heißen die in Kama Loka befindlichen und ihrer allmählichen Auflösung entgegengehenden niederen Grundteile des Menschen Schalen (shells).



als eine Zweiheit von Körper und Geist, und als wenn, sobald der Körper im Grabe liegt, jedes mit dem Abgeschiedenen zusammenhängende Phänomen auf dessen Geist zurückgeführt werden müsse. Der Geist kann in der materiellen Ebene überhaupt nicht wirken, ausgenommen durch verschiedene Träger; in einer gewöhnlichen Persönlichkeit ist der Geist überhaupt latent und nicht aktiv, ob dieselbe nun mit einem Körper verbunden oder von einem solchen getrennt ist.

F.: Behauptet nicht die Theosophie, daß die Kunststücke der indischen Fakire, ebenso wie die physikalischen Phänomene der Medien mit Hülfe der neckischen, wunderlichen „Elementarwesen" hervorgebracht werden?

A.: Viele der Kunststücke der indischen Fakire beruhen auf Halluzination, die durch mesmerische Kraft hervorgerufen wird. Diese Halluzination ist oft eine kollektive, d. h. sie wird bei einer Menge von Leuten gleichzeitig hervorgerufen. Allein H. P. Blavatsky sagte mir, daß es in einer solchen Volksmenge immer zwei oder drei Personen gäbe, die nicht unter den psychischen Einfluß kommen, der alle übrigen beherrscht. Andere Zaubereien sind einfach Taschenspielerkunststücke. Wenige darunter sind „echt", d. h. was man sieht, ist wirklich in materieller Form vorhanden. Ein Fakir kann zufällig im Besitz eines eifersüchtig behüteten Geheimnisses sein, das ihn in den Stand setzt, ein „echtes" Phänomen hervorzubringen. Der übrige Rest seiner Kunststücke aber mögen Geschicklichkeit der Taschenspieler oder Halluzinationen der Menge sein. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß die Kraft, die nötig ist, um eine Kollektivhalluzination hervorzubringen, sehr bedeutend, und daß ein solches „psychologisches Kunststück" höchst interessant und lehrreich ist. Bei den „echten" Kunststücken sind manchmal Elementarwesen die wirkenden Kräfte.

F.: Sind die orientalischen Nationen, welche den Buddhismus und Brahmanismus angenommen haben, im Vergleich mit den christlichen Nationen des Westens, thätig in der Menschenliebe und energisch im Handeln; leben sie unter einer milden Gesetzgebung und in sozialem Wohlstand?

A.: Im praktischen Wohlthun hat sich Indien seit langer Zeit ausgezeichnet; denn unter dem buddhistischen Herrscher Asoka — 300 Jahre v. Chr. — hatten kranke Menschen und Tiere gemeinsame Heilstätten, es gab für den Hülfslosen eine Zufluchtsstätte, Werke der Barmherzigkeit jeglicher Art wurden geübt. Hierzu kommt noch, daß es in Indien, lange vor dem Buddhismus, als Pflicht galt, jeden Reisenden, der um Gastfreundschaft bat, willkommen zu heißen, wie aus den alten Gesetzbüchern Indiens und aus den Berichten über den damaligen Handel und Wandel hervorgeht. Der Wert der brahmanischen und buddhistischen Schulung für das praktische Wohlthun läßt sich nach dem Zustande des Landes nach seiner Verarmung durch die muhamedanischen und christlichen Eroberungszüge nicht beurteilen. Was die Energie des Handelns anlangt, so ist dieselbe in Indien in materiellen Dingen etwas lahm, seit seine Söhne von allem Anteil an der Verwaltung ausgeschlossen sind; in alten Zeiten aber muß

eine solche wohl in reichem Maße vorhanden gewesen sein, als noch die Früchte seines Bodens weitentfernten Gegenden zu gute kamen. Milde Gesetzgebung war kaum erforderlich in einem Lande, in dem die Gesetze des Manu und des Buddha herrschten und in welchem niemals Gesellschaften zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder und Tiere nötig waren. Sozialer Wohlstand bestand allerdings einst allgemein, es war dies aber zu einer Zeit, ehe sich die Hungersnot an die Fersen der Eroberer heftete. Wenige Nationen, wenn überhaupt welche, haben eine gleich rühmliche Vergangenheit, wie Indien, und diese seine Vergangenheit gehört dem Brahmanismus und Buddhismus an. Ich muß allerdings zugeben, daß das gegenwärtige Indien viel zu wünschen übrig läßt, und daß dieser heutige Zustand, abgesehen von dem durch fremde Eroberung heraufbeschworenen Uebel, hauptsächlich dem Verfall geistigen Lebens unter seinen Volksmassen und dem Krebs geistiger Selbstsucht zuzuschreiben ist, der sich in das Herz seiner Religion eingefressen und nur noch die äußere Hülle übrig gelassen hat. Aber selbst bis zum heutigen Tag ist die alte Tugend der dortigen ländlichen Bevölkerung von der Gedankenwelt der Fremden wenig beeinflußt geblieben. Ueber diese schrieb Oberstlieutenant Monier Williams vor fünfzig Jahren, daß er sie „einfach und mäßig, ruhig und friedlich, gehorsam und treu" finde. Er gab ferner über dieselbe in seinem offiziellen Bericht an, „sie sei der europäischen Landbevölkerung ebensowohl in Reinheit der Sitten, wie in praktischer Moral überlegen"; sie hätte „keine auffallenden Fehler"; die Bande des Familienlebens seien stark und die Kinder größtenteils ehrerbietig; das Volk sei gastfreundlich gegen Fremde und zeige Mildthätigkeit, ohne sie zur Schau zu tragen"; „für die Bedürftigen und Kranken bestehen überall ländliche Einrichtungen, in denen sie versorgt werden" und es gäbe keine Bettler, mit Ausnahme derjenigen, die im Namen der Religion um Gaben flehen; diese Leute seien so ehrlich, daß bei den Geschäften keine schriftlichen Dokumente über die Zahlungen erforderlich seien"; Bauern bezahlen den Pachtzins, ohne sich Quittungen geben zu lassen, und Gelder und Wertobjekte würden deponiert „ohne irgend eine andere Sicherheit, als die gegenseitige Anerkennung". Bei einem Jahrmarkt waren 200000 Menschen zugegen; allein da gab es keine Schwelgereien, keine Streitereien, keine Trunkenheit noch irgend welche Unordnung. So lautete das Zeugnis eines englischen Regierungsbeamten vor fünfzig Jahren. Würde wohl ein Bericht über irgend einen ländlichen Distrikt im christlichen England ebenso günstig lauten?

F.: Den Bewohner des Occidents interessieren trotz aller spekulativen Theologie namentlich zwei Fragen:

1. Welche Aufklärung verbreitet die Theosophie über die Bestimmung des Menschen?

2. Welche Heilmittel liefert sie für die Verbesserung sozialer Uebelstände? Eröffnet die Theosophie diesen Forderungen neue Hoffnungen und neue Aussichten?

A.: Ja, davon bin ich überzeugt, und gerade darin finde ich ihre Hauptanziehungskraft. Nach ihrer Lehre ist die Menschheit bestimmt, sich solange fortzuentwickeln, bis der Mensch in jedem Teil seiner Natur ein vollkommenes Wesen wird, und bis eine im Glanz ihrer Glorie blendend strahlende Zukunft sich vor ihm erstreckt, deren Verwirklichung von seinen eigenen Anstrengungen abhängt. Die Weisheitsreligion sieht in jedem Menschen einen von der Materie gefesselten Gott, und das Aufsteigen und der Triumph dieses Gottes ist nur eine Frage der Zeit. Sie liefert keine Heilmittel und kann dies nicht für die Verbesserung sozialer Uebelstände, denn ein solches Heilmittel muß dem Zustand der Gesellschaft angepaßt werden, für welche es formuliert ist; es muß gegen Uebelstände angewandt werden, die man zu beseitigen wünscht. Eine Philosophie, die Hunderttausende von Jahren unverändert dieselbe bleibt, kann keine speziellen Schemata für die Beseitigung der vorübergehenden Uebel eines vorübergehenden sozialen Systems aufstellen. Das Ersinnen solcher Schemata ist die Pflicht der Theosophen der Gegenwart, durch Anwendung der ewigen Prinzipien auf die Lösung spezieller Probleme, die sie jenen Uebeln gegenüberstellen. Das Wissen des Theosophen muß ihn bei seinen Bestrebungen leiten, nur dann kann er die Fallgruben vermeiden, welche den sozialen Reformator und Philanthropen bedrohen, und kann neue und wirksame Heilmittel gegen die Fortdauer sozialer Uebel finden. Lassen Sie mich ein Beispiel anführen: wir haben in unsern großen Städten einen Abschaum der Bevölkerung, und der Theosoph erblickt hierin nicht nur ein schreckliches Uebel für diejenigen, die denselben ausmachen, sondern auch einen Boden, der dieses Uebel weiter fortpflanzt; denn derartige Männer und Frauen und derartige Umgebungen ziehen individuelle Wesen zur Verkörperung an, welche schlechte Neigungen und brutale Eigenschaften mit sich bringen; denn solche Wesen werden unvermeidbar an einen Ort hingezogen, der ihnen die günstigsten Bedingungen zur Ausübung ihrer Charaktereigentümlichkeiten liefert. Wenn eine Nation der Vermehrung ihrer Bevölkerung durch derartige, nicht wünschenswerte Elemente entgehen will, so muß sie ihren Abschaum ausscheiden, und Verhältnisse schaffen, die edlere Seelentypen anziehen; so nur kann sie ein großes Volk werden; allein keine Nation vermag groß zu bleiben, die in ihrer Mitte Flecken hat, welche widrige Individuen zur Inkarnierung in ihren Familien anziehen, so sicher, wie der Schmutz die Krankheiten. Ebenso werden durch ein Handelssystem, das leidenschaftlicher Betrieb und ein gewissenloses Verfahren ermuntert, Gedanken genährt, welche der Verbrecherklasse in der eben erklärten Weise zu gute kommen. Und so könnte ich unsere Lehren Punkt für Punkt durchsprechen und den Beweis liefern, wie dieselben in unsern sozialen Verhältnissen eine fundamentale Aenderung hervorbringen würden, und daß unter der Leitung dieser Philosophie die Ursachen jener Uebelstände beseitigt würden, nicht nur die Wirkungen.

F.: In welchem Verhältnis steht die Theosophie zur modernen wissenschaftlichen Entwickelungslehre? Geht sie dieser im historischen Sinne voran?

A.: Ganz gewiß! Die Theosophie ist viel älter, als die moderne Entwickelungstheorie, denn sie datiert Jahrtausende zurück, während diese, wie Sie sagen, modern ist. Die von der Weisheitsreligion gelehrte Entwickelung umfaßt das ganze Wachstum des Universums und betrachtet dasselbe von der Seite der Involution sowohl, wie von der der Evolution. Sie zeigt nicht nur das Eintauchen des Geistes in die Materie, sondern auch das Hervortauchen desselben aus der Materie und stellt so den ganzen Kreislauf dar, statt nur ein Bruchstück eines Kreisbogens. Sie erblickt in der Lehre Darwin's einen Schimmer von Wahrheit, verwirft aber die Einzelheiten seines Systems. Um ein Beispiel anzuführen: sie betrachtet den antropoiden Affen als das Resultat einer Entartung des menschlichen Stammes, nicht aber, als eine Stufe in der menschlichen Entwickelung.

F.: Waren Sie nicht, ehe Sie mit der Theosophie in Berührung kamen, eine Atheistin?

A.: Ja, ich lebte „ohne Gott"; ich sagte nicht: „es giebt keinen Gott". Der Typus von Atheisten, welcher die letztere Anschauung vertritt, existiert meines Wissens nur in Reden und Abhandlungen.

F.: Wurden Sie durch die Theosophie eine Theistin?

A.: Wenn Sie unter dem Wort Theismus den Glauben an einen persönlichen und deshalb auch beschränkten Gott verstehen, der freilich in demselben Atemzug für unbeschränkt erklärt wird, nein. Philosophisch gesprochen, bin ich Pantheistin, indem ich das eine göttliche Leben als die Quelle aller Manifestation erkenne und in dem materiellen Universum einen Ausdruck dieses Lebens erblicke. Aber alle diese Bezeichnungen sind unzulänglich.

F.: Giebt es in der Theosophie etwas, das den Begriff einer immanenten ersten Ursache erweitert?

A.: „Den Begriff erweitert", ist gerade die richtige Bezeichnung; allein unsere Diskussion wird zu metaphysisch.

F.: Wie vollzog sich die Umgestaltung Ihrer Ansichten von Ihrem ursprünglichen Geisteszustand an bis zu Ihren heutigen Anschauungen?

A.: Ganz allgemein gesprochen: den ersten Anstoß gaben die sich häufenden Zeugnisse für die Wirkungen von Intelligenzen ohne den Organismus des Gehirns. Solches bewiesen mir auch meine eigenen Experimente, und wenn diese Thatsachen einmal festgestellt sind, so ist dem Fasse des Materialismus der Boden ausgeschlagen.

F.: Führte Sie der Entwickelungsgang Ihrer Anschauungen in irgend einem Sinne vom Materialismus zum Spiritismus?

A.: Nein. Ich bin niemals im stande gewesen, die spiritistische Erklärung der Phänomene zu acceptieren, deren wirkliches Vorkommen ich kennen gelernt habe. Der Entwickelungsgang meiner Anschauungen war vielmehr folgender: ein Verlassen des Materialismus, ein vorläufiges

Zurückhalten des Urteils, eine Ansammlung von Thatsachen und schließlich ein Auffinden der Theosophie, die eine rationelle Erklärung der Thatsachen bot, sie alle an die geeignete Stelle verwies und aus deren Chaos einen Kosmos hervorbrachte.

F.: Sehen Sie in der Theosophie die reflektierende Woge oder die Reaktion gegen den Materialismus der Wissenschaft und positiven Richtung des Westens?

A.: Ich sehe in der Wiederverkündigung der Theosophie die wohlbedachte Antwort der Meister, der Adepten, auf das Anwachsen des Materialismus in der westlichen Welt. Sie sind die Hüter der geistigen Schätze unserer Rasse, sie sind verpflichtet das Erbe der Menschheit zu bewahren. In dieser Absicht haben sie der ansteigenden Brandung des Materialismus die Ankerboje der theosophischen Gesellschaft entgegengelegt, und denjenigen ihrer Mitglieder, welche willens sind, es anzunehmen, ein Wissen verliehen, mittelst dessen sie die Menschen vor dem Untergang bewahren können.

F.: Wie verhält sich das amerikanische Publikum zur Theosophie im Vergleich mit der Haltung des englischen Publikums?

A.: In beiden Ländern ist man geneigt, darauf zu hören, und so fand ich hier, wie dort an allen Orten eine große Zuhörerschaft, welche die theosophischen Lehren eifrig aufnahm. Der Amerikaner ist vielleicht noch geneigter, auf neue Ideen zu hören, als der Engländer, weil er weniger an Sitte und Tradition gebunden ist. Er hat einen offeneren Kopf. Dies gilt noch mehr von der amerikanischen Presse, welche zur Aufnahme von Ausführungen über theosophische Lehren sich besonders bereit gezeigt hat.

F.: Würde die Ausbreitung und Feststellung theosophischer Begriffe beim amerikanischen Volk zu einer neuen Form von Kirchentum führen? Könnte die Theosophie in einer Kirche oder in einer Philosophie ihr Ziel finden?

A.: Eine solche Ausbreitung würde die individuelle Urteilskraft verstärken und die Freiheit des Denkens erweitern, so lange theosophische Begriffe nach ihrem Verdienst gewürdigt und kein Versuch gemacht wird, sie dem Volk gegen dessen Ueberzeugung aufzudrängen. Die religiöse Seite der Theosophie kann von deren Philosophie und Wissenschaft nicht wohl getrennt werden. Allein ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß sie sich zu einer Kirche krystallisiert. Vor Sektirerei wurde von H. P. Blavatsky so bestimmt gewarnt, daß die, welche ihr Andenken ehren, diese Warnung kaum mißachten können.

F.: Wird man nicht, wenn man die Stellung betrachtet, welche die Theosophie in Indien einnimmt, in dem Gedanken entmutigt, diese esoterische Erkenntnis zu popularisieren, und damit vor ein gemischtes Publikum zu treten?

A.: Etliche indische Theosophen mögen es vielleicht schwer finden, der geistigen Selbstsucht zu entsagen, welche ihr Land in der Vergangenheit so

sehr geschädigt hat; der Theosophie aber kann man nicht nachsagen, daß sie sich ebenso verhält. Die Meister haben es auf das Bestimmteste ausgesprochen, daß dieses Wissen dem Volke zugänglich gemacht werden soll, und daß in der Ausbreitung der Theosophie allein die Rettung des Westens liegt. In ihrem Verkehr mit einigen ihrer Schüler des Westens, forderten sie diese auf, den Samen mit vollen Händen auszustreuen. Und dieser Aufforderung wurde pünktlich Gehorsam geleistet. Das Brot der Weisheitsreligion ist da zur Speisung der Welt, und Selbstsucht in geistigen Dingen ist schlimmer, als materielle Gier.



Auf Dionysospfaden.

(Selbstanzeige.)

Paul Lanzky: Auf Dionysospfaden. Gedichte. Leipzig, Rob. Claußner's Verlag, 1895. 10 Bogen 2 Mk. —

Diese neue Sammlung von Gedichten wird mit einer Widmung an Friedrich Nietzsche eröffnet und enthält sodann weiter 118 lyrische Erzeugnisse unter folgenden 9 Rubriken: Winde; Italienische Weine; Frauengestalten; Platonische Liebe; Nachtschatten; Bäume und Blumen; Ghaselen; Daheim; Nirvana.

Offenbar rechtfertigen nur die ersten Kapitel den Titel der Sammlung; wenn ich diesen dennoch beibehalten habe, so geschah es, um auch über die Verse der Wehmut und des Verzichtes einen Abglanz griechischer Heiterkeit und Lebensbilligung zu breiten. Andererseits findet die mutige und frohe Stimmung zunächst ihren Ausdruck und bereitet durch den Anklang an überstandene Leiden und bevorstehende Beschwerden allmählich auf den leidlosen Ernst der Entsagung vor.

Wenn man mir nach meinen „Herbstblättern" und „Neuen Gedichten" schon vorgeworfen hat, daß ich kein „eigentlicher Lyriker" sei, daß meine Gedichte „zuviel Reflexion und philosophische Grübeleien (?)" enthalten, so erwarte ich von der oberflächlichen Kritik für die Beurteilung der gegenwärtigen Sammlung nicht viel mehr. Aber ich denke, daß es der Lyrik wohl geziemt, einen stillen, geläuterten Schmerz zum Ausdruck zu bringen, wenn sie auch durchblicken läßt, wieviel Verstandesarbeit dazu gehört, auf selbstisches Glück zu verzichten, um dem Leben gerecht zu werden.

Und diese Gerechtigkeit gegenüber dem Leben liegt mir seit 10 Jahren im Sinn, d. h. seit mich Friedrich Nietzsche persönlich vom Pessimismus heilte, weshalb ich in ihm noch heute meinen Meister sehe, wiewohl ich abgelegene Pfade gehe, die er nicht billigen würde. Das Leben muß sich selber überwinden, oder wir uns im Leben. Darum ist mir nicht mehr das Glück das Ziel des Daseins, vielleicht nicht mal eine notwendige Zugabe für denjenigen, welcher dieses Ziel in der Erkenntnis oder in der Heiligung sieht.

Und auf diesem Boden begegne ich mich vielleicht mit dir, mein lieber Leser. Lassen wir die Welt so schön sein, als sie dem Glücklichsten erscheint; aber bedenken wir, daß sie vergänglich ist, daß wir schon an ihr vorüber sind, ohne sie vielleicht genossen zu haben, daß wir aber unser Atman in uns tragen, welches nach Ruhe strebt. Um dieser Ruhe willen segnen wir noch den Drang, der uns auf sie hinwies; um ihretwillen lächeln wir der stillsten Stunde entgegen. Tat twam asi.

Vallombrosa, Toscana, 21. Oktober 1894. **Paul Lanzky.**



Frau Holdings Herz.

(Selbstanzeige.)

Meine Erzählung: „Frau Holdings Herz", welche soeben bei E. Pierson, Dresden-Leipzig, erschienen ist, hat die reinste und edelste Liebe zum Thema, die Mutterliebe. Ich schrieb dieses Buch in wenig Abenden, im Jahre 1880, als mein heißgeliebter (im Jahre 1886 †) Sohn Andreas, von einer Krankheit genesend, mir gegenüber im Sopha ruhte und schlummerte. Im Anblick seines seraphisch durchseelten Gesichtes, den Jubel, daß er mir wiedergegeben sei, in der Brust, schrieb ich die einfache Dichtung, welche dem modernen Genußmenschen gewiß vorkommen wird, wie Milch dem Schnapsbruder. Mir aber hatte sich damals das Gefühl grenzenloser Freude in Demut verwandelt. In die beschränkten Verhältnisse eines durch kein äußerliches Glück gestörten Familienlebens flüchtete meine Phantasie; und das Bild einer Mutter erstand, welche nichts will, als Liebe geben dem liebebedürftigen Kinde: einer Mutter, die erziehend, leitend und emporweisend, den Lebensweg ihres Sohnes begleitet, deren Liebe dem Sohn auf übersinnlichem Wege Erkenntnis der Unsterblichkeit, und aus dieser das Erwachen seines dichterischen Talentes bringt. Engelbert wird nach schweren Schicksalsschlägen zum Dichter; inmitten seines glücklichen, schönen Familienlebens, geehrt von der Mitwelt, ist und bleibt doch die Mutter sein Schutzgeist, sein Genius. Das Buch ist ihm, dem teueren, heißgeliebten: „Andi geweiht". Wenige Leser werden es zu ahnen, zu erraten vermögen, welche Tragödie dieser Dichtung in sechs Jahren folgte . . . .

Nur den Lesern der „Sphinx" sei's vertraut: mein Kind, das ich so über alles geliebt, blieb mir unverloren, denn: „die Liebe ist stärker, als der Tod". Diese Geschichte habe ich noch nicht geschrieben — sie ist mir so heilig — mein Heiligstes!

Wien. **Margarethe Halm.**

*

Die Bestimmung der „Theosophischen Schriften".

Manche Leser der „Sphinx" haben die „Theosophischen Schriften" zurückgeschickt mit der Erklärung, daß sie keine Wiederabdrucke aus der „Sphinx" zu bekommen wünschen. Man ging bis zu exzentrischen Ausdrücken von „Täuschung" der Leser.

Einer solchen Auffassung gegenüber muß wiederholt betont werden, daß die „Theosophischen Schriften" die Aufgabe haben, die theosophische Bewegung in Kreise zu tragen, in denen sie noch nicht lebendig ist. Daß Leser der „Sphinx" nicht erst auf die Elemente der Theosophie hingewiesen werden müssen, versteht sich von selbst: denn die Leser der „Sphinx" sind eben die Stammgemeinde der Theosophie, von welcher die theosophischen Interessen fortgepflanzt werden sollen. Dieser Stammgemeinde wird mit den „Theosophischen Schriften" eine Auswahl der besten Sphinxartikel zur Verbreitung in neue Kreise gegeben. **Dr. Göring.**

*

Lieder eines Einsamen.

Heinrich Couvreur hat im Verlage von Rauert & Rocco (D. Janssen) in Braunschweig — Preis 2,40 Mk., gebunden 3,20 Mk. — „Lieder eines Einsamen" erscheinen lassen, die manch sinniges Wort enthalten.

„Eigenart" bezeichnet er z. B. (Seite 153) so:

> Der Zweifel nur lehrt kennen dich das Rechte;
> Sobald du ihn, den feindlichen, bezwungen,
> Hast du zur Eigenheit dich durchgerungen.
> Die Gläubigen sind ihres Glaubens Knechte.

Aber der Zweifel ist es in anderer Richtung auch wieder, den der Dichter noch nicht überwunden hat, wenn er den „Wert der Erkenntnis" (Seite 13) in Frage stellt:

> Geschloss'nen Auges tändelt lustig weiter,
> Noch habt ihr eure Bande nicht empfunden,
> Womit euch die Notwendigkeit umwunden.
> Leichtlebig Volk, in eurer Blindheit heiter!
>
> Und sind sie nicht, die Blinden, zu beneiden?
> Was haben wir? Da uns vergönnt, zu sehen,
> Sehn wir gefesselt uns zur Seite stehen.
> Wozu das Licht, ward es uns nur zum Leiden?

Nein, nur zum Leiden haben wir die Erkenntnis nicht! Freilich bringt der erste Schritt zu der Einsicht, daß unsere Welt der Sinne nur eine Welt des Scheines ist, zuerst Schmerz, wenn sie unvermittelt kommt, wie ein jähes Herausreißen eines heiteren Kindes aus seiner Illusions- und Spielwelt in den ernsten Realismus des Lebens auch schmerzlich ist. Aber bei naturgemäßer Entwickelung wird sich ein Mann, der geistig fortgeschritten ist, nicht über den Verlust seines Kinderglaubens grämen, daß der Storch die Kinder bringt und daß die Pappeln sprechen. Jede neue Erkenntnis ist ein Fortschritt, der uns über eine überwundene Kinderstufe erhebt. Jeder solcher Erkenntnisfortschritt ist ein Glück, welches, wie immer echtes Glück, durch Schmerz erkämpft wird. Das Ziel aller solcher Fortschritte ist Erkenntnis des Göttlichen, in welchem es keine Blindheit, keine Schmerzenszweifel, sondern nur Licht und Liebe, Klarheit und Freude giebt.

Man hätte also weit mehr Grund, die zu beklagen, die am Abgrunde lebensheiter tanzen, als sich selbst zu bejammern, daß man aufgewacht ist und den Abgrund sieht. Aufwachen muß jeder einmal: dann macht er den Schmerz und die Freude durch, die vor ihm Millionen andere erlebt haben. Da jeder zur Gotteserkenntnis und damit zum höchsten Glück des Geistes berufen ist, so klingt der Ton der Sentimentalität störend in die Harmonie hinein, die sonst diese Gedichte unter der Hülle des Pessimismus zurückhalten. Dr. Göring.

Akſákow's Hauptwerk über Mediumismus.

Vor kurzem ſind beide Bände des grundlegenden Werkes von Staatsrat Alexander N. Akſákow in zweiter Auflage erſchienen: „Animismus und Spiritismus“ (Verlag von Oswald Mutze in Leipzig, 1895, gr. Okt. Preis: geheftet 12 Mk., gebunden 15 Mk.). Es trägt den Nebentitel: „Verſuch einer kritiſchen Prüfung der mediumiſtiſchen Phänomene mit beſonderer Berückſichtigung der Hypotheſen der Halluzination und des Unbewußten. Als Entgegnung auf Dr. Ed. v. Hartmann's Werk: Der Spiritismus“. — Das Werk Akſákow's, welches auch in franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache erſchienen iſt, bringt in der zweiten Auflage das vorzüglich gelungene Portrait des Verfaſſers und zehn Lichtdruckbilder. Das Portrait zeigt einen intereſſanten Kopf mit den Geſichtszügen, die dem Geiſtesbilde entſprechen, wie man es ſich von Akſákow unwillkürlich macht: vornehmes Wohlwollen, klarer, unbefangen beobachtender Blick, ruhig abwartende Beſonnenheit ſprechen unverkennbar aus dieſen Zügen voll edler Würde. Eins der nächſten Hefte der „Sphinx“ ſoll dieſes Bild mit der Biographie Akſákow's unſern Leſern bieten. Denn wenn ein Vertreter des Spiritualismus die dankbare Anerkennung aller am Bau einer den Materialismus entthronenden Weltauffaſſung Arbeitenden in dieſer Richtung verdient, ſo iſt es Akſákow. Hat er doch ſelbſt erſt durch ſeine Umſicht und opferfreudige Energie ſelbſt fachmäßg arbeitenden Forſchern die Gelegenheit verſchafft, ſich von Phänomenen zu überzeugen, die nicht in die Studierſtuben gebracht werden können, um von Gelehrten ohne Einbuße an Bequemlichkeit und Geld anerkannt zu werden.

Akſákows Werk iſt das Ergebnis eines arbeitvollen Lebens und raſtloſen Strebens und darf von keinem vernachläſſigt werden, der das reiche Thatſachenmaterial des Mediumismus kennen lernen will. Akſákow hat nichts unterlaſſen, was die Grundlage eines zuverläſſigen Urteils über dieſes wunderbare Gebiet giebt. Sein Werk iſt ein Quellenbericht erſten Ranges: denn was er mitteilt, hat er entweder ſelbſt erlebt, oder kann es nach analogen Erlebniſſen beſtätigen.

Von ganz beſonderem Werte ſind die 25 Lichtdruckbilder, welche unverkennbar anſchaulich die Entwicklung von Körperformen von den einfachſten Anfängen bis zur fertigen Geſtalt begreiflich machen. Die erſten 16 Bilder ſind geradezu typiſch intereſſant. Die Darſtellung der Abgüſſe von Händen und Füßen materialiſierter Geſtalten ſind ſo überzeugend, daß ſchon durch dieſe geſchickten Beigaben ein Heer von Beweiſen überflüſſig wird. In den Bibliotheken der Sphinxleſer darf dieſes hervorragende Werk jedenfalls nicht fehlen, deſſen Ausſtattung bei dem mäßigen Preiſe anerkennenswert ſchön iſt.

Dr. Göring.



Theosophie, Spiritismus, Hypnotismus und — Sphinx.

(An Herrn A. K., Kaufmann in Linz a. D., Ober-Oest.)

Sie finden theosophische Artikel in der „Sphinx“ „ermüdend“, ja durch solche wird Ihnen dieselbe „verleidet“.

Das ist recht schlimm für die „Sphinx“. Denn ich sehe gerade meine Hauptaufgabe darin, ihr ein spezifisch theosophisches Gepräge zu geben. Erschrecken Sie nicht darüber! Die Theosophie ist nicht, wie Sie glauben, etwas Verschwommenes und Phantastisches, sondern sie hat ein ganz festes Programm, welches Ihnen vielleicht nur noch nicht in seinem herrlichen Bau vorgeführt worden ist. Lesen Sie nur Annie Besant, „Die Sphinx der Theosophie“ (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn — 20 Pf.), „Der Tod und was dann?“ (Leipzig, W. Friedrich — 3 Mk.), Judge, „Das Meer der Theosophie“ (Leipzig, W. Friedrich — 3 Mk.) und Hartmann's „Magie“ (ebenda, 6 Mk.): Sie werden dann schon anders urteilen! Sie werden finden, daß die materialistische Wissenschaft einem Rumpf gleicht, der von den Fußsohlen bis an den Magen reicht, Hypnotismus und Spiritismus einen Rumpf ohne Kopf bildet, Theosophie aber alles in sich begreift: Kopf und Rumpf als lebendes Wesen, dessen Streben an die Gottheit reicht, und dessen Füße auf der Erde stehen. Alles andere ist erdenwurmartiges Kriechen im Schlamm oder nicht weit vom Schlamm.

Sie empfehlen mir, eine Reihe von Schriftstellern in der Sphinx reden zu lassen, von denen dieser den kritischen Phänomenalismus, jener einen kritiklosen Spiritismus, ein dritter den Atheismus und Materialismus, ein vierter den Pantheismus vertritt. Sie würden bald, wenn ich Ihrem freundlichen Rate folgte, rufen: „Die Geister, die ich rief, kann ich nicht bannen“. — Die Sphinx würde **mir** aber dann noch mehr verleidet werden, als sie Ihnen durch theosophische Artikel verleidet worden ist.

Hypnotismus, Spiritismus, Naturwissenschaft und Philosophie sind in der Theosophie vereinigt, aber nicht als spaltendes Meinungsflimmern und -Flackern, sondern als vereinigtes, helles, oft zu stark die an Nacht und Halbdunkel gewöhnten Eulenaugen blendendes Licht.

Vielleicht haben Ihnen vielfach deutsche Darstellungen ein verschwommenes Bild von der Theosophie gegeben. Das ist dann ein Fehler, für den sich nicht die Theosophie zu verantworten hat. Die Engländer sind uns darin um 25 Jahre voraus, und es wäre eitle Selbstüberhebung, wenn wir nicht jetzt noch von den Engländern lernen wollten. Deshalb werde ich mich bemühen, sie wenigstens in der Sphinx vorwiegend zum Worte kommen zu lassen.

Der Ozean der Theosophie ist nicht zu erschöpfen, während jeder andere Wissenszweig Stückwerk ist. Nur durch die Theosophie bekommen Sie eine **einheitliche** Weltanschauung und feste, stahlharte Lebensgrundsätze, die Sie nie wieder aufgeben können. Sobald Sie sich in die Theosophie einleben, werden Sie sagen: „Bisher habe ich im Dunkel getappt!“

Ich sage das täglich, obgleich ich Theologie, Philosophie und Medizin 18 Semester lang auf Universitäten studiert habe. Man muß nur die Lehre von Karma und Wiederverkörperung richtig in Ihrer Majestät erfassen, und man wird nicht ablassen, immer neue Gründe für ihre innere Wahrheit zu suchen, da man das Bedürfnis hat, eine harmonische Lebensauffassung durch immer neue Argumente zu festigen und einen sichern Schutz gegen Pessimismus und Materialismus zu gewinnen. Diese einzig harmonische Weltanschauung, in welcher auch die Geheimwissenschaften ihren festen Platz haben, bietet die Theosophie.

Dr. Göring.

Gefahr des Mediumismus.

(An Frau M. H. in Wien.)

Sie sind über die Erklärung im 105. Hefte der „Sphinx“ (November 1894) betroffen, daß die Verstorbenen durch Heranziehung zu den Erdinteressen und an die Erdensphäre in ihrer Weiterentwickelung gestört werden. Gewiß. Deshalb bekämpft ja gerade die Theosophie alle nekromantischen Vorkehrungen, wie dies auch schon das Alte Testament thut. Auch erscheint ja nie der wirkliche Geist eines Entkörperten, sondern nur seine leblose Larve, die von untergeordneten Wesen belebt oder durch Gedankenübertragung des Mediums bewegt wird.

Die selbstlose Liebe verzichtet ja gern auf die Körperhülle, die doch nicht das Wesen eines Menschen ausmacht.

Wenn Ihnen eine Handleserin mit einem Schrei des Schreckens sagte, daß Sie „zwei Seelen“ haben, so ist dies nichts weiter als das, was alle Menschen haben. Nur lassen die meisten die „zweite“ Seele, das transscendentale Subjekt, latent und unentwickelt, während Sie es entwickelt haben. Das ist doch nur ein Vorzug, über den man keinen Schrei des Schreckens thut.

In Ihrem Falle sind Sie offenbar das Medium selbst, welches die Vorstellung von Ihrem Kinde sinnenmäßig plastisch projiziert. Ihre eigene Verstellung bewirkt auch die Bewegungen, die Sie als „magnetische Striche“ bezeichnen.

Sie finden eine befriedigende und beruhigende Erklärung dieser Vorgänge in Annie Besants vortrefflicher Schrift „Der Tod — und was dann?“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich, Preis 3 Mk.) und in Hartmanns „Magie“ (ebenda, Preis 6 Mk.). Der Geist Ihres Sohnes wirkt freilich selbst von der Seligkeitssphäre, dem Devachan, auf Ihr Leben liebend und leitend, ohne das es dazu der Materialisierung seiner Erdengestalt bedarf.

H. Göring.



Die Verbreitung theosophischer Schriften ist nötig!

Es macht einen peinlichen Eindruck, daß so häufig Hefte, Bände, ja Jahrgänge der Sphinx unentgeltlich verlangt werden. Die in jeder Beziehung vornehm verfahrende Verlagsbuchhandlung, die Inhaberin der „Sphinx", hat stets die Wünsche der Bittsteller erfüllt, wenn sie nicht zu anmaßend waren.

Ich billige dieses Verschenken von Bildungsmitteln nicht. Denn zunächst hat der Bittsteller kein Recht, sich etwas schenken zu lassen, was ihm Vorteil bringt und wofür er nichts leistet. Es ist vorgekommen, daß sich viele auf solche Weise die zusammenhängenden Bände der Sphinx verschafften. Solche Anforderungen an Verleger zu stellen ist thöricht und ungerecht. Das Einzelheft der Sphinx kostet 2 Mark. Man stelle sich vor, das Publikum verlange von einem andern Geschäfte Waren im Werte von 2—10 Mark gratis! Niemand wird zögern zu sagen, daß dies etwas Abgeschmacktes ist. Eine Verlagsbuchhandlung ist ein Geschäftshaus wie jedes andere.

Es sollte das Bestreben der für den Sphinxinhalt sich Interessierenden sein, für Steigerung der Abonnentenzahl zu sorgen. Wer sie wegen des Preises nicht verbreiten kann, sollte wenigsten die „Theosophischen Schriften" (à 20 Pf., bei größerem Bezug sogar noch billiger) möglichst verbreiten. Durch diese bekommt jeder ein Bild vom Inhalte der Sphinx und wird in die Theosophie eingeführt.

Vor allem sollten Fabrikherren und Arbeitgeber aller Art, die höheres Streben haben und Wohlwollen gegen ihre Untergebenen besitzen, die „Theosophischen Schriften" unter ihre Arbeiter verteilen.

Denn es handelt sich bei der „Sphinx" und den „Theosophischen Schriften" nicht um theoretische Ansichten, mit denen man sich einen Geistesluxus gestattet, sondern um praktische Propaganda für eine Weltanschauung, welche den Menschen Frieden und Erlösung aus Unzufriedenheit und Verzweiflung bringen soll.

Da wo sich Zweigvereine der „Deutschen Theosophischen Gesellschaft" oder Ortsgruppen der „Theosophischen Vereinigung" bilden, thut man am besten, Leseabende einzuführen, an denen man sich mit der Litteratur der Theosophie beschäftigt. Da sollte man mit den „Theosophischen Schriften" beginnen und mit der „Sphinx" fortfahren, deren 19 Bände ein stattliches Archiv des Okkultismus sind. Einzelne oder Gruppen können auf die Zeitschriften abonnieren. Ein schönes Einzelwerk der Propaganda ist der erste Band der Sphinx, dessen Preis auf 2 Mark herabgesetzt ist.

H. Göring.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Braunschweig (Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Februar 1895 XX, 108.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1895.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich (ein Band): einzelne Hefte:

	halbjährlich	einzelne Hefte
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig entgegen.

Post-Zeitungsliste Nr. 6442.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum **20. Februar** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares

XX, 108. Februar 1895.

Mystik und Weltende.[1]

Von

Dr. med. Franz Hartmann

in Hallein.

*

„Freilich tragen wir Weisheit für die Gereifteren vor; aber nicht Weisheit dieses Zeitalters und der Großen dieser Welt, welche zu nichts werden; sondern wir tragen Gottes geheimnisvolle und verhüllte Weisheit (im griechischen Text θεοῦ σοφία genannt) vor, die Gott von Ewigkeit her zu unserer Herrlichkeit bestimmt hatte". (1. Korinth. 2. 6 und 7.)

Es ist in den christlichen Kirchen viel vom „Worte Gottes" die Rede, und dennoch scheint sehr wenig Klarheit darüber zu herrschen, was darunter zu verstehen ist. Die meisten verstehen darunter das, was in der Bibel gedruckt ist und verwechseln so die Worte, welche als Werkzeuge dienen sollten, um sie zum lebendigen Werke zu führen, mit dem Worte des Lebens selbst. Viele glauben, daß sie dadurch die ewige Seligkeit und Vollkommenheit erlangen werden, daß sie die in der Bibel mitgeteilten Ideen, welche ja doch für Jeden, der ihre Wahrheit nicht in sich selber erkannt und verwirklicht hat, bloße Theorien und Meinungen sind, festhalten, einerlei, ob sie dieselben richtig oder ganz verkehrt auffassen, ohne zu bedenken, daß ein Ideal, das sich nicht in uns selber verwirklicht, für uns auch keine Wirklichkeit besitzt, und solange es sich nicht verwirklicht, für uns ein bloßer Traum bleiben muß.

Viele von den „Erklärungen", welche in den einem krankhaften Mysticismus ergebenen Zeitschriften über die Bedeutung des „Wortes" erschienen sind, haben die darüber herrschende Verwirrung nur noch vermehrt, und es mag uns daher auch gestattet sein, — ganz abgesehen von unsern eigenen Erfahrungen, zu betrachten, was ein geistig erkennender Mensch unter dem „Worte" (λόγος) versteht:

[1]) Vergl. „Magie" von Dr. Franz Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894. S. 231 ff.

Die Bibel sagt: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Dies war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe erschaffen, und ohne dasselbe ist nichts, was da ist erschaffen. In ihm war Leben und das Leben war das Licht der Menschen“. (Johannes 1, 1—4.)

Hiermit ist nun klar und deutlich gesagt, daß das Wort sowohl die allem Dasein zu Grunde liegende Substanz (von sub — unter und sto — stehen), als auch das Leben selber ist, welches, indem es in Thätigkeit tritt, zur Lebensthätigkeit wird; und indem es aus dem ruhenden (latenten) Zustande in den thätigen (aktiven) übergeht, wird es offenbar als Leben in allen Dingen; es bringt in seiner eigenen Substanz die Erscheinungen hervor, welche wir in ihrem schließlichen Zustande der materiellen Verkörperung oder Verdichtung „Materie“ nennen; mit andern Worten, das Wort spricht sich selber aus und erschafft dadurch eine geistige Welt, die nach dem Gesetze der Evolution zu einer für uns sichtbaren materiellen Welt wird; das Wort wird zur Sprache in dem großen Buch der Natur, wo jedes Wesen ein Buchstabe ist.

In jedem Worte, sei es nun von Gott oder von einem Menschen ausgesprochen, muß aber auch ein Sinn und ein Gedanke enthalten sein; denn sonst wäre das Wort ein Unsinn und gedankenlos. Wäre in dem Worte selbst nicht schon der Gedanke oder die Idee des zu schaffenden Werkes enthalten, so könnte es auch keine geordnete Erscheinung in seinem „Willen“ (wie Schopenhauer es nennt) hervorrufen; wäre keine Vernunft darin, so könnte nichts Vernünftiges geschaffen werden. Deshalb erblicken wir in dem Worte eine Dreieinigkeit von Vernunft, Gedanken und That; oder mit andern Worten „Sinn, Vorstellung und Verwirklichung“. Dasselbe sagt auch Joh. Scheffler (Angelus Silesius).

> „Der Sinn, der Geist, das Wort: die lehren frank und frei,
> Wenn du es fassen kannst, daß Gott dreieinig sei.“
> (Cherubinischer Wandersmann, 5 17.)

Ganz dasselbe lehrt uns aber auch die Philosophie des Orients, und Rückert spricht diese Lehren in folgenden Worten aus:

> „Die Welt ist Gottes unausdenklicher Gedanke,
> Und göttlicher Beruf, zu denken ohne Schranke.
> Nichts in der Welt, das nicht Gedankenstoff enthält,
> Und kein Gedanke, der nicht mitbaut an der Welt,
> Drum liebt mein Geist die Welt, weil er das Denken liebt,
> Und sie ihm überall so viel zu denken giebt“.
> (Die Weisheit des Brahmanen, S. 350.)

Das Wort war daher nicht nur im Anfange unseres Schöpfungstages (Manvantara), sondern es ist auch heute noch. Zur Zeit, als nichts Objektives vorhanden war (Pralaya), als Gott in seinem Selbstbewußtsein ruhte, war es in ihm latent, ebenso als es in einem Menschen, der sprechen kann, aber nicht spricht, latent oder unthätig ist. Mit dem Anfange der Schöpfung trat es ins Dasein; d. h. die Schöpfung selbst kam

zu stande, indem es sich selber aussprach, und wie es sich damals aussprach, so spricht es auch jetzt. Meister Eckhart sagt: „Unterließe Gott das Sprechen seines Wortes auch nur einen einzigen Augenblick, Himmel und Erde gingen zu Grunde“ (100, 29).

Dasselbe hat bereits Plato und schon vor Jahrtausenden die Bhagavad Gita gelehrt. So heißt es in derselben:

> „Wisse, daß ich (Atma, der Geist, das Wort) in allen stofflichen Dingen enthalten bin. Diese Leiber werden „Gefäße“ genannt; dasjenige, was denselben Bewußtsein verleiht, ist der Geist. Ueber allen Wesen erhaben, wohnt er dennoch in allen; in sich selbst unbewegt, ist seine Bewegung seine Natur. Er ist zu fern, um von materiellen Wesen begriffen zu werden; er ist fern und doch nahe. Er ist nicht in die Geschöpfe verteilt und dennoch wirkt er in allen. Er ist das Licht in allen Dingen, die Licht haben, und über alles Dunkel erhaben. Er ist der Erkennende, das Erkannte und auch die Erkenntnis, die im Herzen von allen wohnt“. (Bhagavad Gita, Kap. XIII.)

Wenn die Verfechter der materiellen Weltanschauung diese Wahrheit nicht anerkennen, so ist es nicht deshalb, weil sie wissen, daß diese geistige Anschauung nicht wahr ist, sondern weil sie selbst dieser geistigen Anschauung nicht fähig sind und sie folglich nicht kennen. Die Anschauung muß aber der Erkenntnis vorausgehen; man muß erst fähig werden, ein Ding wahrzunehmen und es zu betrachten, ehe man über dessen Eigenschaften urteilen kann. Die geistige Erkenntnisfähigkeit ist aber unbedingt nötig, wo es sich um geistige Wahrheiten handelt, und deshalb sagt auch der Apostel Paulus, daß — nicht von der alltäglichen Wissenschaft, sondern von der Gotteserkenntnis (Theosophie) die Rede sei (Korinth. 2, 6 u. 7), und fügt hinzu: „Der Geist Gottes durchschaut alles, selbst das Unerforschliche in Gott. Denn welcher Mensch weiß, was in dem Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in ihm ist. Ebenso weiß auch niemand, was in Gott ist, als nur der Geist Gottes (in ihm).“

Zu den Vertretern der materiellen Weltanschauung aber rechnen wir nicht bloß diejenigen Gelehrten, welche überhaupt alles leugnen, was über ihre äußerlich-sinnliche Wahrnehmungskraft geht, sondern vor allem die große Mehrzahl der alltäglichen Theologen und Prediger, welche so sehr an äußeren Worten und toten Buchstaben hängen, daß ihnen die Erkenntnis des lebendigen Wortes, welches der Geist Gottes im Innern spricht, ganz verloren gegangen ist. Je mehr der Mensch an äußerlichen Dingen, und wären sie auch noch so verehrungswürdig, festhält, um so weniger wird er fähig sein, innere geistige Dinge zu erkennen. Wenn die Kirche etwas von Gott Verschiedenes ist, und wir hängen uns an die Kirche, so gehören wir nicht Gott (dem göttlichen Dasein), sondern der Kirche an und verlieren dadurch Gott. Es ist mit der Kirche, wie mit der Bibel. Wir dürfen nicht das Mittel mit dem Zwecke verwechseln. Wie

wir durch die Worte der Kirche zum lebendigen Worte, welches das Leben selber ist, geführt werden sollen, so sollen wir durch die Kirche dazu angeleitet werden, Gott in unserem eigenen höheren Selbstbewußtsein zu finden. Sobald die Kirche ihr eigener Selbstzweck wird, hört sie auf, einen höheren Zweck zu haben als ihr eigenes vergängliches Selbst. Sie hört dann auf, Gott zu dienen, betet sich selber an und sucht Gott zu ihrem Diener, das Mittel zum Zwecke zu machen. Sie wird selber der Antichrist.

Dieses göttliche innere Wort ist somit das geistige Leben und die geistige Substanz, aus welcher die ganze Welt, der Mensch und alle Dinge aufgebaut sind, das Wort, welches die Grundlage alles materiellen Daseins, aller Entwickelung und Entfaltung ist. Dieses Wort spricht aber nicht die Natur noch der natürliche Mensch, sondern Gott selber in und durch die Natur und den Menschen aus. Deshalb sagt auch in dieser Beziehung F. Rückert in seiner Darstellung der Weisheit der Brahmanen:

„Wohl der Gedanke bringt die Welt hervor;
Der, welchen Gott gedacht, nicht den du denkst, Thor.
Du denkst sie, ohne daß darum entsteht die Welt
Und ohne daß, wenn du sie wegdenkst, sie wegfällt.
Aus Geist entstand die Welt und gehet auf in Geist;
Geist ist der Grund, aus dem, in den zurück sie kreist.
Der Geist ein Aetherduft, hat sich in sich gedichtet,
Und Sternennebel hat zu Sonnen sich gelichtet.
Der Nebel hat in Luft und Wasser sich zersetzt,
Und Schlamm ward Erd' und Stein und Pflanz' und Tier zuletzt,
Und menschliche Gestalt, in der der Menschengeist
Durch Gottes Hauch erwacht und ihn, den Urgeist, preist".
(„Lehrgedichte" S. 11.)

Diese „heidnische Anschauung" stimmt vollkommen mit der „christlichen Lehre" überein; ja es scheint sogar, als ob die letztere aus der ersteren hervorgegangen wäre; denn wir finden dieselbe Weltanschauung, wenn auch nicht in denselben Worten, doch dem Sinne nach in der Bibel, in den Schriften von Eckhart, Jakob Böhme, Paracelsus, Eckertshausen usw. beschrieben. Am ausführlichsten ist dieselbe aber in H. P. Blavatskys „Secret Doctrine" (Geheimlehre) dargelegt.

Jakob Böhme sagt uns, daß alles, was da ist, das ewige Wort selber ist. „Denn allda ist kein Dekret, denn wäre ein Ratschlag darinnen, so müßte auch eine Ursache zum Ratschlage darinnen sein, und alsdann wieder eine Ursache zu demselben, und müßte etwas vor Gott sein oder nach Gott, darnach er sich beratschlagte. So aber ist er selber der Urgrund und das Eine, und ist ein einiger Wille, der ist er selber, und der ist allein gut; denn ein einig Ding kann ihm (sich selbst) nicht widerwärtig sein; denn es ist nur eins und hat damit nichts zu kriegen". (Mysterium magnum, Kap. 61, V. 64 u. 65.)

Das ewige Wort ist somit alles Leben, alle Substanz; mit andern Worten, das Wesen in allen Erscheinungen oder Körpern und Kräften

in der Natur, und aus dem Wort ist alles gemacht, was gemacht ist. (Joh. 1, 1.) Wenn das göttliche Wort erschallt, so „durchdringt es die ganze Tiefe seines eigenen Wesens" (Böhme, „Aurora", 2) und dadurch werden die in seinem Wesen enthaltenen Ideen lebendig und verwirklicht. Dies findet sowohl in der Natur im großen, als auch in der menschlichen Einzelerscheinung statt. Wie aber eine jede Kraft sich verschiedenartig äußert, je nach den Bedingungen ihrer Umgebung und den Eigenschaften der Organismen, in denen sie wirkt, so bringt auch das innere oder das geistige Leben durch seine Thätigkeit dasjenige zur Entfaltung, was in dem Organismus, in welchem es erwacht, enthalten ist. In einem Kirschenkern entfaltet das Leben, wenn es in Thätigkeit tritt, einen Kirschbaum, in dem Keime eines Tieres ein Tier, im menschlichen Keime einen Menschen, und aus dem göttlichen Funken, der im Menschenherzen enthalten ist, einen lichtstrahlenden Gott.

Wie aber das Leben einen Baum durchdringen muß, um an ihm eine Frucht zur Entwicklung zu bringen, so muß auch der Mensch vom „Geiste Christi", d. h. von dem geistigen Leben des Gottmenschen, der in ihm wohnt, durchdrungen sein, um durch ihn zur geistigen Wiedergeburt zu gelangen. Er sollte kein Träumer sein, noch in den Vorstellungen seiner Phantasie schwelgen, sondern sein ganzes Wollen, Denken und Empfinden darauf richten, in seinem eigenen höheren Selbstbewußtsein in ihm, welches das Bewußtsein seines Gottes ist, zu bleiben, immer tiefer in dasselbe einzudringen und an sein vergängliches persönliches Selbst gar nicht mehr denken. Hierbei mag es ihm von Nutzen sein, gewisse Worte innerlich auszusprechen, wodurch er sich an seine eigene höhere Natur und den Zweck seines Daseins erinnert; denn geistige Wahrheiten, wenn man sie auch erkannt hat, werden von dem Sohne des irdischen Menschen nur zuleicht wieder vergessen. Hierin bestehen die „okkulten Uebungen", welche von manchen als ein großes Geheimnis betrachtet werden, gegen deren Veröffentlichung wir aber um so weniger etwas einzuwenden haben, als der indische Weise Sankaracharya schon vor mehr als zweitausend Jahren diese Methode in seiner „Atma Bodha" (Selbsterkenntnislehre) beschrieben hat.[1])

Auch in Amerika ist unter den „Christian Scientists" diese Lehre bekannt und ein Jünger dieser Lehre sagt hierüber Folgendes:

„Wenn wir das Universum betrachten, in welchem alles Leben ist, so müssen wir nicht nur dasjenige darin sehen, was jetzt zu sein scheint, sondern auch das, was in aller Vergangenheit war und in aller Zukunft sein wird. „Universum" heißt „das sich drehende Eine". Wir blicken hinaus auf das Land und auf das Meer unserer Erde und wir sehen Veränderung; wir schauen Nachts zum Himmel empor und dieselben Sterne,

[1]) Eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes erschien in den „Lotusblüten" Nr. XXIII. Ueber die Zeitperiode, in welcher Sankaracharya gelebt hat, sind die Gelehrten nicht einig. Kürzlich auch bei W. Friedrich in Leipzig erschienen.

welche für die Hirten zu Galilea schienen, scheinen für uns; dieselben Konstellationen bewegen sich über dem Horizont, und der Mensch sowohl als die Sterne scheinen beide ein Bewußtsein zu umfassen, das nur ein einziges ist; d. h. der Mensch, welcher in der Kindheitsperiode unserer Erde zu den Sternen aufblickte, und der Mensch, welcher dieselben heute betrachtet, können einer und derselbe Mensch sein, je nachdem wir ihn messen; entweder bei den Dingen, welche gesehen werden, oder bei dem Bewußtsein, welches wahrnimmt, denkt, fühlt und erkennt.

„Ist irgend etwas im Universum vorhanden, welches über den Menschen und die Sterne hinausreicht? Giebt es eine „Einheits-Drehung", ein Universum, das, ob nun der Mensch schaue oder die Sterne scheinen, eine ewige Einheit ist, welche über und in Land und See, Sternen und Menschen bewegt?

„Ja! Es ist ein solches (Wesen). In allen Formen ist es (an sich) formenlos, in aller Zeit kennt es keine Zeit; es erhält die Sterne an ihren Orten, es ist mit ihnen wie mit einem Gewande bekleidet; es ist der Raum, der keinen Raum kennt; unendlich, dasselbe gestern, heute und immer. Es kennt keine Veränderung und seine Drehung erzeugt keinen Schatten.

„Es ist das Leben in allem; wir können es ahnen, aber nicht begreifen, es wird von nichts begriffen oder umfaßt, als von sich selbst. Es ist die eine sich nie ändernde Eigenschaft in allem Materiellen, aber es ist nicht Materie. Es ist S u b s t a n z, das allen Dingen Unterstehende (sub — unter, sto — stehen): die Basis aller Dinge. Es ist das Universum der Macht, der Intelligenz und der Liebe. „In ihm leben und sterben wir, in ihm haben wir unser Dasein". Denke wohl darüber nach, blicke zum Sternenhimmel auf und fühle die Unendlichkeit des Lebens.

„Indem wir diese Betrachtung anstellen, fangen wir an zu empfinden, was die (ewige) Wahrheit ist, nach der das Leben in uns strebt. Wir setzen uns mit derselben in Verbindung durch unsere Gedanken und sehen uns vermittelst unseres Gemüts, d. h. desjenigen, was in uns fühlt und denkt, zwischen das Unvergängliche und das Vergängliche gestellt. Dies aber ist das Leben als Ganzes. Formen wechseln, aber die ewige Grundlage (Substanz) des Daseins ist das Universum, von welchem wir Wahrheit, Weisheit und Leben erhoffen".

„Uns selber mit Festigkeit als einen Teil dieses unwandelbaren Universums zu betrachten, heißt den ersten Schritt zur geistigen und körperlichen Gesundheit machen; es in sich zu begreifen, heißt das ganze Leben. Wir müssen unterscheiden zwischen dem was wahr ist und der Wahrheit an sich, welche absolut, vollkommen und wechsellos ist.

„Als Pilatus Jesus fragte, was die Wahrheit sei, schwieg dieser. Der schweigende Christus als der Mensch im Ganzen ist die Antwort, aber das, was heute wahr ist, kann morgen falsch sein, weil das Wahr-

sein ein relativer Begriff ist, und sich auf etwas bezieht, das nicht wahr ist (einen Gegensatz). Es ist z. B. wahr, daß Columbus Amerika entdeckt hat, aber es ist nicht die Wahrheit selbst. Die Wahrheit (an sich) bezieht sich auf nichts und hat weder Zeit noch Ort, sie ist immer Eins. Die Entdeckung Amerikas verlangte Zeit und Ort, das wachsende Bewußtsein, die Erlangung gewisser Kenntnisse. Es ist da das Wissen, das dem Nichtwissen gegenüber steht; etwas Wahrgenommenes im Gegensatz zum Unbekannten; etwas das wächst und sich deshalb ändert. Aber das Bewußtsein selbst, welches dieses neue Wissen in sich aufnimmt, verändert sich dadurch nicht, es ist das Einzige, welches wir als Unendlichkeit oder Wahrheit betrachten können. Die Wahrheit hat in sich selbst keinen Gegensatz; sie ist eine immerwährende Bejahung oder Verneinung; sie ist das ewige Wort: „Es werde!"

„Wenn z. B. die Wahrheit mich zu sagen zwingt: „Leben ist!" so ist da keine Zeit und kein Ort, noch irgend ein Zustand, wo Leben nicht ist. Wenn sie mich nötigt zu sagen: „Ich bin!" so wäre es gegen die Wahrheit, zu sagen: „Ich bin nicht". Wenn ich sagen (in der Erkenntnis sprechen) kann: „Weisheit ist!" so giebt es keinen Ort, Zeit oder Zustand, wo die Weisheit nicht ist. Kann ich (in Wahrheit) sagen: „Gott" oder „das Gute ist!" so kann ich unter keinen Umständen sagen: „Gut ist nicht!"

„Erhebt dich dieser Gedanke zu einer großen Höhe? Wohlan, so versuche es, auf ihr zu bleiben; suche nicht herabzusteigen. Dies ist unser Standpunkt und von ihm aus will ich dich zur Erkenntnis dieses mit Gegensätzen erfüllten Lebens führen. Nimm die Prinzipien, von denen wir sprechen, tief auf in dein Gemüt; denn es handelt sich um Prinzipien und nicht um bloße Theorien. Wer alles glaubt, der bejaht alles. Wir können nicht Gott oder das Gute in einigen Dingen bejahen und in andern verneinen; wir müssen vielmehr annehmen, daß unsere Beschränktheit allein dasjenige ist, was wir sehen, wenn es uns nicht gelingt, Gott zu sehen; statt daß Gott in irgend etwas beschränkt ist.

„Willst du denn freiwillig in der Sklaverei deines beschränkten Verstandes[1]) bleiben, oder willst du das Dasein der Wahrheit des Guten als etwas, das unabhängig von deiner Fähigkeit, es zu sehen, existiert, bejahen? Bist du klar darüber, daß die Sonne nicht (wie es scheint) im Osten auf- und im Westen untergeht? Mußt du nicht allen deinen Sinneseindrücken widersprechen, um bejahen zu können, daß die Erde sich bewegt und die Sonne stille steht? Gehört denn ein größerer Glaube dazu, dasselbe in bezug auf die (göttliche) Sonne (die Seele) und die (menschliche) Erde, dich selbst, zu bejahen?

---

[1]) Der beschränkte Verstand, welcher nicht über den eigenen Egoismus hinausgehen kann, ist Kama Manas, oder was Goethe im „Faust" Mephistopheles nennt im Gegensatz zu Buddhi Manas, der geistigen Erkenntnis.

Bemerkung der Redaktion: Dr. Franz Hartmann führt diesen Gedanken vortrefflich in seiner Denkschrift über Paracelsus aus.

„Alles ist Gut! (Es giebt kein Uebel!) Sprich dies fortwährend aus; laß dein Gemüt darauf ruhen. Das bringt dich zur Weisheit, und die Weisheit ist Gott. Wiederhole dir das Folgende: Dasein ist Eines. Dasein ist Erkenntnis, Macht, Selbstbewußtsein. Dasein ist der unendliche Geist der Liebe. Nichts trennt das Dasein vom Selbst. Die Einheit ist unzerstörbar, unwandelbar, sie ist das All des Lebens. In ihr und mit ihr lebe und atme und bin ich. Ich fürchte kein Uebel, denn **du** bist mit mir. Deine Ganzheit ist meine Gesundheit, mein Wohlbefinden. Die Sonne und ihre Strahlen sind eins und unzertrennbar voneinander. Die Wirklichkeit des Lebens besteht in seiner Ausstrahlbarkeit. Alle Strahlen sind eins mit der Sonne des Daseins, der Sonne der Wahrheit. Mein Leben ist ein unzerstörbarer Strahl von dem Zentrum der göttlichen Sonne. Gott ist; Ich bin!

Wer das Obige begreift, der wird auch Antwort geben können auf die Frage: „Wo können wir Gott finden?" Machen wir uns von der falschen aber allgemein gebräuchlichen Vorstellung los, daß „Gott" etwas außerhalb unserer Natur gelegenes, ein uns fremdartiges Wesen sei; setzen wir statt des so vielfach mißbrauchten Wortes „Gott" den Ausdruck „göttliches Dasein", so brauchen wir nur in das Bewußtsein unseres eignen göttlichen Daseins zu kommen, um auch den hartnäckigsten Skeptiker zu befriedigen, und dies ist keine „fromme Schwärmerei"; denn der Schwärmer und Phantast sucht nicht in sich selbst, er schwärmt in dem, was außerhalb seines Selbsts ist; sei es nun wissenschaftlicher oder religiöser Natur; er sucht nach Außen, nach dem, was er nur im Innern finden kann und verliert dabei sich selbst.

Aber freilich sind diese Dinge nicht jedem begreiflich. Zwar sagt Goethe richtig:

> „Zwar ist es jedem angeboren,
> Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt";

aber in unserm Zeitalter der Autoritätenkriecherei, der moralischen Feigheit, des Eigendünkels, der Jagd nach Reichtum und Vergnügen, und der besonders in England so stark hervortretenden Anmaßung, Scheinheiligkeit und Heuchelei, wird in der Regel dieses eingeborene Gefühl durch die Selbstsucht erstickt, noch ehe der Keim zur Entfaltung und der Mensch zur Fähigkeit des Selbstdenkens gelangt. Deshalb sagt auch Sankaracharya, daß dergleichen Lehren nur für diejenigen bestimmt sind, welche die Fähigkeit haben (in sich selbst) das Wahre vom Falschen, das Sein vom Schein, das Unsterbliche vom Vergänglichen zu unterscheiden, was nicht jedermanns Sache ist.

Verhältnismäßig wenige Menschen können weiter sehen als bis an die Grenze ihres eigenen persönlichen Ichs, welches sich mit seinen Wahnvorstellungen und Begierden wie eine undurchdringliche Mauer zwischen sie und die Freiheit stellt. Aber alles, was dem Egoismus entspringt,

wenn es auch noch so tugendhaft zu sein scheint, hat im Geistigen keinen Wert. Selbst der selbstsüchtige Wunsch nach dem Genusse persönlicher Freuden im Himmel ist verächtlich und hindert den Menschen an der Erlangung jener Seligkeit, die ewig und schrankenlos ist. Auch das Gebet um persönliche Vorteile und Begünstigungen ist ein Zeichen der Feigheit und Hülflosigkeit; es entspringt dem Wahne des Selbst, das sich sogar den Willen Gottes im Universum dienstbar machen möchte, um seine Lust zu befriedigen. Was auf einem thörichten Glauben beruht, das beruht auf Thorheit und was sich auf Scheingründe stützt, beruht auf dem Schein. Beides ist haltlos und fällt in sich selber zusammen. Kerning sagt: „Es kann nichts zum Himmel aufsteigen, was nicht vom Himmel heruntergekommen ist". Deshalb sind auch die „okkulten Uebungen" nutzlos, wenn man dabei die Absicht hat, etwas zu erlangen, womit man prahlen oder sich über andere erheben kann.

Ein Mystiker ist nicht derjenige, welcher gelehrt über Spiritismus, Hypnotismus u. dergl. schwätzen oder wiederholen kann, was er darüber gelesen, gehört oder sich zusammengeklügelt hat. Ebensowenig ist derjenige ein Mystiker, der in seinen Gefühlen schwärmt und sich von jedem Winde bewegen läßt. Der Mystizismus ist noch lange keine Mystik; Geisterseherei ist keine Theosophie. Wie Frömmelei das Gegenteil der wahren Religion, verkehrte Gelehrsamkeit ein Hindernis zum wahren Wissen, Eigendünkel und geistige Kurzsichtigkeit eine Schranke auf dem Wege zur Gotteserkenntnis ist, so ist auch der Mystizismus das verkehrte Spiegelbild der wahren Mystik. Der von der Eitelkeit und Selbstsucht befangene hat nur sein eigenes Selbst im Auge, sei er sich dessen bewußt oder unbewußt; alle seine Gedanken und Thaten sind von der Selbstsucht gefärbt; ja, jemehr ein Mensch von irgend einer Leidenschaft besessen und mit ihr identifiziert ist, um so weniger erkennt er sich selbst. Er fühlt, denkt und handelt in Eigenliebe, wenn auch sein Scharfsinn genug Gründe zu finden weiß, durch die er sich selber vorspiegelt, das, was er thue, sei zum Besten der Welt.

Von allen Existenzen sind aber die bedauernswertesten diejenigen willenlosen Personen, welche, da sie keine eigene Energie haben, sich stets von fremden Einflüssen leiten lassen, und welche man gewöhnlich „Medien" nennt, und hierzu rechnen wir nicht gerade diejenigen Personen, welche sich zu hypnotischen und spiritistischen Experimenten hergeben, sondern alle, die sich von fremden Einflüssen, seien dieselben sichtbar oder unsichtbar, verleiten lassen, gegen ihre eigene Vernunft und Ueberzeugung zu handeln. Sie sind dasjenige, was man im gewöhnlichen Leben „Narren" nennt und von denen es alle möglichen Grade und Schattierungen giebt. Der Narr opfert sein wahres Selbst auf dem Altare seiner ihn beherrschenden Leidenschaft; der Mystiker opfert sein persönliches Wollen indem er es durch den Willen seines göttlichen Selbst beherrscht.

Selbst ist der Mann! — aber nur derjenige, der sich selbst in Wahrheit gefunden hat, fest auf seinen eigenen Füßen steht und keiner

fremden Stütze bedarf; er allein wird den wahren Sinn des Wortes „Freiheit" begreifen, welcher für alle, die nicht frei von der Selbstsucht sind, ein tiefes Geheimnis ist. Er verlangt weder nach den Schätzen des Himmels noch nach denen der Erde; denn er hat den Himmel in seiner eigenen Brust, und alles was er auf Erden will, ist sein; denn er ist mit dem zufrieden, was er bereits besitzt.

Was aber praktische Lebensregeln in dieser Richtung betrifft, so sagt W. Coryn Folgendes:

„Wer ein Mystiker werden will, der fängt damit an, daß er sich fest vornimmt, daß in ihm nichts Gemeines und keine Schwachheiten Platz greifen sollen und daß in allem, was er bezweckt, das Wohlergehen aller Mitgeschöpfe in betracht kommen soll. Er ist deshalb freundlich gegen jedermann und kränkt niemanden, sei es durch Wort oder That. Er giebt von seinem Besitztum dort, wo es am meisten Gutes bewirkt, und hilft mit Rat und seinen Kenntnissen dort aus, wo dies nützen kann und wo es gewünscht wird; er teilt seinen Frieden, seinen Trost, seine Weisheit mit denen, die es nötig haben. Er verspricht nichts, was er nicht zu halten gedenkt, und sein gegebenes Wort ist ihm heilig. Zu denen, welche vom Schicksal hart mitgenommen sind, spricht er von der Wahrheit der Unsterblichkeit und von den großen Endzielen der Natur, welche sie verfolgt, wenn es auch schmerzt und nicht leicht zu begreifen ist, warum sie so handelt. Er ist stark in seinem höheren Selbstbewußtsein und bleibt in sich selbst unbewegt; aber sein Friede und seine Ruhe strahlt auf alle aus, die sich ihm nahen, und teilt sich denen mit, mit denen er in Berührung kommt. Wer bei ihm ist, wird durch seine Gegenwart beruhigt, ermutigt und gestärkt. Jeder Augenblick ist für ihn eine Aspiration zum Guten; jeder Atemzug ein Gebet, jedes Ausatmen eine Ausstrahlung des göttlichen Geistes der Liebe zum Guten in allem. Hinter seinem magischen Denken und thatkräftigen Thun ist das innere Wort in seinem Herzen, welches sein Wille, sein Gewissen, seine Hoffnung, seine Ruhe, sein unfehlbarer Führer ist, welches ihn und sein Denken durchdringt und erfüllt. Seine Gedanken kommen und gehen, das Wort, das Leben im Innern, verändert sich nicht.

„Er ist selbstbeherrscht, kümmert sich wenig um Besitz und Bequemlichkeit und ist deshalb von allen Sorgen für dieselben frei, wie auch von den Enttäuschungen, welche damit zusammenhängen. In seinem Geiste schwebt ihm stets das zu erreichende höchste Ideal vor Augen, und in jedem Augenblicke sucht er sich von allem zu entledigen, was dessen Verwirklichung hindert. Er hält stets an der Klarheit und Wahrheit fest. Seine Gedanken beschäftigen sich nicht mit den Kleinlichkeiten des eigenen Selbstes, sondern mit dem Ganzen und Großen, mit dem Wohlergehen der Menschheit, mit der Evolution der Natur und dem Vollbringen ihrer Zwecke. Er meditiert täglich, und indem er seine Seele von allen äußeren Dingen zurückzieht, sucht er mit der Seele der Welt in seinem Bewußtsein Eins zu werden; er betrachtet sein Ich als etwas sich in die weiteste

Ferne im Raum Erstreckendes, als Eins mit dem Wesen, das in allen Menschen, Tieren und Dingen als verkörperte oder unverkörperte Liebe vorhanden ist. Er nimmt Teil am Gefühlsleben der Natur und allen Geschöpfen in derselben; er beschaut sich selbst als eins mit dem höheren Menschen, dem Gottmenschen, dessen Stimme er in seinem Herzen vernimmt.

„Jede Nacht blickt er zurück auf den Tag, den er durchlebt hat, und forscht nach, wo und wie er gefehlt hat, seinem Ideale näher zu kommen, welche wertlose Gedanken und hindernde Ideen und Wünsche seine kostbare Zeit vergeudeten. In seinem Studium betrachtet er den Menschen und die Natur und ihre beiderseitigen Beziehungen auf den verschiedenen Daseinsstufen (der physischen, psychischen und geistigen Ebene), so daß sein intellektueller Fortschritt mit seinem geistigen Wachstum gleichen Schritt halten kann und er in jeder Beziehung abgerundet und vollkommen wird.

„Nach allen diesen Richtungen übt er sich, und dann fangen seine mystischen Kräfte an sich auszubreiten. Er fängt an, die Gedanken der Menschen zu kennen und zu empfinden, was sie fühlen, noch ehe ihre Gedanken zu Worte geworden sind, er „fühlt" das Kommen von Botschaften und „ahnt" deren Inhalt, er kennt die Gefühle und Gedanken derer, die an ihn schreiben; er fühlt im voraus das Eintreten von wichtigen Ereignissen; und das, was für uns das „Gewissen" ist, ist für ihn Intuition, ein nicht mißzuverstehender Lehrer der Geheimnisse der Vergangenheit und der Zukunft.

„Je mehr sein Mitgefühl für die Menschheit wächst, um so mehr kann er deren Gedanken empfinden, und seine Intuition wird für ihn ein wachsendes Licht, um ins Innere der Menschenherzen zu sehen, wodurch er die Weisheit der Menschheit aus eigener Anschauung kennen lernt und befähigt wird, das zu sagen und zu thun, was für die Menschen am besten ist, so daß er wie ein wandelnder Segenstrom sich unter ihnen bewegt. Er sieht das psychische Kolorit seines Zeitalters, der Länder und Städte und erkennt, was die Zukunft bringen muß.

„Er steht allein, ohne fremde Stütze, er denkt seine eigenen Gedanken und macht seinen Geist los aus dem Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen, die nicht seine eigenen sind, die aber als der Wellenschlag des Meeres, von den Gedanken anderer erzeugt, auf ihn einstürmen und welche wir in unserer Unwissenheit für unsere eigenen Gedanken halten.

„So lebt er als teilnehmender Zuschauer im Schattenspiele des Lebens, aber in seiner Ruhe nicht von den Stürmen desselben bewegt. Die Leiber, in welche er sich kleidet (seine Reinkarnationen), nutzen sich einer nach dem andern ab, werden abgelegt und erneuern sich; aber er selbst ist über alles dies erhaben, er schwingt sich zu immer höheren Gedankensphären empor und wohnt erhaben über den Abgründen von Leben und Tod, sich selbst erkennend, denn der Faden seines Gedächtnisses ist nicht mehr zerrissen; er weiß, wer er vor undenklichen Zeiten war, und kennt das zu

erreichende Ziel; das irdische Leben ist für ihn nur ein Schauspiel; er sieht, wie der Vorhang aufgezogen und herabgelassen wird. Schließlich eröffnet sich ihm die Thüre der Meister und Lehrer aller Zeiten und aller Nationen, und er erlangt die Genossenschaft der Großen, welche vorangegangen sind und jetzt die Welt beaufsichtigen und mit starker Hand der leidenden Menschheit zu Hilfe kommen.

„Erschreckt dich die Größe einer solchen Bestimmung? — Wisse, daß keiner von uns stehen zu bleiben braucht und zu sagen: „Dies ist nicht für mich! So hoch geht nicht mein Flug?" Alles hat seinen Anfang und dieser Anfang findet statt, sobald einer von uns einen zornigen Gedanken bewältigt, eine sinnliche Lust von sich streift und nach dem Licht zu streben beginnt. Laßt uns nicht zu niedrig von uns selbst denken. Fern ist das Ziel, aber für dên, der täglich, wenn auch nur wenig kämpft, ist der Sieg gewiß. Ein Leben (Inkarnation) nach dem andern kommt, und was heute kaum zur Gewohnheit geworden ist, wird morgen zum instinktiven Trieb. Viel, sehr viel von unserer Zukunft hängt davon ab, was wir gerade jetzt thun, denn die Geschichte der Menschheit nähert sich einem Wendepunkt. Wenn wir jetzt der Natur in ihrem Kampfe zwischen Spiritualität und Materialität zu Hülfe kommen, so werden wir in einem zukünftigen Leben gute Früchte davon ernten, wenn ein dem geistigen Aufblühen mehr günstiger Cyklus beginnt.

„Die Aufgaben", welche zu lösen sind, sind für jeden verschieden. Jeder muß seinen eigenen Weg gehen, seine besonderen Schwierigkeiten bekämpfen, aber am Ende finden sich alle Wege zusammen, wie alle Flüsse im Meere; jeder führt an das Ziel".

Jeder Weg führt ans Ziel; aber der eine in gerader Linie und in kurzer Zeit, der andere auf Umwegen und nach vielleicht Millionen von Jahren. Wer sich selbst zu beherrschen versteht, der steht vor dem offenen Thor; wer der Sklave seiner Natur bleibt, den zwingt die Natur wiederzukehren und von neuem in die Schule des Leidens und der Enttäuschung zu gehen, bis in ihm die Erkenntnis erwacht. Wohl kann das, was in einem Leben versäumt wird, in einem darauffolgenden Leben auf Erden nachgeholt werden, aber nach der Berechnung der indischen Weisen ist zu erwarten, daß die Seelen der jetzigen Generation, wenn sie das nächste Mal wieder auf Erden im körperlichen Dasein erscheinen, die Bedingungen zum geistigen Fortschritte weniger günstig finden werden als jetzt.

Nach dieser Berechnung nämlich stehen wir jetzt am Ende des ersten Cyklus von 5000 Jahren des Kali Yuga (des schwarzen Zeitalters, welches 432000 Jahre dauert), der zwischen den Jahren 1897 und 1898 zu Ende gehen wird. In bezug auf diese Periode wird in der Vischnu Purana Folgendes prophezeiht:

> „In jenen Zeiten werden störrige Machthaber auf der Erde herrschen; Leute, welche gewaltthätig, boshaft und der Lüge ergeben sind. Sie werden Weiber und Kinder zu Grunde richten, ihre Unter-

gebenen bestehlen und dem Ehebruch huldigen. Sie werden einen großen Anhang und viel Macht erlangen. Ihr Leben wird kurz sein und unersättlich ihre Begierden. Leute verschiedener Nationalität werden sich mit ihnen verbinden und ihrem Beispiele folgen, wobei das Volk zu Grunde geht. Wohlstand und Ehrlichkeit werden abnehmen, bis die Welt ganz verdorben sein wird. Das Ansehen eines Mannes wird durch seinen Geldbesitz bedingt sein. Reichtum allein wird geachtet sein. Im Handel und Wandel wird die Lüge das einzige Mittel sein, sich einen Nutzen zu verschaffen, und jeder wird beurteilt werden nur nach dem, was er äußerlich zu sein scheint. Wer viel Besitz hat, den wird man für tadellos halten. Das allgemeine Mittel zum Fortkommen wird die Unehrlichkeit sein, und wer schwach (arm) ist, wird geknechtet werden. Marktschreierei und Eigendünkel werden an die Stelle des wirklichen Wissens treten; Liebe wird von der Freigebigkeit abhängig sein, gegenseitiges (launenhaftes) Einverständnis (zur geschlechtlichen Vereinigung) wird der Ehe gleich betrachtet werden, und die Würde der Angesehenen in ihren schönen Kleidern bestehen. Wer am stärksten ist (in der Gunst des Pöbels) wird regieren. Das Volk, welches die ihm auferlegten Bürden nicht länger tragen kann, wird auswandern und die soziale Fäulnis im Kali Yuga fortschreiten, bis das Menschengeschlecht der Vernichtung nahe kommt. . . ."

Hat diese Idee des nahenden Zeitalters der Verkommenheit, an dessen Eintreten Tausende von Indiern glauben, auch in dem Gemüte der Europäer zu keimen begonnen, oder sind es andere Ursachen, welche im Westen Prophezeiungen an den bevorstehenden „Weltuntergang", wie sie schon von verschiedenen Seiten laut geworden sind, veranlaßt haben? Dies ist vielleicht schwer zu entscheiden. Der Gedanke, wenn auch nicht gerade der richtige, entspringt dem Gefühl, und es mag wohl mancher sein, der die Wahrheit der kommenden Umwälzung zu fühlen im stande ist und sich die Sache dann so zurecht legt, wie es ihm am geeignetsten dünkt. Sicher aber ist es, daß die obige Schilderung in dem Purana auf unser jetziges Zeitalter paßt, und die tägliche Beobachtung zeigt, daß es statt besser stets schlimmer wird; um so mehr, als die Machthaber, von denen die Rede ist, nicht sowohl auf den Thronen als in den Parlamenten zu finden sind.

Allerdings wird, nachdem die noch fehlenden 417000 Jahre von Kali Yuga vorüber sind, Krita Yuga, das goldene Zeitalter, folgen; allerdings wird die Wurzel des Lebens, welche in jedem Menschen enthalten ist, nicht zu Grunde gehen; der Stamm des Baumes bleibt stehen; aber wie viele Millionen von persönlichen Daseinsformen werden wie dürre Blätter vom Sturmwind verweht, verderben? Wohl kann derjenige, dem es gelungen ist, sich mit dem Stamme, mit seinem Gott, zu vereinigen, sowohl die Entstehung als auch den Untergang der Welten als ein Schau-

spiel das ihn selbst nicht berührt, mit Gleichmut betrachten; wem aber diese Vereinigung nicht gelingt, der teilt das Schicksal desjenigen Teiles seiner Konstitution, mit dem er identisch geworden ist.[1])

Wohl werden viele diese Lehren zum ersten Male hören und dies alles viel besser zu wissen glauben, obgleich sie von der geistigen Konstitution des Weltalls und des Menschen nichts wissen und auch noch nie darüber nachgedacht haben, verächtlich darüber die Schulter zucken. Wer aber in den Geist derselben eindringen kann und dieser höheren Weltanschauung fähig ist, der wird auch keine weiteren „Beweise" brauchen, um einzusehen, wie wichtig es gerade jetzt ist, daß die ganze Menschheit nicht nur auf das Vorhandensein einer höheren Natur, die in ihnen selbst wohnt, aufmerksam gemacht, sondern daß den Zweifelnden auch wissenschaftliche Gründe dargelegt werden sollten, um ihnen das Vorhandensein dieser höheren Natur klar zu machen und sie zu veranlassen, dieselbe in sich selber zu finden und sich mit ihr zu vereinigen. Die Zeit des blinden Glaubens an Dogmen naht ihrem Ende, und wo die eigene Anschauung aufhört, da verlangt der Verstand nach Beweisen.

Nicht um neue Dogmen an die Stelle der alten zu setzen, noch um der nichtdenkenden Herde einen neuen Leithammel zu geben, dem sie blindlings folgen soll, sondern um den Menschen Gelegenheit zu geben, sich in dem Suchen nach Wahrheit gegenseitig zu unterstützen, wurde auf Veranlassung von gewissen Adepten in Indien, welche auch dem Verfasser dieser Blätter persönlich bekannt sind, eine Vereinigung gegründet, in welcher keinerlei Autorität herrschen soll als die Wahrheit selbst, so wie sie sich in jedem einzelnen, der dazu fähig ist, offenbart. Ein Kern sollte gebildet werden, in welchem die von jedem vernünftigen Wesen anerkannten Grundsätze der allgemeinen Menschenliebe nicht bloß theoretisch „geglaubt", sondern praktisch ausgeführt würden und durch das Studium der Lehren der alten Weisen und eine Verbreitung und Besprechung der betreffenden Litteratur, welche bisher nur wenigen zugänglich war, sollte jedermann, sei er nun ein „Mitglied" dieser Gesellschaft oder nicht, Gelegenheit gegeben werden, über diese Lehren nachzudenken und sich selbst ein Urteil darüber zu bilden.

Ueber den Zweck dieser Verbindung spricht sich einer der oben erwähnten Adepten folgendermaßen aus:

„Der Mensch besteht aus Ideen und wird durch Ideen geleitet, Seine eigene subjektive (innere) Welt ist sogar auf dieser psychischen Ebene für ihn die einzige Wirklichkeit. Für den Okkultisten erweitert sich der Gesichtskreis dieser inneren Welt und sie tritt für ihn immer in die Wirklichkeit, um so mehr als er die objektive Erscheinungswelt als das erkennt, was sie ist. Sein Endziel ist die Selbsterkenntnis im Absoluten (Parabrahm). Deshalb sollte derjenige, welcher nach höherem (geistigem) Wissen trachtet, alle seine Begierden nach

[1]) Siehe A. Besant: „Der Tod und was dann?" Leipzig, Wilhelm Friedrich.

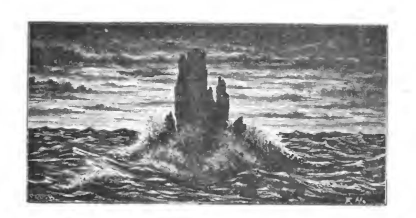
dem einen höchsten Ideale richten und es durch völlige Selbstaufopferung, Menschenliebe, Herzensgüte und alle die höchsten Tugenden, die man auf Erden erlangen kann, zu erreichen suchen. Je mehr er sich anstrengt, dieses Ideal zu erreichen, je mehr er sein Wollen in dieser Richtung bewegt, um so größer wird seine Kraft. Ist er einmal (innerlich) stark geworden, so entsteht auch im materiellen Organismus (Sthula Sharira) die Neigung, nur dasjenige zu thun, was mit dem hohen Bestreben, das er verfolgt, im Einklang ist, und seine (edlen) Handlungen verdoppeln dann seine innere Kraft nach dem bekannten Gesetze von Wirkung und Gegenwirkung.

„Was aber sind die praktischen Erfolge und wie kommen dieselben zu stande? Die Beobachtung und Erfahrung lehrt uns, daß der Fortschritt ein Naturgesetz ist. Daraus folgt, daß die Menschheit noch in einem unvollkommenen Entwickelungszustande ist und der Vollkommenheit entgegengeht. Diese Vollkommenheit wird erst dann eintreten, wenn sich in den Menschen höhere Wahrnehmungskräfte entfalten und ihnen der Standpunkt klar wird, den sie in bezug auf ihre Stellung in der Natur einnehmen. Die höchste Vollkommenheit ist aber nur dann denkbar, wenn die Kraft, welche den einzelnen Menschen belebt, in Uebereinstimmung mit dem **Einen Leben** wirkt, welches das Ganze zu diesem Zwecke bewegt: und das beste Mittel dazu zu gelangen, ist die Erkenntnis und Wissenschaft.

„Wer dies begreift, dem wird es auch klar sein, daß es der Endzweck des Gesetzes in der Natur ist, den Menschen vollkommen zu machen durch die Vereinigung des menschlichen Geistes mit dem Geiste, der das Ganze belebt. Indem dieser hohe Zweck beständig vor Augen gehalten wird, sollte eine intellektuelle Vereinigung gebildet werden, in welcher sich **alle** (gleichviel, welche Meinungen der einzelne hat) zu diesem Zwecke verbinden. Um diesen praktischen Erfolg, die Vereinigung, zu erreichen, müssen wir das höchste Ideal, welches den wahren Menschen darstellt, aufrecht erhalten; wir müssen andere auf dieses Ideal hinweisen und selbst diesem Ideale gemäß handeln. Jeder sollte mit völliger Selbstaufopferung darnach streben, selber den richtigen Weg zu gehen und ihn den andern zu zeigen. Wenn wir als ein Ganzes unsere Kräfte zur Erreichung dieses Ideals anstrengen, so kann durch dieses Zusammenwirken auf der geistigen Ebene Großes erreicht werden. Da dieses das wichtigste Werk ist, mit dem sich ein Okkultist beschäftigen kann, so sollte jeder der nach höherem Wissen strebt, darnach trachten, dieses Werk zu fördern. Dadurch entsteht eine geistige Flutwelle, durch welche das Ganze emporgehoben wird und die intellektuellen und geistigen Fähigkeiten unserer Generation sich auszubreiten befähigt sind. Zu diesem Zwecke trägt die Verbreitung philosophischer Kenntnisse bei, und diese Verbreitung ist es, die wir von unsern Schülern erwarten".

Dies ist somit die Grundlage jener „Theosophischen Gesellschaft" („Theosophical Society"), über die heutzutage in Deutschland noch die verkehrtesten Ansichten herrschen, welche teils in der Tagespresse verbreitet werden, welche davon nichts begreift, und zum Teile durch das Benehmen unfähiger Mitglieder bestätigt werden. Die wahre geistige Gemeinschaft derjenigen, welche nach dem Höchsten streben, besteht schon seit undenklichen Zeiten, denn dieses Bestreben selber vereinigt sie. Oft schon wurde der Versuch gemacht, dieser geistigen Gemeinschaft einen äußern Ausdruck durch Gründung einer Gesellschaft zu geben; aber da die Welt im großen und ganzen keiner geistigen Anschauung fähig war, so entstand nur eine Karrikatur. Ob die Welt jetzt reif genug für das Bestehen einer solchen Gesellschaft ist, oder ob sie den sektiererischen Einflüssen, welche sich in ihr einzuschleichen drohen, zum Opfer fallen wird, das wird uns die Zukunft lehren.





Ein durchlaufender Faden
im Geistesleben des alten Hellas.

Von

Raphael von Koeber.
Professor und Dr. phil.

❦

Ωὑτὸς δὲ Ἀΐδης καὶ Διόνυσος.
Heraklit (Fragm. 127).

Die ethischen Forderungen und die Gemütsbedürfnisse, aus denen der Unsterblichkeitsglaube hervorgeht, können nicht befriedigt werden durch die Vorstellung einer zwar ewigen, aber bewußtlosen Fortdauer nach dem Tode, in einem jede sittliche Vergeltung ausschließenden, für Gute und Böse gleichen Zustande. Keinen anderen verheißt aber dem Menschen die alt-griechische Volksreligion.

Die Seelen, wie wir aus Homer wissen, führen im Hades ein schattenhaftes Dasein gleich Nebel- oder Traumbildern, ohne Erinnerung an ihre Vergangenheit, ohne Seligkeit und Leiden. Nur sehr wenigen, von Göttern besonders Begünstigten oder Verworfenen, fällt auch ein besonderes, jedoch selbst für die ersteren nicht eben beneidenswertes Los zu. Alle übrigen, die gefeiertsten Helden nicht ausgenommen, gehören in der Unterwelt zur großen Herde der „nichtigen Häupter“, wie die Toten bei Homer genannt werden.

Es giebt selbst unter den Naturvölkern kaum eine Religion, welche, in Rücksicht ihrer Anschauungen vom zukünftigen Leben, so trostlos, so nichtssagend und äußerlich, kurz so wenig **Religion** wäre, wie der griechische Polytheismus. Und so darf es nicht wunder nehmen, wenn wir, lange vor dem Beginn der eigentlichen Philosophie in Griechenland, auf dem Boden der Religion selbst, Versuche entstehen sehen, der künftigen

Philosophie vorzuarbeiten und die religiösen Vorstellungen zu läutern und zu vertiefen.

Solche Versuche, die aus dem Streben nach einer geistigeren Gottesidee und einer dem Heils- und Seligkeitsbedürfnis und dem Gerechtigkeitsgefühl des Menschen entsprechenderen Unsterblichkeitslehre erwuchsen, sind die Mysterien.

Uns interessieren hier nur die eleusinischen und orphischen. Die gemeinsame Grundidee beider ist: die Unzerstörbarkeit des individuellen Wesens im scheinbaren Tode[1]), wozu, bei den Orphikern, noch das Moment der Entsündigung und Heiligung in der Form der Wiederverkörperung (oder Seelenwanderung, Palingenesie oder Metempsychose) hinzutritt.[2])

Ob die Griechen diese Lehre von Aegypten oder Indien überkamen, ob sie sie schon in der Urzeit aus der gemeinsamen Heimat der Arier nach Europa mit herüberbrachten, oder ob sie ganz von selbst und unabhängig von jeder Ueberlieferung auf sie verfielen[3]) — genug: in den orphischen Mysterien kommt das Bewußtsein der Wiederverkörperung in Griechenland zum erstenmal klar zum Vorschein,[4]) gelangt von hier aus in die griechische Dichtung und Philosophie, und erhält sich in der letzteren bis zu deren Absterben im sechsten christlichen Jahrhundert.

Einen Schimmer der Wiederverkörperungsidee darf man freilich schon in einigen griechischen Götter- und Heroensagen erblicken. So z. B. in dem Mythus von der Proserpina, der gestattet war, die eine Hälfte des Jahres auf der Oberwelt zu weilen; in der Verwandlung des Adonis, Hyakinthos u. a. in Blumen; im abwechselnden Erscheinen der Tyndariden (Kastor und Pollux) auf der Erde. Doch dies sind eben nur Sagen und Märchen. Indessen wollen wir hier nur die Schicksale des klaren Bewußtseins der Wiederverkörperung und des ihm angehörenden Ideenkreises in der antiken Welt verfolgen.

Σῶμα, σῆμα: — der Leib, ein Grab (nämlich der Seele)! Dieses bekannte platonische, als orphisch bezeichnete Wortspiel drückt die Anschauung aus, die den meisten Formen der Wiederverkörperungs- und Seelenwanderungslehre zu Grunde liegt.

[1]) Vergleiche Edm. Pfleiderer, Die Philosophie des Heraklit von Ephesos im Lichte der Mysterienidee (Berlin 1886), Abschnitt 2.

[2]) Nach Professor Dr. Friedr. Creuzer, „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (2. Aufl. 1821, S. 520 flgd.) lag die Lehre von der Wiederverkörperung auch den großen Eleusinischen Mysterien zu Grunde. — Vergleiche über diese Mysterienlehre auch Platon's „Phädrus" und seine „Gesetze" (ed. Bip. S. 38 und 42); Porphyrius, de abstin. IV., 16 und Cicero fragm. (ed. Ernesti, S. 60).

[3]) Zeller, Philosophie der Griechen, I, 58 f.

[4]) Odyss. IX, 301 ff. — Wenn dagegen Homer die Schatten im Hades erst durch den Genuß des Opferblutes das entschwundene Bewußtsein wieder gewinnen läßt, so hat freilich das nichts mit einer Wiederverkörperung zu thun, wie Nägelsbach (Die homerische Theologie, Nürnberg 1840, S. 343) meint. Da handelt es sich vielmehr um Materialisationen.

Der Leib ist nur dann als ein Grab oder ein Kerker der Seele zu betrachten, wenn die Seele, erstens, etwas von ihm wesentlich Verschiedenes, Besseres, und, zweitens, für irgend eine Schuld in ihr Eingeschlossenes ist. Eine von dem Leibe verschiedene Seele ist geistiger Natur; als solche ist sie, zumal für einen so ausgesprochenen Pantheismus, wie ihn die Orphiker lehren,[1]) ein Teilchen des Weltgeistes, demnach, wie dieser, anfangslos, ewig, präexistierend. Die Schuld, für welche sie im Körper büßt, muß also eine vorzeitliche, vor ihrem leiblichen Dasein begangen sein. Nun ist aber der Körper vergänglich: der Kerker der Seele kann zusammenbrechen, bevor die Strafzeit der letzteren abgelaufen. Was dann? Die Sühne darf der Seele nicht erlassen werden; diese wird in einen neuen Kerker übergeführt, muß einen neuen Leib anziehen; nach dessen Zerstörung wieder einen anderen, und so fort, bis sie ihre frühere Reinheit wieder erlangt und sich würdig gemacht hat, zu ihrem Ursprung zurückzukehren.

In die Philosophie wurde diese orphische Seelenwanderungslehre zuerst von den Pythagoreern eingeführt und wahrscheinlich in Verbindung gebracht mit der Annahme einer nach Ablauf des Weltjahres erfolgenden allgemeinen Apokatastasis oder Wiederherstellung des ehemaligen Zustandes aller Dinge[2]) — einer Vorstellung, der wir später auch bei den Stoikern begegnen.

Wie schon erwähnt, sind fremde Einflüsse bei der Entstehung und Ausbildung der Geheimlehre in den Mysterien anzunehmen. Daß hier neben den Einwirkungen der ägyptischen Priester auch die indischer Ueberlieferungen sich geltend machten, ist wahrscheinlich.[3]) Beide Zuflüsse brachten jedenfalls auch das Bewußtsein der Wiederverkörperung mit. Was nun aber Pythagoras anbetrifft, so ist bei diesem vorzugsweise eine Anlehnung an Indien zu vermuten, wie dies Leopold v. Schröder eingehend nachgewiesen hat.[4])

Auf diesen Ursprung ist es auch zurückzuführen, daß sowohl Pythagoras wie später Plato exoterisch eine Seelenwanderung in niedere Organismen, wenigstens in Tierleiber, lehrte, ähnlich so, wie es im brahmanischen Gesetzbuche des Manu der Fall ist. Aber daher ist es auch wahrscheinlich, daß beide griechischen Meister die gleiche bessere Einsicht hatten wie die brahmanischen Vedantisten und esoterisch ihren Schülern ein richtigeres Verständnis beibrachten. Wir kommen hierauf

[1]) Das Hauptwerk über das Mysterienwesen ist Lobeck, Aglaophamus. 2 Bde. Königsberg 1829. Vergleiche auch Nägelsbach, Nachhomerische Theologie, Nürnberg 1857, S. 401 ff.

[2]) Zeller, a. a. O. I, 411, 418 ff.

[3]) So weist u. a. Burnouf in seinem „Essai sur les mystères d'Eleusis" (S. 27) darauf hin, daß die Worte κογξ ὀμπαξ, mit denen in den eleusinischen Mysterien die Versammlungen aufgehoben wurden, wahrscheinlich eine Umbildung von Sanskrit-Worten sind. — Herodot freilich betont (II, 123) mehr den ägyptischen Einfluß.

[4]) „Pythagoras und die Inder", Leipzig 1884 bei Otto Schulze. Morgenländische Forschungen 7.

noch bei Platon und den Neu-Platonikern zurück. Bei Pythagoras ist es auch nicht ausgeschlossen, daß die ihm zugeschriebene (dualistische) Lehre einer Seelenwanderung und noch dazu eine solche die gelegentlich auch in niedere Organismen hineinführt, nur ein Mißverstand seiner späteren, mehr klugen und unklugen als reifen Schüler war.

Da ferner die Seelenwanderung eines der wichtigsten und jedenfalls schon von Pythagoras selbst aufgestellten Dogmen des Pythagoreismus war, und die Annahme einer Erinnerung an die früheren Lebensläufe an sich gar nichts Unlogisches oder Widersprechendes hat, sich namentlich auch mit der exoterischen Fassung der Wiederverkörperung sehr gut vereinigen läßt, so ist es wohl denkbar, daß die alten Berichte über die eigenen Palingenesien des Pythagoras insofern nicht gänzliche Erdichtungen sind, als sie dessen persönlichen und seinen Schülern gegenüber oft ausgesprochenen Glauben zu ihrem realen Hintergrund haben mögen.

Auch daß Pythagoras sich mit sagenhaften Persönlichkeiten der Längstvergangenheit identifiziert hatte, giebt uns noch kein Recht, seinen Glauben an diese Identität zu bezweifeln, denn was für uns Sage ist, war höchst wahrscheinlich noch keine im sechsten vorchristlichen Jahrhundert, sondern jene Gestalten werden für die damaligen Griechen so wahr und so lebendig gewesen sein, wie etwa für uns die geschichtlichen Persönlichkeiten der alten Welt. Wollte aber jemand fragen, warum Pythagoras sich gerade für diesen und jenen Heros und nicht für einen anderen vor ihm lebenden Menschen gehalten habe, so giebt es darauf — kennt man die subjektiven, dem Glaubenden allein bekannten Gründe nicht — offenbar keine Antwort. Man kann nur die Gegenfrage thun: warum nicht?

Ueber die Wiederverkörperungen des Pythagoras erzählt Diogenes Laërtius[1]) folgendes: Er sei einst, zur Zeit der Argonautenfahrt, Aethalides, der Sohn des Hermes, gewesen, welchem dieser die Gewährung eines Wunsches, den, nicht zu sterben, ausgenommen, freistellte. Aethalides erbat sich ein unzerstörbares, durch alle seine Wiederverkörperungen ihn begleitendes Gedächtnis. Er wurde darauf als Euphorbos geboren, dann als der Milesier Hermotimos, der vom Tode wiederaufwachte und dessen Seele die Fähigkeit besaß, sich zeitweise vom Körper zu trennen. Dieser Hermotimos war es, der den von Menelaos im Branchiden-Tempel aufgehängten Schild des Euphorbos — also einst seinen eigenen — erkannte.[2]) Auch von einer Wiederverkörperung des Aethalides als ein milesischer Fischer, Pyrrhos, wird berichtet. Seine letzte Menschwerdung war Pythagoras, welcher, kraft der ihm in seinem

[1]) VIII, 4, 5. Vergleiche Röth, Geschichte unserer abendländischen Philosophie, Bd. II, Abt. 2, S. 718 f. und Note 1170, S. 207.

[2]) Die Späteren, wie Porphyrius und Jamblichus, übertragen, in ihren Lebensbeschreibungen des Pythagoras, diese Geschichte auf Pythagoras selbst. Dasselbe thut auch Ovid (Metam. XV, 160 ff.).

ersten Leben von Hermes verliehenen Gabe, die Erinnerung an die ganze Reihe seiner Verkörperungen besaß.

Als Schüler des Pythagoras, die selbstverständlich auch seine Erkenntnis mehr oder weniger klar erfaßt hatten, seien hier Timäos, Epicharmos,[1] Eurytos, Philolaos und Archytas genannt, die zum Teil wiederum Plato beeinflußten. Unter den Philosophen des fünften Jahrhunderts nennt mit Recht Stobäos[2] auch den Anaxagoras als Vertreter der Anschauung, daß der Geist bei allen Einzelwesen „von außen" in die Sinnenwelt hineinkomme.

Bevor wir uns zu Plato wenden, durch den die orphisch-pythagoreischen Anschauungen von der Entwickelung der Seele verbreitet und theoretisch begründet wurden, müssen wir noch einige Erscheinungen der vorsokratischen Zeit betrachten, die für die Geschichte des Bewußtseins der Wiederverkörperung wichtig sind: die ältere Spruchdichtung Griechenlands, die Philosophien des Heraklit und des Empedokles und die eschatologischen Vorstellungen des großen Lyrikers Pindar.

Schon einer der frühesten Dichter der Griechen, Simonides von Amorgos, der um 640 v. Chr. gelebt haben soll, schreibt in einem satyrischen Gedichte über die Frauen die verschiedenartigen Charaktere des schönen Geschlechts den verschiedenen Vorexistenzen der Frauen zu. So sagt er z. B.: die listige Frau stammt vom Fuchs, die plauderhafte vom Hunde, die unreinliche vom Schweine, usw.[3]) Mag Simonides dies auch wohl nur scherzhaft gemeint haben, so liegt in solchem Scherze selbst doch der Beweis, daß ihm der Gedanke an ein Vorleben der Individualität schon vor ihrer gegenwärtigen Geburt nicht fremd war. Tiefer diesem Gedanken nachzugehen, war Sache der Philosophie.

Ewige Wanderung und Wandelung des Einen Weltwesens, des göttlichen, ewig lebenden Feuers; alles was ist, ist dessen Metamorphose: — so stellt sich Heraklit (um 500 v. Chr.) den Weltprozeß vor. „Alles, sagt er (Fragm. 59[4]), wird aus Einem, und Eines aus allem". Das Eine Urwesen geht, fortwährend andere und entgegengesetzte Gestalten annehmend, durch die verschiedenartigsten Zustände hindurch: „alles wird umgetauscht gegen Feuer und Feuer gegen alles, wie Waren gegen Gold und Gold gegen Waren" (Fragm. 22). Wenn die ganze Welt nichts als ein Umwandlungsprozeß des Einen ist, so haben die Gegensätze, in denen sich unser Dasein bewegt, keine reale, sondern bloß phänomenale Bedeutung: in ihrem Wesen sind alle Dinge und Vorgänge identisch: „Gott ist Tag und Nacht, Sommer und Winter, Krieg und Frieden, Sättigung und Hunger; er verwandelt sich" (Fragm. 36). „Dasselbe ist das Lebende und Tote, das Wachende und Schlafende, das Junge und das Alte.

[1]) Diogenes Laërtius III, 10—11.

[2]) Ecl. phys. I, 51, 7.

[3]) Bergk, poetae lyrici Graeci, Vol. II, 7, 1—15.

[4]) Die neueste Sammlung heraklitischer Fragmente, nach der hier in E. Pfleiderers Uebersetzung zitiert wird, ist die von Bywater, Heracliti Reliquiae, Oxford 1877.

Denn dies ist umschlagend jenes, und jenes wiederum umschlagend dieses" (Fragm. 78). „Wir sind und sind nicht" (Fragm. 81). „Hades und Dionysos ist derselbe" (Fragm. 127).

Der Sinn dieses letzteren Ausspruchs ist nach Edmund Pfleiderers[1]) vollkommen natürlicher Auslegung der, „daß der gefürchtete Todesgott der Unterwelt derselbe sei mit dem Lebens- und Freudengott hier oben, oder daß die zeugende Lebenskraft auch im Tode verharrt und aus ihm wiederzukehren vermag". Denselben Gedanken der Wesensidentität der Kardinalgegensätze von Leben und Tod, von Ent- und Einwickelung alles Daseienden, oder der beiden alternierenden Richtungen, in denen die Bewegung aller Dinge, somit des Urfeuers selbst, vor sich geht, drückt auch Heraklits bekannter Spruch (Fragm. 69) aus: „Der Weg nach oben und unten ist Einer".

Daß nichts stirbt, d. h. gänzlich untergeht, obgleich alles sich fortwährend verändert, ewig fließt, oder vielmehr in stetem Kreislauf begriffen ist: dies gilt sowohl für den Kosmos als für den Menschen. Die Welt geht aus dem Urfeuer hervor und kehrt, nach Ablauf einer bestimmten Zeit (des Weltjahres), in dasselbe zurück, um abermals aus ihm zu entstehen und von ihm verzehrt zu werden, — und so endlos in gleichmäßigen Perioden.

Das heraklitische Feuer ist das allgegenwärtige Lebensprinzip, die Seele der Welt und alles Einzelnen. Die Metaphysik und Physik sind Feuerlehre und als solche bereits Psychologie, „Weltpsychologie", wie Edm. Pfleiderer[2]) treffend bemerkt. Also ist die Psychologie im engeren Sinne, d. h. die Lehre von der menschlichen Seele, ebenfalls Feuerlehre, in der genau die Grundsätze der makrokosmischen Psychologie gelten müssen. Für das Seelische im Menschen giebt es eine Vernichtung ebensowenig, wie für das Seelische des Alls; demnach steht die Unsterblichkeit, Präexistenz, Wanderung und Wandelung der menschlichen Seele, soweit diese feuriger Natur, dem Urfeuer wesensgleich ist, bei Heraklit außer Frage.[3])

Aber mit dieser aus der Ewigkeit des All-Einen folgenden allgemeinen Unsterblichkeit, die auch kein Pantheist jemals geleugnet hat, begnügt sich unser Philosoph nicht, da für ihn die Weltgestaltung selbstverständlich nicht, wie bei den Grüblern neuerer Zeit, sich auf die Welt unserer sinnlichen Wahrnehmung beschränkt. Er nimmt, in weitester Anwendung seiner theoretischen (metaphysischen) Prämissen, gleich vielen anderen Pantheisten älterer Zeit, noch eine individuelle und persönliche Fortdauer nach dem Tode, eine Präexistenz der Seelen, deren Läuterung im Hades, und Wiederverkörperung an. Letztere wird nicht im exoterischen und einseitig ethisch-religiösen Sinne gefaßt, sondern metaphysisch erklärt aus der Natur des Weltprinzipes selbst, aus

[1]) A. a. O. S. 80.

[2]) A. a. O. S. 194.

[3]) Man vergleiche über Heraklit auch das American Journal of Psychology, Baltimore und Worcester 1888, Heft IV.

dessen Bedürfnis thätig zu sein, sich zu offenbaren, sich in einen dialektischen Kampf mit sich selbst zu stürzen, einen Prozeß, ein Werden, eine Entwickelung von neuem zu beginnen.

Heraklits Seelenwanderung ist ein Auf- und Niedersteigen der Seelen, ein Prozeß, der nichts weniger denn Leiden, sondern Genuß, weil Kraftentfaltung ist:[1]) „Genuß, sagt Heraklit (Fragm. 72), nicht Tod ist es den Seelen, naß zu werden (d. h. sich zu verdichten, herunterzusteigen) und zu fallen in die Geburt". Eben weil die Seele feuriger, flüssiger, göttlicher Natur ist, duldet sie das Einerlei des Lebens wie des Todes nicht. Daher entäußern sich auch die Götter ihrer Göttlichkeit, steigen zur Erde hernieder und sterben, indem sie Menschen werden; wie ihrerseits die gestorbenen Menschen im Jenseits als Götter (Dämonen oder Heroen) aufleben (s. Fragm. 67): „Dort — ihre Würdigkeit vorausgesetzt — treten sie auf und werden, erwacht, Hüter (d. h. Schutzgeister) der (noch) Lebenden und (der untergeordneteren) Toten" (Fragm. 123).

Bestimmter Aeußerungen über das Jenseits, und poetischer Schilderungen desselben, wie man sie bei Plato findet, scheint sich Heraklit enthalten zu haben. Bescheiden sagt er: „die Menschen erwartet, wenn sie sterben, was sie nicht hoffen, noch meinen" (Fragm. 122). „Ueber dieses Ungehoffte vermögen wir nichts anszusagen, da es „unerforschlich und unergründlich" ist (Fragm. 7).[2])

Auch Empedokles (um 450 v. Chr.) kennt kein Entstehen im Sinne eines absoluten Anfangs, und keinen Tod als ein völliges Verschwinden: es giebt für ihn nur einen Kreislauf, eine Mischung und Trennung der vier unveränderlichen und unentstandenen Elemente oder „Wurzeln" aller Dinge (Feuer, Wasser, Erde, Luft), welche einst im Urwesen vereinigt waren und durch die Kraft des „Hasses" voneinander geschieden wurden. „Haß" und „Liebe" sind die aller Bewegung vorstehenden, die mannigfaltige sinnliche Welt bildenden und erhaltenen Grundkräfte.

„Thörichte sind's" — sagt Empedokles[3]) —, „denn sie reichen nicht weit mit ihren Gedanken,
Die da wähnen, es könne Zuvor-nicht-Seiendes werden,
Oder auch etwas ganz hinsterben und völlig verschwinden.
Aus Nicht-Seiendem ist durchaus ein Entstehen nicht möglich;
Ganz unmöglich auch ist, daß Seiendes völlig vergehe;
Denn stets bleibt es ja da, wohin man es eben verdränget".

[1]) Ganz wie es auch der Buddha Gautama und das Vedanta-System lehrt: „Der Durst nach Dasein (Lebenslust) ist das, was jedes Wesen wieder ins Leben hineintreibt".

[2]) Ueber Heraklits Psychologie und Unsterblichkeitslehre siehe außer Zeller, Philosophie der Griechen (4. Aufl.) I, 642 ff. Edm. Pfleiderer, a. a. O. S. 192—230.

[3]) Vergleiche 342 ff. Wir geben hier die Uebersetzung der Empedokleischen Fragmente nach A. Gladisch (Empedokles und die Aegypter, Leipzig 1858) und zitieren nach Karstens Ausgabe.

(V. 77 ff.:)

— — „Es giebt kein Entstehen von irgend Einem der Wesen, noch auch des verderblichen Todes Vernichtung,
Sondern nur Mischung allein und Trennung des früher Gemischten
Giebt es; Entstehen jedoch dies von den Menschen genannt wird".

(V. 350 ff.:)

„Nimmer wohl wird, wer darin belehrt ist, solches vermeinen,
Daß, nur solange sie leben, was man nun Leben benennet,
Nur so lange sie sind und Leiden empfangen und Freuden,
Doch, eh' Menschen sie wurden und wann sie gestorben, sie nichts sind".[1])

In seiner Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit und der Metempsychose weicht Empedokles von den Orphikern und Pythagoreern in keinem wesentlichen Punkte ab. Wir finden bei ihm wieder die Vorstellungen von einem seligen Urzustande der Geister (Dämonen oder Seelen) im Jenseits, ihrer vorweltlichen Verschuldung, ihres Sturzes, ihrer Buße in den verschiedenen Gestalten, durch welche sie auf Erden zu wandern haben, und ihrer endlichen Befreiung aus den Fesseln des sinnlichen Daseins. Die Seelen gehen nicht nur in menschliche, sondern auch in Tier- und Pflanzenleiber ein. Den Besseren wird eine Verwandlung in edlere Formen verheißen, aus denen sie sich zu den höchsten Stufen des menschlichen Lebens emporschwingen und endlich zu den Göttern zurückkehren, oder gar selbst Götter werden.

Sie werden, sagt er (V. 382 f.):

— — „zu Leu'n, die bewohnen die Berg', auf der Erde sich lagern,
Unter dem Wild, und zu Lorbeern unter den laubigen Bäumen".

(V. 384 ff.):

— — „aber zuletzt als Seher und heilige Sänger und Aerzte
Und als Lenker der Völker erstehn sie unter den Menschen,
Und aus ihnen erblühn dann Götter, an Ehren die Höchsten".

Haben die Seelen einmal diese Entwickelungsstufe erreicht, so

(V. 387 f.):

„Sind sie der übrigen Götter Genossen, beim himmlischen Mahle
Frei von der Sterblichen Sorg', entnommen dem Tod und dem Altar".[2])

Empedokles selbst war Seher, Sänger und Arzt; und so ruft er (V. 389 f.), im Hinblick auf seine dereinstige Göttlichkeit, seinen Mitbürgern zu:

---

[1]) Gladisch und Karsten beziehen dieses Fragment auf die Präexistenz und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Zeller dagegen (a. a. O. I, 733 Anm. 1; 683 Anm. 2) sieht darin nur die Unvergänglichkeit der Urstoffe ausgedrückt. Der griechische Text spricht auch nicht von Menschen, sondern von vergänglichen Wesen überhaupt (ζφοζοί).

[2]) In einer andern Uebersetzung finden sich folgende Verse:

Wenn, den Leib du verlassend, zum freien Aether dich aufschwingst,
Wirst ein unsterblicher Gott du sein, kein sterblicher Mensch mehr!

„Heil euch! ich als unsterblicher Gott, kein Sterblicher fürder,
Wandle bei euch, von allen verehrt".

Vom Zustande der ehemaligen Seligkeit, von dem Fall und den Wanderungen der Seele spricht Empedokles wie aus eigener Erinnerung:

(V. 11 f.):
„O, aus was für Ehr' und aus was für Höhe des Glückes
Sank ich herab und verkehre nun hier mit den sterblichen Wesen".

(V. 13):
„Und ich weinte und schrie, da ich sah den unheimlichen Wohnplatz".

(V. 1 ff.):[1]
„Also besteht ein Verhängnis, ein alter Beschluß von den Göttern,
Der für die Ewigkeit gilt, durch mächtige Eide besiegelt:
Wer mit Frevel im Sinne entweder die teueren Hände
Hat mit Blute befleckt, oder wer sich vergangen durch Meineid,
Von den Dämonen, so vielen verliehn langdauerndes Leben,
Muß unzählige Jahr' entfernt von den Seligen irren,
Wo er von Zeit zu Zeit sich in allerlei Wesen verwandelt,
Die mühseligen Bahnen des irdischen Lebens vertauschend.
So leb' auch ich jetzt verbannt von den Göttern, ein Flüchtling,
Dienend dem rasenden Zwist".

Auch hinsichtlich des Entwickelungsganges seiner Verkörperungen beweist er eine nicht ganz unrichtige Intuition:

(V. 380 f.):
„Denn ich selber war vordem schon Jüngling und Jungfrau,
Auch schon Strauch und Vogel und lautloser Fisch in dem Meere".[2]

Im offenbaren Zusammenhang mit dem Seelenwanderungsglauben steht bei Empedokles das nachdrückliche Verbot des Fleischgenusses und der Tieropfer, als eines dem Morde gleichkommenden Frevels.

(V. 416 f.:)
„Steht ihr nicht ab vom Morden, dem greulichen? Seht Ihr denn nicht ein,
Daß ihr Einer den Andern verzehrt gleichgiltigen Sinnes?"

Man bedenke nur all die grauenhaften Thaten, die ein Fleischesser unwissentlich begehen kann:

(V. 410 ff.):
„Siehe, den eigenen Sohn, den verwandelten, bringet der Vater
Dar zum Opfer mit Beten, der Thörichte; jener nur schreitet
Flehend daher, „er aber vernimmt nicht des Flehenden Zuruf",
Schlachtet ihn, richtet sodann sich im Haus' ein scheußliches Mahl zu.
Auch so den Vater der Sohn, und die Mutter ergreifen die Kinder,
Schlachten sie hin, und schlingen herunter die teuren Gebeine". —

[1]) Gladisch zieht hier zwei Fragmente zusammen.

[2]) Besser, dem Urtext getreuer, sind diese zwei Verse wohl so wieder zu geben:

„Früher schon ward ich als Knabe und auch als Mädchen geboren,
Auch als ein Strauch, als ein Adler, als lautloser Fisch in der Salzflut".

Allgemeine Aussagen über Unsterblichkeit und jenseitige Vergeltung finden sich bei Pindar (522—442 v. Chr.) häufig. Sein eschatologischer Glaube ist, daß der Mensch nicht auf das Erdenleben beschränkt, sondern vielmehr für die Ewigkeit bestimmt sei, wo ihn, nach vielen Prüfungen, die er mit Hilfe der Götter besteht, Vollendung und Seligkeit erwarte.

„Selig Los" — sagt er[1]) — erwartet alle, wenn sie das Ende von jeder Not erlöset.
Der Leib von jedem sinket wohl hin vor des Todes grauser Macht;
Doch bleibet lebendig zurück dann des Lebens Bild, das allein ja entstammt
Von Göttern. Dieses schläft, wenn rührig die Glieder sich regen, aber zeigt, wenn diese schlafen,
In Träumen oft Leid und Wonne, wie sie das Jenseits gewährt".

Diese Leiden und Wonnen werden, im orphisch-pythagoreischen Sinne, in der zweiten olympischen Ode, der Hauptstelle für Pindars Unsterblichkeitslehre, näher geschildert.

Das Böse, heißt es dort, das auf Erden begangen, findet unter der Erde, d. h. im Reiche der Toten, einen unerbittlichen Richter. Doch hat die Strafe Maß und Ziel, und die Seele kehrt zum neuen leiblichen Dasein auf der Oberwelt zurück. Gelingt ihr ein dreimaliges reines und von Missethat freies Leben, so gelangt sie zur Vollendung und ewigen Seligkeit.

Diese Stelle lautet in Bipparts[2]) Uebersetzung folgendermaßen:

. . . . . „was in Zeus' Lichtgebiet Böses wird begangen,
Dem fällt unter der Erde mit grausem Zwange
Den Spruch ein strenger Richter.
Des Nachts jedoch, wie am Tage
Leuchtet den Guten stets eine Sonne; ihnen lacht im heiteren Glanz
Das Leben, fern jeder Not; nicht mühsam mit den Händen durchwühlen sie
Dort das Land oder das Meer,
Zu fristen ihres Daseins Last. Ihnen verfließt thränenleer
Der Strom ihrer Tage bei des Rechts frommen Hütern, den Gottgeliebten.
Der Sünder Schar fühlt indeß der Martern gräßlichste Pein.
Wem es gelang dreimal weiland
Hier und dort den Geist rein zu halten immerdar von Missethat,
Der kam zum Ziel auf der Bahn des Zeus bei Kronos stolzer Burg angelangt,
Wo des Meer's Lüfte umweh'n
Der Sel'gen Insel, wo von Gold Blumen ersteh'n, hier dem Land
Entsproßt an den schönsten Stauden, dort von des Wassers Kraft hold genährt;
Mit Kränzen von solchen umwinden sie sich Hände und Haupt".

Einen ähnlichen Gedanken enthält auch Pindars Fragment 4 (der Klagelieder): die Seelen, die ihre Schuld gesühnt, sendet Persephone im neunten Jahre wieder zur Oberwelt herauf; dies sind die Keime, aus

[1]) G. Bippart, Pindars Leben, Weltanschauung und Kunst. (Jena 1848.) Seite 76.

[2]) A. a. O. S. 79 f.

denen edle Fürsten und weise Männer hervorgehn, die dann von der Nachwelt als Heroen verehrt werden.[1]) —

Auf diesen Pindarschen Ausspruch, als eine tiefe Weisheit enthaltend und mit dem Glauben „weiser Männer und Frauen" und „vieler Dichter göttlicher Art" übereinstimmend, beruft sich Plato (Menon, 81. Bf. c. 14, 15[2]), um durch die Wiederverkörperung und Seelenwanderung, die er als eine Thatsache voraussetzt, seine berühmte Lehre zu begründen, daß das Erlernen nur eine Erinnerung (Anámnesis), nur ein Zurückrufen ins Gedächtnis des ehemals Gewußten, aber Vergessenen sei.

„Da nun — so läßt er seinen Sokrates zu Meno[3]) sagen — der anfangs die Möglichkeit einer Erkenntnis des Unbekannten bestreitet, insofern man ja, wenn man auch das Rechte getroffen, nicht wisse, ob es das Rechte sei — „da nun die Seele unsterblich und oft in das Dasein getreten ist und gesehen hat, was hienieden ist und im Hades, kurz jegliches: so giebt es nichts, was sie nicht gelernt hat. So ist es nicht zu verwundern, wenn sie hinsichtlich der Tugend und anderer Dinge sich in das Gedächtnis zurückzurufen vermag das, was sie auch schon früher wußte".

Wie diese Hypothese von der Wiederverkörperung auf der Lehre von der Wiederverkörperung (aber ebensogut auf der Präexistenz- und Ideenlehre) beruht, so ergiebt sich für Plato die Notwendigkeit der Wiederverkörperung und Seelenwanderung aus der Natur der Seele selbst, zweitens aus dem allgemeinen Gesetz alles Entstehens, wonach das Entgegengesetzte nur im Entgegengesetzten seinen Ursprung haben kann; in diesem Falle also das Leben im Tode, wie, umgekehrt, der Tod im Leben.[4])

Die Seele ist den Ideen oder dem Göttlichen verwandt; sie ist, wie dieses, ein Vernünftiges, Einartiges, Unauflösliches, stets sich selbst Gleiches, kurz in allen Stücken dem Körper Entgegengesetztes, demnach Unsterbliches.[5]) Die Unsterblichkeit folgt schon daraus, daß die Seele, als etwas vom Leibe durchaus Verschiedenes, durch dessen Auflösung und alles Schlechte, das ihm anhaftet, nicht im geringsten berührt werden

[1]) Als ein wünschenswertes zweck- und vernunftmäßiges Naturgesetz, das jedoch nach seiner Meinung leider nicht besteht, betrachtet auch Euripides (Herc. v. 647) die Wiederverkörperung: Hätten, sagt er, die Götter Einsicht und Weisheit, so würden die Tugendhaften eine doppelte Jugend erhalten, zum sichtbaren Kennzeichen ihrer Trefflichkeit, und würden nach dem Tode wiederkehren; unedle Gesinnung aber hätte nur einen einfachen Anteil am Leben (Nägelsbach, Nachhomerische Theologie, S. 442). Einen anderen hierher gehörigen Gedanken des Euripides zitiert Plato im „Georgias":

Wer weiß, ob das nicht Leben ist, was Sterben heißt,
Das Leben aber — Sterben!

[2]) Platons Werke übersetzt von H. Müller (Leipzig 1850—66, 8 Bde.), Bd. II, S. 140 f.

[3]) Vergleiche auch „Phädon", Kap. 18 ff. (bei Müller, Bd. III).

[4]) Phädon, Kap. 15 f.

[5]) Ebenda, Kap. 28.

kann, und, wie jeder weiß, auch infolge ihrer eigenen Mängel sich nicht vermindert und untergeht.[1])

Und nicht nur nach vorwärts unendlich ist die Seele, sondern auch nach rückwärts: ihr Dasein ist anfangslos, insofern sie, als wesensgleich mit der Weltseele, die Quelle oder das Prinzip aller Bewegung, also selbst von Ewigkeit bewegt, von Ewigkeit lebendig ist.[2])

Wenn Plato später[3]) von einer Bildung der Seele[4]) durch den Demiurg, also von ihrem Anfang spricht, so ist das nicht, wie Zeller[5]) meint, eine mythische Darstellung, die nach den wissenschaftlichen (d. h. theoretischen) Beweisen und der wiederholten Betonung der anfangslosen Präexistenz, kaum in betracht komme, sondern erklärt sich so, daß zwar die Seele ihrem geistigen oder göttlichen Wesen und Ursprunge nach anfangslos und ewig ist, aber ihrer individuellen Gestaltung nach in Zeit und Raum selbstverständlich auch einen zeitlichen Ursprung, also einen Anfang und ein Ende haben muß.

Wie kommt nun das reine Seelenwesen aus seinem ursprünglichen Zustand der Vollkommenheit in den ihm so wenig angemessenen in der sinnlichen Welt, wo es, wie der Meergott Glaukos durch Muscheln und Seegras, die seinen Körper bedecken, durch unzählige Uebel verunstaltet und unkenntlich gemacht wird?[6])

Auch darauf erhalten wir bei Plato eine zweifache Antwort: im Phädros (Kap. 25, f.) und im Timäus (Kap. 14, f.). — Nach diesem ist die erste Einkörperung noch keine Strafe, sondern ein sich auf alle Seelen ausnahmslos beziehendes Weltgesetz; nach jenem — die notwendige Folge eines nicht notwendigen Abfalls der Seelen. Im Timäus werden die Seelen vom Weltbildner zum Zweck ihrer Einkörperung geschaffen; im Phädros dagegen sind sie, gleich der übersinnlichen Welt, in der sie weilen, anfangslos, und ihre ursprüngliche Bestimmung war, auch ewig in den himmlischen Regionen, in Gemeinschaft mit den Göttern zu verharren.

In beiden Schriften wird dann die Wiedergeburt und Seelenwanderung, über die auch im Phädon und im „Staat" gehandelt wird, als eine Strafe für ein lasterhaftes, in Sinnlichkeit verstricktes Leben dargestellt.

Nachdem — so erzählt Timäos — die Seelen, deren Zahl den Fixsternen gleichkommt, gebildet worden waren, wies der Weltbildner einer jeden von ihnen einen Stern zum Aufenthalte zu, damit sie zunächst von da aus die Welt betrachte. Die Sternwelt ist gleichsam die Pflanzschule, aus der die Seelen in die irdischen Leiber versetzt werden. Zuerst kommen

[1]) Staat X, Kap. 9 f. (bei Müller, Bd. V).

[2]) Phädr., Kap. 24 (Müller, Bd. III).

[3]) Timäos, Kap. 14 (Müller, Bd. VI).

[4]) Nämlich ihres unsterblichen Teils; denn die sterbliche Seele ist, gleich dem Leib, eine Schöpfung der niederen Götter.

[5]) Philosophie der Griechen, VI. Teil, 1. Abteilung, 2. Auflage, Seite 534.

[6]) Staat X, 11.

alle in *männliche* Körper und kehren, wenn ihr irdisches Dasein schuldfrei war, nach dem Tode zum glückseligen Leben auf ihren Stern zurück. Ueberwinden sie jedoch die Sinnlichkeit nicht, so sind sie gezwungen, in einen neuen Leib einzugehen. Ihre *erste* Wiedergeburt erfolgt in der Gestalt eines Weibes; fortgesetzte Schlechtigkeit aber macht sie zu Tieren. Und nicht eher werden die Seelen von der Not dieser Wanderungen erlöst, als bis sie durch die Vernunft ihre niedere Natur unterdrückt haben.

Den niederen, sterblichen Teil der Seele stellt Plato im Timäos dar, nicht als ein Werk des Weltbildners selbst, sondern als das der niederen oder *gewordenen* Götter, und läßt ihn zur unsterblichen (vom Demiurg geschaffenen) Seele erst im Moment ihrer Einkörperung hinzutreten.

Anders im Phädros. Hier muß — damit der *Abfall* möglich sei — die Seele bereits im Urzustande ihre beiden Bestandteile haben. Plato vergleicht[1]) die Seele einem beschwingten Zwiegespann, dessen Rosse verschiedener Natur sind und vom Wagenlenker nur mit Mühe geleitet werden. Im Gefolge der Götter durchziehn die Seelen den überhimmlischen Raum, wo sie der (freilich immer nur unvollkommenen) Anschauung des wahren, ewigen Seins oder der Ideen teilhaftig werden. Viele Seelen „erlahmen jedoch durch der Wagenlenker Schuld, vielen wird auch manche Schwinge geknickt". Diejenige Seele, „welche etwas des Wahren erschaute, bleibt bis zu einer neuen Umkreisung (ihrer himmlischen Bahn) unverletzt und, wenn sie das fortwährend zu erlangen vermag, für immer wohlbehalten; erschaute sie es aber, nachzufolgen unvermögend, nicht, und wurde sie, durch irgend einen Unfall von Vergessenheit und Schlechtigkeit befallen, herabgezogen, fiel sie herabgezogen und ihrer Schwingen beraubt, zur Erde, dann gilt das Gesetz, diese bei der ersten Geburt nicht in einen tierischen Körper zu verpflanzen, sondern diejenige, die das Meiste erschaute, zur Erzeugung eines Mannes zu bestimmen, der die Weisheit liebgewinnen solle, oder eines für das Schöne Empfänglichen, eines Musenlieblings, eines von Liebe Erglühten". Jeder Grad — es sind im Ganzen *neun* Grade — des Erkennens oder Schauens des Wahren, an-sich-Seienden — hat zur Folge eine entsprechende Verkörperung auf Erden. „Wer in allen diesen Lagen fortwährend seine Pflicht erfüllt, dem wird ein besseres Los zuteil; wer sie aber verletzt, ein schlechteres". „Denn dahin, von wannen eine Seele ausging, gelangt sie vor 10000 Jahren nicht wieder. Denn vor diesem Zeitraum erlangt sie keine Schwingen, die (Seelen) der redlich der Weisheit Nachstrebenden oder im Sinne der Weisheit der Liebe Huldigenden ausgenommen.[2]) Diese ziehen bei der dritten tausendjährigen Umkreisung, wenn sie dreimal hintereinander dieselbe Lebensweise sich erkoren, dadurch mit Schwingen versehen, im dreitausendsten Jahre davon. Ueber die Uebrigen aber

[1]) Phädr., Kap. 25 ff.

[2]) πλὴν ἡ τοῦ παιδεραστήσαντος μετὰ φιλοσοφίας.

wird, nachdem sie ihr erstes Leben vollendeten, Gericht gehalten. Von den Gerichteten kommen die einen, um Strafe zu leiden, in die Straforte unter der Erde; die anderen aber führen, durch den Richterspruch zu irgend einer Stelle des Himmels erhoben, ein Leben, dem angemessen, welches sie in Menschengestalt führten. Im tausendsten Jahre kommen beide zur Wahl ihres zweiten Lebens, und jede wählt das, welches ihr gefällt. Da gelangt auch die menschliche Seele zum Leben eines Tieres, und von dem eines Tieres, welches einst ein Mensch war, wieder zum Menschen". Nur die größten Frevler — namentlich die Gewaltherrscher — kommen für ewige Zeiten in den Tartarus.[1])

Diese ewige Verdammnis einiger ist wohl der einzige wesentliche Zug, durch den die Eschatologie im „Staat" sich von der im Phädros unterscheidet.

Im Gegensatz zu beiden betrachtet Phädon die neue Gestalt einer Wiederverkörperung nicht als eine von der Seele frei gewählte, sondern durch deren Eigenschaften notwendig bedingte, ihr aufgezwungene.[2])

„Wenn sich die Seele — heißt es dort[3]) — vom Leibe lostrennt und nichts Leibliches mit sich zieht, weil sie schon freiwillig im Leben nichts mit dem Leibe gemein hatte, sondern ihn floh und in sich selbst gesammelt blieb und dies immer im Sinne hatte, was nichts anderes heißt, als daß sie ihr Nachdenken und Leben der Weisheit widmete und darauf bedacht war, leicht zu sterben: so geht sie zu dem ihr ähnlichen Gestaltlosen, Göttlichen, Unsterblichen, Vernünftigen, und gelangt zur Glückseligkeit, von Irrtum und Unwissenheit, Furcht und wilder Liebe und allen anderen menschlichen Uebeln befreit; sie lebt dann, wie es bei den Eingeweihten heißt, wahrhaft die übrige Zeit mit Gott".

„Wenn sie aber befleckt und unrein vom Leibe scheidet, weil sie eben immer mit dem Leibe verkehrt und ihn gepflegt und geliebt hat, und von ihm und seinen Lüsten und Begierden bezaubert gewesen ist, so daß sie auch glaubte, es sei in Wahrheit gar nichts anderes als das Körperliche, was man betastet und sieht, ißt und trinkt und zur Wollust gebraucht, und weil sie das den Augen Dunkele und Gestaltlose, der Vernunft aber Faßliche und mit Weisheitsliebe zu Ergreifende gewohnt gewesen ist zu hassen, zu schauen und zu fliehen: — meinst Du, daß eine so beschaffene Seele sich werde rein für sich absondern können? Nein, vielmehr durchdrungen von dem Körperlichen, welches ihr gleichsam eingewachsen ist, und die Seele, die es an sich hat, schwer macht, und wieder zurückzieht in die Sichtbarkeit, daß sie sich an den Denkmälern und Gräbern umhertreibt, bei welchen daher auch solche schattenartige Erscheinungen von Seelen gesehen worden sind". Solche Seelen irren, „bis sie durch die Begierde nach dem Körperlichen wieder in einen Leib gebunden werden; und natürlich in einen solchen, dessen Sitten sie gerade im Leben sich befleißigt hatten. So werden z. B. in Esel und ähnliche Arten von Tieren diejenigen verwandelt, die sich der Völlerei, dem Uebermute und dem Trunke ergaben; die aber, welche Ungerechtigkeit, Herrschsucht und Raub vorzogen, in Wölfe, Habichte und Geier. Für die, welche der gemeinen bürgerlichen

[1]) Staat X, 14. — Vergleiche hierzu den Kommentar des Porphyrios, den uns Stobäus in den Ecl. eth. II, Kap. 8, § 37 überliefert hat. Hierüber auch Schopenhauer: Par. I, 226.

[2]) Auch im Theätet (177 A., Kap. 25) spricht Plato denselben Gedanken aus: die Gerechten sind dem Göttlichen, die Ungerechten dem Ungöttlichen ähnlich; nach dem Tode kommt jeder Teil in die ihm entsprechende Umgebung und Gesellschaft.

[3]) Phädon, Kap. 29—32.

Tugend nachstrebten, ohne Philosophie und Vernunft, ist es natürlich als Bienen, Wespen oder Ameisen wiedergeboren zu werden, oder auch als Menschen leidlicher, jedoch gewöhnlicher Art".

„In das Geschlecht der Götter ist aber wohl keinem vergönnt, aufgenommen zu werden, der sich nicht thatsächlich der Weisheit befleißigte und vollkommen rein von der Erde gegangen ist. Eben deshalb enthalten sich auch die wahrhaften Philosophen aller vom Leibe herrührenden Begierden". —

Wir können nicht umhin, hier nochmals darauf zurückzukommen, daß diese Lehre Platos, daß gewesene Menschenseelen nachher noch wieder in Tiergestalten verkörpert werden könnten, sicherlich nur als ein exoterisches Sinnbild anzusehen ist. Schon Plato, wie noch mehr sein Schüler Aristoteles, war schon Physiognomiker, und daß die oft so tierähnliche Gestalt des Menschen, namentlich ihrer Gesichter der lebendige Ausdruck ihrer Seele, ihres Wesens und Charakters ist, war ihm ein vollkommen geläufiger Gedanke. Diese Thatsache nun stellt er übertrieben als tierische Verkörperung dar. Er hatte dabei wohl hauptsächlich den Zweck auf seine Hörer und Leser dadurch um so kräftiger erzieherisch zu wirken. Daß aber Plato einem Geheimbunde angehörte und daß er eine esoterische Lehre hatte, das hat August Niemann schon im zweiten Jahrgange der „Sphinx" bewiesen;[1]) und zu solcher Lehre gehörte sicherlich auch die geläuterte Erkenntnis der Wiederverkörperung, nicht (dualistisch) als Seelenwanderung, sondern (monistisch) als geistige Thatsache.

Als Schüler des Pythagoras, die selbstverständlich auch diese Erkenntnis mehr oder weniger klar besaßen, seien hier nur folgende platonisch und pythagoreisch denkende ältere Akademiker erwähnt: Speusippos, Xenokrates und Herakleides von Pontus.[2])

Speusippos war nach Platos Tode erster Vorsteher der Akademie und lehrte wie Plato den Glauben an eine Seelenwanderung durch Tierleiber, wich aber — vermutlich dieser Lehre zu Liebe — von seinem Meister darin ab, daß er auch der unvernünftigen Seele Unsterblichkeit zuschrieb.

Xenokrates lehrte die Präexistenz der Vernunft und die Unsterblichkeit, auch der tierischen Seele. Er verbot Fleischnahrung, weil sie uns dem Einfluß der unvernünftigen Tierseele aussetze.

Herakleides nahm an, daß die Seelen, vor ihrem Eintritt in den Körper, in der Milchstraße verweilen.

Die Stoiker faßten die Geschichte des Weltganzen als eine endlose periodische Aufeinanderfolge von Weltbildung und Weltzerstörung (Weltbrand in Heraklits Sinne) auf: die Gottheit entläßt die Welt aus sich, und nimmt sie, nach Ablauf einer vorherbestimmten Zeit, wieder in sich zurück.

---

[1]) IV, 22. Platons esoterische Lehre, Oktober 1887, besonders S. 244—247.

[2]) Zeller, Philosophie der Griechen, II. Teil, 1. Abteilung, 2. Auflage, Seite 662, 678, 688.

Die absolute Unveränderlichkeit der Gesetze alles Geschehens fordert, daß die neuentstehende oder wiederkehrende Welt genau, bis aufs Einzelne, der untergegangenen gleiche: die stoische Palingenesie ist zugleich eine Apokatastasis oder Wiederbringung, Wiederherstellung aller Dinge, also auch aller Menschen.

Daß die Seelen innerhalb der Weltzeit, der sie angehören, wiedergeboren werden, oder in andere Körper eingehen sollten, lehrten die Stoiker wohl nicht,[1]) nahmen jedoch eine persönliche, aber nicht über das Weltende hinausreichende Fortdauer nach dem Tode an. Einige (wie Chrysippus) bestritten sogar die Allgemeingültigkeit dieser beschränkten Dauer und schrieben eine solche nur den Seelen der Weisen zu.

Eine etwas klarere Einsicht hierin entwickelte sich wieder bei den römischen Stoikern.

Es bleibt uns nur noch übrig, hier Platos größten Schüler und Gegner, Aristoteles, zu betrachten.[2]) Was war seine Stellungsnahme zur Erkenntnis des Vordaseins und der Wiederverkörperung des Menschenwesens?

Aristoteles war ein entschiedener Gegner der Seelenwanderung (Metempsychose) — sehr mit Recht. Dennoch ist die Erkenntnis der Wiederverkörperung (Palingenesie) eine von ihm nicht ausgesprochene, aber mögliche Konsequenz seiner Ansichten. Die Seele oder Persönlichkeit des Menschen (die ja thatsächlich nicht wieder verkörpert wird) betrachtet Aristoteles als an den belebten organisierten Leib gebunden, gleichsam aus ihm herauskommend, nicht in ihn hineinfahrend. Er weist es als einen pythagoreischen „Mythos" zurück, daß man jede beliebige Seele in jeden beliebigen Leib stecken könnte. Darin hat er selbstverständlich Recht, nur hat dies auch Pythagoras wohl nie gelehrt. Aristoteles bezeichnet die Seele als „Entelechie" ihres Leibes, als dessen Kraftentfaltung. Ob sie nun auch an das Leben dieses Leibes gebunden ist oder nach dessem Tode noch kürzere oder längere Zeit fortbestehen kann, ist eine Frage, über die wir uns hier nicht mit Aristoteles auseinander zu setzen haben.

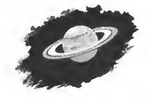
Also das Persönliche im Menschen ist für Aristoteles das Vergängliche, und er sucht auch (De animal generat. II, 3) nachzuweisen, daß die Faktoren der beiden Eltern genügen, um eine neue animalische Seele hervorzubringen. Dem gegenüber aber erkennt er ebendort an, daß „die Vernunft (νοῦς) von außen als ein Göttliches hinzukommt", und es ist nicht anzunehmen, daß er dieses „Göttliche", das sich in allen Menschen so verschieden kundgiebt, nicht auch als etwas Individuelles erkannt haben, sondern widersinnig pantheistisch aufgefaßt haben sollte. Dafür sprechen auch manche seiner Ausdrucksweisen, so wenn er das von außen kommende

[1]) Obwohl Stobäos (Ecl. phys. I, 51, 7) auch den Kleanthes nennt unter den Vertretern der Anschauung, daß das Menschenwesen „von außen" in die Sinnenwelt eintrete.

[2]) Vergleiche hierüber Dr. Konstatin Schlottmann (Prof. d. Theol.): „Das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles", Programm der Universität Halle 1873.

Göttliche im Menschen die „menschliche Vernunft" oder „die Vernunft der Seele" nennt, und wiederholt sagt, daß sie „in der Seele" sei, sie auch als „Teil der Seele" bezeichnet.

Ein klares Bewußtsein von der zwingenden Notwendigkeit, das Andauern der Individualitäten durch wiederholte Verkörperungen hindurch anzunehmen, um die Weltentwickelung und das Menschendasein zu verstehen, hatte Aristoteles offenbar nicht; indessen würde sich ein solches Andauern schon aus seiner Annahme eines aus der „göttlichen" Welt kommenden Geisteskerns im Menschen ergeben. Jedenfalls dachte er nur gering vom einzelnen Menschenleben, wenn er sagte (Eth. ad Nikom. X, 7): „Nicht insofern jemand Mensch ist, wird er leben, sondern insofern ein Göttliches in ihm vorhanden ist!"





Hellsehen im Traume und im Wachen.

Zwei Erlebnisse.

Mitgeteilt von

L. Knoop
in Börßum.

Im Oktoberhefte der „Sphinx" 1894 veröffentlichte M. Paulsen einen Bericht über „übersinnliche Erfahrungen eines Sinnesmenschen". Beim Lesen dieses Artikels zauberte die Erinnerung zwei Traumgebilde aus meiner Schülerzeit und meiner ersten Amtsthätigkeit hervor, die ich bis auf den heutigen Tag als Geheimnisse sorgsam gehütet habe. Daß ich nie davon gesprochen habe, hat seinen Grund darin, daß ich mir nicht denken konnte, daß andere meinen Angaben Glauben schenken würden. Da die „Sphinx" schon wiederholt darauf hingewiesen hat, daß nicht alle Träume ein Nichts bedeuten, so glaube ich mit ruhigem Gewissen folgende Wahrheitsträume, die größten Rätsel meines Lebens, ohne Scheu erzählen zu können.

Ich befand mich im Jahr 1881 in der ersten Klasse des Lehrerseminars zu Wolfenbüttel. Der Mathematiklehrer erfreute uns von Zeit zu Zeit mit einigen Aufgaben, deren Lösungen vollständig uns Seminaristen überlassen wurden. Obgleich ich für Mathematik ein gewisses Interesse hatte, war es mir dennoch absolut unmöglich, meine Aufgabe zu lösen. Ich mochte anfangen, wo und wie ich wollte, immer dieselbe Unmöglichkeit! Dabei fand ich unter meinen Kollegen nicht einen, der mir die gewünschte Hülfe geben konnte. Das Ende vom Liede war: ich warf nach langem, vergeblichem Suchen am Abend vor dem Ablieferungstermine Papier und Feder verdrießlich auf den Tisch und ging zu Bett. Ich schlief, obgleich ich von meiner Arbeit durchaus nichts aufzuweisen hatte, wie ein „Gerechter". Ich hatte mein Möglichstes gethan, und nun konnte kommen, was da wollte. Wie lange ich so gelegen hatte, vermag ich nicht mehr zu sagen; die wirkliche Ruhe war bald dahin, und folgendes Traumgebilde

begann sich zu entwickeln: Vor meinen Augen stand eine schwere Gewitterwolke, die sich nach und nach aufzulösen schien. Ich konnte bald soviel erkennen, daß ich mich in einem größeren Zimmer zu befinden glaubte; nach wenigen Augenblicken sah ich mich in der ersten Seminarklasse. Ich wandte mich verwundert um und wollte davongehen, bemerkte aber zu meinem größten Schrecken, daß meine Füße an dem Boden festgewachsen waren. Soviel war mir klar, daß hier etwas Rätselhaftes vorliegen mußte. Ich begann darüber nachzudenken, wie ich mich aus diesem Zauberbanne befreien könnte. Ich faßte, ohne zu wissen, warum, mit der rechten Hand nach den steifen Beinen, streckte mich aber sofort wieder, da ich ganz deutlich bemerkte, wie etwas Dunkeles dicht vor meinen Augen vorbeiflog. Was konnte das sein? Ich suchte und fand in der vorhin erwähnten Wolke, die bereits stark zusammengeschrumpft war und etwa drei Meter von mir entfernt sein konnte, einen dunkleren Kern. Meine Augen hafteten unausgesetzt daran, bis endlich mein zweifelhafter Zustand mich wieder an mein Dasein erinnerte. Ich begann von neuem zu grübeln, wie ich meiner trostlosen Lage ein Ende machen könnte. Mein ganzes Sinnen war indessen zwecklos gewesen: ich konnte meine Füße ohne mein Zuthun plötzlich auseinandersetzen. Meine Freude darüber war grenzenlos, ich hatte ja meine Freiheit wieder, ich eilte schleunigst zur Thür, ein unbeschreiblicher, furchtbarer Schrecken durchzog aber urplötzlich meinen ganzen Körper, ich hatte meine rechte Hand verloren! Wie bitter war mein Schmerz! Ich sah die Thränen meiner Eltern, die sich nun schon jahrelang um meinetwillen Entbehrungen aller Art hatten auflegen müssen. Ich ging ganz verzagt von der Thür zurück und überlegte, ob ich unter diesen Umständen wieder nach Hause gehen könnte oder nicht. Ich war inzwischen bis zum Fenster gelangt und hoffte, von hier aus einen Helfer in der Not anrufen zu können. Ich hatte auf diesem Gange die Wandtafel gestreift; dabei war mir aufgefallen, daß die erwähnte Wolke an der linken oberen Ecke der Tafel sich zu verdichten begann. Da ich vom Fenster aus keines Menschen habhaft werden konnte, trat ich zur Wandtafel zurück, um das Wunderding der Wolke zu beschauen. Sie ging gleich darauf auseinander und zeigte in erst matten, dann immer klarer werdenden Umrissen eine Menschenhand. Ich starrte sie mit großen Augen an; ich merkte, daß es die meinige war, und folgte ihren unruhigen Bewegungen, da es inzwischen Tag geworden war, mit aufmerksamen Blicken. Linie auf Linie entstanden in meisterhafter Ausführung, und ich mußte sehen, wie aus dem scheinbaren Wirrwarr eine analytische Darstellung meiner mathematischen Aufgabe sich entwickelte. Nach der Vollendung derselben senkte sich die Hand etwas und fing von neuem an zu entwerfen, sie zeigte die geometrische Konstruktion der Aufgabe. Unmittelbar darnach fuhr sie in die Höhe und begann zu schreiben. Sie reihte Buchstabengrößen an Buchstabengrößen, eine Proportionalreihe folgte der andern — kurz, sie lieferte in streng mathematischer Weise den Beweis, daß die geometrische Konstruktion der Analyse entsprach und damit die fragliche

Aufgabe gelöst war. Die Zeichnungen, Buchstaben und Zahlen waren in feurigen Zügen dargestellt und prägten sich tief in mein Gedächtnis ein. Nach dem letzten Punkte, den die Hand gesetzt hatte, flog sie blitzschnell von der Wandtafel ab, ich fühlte einen heftigen Schmerz am Arm, meine Hand war angewachsen! Dieser Schmerz hatte einen kurzen, überaus starken Aufschrei zur Folge. Ich war erwacht und sah zu meinem größten Staunen, daß ich mich an einem ganz anderen Orte befand. Mein Kopf war mir unendlich schwer; ich gewann aber doch die Ueberzeugung, daß ich in diesem Traume Wahrheit geschaut hatte. Binnen wenigen Augenblicken war ich in der Stube, nahm Papier und Feder zur Hand und schrieb nieder, was ich gesehen hatte. Ich suchte darnach mein Lager auf und schlief noch einige Stunden vollkommen ungestört. Beim Erwachen war mir manches nicht mehr recht klar, selbst mein mitternächtliches Aufstehen und Schreiben hielt ich für ein Stück des Traumes. Wer aber beschreibt mein Staunen, als meine Eltern fragten, warum ich in dieser Nacht aufgestanden sei, was ich in der Stube gemacht und warum ich keine Antwort gegeben hätte. Ich war meiner Sache so ungewiß, daß ich gegen alles scharf protestiert hätte, wenn ich nicht den sichern Beweis, meine mathematische Aufgabenlösung, auf dem Klaviere hätte liegen sehen. Ich würdigte dieselbe keines Blickes; denn was konnte das Geschreibsel auch Vernünftiges enthalten? war es nicht in einem Schlafzustande nur so flüchtig hingeworfen? der ganze Vorgang begann mich allmählich zu amüsieren. Es kam aber bald anders; das Lachen stockte in der Kehle, denn was ich glaubte in einer Schlaftrunkenheit niedergeschrieben zu haben, war absolute Wahrheit! Daß ich mit einer recht gemischten Freude in das Seminar ging, läßt sich denken.

Es sind darüber nun 13 Jahre vergangen. Die Erinnerung daran berührt mich noch heute wunderbar und bleibt mir in Zukunft ungetrübt.

Seitdem habe ich noch manchmal erfahren müssen, daß es zwischen Himmel und Erde noch manches giebt, was dem schwachen Menschenverstande unerklärlich ist. Nach meinem Seminarabgange erhielt ich eine Anstellung in einem Dorfe des Kreises Braunschweig. Ich bewohnte das Schulhaus allein, daher kam es, daß ich nach und nach alle Aengstlichkeit überwinden lernte. Ich ging nie zu Bett, ohne nicht zuvor mein Haus gründlich durchgesehen zu haben. Einen ähnlichen Rundgang hatte ich auch spät abends am 7. Mai 1882 unternommen, worauf ich vollständig beruhigt mein Lager aufsuchte. Morgens 1 Uhr erwachte ich plötzlich; mich hatte eine furchtbare Unruhe erfaßt, die Angst ließ mich nicht im Bett, und ich beschloß aufzustehen. Kaum aber hatte ich mich etwas nach rechts bewegt, als mir schon das Blut in den Adern zu erstarren schien. Meine 12jährige Schwester, ein blühendes, starkes, geistig begabtes Mädchen, lag in ein Totenhemd gehüllt auf einem niedrigen Bette dicht neben mir. Ihr bleiches, starres Gesicht sagte mir, daß ich neben einer Leiche geschlafen hatte. Noch heute fühle ich, wie krampfhaft meine Augen an diesem Bilde hingen. Mein Schmerz war grenzenlos, und mit schwerem Kopf-

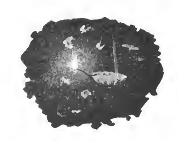
weh taumelte ich in die Kissen zurück. Ich befand mich in einem hilflosen Zustande; an ein Aufstehen konnte ich nicht denken, da ich sonst auf das Totenbett hätte treten müssen. Nach geraumer Zeit hatte der Schmerz etwas nachgelassen, ich wußte aber, daß ich meine so sehr geliebte Schwester verloren hatte. Noch einmal wollte ich sie sehen, ich wollte ihre Stirn nochmals küssen und damit Abschied vom verlorenen Glücke nehmen. Aber, was war das? Hatte die überreizte Phantasie mir einen Streich gespielt? Ich fand das Bild nicht wieder! Diese Ueberraschung hatte auf einige Augenblicke alles Weh verscheucht, — freilich um es nach wenigen Sekunden desto heftiger wiederkehren zu lassen. Ich stand auf, und sobald der Tag graute, suchte ich Trost bei meinem Nachbarn. Einige Stunden später suchte ich den mir befreundeten Pastor T. in D. auf, um ihm mein Leid zu klagen. Die Einwendungen dieses Herrn waren jedoch erfolglos; ich wußte bestimmt, daß ich meine Schwester nicht mehr unter den Lebenden finden würde. Ich hatte mich nicht getäuscht: mittags 11 Uhr erschien der Briefbote und brachte mir die Todesnachricht. Ich eilte sofort nach Haus, und hier mußte ich hören, daß meine Schwester in derselben Minute die Augen geschlossen hatte, in der mir ihr Bild in der verflossenen Nacht erschienen war. —

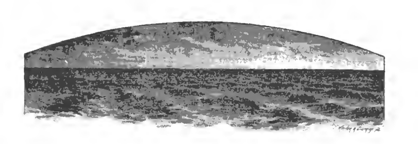
Auch darüber sind nun schon zwölf Jahre dahingegangen, sie haben nicht vermocht, die Erinnerung zu schwächen. Im Gegenteil! beide Erscheinungen bleiben unvergänglich lebendig in mir als Beweis, daß Träume nicht immer Schäume sind.

Bemerkung der Redaktion.

Die zwei von Herrn Knoop erzählten Thatsachen sind dadurch interessant, daß der erste ein Fall von Hellsehen ist, welches durch die Autosuggestion vor dem Einschlafen ausgelöst wurde. Nicht nur ein Traum, sondern auch ein somnambuler Zustand wurde hervorgerufen, den das Erstaunen der Eltern über das Benehmen des Erzählers beweist. Auch erinnert der Zustand des Hellsehenden an die Aussendung des Astralkörpers in der Art, wie es Col. H. S. Olcott in seinem „Diary Leaves" mitteilt: Olcott hatte an einem Manuskripte gearbeitet und wollte noch einige Worte einfügen, konnte dieses aber nicht mehr, da er H. P. Blavatsky's Zimmer hätte durchschreiten müssen, um ins Bibliothekszimmer zu kommen, wo seine Arbeit lag. Er legte sich ermüdet nieder, konzentrierte aber seine Gedanken auf den Gegenstand. Am andern Morgen frug ihn H. P. Blavatsky, warum er so spät durch ihr Zimmer in den Bibliotheksraum gegangen sei und was er geschrieben habe. Olcott behauptete, sein Zimmer nicht verlassen zu haben. Als er aber sein Manuskript ansah, fand er die fehlende Stelle mit seiner Handschrift eingetragen. H. P. Blavatsky erklärte diesen Umstand durch das Heraustreten des Astralkörpers aus dem physischen Körper. „Das Rätsel des Astralkörpers" erörtert Ludwig Deinhard in dem gleichnamigen Berichte

(„Sphinx", XIX 102, Seite 92 ff.). Durch Konzentration der Gedanken vor dem Einschlafen auf ein Vorhaben kann man die Aussendung des Astralkörpers bewirken, wenn der physische Körper schläft. Dr. Carl du Prel erzählt in seiner „Entdeckung der Seele" (II. Teil: Fernsehen und Fernwirken. Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 6 Mark) viele Beispiele von Entwickelung des Hellsehens im Traume durch vorhergegangene Autosuggestion. Dr. G.





Ueber den freiwilligen Tod.

Von

Paul Lanzky.

Während von Tag zu Tag in allen zivilisierten Ländern die Selbstmorde in erschreckender Weise zunehmen, ist es zum Erbarmen, daß weder der Staat, noch die Gesellschaft, noch die öffentliche Gesundheitspflege, noch endlich die Denker im Verein mit der Erziehung es dahin gebracht haben, allgemein wirkende prophylaktische Mittel zur Verminderung dieser grassierenden Krankheit aufzufinden. Hingegen ist es die Statistik der modernen Wissenschaft, die mit einem gewissen wollüstigen Behagen sich daran macht, uns darzuthun, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Prozentzahl der Selbstmorde im nächsten Jahre um so und soviel zunehmen würde und zwar überwiegend in einem bestimmten Monate, zur vorausbestimmten Stunde und durch ein bevorzugtes Mittel.

Nun, es ist dieselbe Statistik, die uns annähernd wenigstens die Beweggründe angiebt, warum das 17jährige Mädchen, wie der 70jährige Greis, der reife Mann, wie die Familienmutter ihr Heil vorzeitig im Tode suchten. Es sind unglückliche Liebe, Furcht vor Schande, Lebensmüdigkeit, Armut, Seelenleid, Verlust der weltlichen Ehre usw., die den Sieg über das natürliche Widerstreben jeder Natur davontragen, sich in die geheimnisvolle Nacht zu stürzen, aus welcher es keine freiwillige Rückkehr mehr giebt.

Aber waren denn wahrlich diese Liebe, die Ehre, der Reichtum, das Freisein von tiefem Leid so viel wert, daß jedes an und für sich nicht nur das Einzelleben lebenswert macht, sondern ihm gewissermaßen erst sein Ziel steckte? Die Liebe, das Glück, das Geld, die Leidlosigkeit der Zweck des Lebens?! Kann so etwas nicht bloß ein krankes Gemüt, ein gestörtes Gehirn annehmen? Und wie konnte man es dahin gelangen lassen, vom Wahnsinnsakt ergriffen zu werden, um in ihm zu erliegen, statt sich zu befreien?

Gewiß, die Auflösung der Religionen hat viel an diesem Unheil schuld, aber der Glaube läßt sich nicht von neuem predigen, wo die Dogmen erschüttert sind. Indessen ist es nicht notwendig, ein gläubiger Christ zu sein, um den Selbstmord von sich zu weisen, wie umgekehrt der Glaube nicht jedermann vor ihm rettet. Schon die Jugend muß die Lehre annehmen, daß wir dem Leben dienstbar sind um seinetwillen, und über unsere Persönlichkeit hinaus, allerdings auch im Interesse unseres Selbst, das schon zeitlich in der Aufopferung eine Genugthuung finden wird, die ihm dann in einem „Jenseits", oder in der „Wiedergeburt" eine wertvolle Vorstufe sein würde, immer höher zu steigen. Daneben wären die weltlichen Güter, wie das Urchristentum es lehrte, eher als hemmende und verstrickende Fesseln, vom Höchsten zurückzuhalten, denn als wünschenswerte Bequemlichkeiten darzulegen, welche man auf alle Fälle indessen mit dem völlig Entbehrenden zu teilen hat.

Was die Schule ihrerseits nur zumteil und nach und nach erreichen könnte, müßten Staat und Gesellschaft ergänzen. Es ist doch wohl nicht zuviel verlangt, daß das 20. Jahrhundert es dahin bringt, daß niemand durch den Hunger ins Wasser getrieben wird, daß die Ehrlosigkeit auf den Schänder zurückfällt, daß die Verführer wie Diebe schlimmster Art bestraft werden, das niemand sich auf Erden verlassen fühlt, und daß keine begangene Schuld so groß ist, daß sie nicht als menschlich verziehen werden könnte. Wenn es dahin, und in späteren Jahrhunderten weitergekommen sein wird, so werden viele der Ursachen wegfallen, die heute die größte Anzahl der gewaltsamen Ausgänge bestimmen.

Allerdings glauben wir nicht, daß der Selbstmord ganz aufhören wird. Man mag über die Freiheit des Willens denken, wie man will: an eine eigentliche „freie" Entschließung zum Selbstmorde kann man nicht glauben. Das Dilemma ist stets so zwingend, daß die Persönlichkeit, welche ihm entschlüpfen könnte, eben eine andere sein müßte. Es hilft nichts, mit kaltem Verstande über einen zermalmenden Impuls abzuurteilen. Was man thun kann, ist in vielen Fällen dies, dafür zu sorgen, daß sich ein solcher Impuls nicht für ein zweites Individuum erneuert, indem man dies seinem dunklen Drange entzieht, es erleuchtet, in eine minder ungünstige oder gefährliche Lage versetzt und sein Wollen auf ein neues, erreichbares Ziel lenkt.

Indessen kann man sich theoretisch Ziele denken, wie sie praktisch in der That oft existiert haben, welche jenseits des Lebens liegen, also einen beschleunigten Tod fordern und so den Selbstmord begünstigen, und zwar aus ethischen und nicht rein eudämonischen Gründen. So wurden Einsiedler des Mittelalters, welche freiwillig eines langsamen Hungertodes starben, „um mit Christo zu sein", von der Kirche unter die Heiligen aufgenommen, obwohl es nach unseren Begriffen nicht zu verkennen ist, daß sie Selbstmörder waren, indem sie wissentlich und wollend ihr Leben verkürzten, das vielleicht noch Jahre weiter gedauert hätte. Wie können

wir diese verführten Seelen rechtfertigen, die in der Hingebung an ihren Erlöser aufgegangen sind?

Wenn wir sie vor unserem Gewissen freisprechen müßten, weil sie an den Erlöser geglaubt, in ihm aufgegangen waren und nur durch ihn die Todesfurcht überstanden hatten, so knüpft sich daran eine zweite Frage: wer ist unser Erlöser, da uns nur unser Glaube, unser Vertrauen zu ihm führt? Denn was hier der christliche Asket gethan, hat tausend Jahre vor und noch tausend Jahre nach ihm aus verwandten Gründen der Brahmane vermocht und vermag es noch. Es wäre dann freilich unser irrender Wahn, aber insofern er sich außerweltlich bekräftigt, der uns zur Erlösung führt, sogar gegen die Menschennatur, die sich, wie jedes lebende Wesen, nur im diesseitigen Sein bejahen kann und dem Tode fliehen oder soweit als möglich hinausschieben muß.

Damit wäre alle irdische Gier, jeder unbefriedigt gebliebene Drang, jede Ohnmacht zu entsagen von der Erlösung ausgeschlossen und bliebe an den Ring der Ringe geschmiedet. Die Jungfrau fände kein Vergessen im Lethestrom, sondern müßte wiedergeboren werden, um eine höhere und dauerndere Befriedigung zu kosten, als die der vergänglichen Liebe, oder durch sie hindurch zu gehen zu wieder erneuertem Sein. Der Greis müßte lernen, was er noch nicht begriffen: daß es keine Berechtigung zur Ruhe im ausgetrunkenen Becher, sondern nur im Verzicht giebt. Dem reifen Manne würden sich noch einmal die Versuchungen des Mammons, des Ehrgeizes und jedes Wagnisses, dem jungen Weibe jene der verbotenen Frucht darbieten, auf daß ihnen wiederum Gelegenheit geboten wäre, durch die Verlockung zur Einsicht, durch Einsicht zur Entsagung und nur so zur Erlösung zu gelangen.

Die Auflösung läge demnach für den ethischen Menschen, wie für den positiv gläubigen im Jenseits. Er wird mit Sokrates sagen: ist es nicht genug nach den langen lauten Tagen, die da waren, in stiller Nacht zu ruhen. Aber vielleicht begegnen wir Orpheus, Hesiod, Homer, uns an ihrem Gespräch zu weiden? Jener Sokrates, der selber den Giftbecher trinken wollte, anstatt ihm, gegenüber einer ungerechten Obrigkeit, zu entgehen, hinterließ ein leuchtendes Beispiel durch Jahrtausende, was eine fleckenlose Seele vermag, gleichwie nach ihm der Erlöser der Menschheit sich selber gerecht bleiben mußte und wollte, den Tod am Kreuze der Königskrone von Judäa vorziehend. Jener trank den Schierlingsbecher aus eigener Hand und opferte dem Asklepios einen Hahn, dieser trug sein eigenes Kreuz zur Richtstätte und gewährte, nach erschütterndem Zweifelsschrei, vom Vater verlassen zu sein, dem Schächer die Erlösung und empfand sie für sich selber im: „Es ist vollbracht!“

Vallombrosa, Toscana, 18. November 1894.





Ein Bekenntnis.

Von

Franz M. Litterscheid.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu und breitete über den fernen Bergwald ihren duftigen, rosenfarbigen Schleier. Als sichtbarer Aetherstrom durchflutete sein sanfter Widerschein das breite, mattenreiche Thal.

Ich stand auf einer kleinen Anhöhe — allein, von Bewunderung tief erfaßt und bebend in Sehnsucht und Verlangen nach dem Anblick jenes Auges, das die Welt erschaute, ehe sie als Heim für die Menschen geschaffen ward. So stand ich in unbewußter Andacht und stiller Anbetung.

Wer rief nach mir?

War es mir doch, als hätte eine zitternde Stimme nach mir verlangt! War es mir doch, als wäre eine meiner Seelenstimmung ähnliche sanft angeklungen!

Ich wandte mich um, — niemand war zu erspähen. Aber auch das Thal- und Berggelände war meinem Gesichtskreis entschwunden. Ich wollte meine Hände zu den Augen führen, um mich zu vergewissern, daß ich geträumt, — ich hatte keine! Rings um mich nur unbestimmbares, dämmerndes Fluten — weder Tag noch Nacht — lautlose Stille!

„Folge mir!"

Dreimal vernahm ich den seltsamen Mahnruf, obwohl ich nichts hörte, sondern nur fühlte. Mein Name wurde nicht gerufen, und doch wußte ich bestimmt, daß ich, nur ich gemeint sein mußte.

So ging ich — zurückbleibend, nicht wissend, wohin. Und ich sah nichts, und doch öffnete sich vor mir ein endloses purpurrotes Meer. Mächtig rauschte die brandende Flut auf und nieder, als wollte sie sich selbst in ungestillter Begierde verschlingen.

Und da war auch ein Fels, auf ihm eine Leuchte von magischem Zwielicht erhellt. Ein Feuer — ohne Licht! Wilde Klüfte und Risse zeigte der Fels. Ungestüm brausten die hochgehenden Purpurwogen gegen

ihn heran, sich unter wildem, gischtischem Schaume an der Granitmasse brechend.

Ich hätte es greifen können, das dämonisch rollende Meer, aber dennoch durchzitterte kein Laut seines Gebrauses die weihevolle Stille um mich.

Und da waren auch stolze Schiffe! An Größe und Form alle gleich und mit flatternden Segeln und Wimpeln reich geschmückt zogen sie schaukelnd in lustigem Reigen vorüber. Ungezählte, seltsame Gestalten waren an Bord. Sie schwelgten im Taumel aller nur erdenklichen Genüsse und Lüste, denn sie vertrauten dem goldesschweren, die Flut durchschneidenden Steuer. Doch sie alle trieben mehr und mehr dem Felsen abseits, dessen Abenteuer sie scheuten.

Und da kam auch eine einsame Fähre heran. Die einstmals schmuck gewesenen Farben des Schiffleibes waren wohl schon lange verwischt, und dieser selbst schien in seiner Schadhaftigkeit kaum noch den ihn umspülenden Wogen Widerstand bieten zu können. Von den einstmalig stolzen Masten waren nur noch kümmerliche Reste übrig geblieben. Es schien, als ob die Fähre schon wiederholt an den Felsenklippen Schiffbruch erlitten. Was ist's, was das einsame Wesen in dem alten Wracke immer und immer wieder verlockt, den Gefahren der Klippen mutvoll zu trotzen?

Mit gebrochnem Ruder arbeitete der stille Fährmann unverdrossen dem Felsen entgegen; er achtete nicht der verführerischen Winke und des Verlachens jener, die in segelgeschwellten, prächtigen Schiffen seine Bahn kreuzten. In das Innere der gewaltigen Steinmasse führte ein eingehauener Einlaß, nicht größer, denn nötig, um eines jener zahlreichen Schiffe aufzunehmen.

Je mehr sich der Unbekannte demselben näherte, um so wilder und gieriger schlugen die Purpurwogen an seine gebrechliche Fähre an. Er aber blieb unbeweglich und ernst. Und die Not ward eine große. —

Da tauchte neben ihm eine zweite Gestalt auf, — ein unerklärliches unausdenkbares Wesen. Und siehe! Das wilde Meer beruhigte sich. Sicher geleitet, fuhr alsbald das Schiff in die nebelhafte Felsenpforte ein.

Zugleich aber war alles — Meer und Schiffe, wie das Steinmassiv meinem Bewußtsein entschwunden. Mich umgab wieder dämmernder Nebel, ein leuchtendes Dunkel — ich weiß nicht mehr, wie es war. Meine Sprache hat keine Worte, das anzudeuten, was ich mit meinem inneren Auge erschaut.

Und wieder vernahm ich eine lautlose Stimme. Ich antwortete. Die Wahrnehmung, daß mein eignes Wort klanglos verhallte, schreckte und erstaunte mich nicht.

„Wo bin ich?“ frug ich.

„„Du bist dort, wo der Mensch das Nichts ist! Dort, wo das All in dem All, wo das Nichts in dem Nichts!““

„Warum bin ich hier?“

„„Ich, Dein Geist und Meister, wollte es so!““

„Was soll ich hier?"

„„Du hast ohne Augen gesehen! So mußt Du es selbst wissen!""

„Ich erschaute ein purpurfarbnes, stummbewegtes Meer!?"

„„Das Meer ist die Welt, ist Lust und Leid!""

„Und jene stolzen Schiffe?"

„„Eines dieser Schiffe bist Du, wie Du warst, ehe ich mit Dir sprach, wie Du wirst, wenn ich schweige! Es ist Fleisch und Blut!""

„Wer waren die seltsamen Gestalten in ihrem Schoße?"

„„Deine und Deiner Brüder Seelen!""

„Und jener trotzige, gefahrvolle Berg?"

„„Ist des Friedens heilige Stätte; die Stätte, wo sich alles bindet — löst, alles beginnt und endet!""

„Wer war das unbeschreibbare Wesen, welches sich dem Einsamen in der alten Fähre beigesellte? Das ihn sicher an den Klippen vorbei durch die schmale Pforte geleitete?"

„„Das war des Einsamen gebietender Geist! War mein Bruder, war ich selbst!""

„Was aber birgt der Friedensfels? Woher das Licht der zaubererhellten Zinne?"

„„Seele! Du bist, weil ich bin! Folge mir getreulich und Du wirst beides erkennen lernen!""

* * *

Ich war wieder allein und sah die Sonne thalwärts sinken. Noch stand ich auf der Anhöhe. Aus dem menschenbewohnten Thalsgrund trug der Abendwind sanft die langgezogenen Klagetöne der Totenglocke zu mir herauf.

Ich stieg vom Hügel nieder.

Vor des Dörfleins erstem Hause wetzte ein Schnitter seine Sense. Ihn frug ich, wer gestorben.

Er aber zuckte die Achseln und sprach: „den alten, verrückten Sonderling im Unterdorf hat's halt getroffen. S'ist gut für ihn! Der hat die letzte Zeit schon immer so gered't, daß ihn der Herr Pfarrer selbst nit mehr verstande!" —

Ich wußte genug!

Der alte Graukopf war mir ein lieber Freund und Berater gewesen. So ging ich meiner Behausung zu, dachte und sann; dann wurde ich, was er immer gewesen, — ein Theosoph. —





Die Theosophie und ihre Gegner.

(An Herrn Professor Dr. . —e— .)

Von

Dr. Göring.

✠

Seit Gründung der „Deutschen Theosophischen Gesellschaft" haben verschiedene Zeitungen die Angriffe gegen H. P. Blavatsky wiederholt, die vor längerer Zeit infolge der Veröffentlichungen von Hodgson die Welt aufregten. Ich habe mir aus dem umfangreichen Gutachten Hodgsons die gravierendsten Ausführungen vorlesen lassen. Daraus gewann ich zunächst den Eindruck, daß eine unwürdige Indiskretion gegen H. P. Blavatsky begangen worden ist. Das ganze Verfahren gleicht einem Racheakt, bei welchem man gegen die Urheber der Enthüllungen ebenso mißgestimmt wie mißtrauisch wird. Ferner konnte ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß H. P. Blavatsky sehr unvorsichtig gehandelt hat. Sie schrieb der Haushälterin des theosophischen Hauptquartiers in Adyar Briefe, in denen sie den kritiklosen Aberglauben mancher Mitglieder der theosophischen Gesellschaft mit dem Spotte des Widerwillens geißelte. Dadurch verletzte sie die Eitelkeit der Personen, die sich für urteilsfähig gehalten hatten und nun durch Klatsch erfuhren, daß sie von ihrer vergötterten Autorität für beschränkte Phantasten gehalten wurden. Endlich ging aus dem Gutachten hervor, daß H. P. Blavatsky in einigen Fällen selbstangefertigte Schriftstücke für Mahatma-Briefe ausgegeben haben sollte, die auf übersinnlichem Wege gebracht worden seien.

Letzteres wirkte so abstoßend auf mich, daß ich mich mit Widerwillen von einer Geistesbewegung abgewandt haben würde, deren Urheberin oder hervorragendste Vermittlerin mit dem, was uns heilig sein muß, ein frevelhaftes Spiel hätte treiben können. Ich fragte aber mehrere Männer, die H. P. Blavatsky wegen dieser vernichtenden Anklage noch persönlich — mit Hodgsons Gutachten in der Hand — interpelliert haben und deren Wahrheitsliebe mir bis heute außer Zweifel steht. Diese berichteten mir übereinstimmend, daß H. P. Blavatsky jede Anklage als wesenlose

Erfindung hingestellt habe, welche der Berichterstatter kritiklos und in seiner Verlegenheit um positives Beweismaterial gegen die von Hunderten bestätigte Thatsache nachschrieb, daß H. P. Blavatsky nicht nur Mahatma-Briefe auf übersinnlichem Wege bekam, sondern auch vor ebenso glaubwürdigen wie wissenschaftlich kompetenten und kritischen Zeugen okkulte Phänomene auftreten ließ, die durch keine Physik und Physiologie zu erklären seien und die seltensten Erscheinungen des Spiritismus übertroffen hätten, mit dessen Kundgebungen aber am meisten übereinstimmten.

Mein wissenschaftlicher Universitätsverstand sträubte sich 20 Jahre lang gegen jedes übersinnliche Phänomen und wies alles ab, was nicht durch Physik und Hirnphysiologie nachzuweisen war. Sie selbst, verehrter Herr Professor, erinnern sich wohl noch, daß es Ihrer ebenso liebenswürdigen wie gewandten Beredtsamkeit nicht gelang, mich dem Spiritismus nur einen Schritt näher zu bringen, als ich das Vergnügen hatte, im Winter 1885 bei Ihrem Aufenthalte in Berlin täglich mit Ihnen zu verkehren. Mich berührte die grundehrliche Art Ihrer Individualität sehr sympathisch; alles, was Sie thaten und sagten, erkannte ich als innerste Wahrhaftigkeit an. Aber wissenschaftlich wies ich alles, was Sie mir von spiritistischen Erlebnissen mitteilten, als unkritische Phantasien betrogener Schwärmer zurück. Alles, was Sie mir berichteten, verwies ich in das Gebiet der Psychiatrie und dachte, es sei besser, einige Semester dem Studium der Nerven- und Geisteskrankheiten als Jahrzehnte dem Spiritismus zu widmen. Mit Halluzinationen und hysterischen Anomalien glaubte ich die Phänomene erklärt und mit Rückenmarkskrankheit und halluzinatorischem Irresein, Paranoia oder progressiver Paralyse die Diagnose für das Medium erledigt zu haben. Wissenschaftliche Bildung und Urteilsfähigkeit sprach ich jedem, selbst dem mir teuersten Freunde ab, der den Spiritismus anders als eine Geistesverirrung unserer Zeit auffaßte. Bei aller persönlichen Verehrung, die ich für Ihre sittliche Natur hatte, erschienen auch Sie mir in diesem Lichte.

Aber schon der Herbst 1886 wirkte mit so merkwürdigen Thatsachen auf mich ein, daß die Universitätswissenschaft sich nun nicht mehr als der Oedipus erwies, der das Rätsel der Sphinx löste. Ich konnte nicht mehr so felsenfest auf die Hirnphysiologie bauen wie bisher, konnte auch den „Zufall“ nicht mehr für Dinge verantwortlich machen, die eine andere Kausalität verlangten. Die Telepathie wurde für mein Erkenntnisleben die Brücke, die mich zur Anerkennung einer über das Hirnbewußtsein hinausragenden transscendentalen Seele zwangen. Eine Reihe auffallender, durch keinen „Zufall“ zu erklärender Wahrträume bestätigten die elementaren Erfahrungen, die ich von dem übersinnlichen Leben ohne jemals die geringste Neigung meines Gehirnes zu Halluzinationen oder Illusionen gewonnen hatte. Von da an nahm ich die Erfahrungen anderer in dieser Richtung ernst. Ich lernte den Somnambulismus kennen, während mir die Erscheinungen des Hypnotismus

schon während meiner Docentenzeit geläufig und oft Gegenstand litteratischer Arbeiten waren. Zuletzt, mit Widerstreben trat ich auch der Litteratur des **Spiritualismus** nahe, ohne freilich jemals die geringste Neigung, die inhaltlich wenig wertvollen Kundgebungen desselben praktisch zu erproben. Ich überwand den Unglauben des Bauern, der die Trichinen und Bazillen als Phantasiegebilde gelehrter Träumer abweist, solange er sie nicht gesehen und vor allem solange er den Bau und die Wirkung des Mikroskops nicht begriffen hat.

Das alles war für mich die Vorschule für die **Theosophie**. In der Theosophie habe ich erst den ganzen Organismus mit dem allen übrigen Gedankengebilden der materialistischen Weltanschauung und des Okkultismus fehlenden **Kopfe** gefunden.

Nun ist es mir unbegreiflich, wie ein Anhänger des Spiritismus sich noch lange wie vor etwas unglaublichem oder gar einem Betrugswerke sträubt, die Phänomene anzuerkennen, welche H. P. Blavatsky hervorbrachte. Es sind ja dieselben, die der Spiritismus fortwährend zutage fördert. An denen von H. P. Blavatsky ist doch das Gute, daß sie ohne Hilfe entkörperter Wesen zustande kommen. Dadurch fällt auf den in seinen Ergebnissen für eine religiöse Weltauffassung unfruchtbaren und in seiner Form überaus monotonen Spiritismus ein Licht, welches ihn endlich in ein Stadium kritischer Behandlung bringt. Für den Beweis der individuellen Fortdauer nach dem Körpertode genügt mir die Telepathie, des Somnambulismus und die Thatsache der Wahrträume. Ueberdies bestreitet die Theosophie nicht die Erscheinungen des Spiritismus, sondern erklärt sie nur anders als die Spiritisten. Die Theosophie leitet jene Phänomene aus dem Zusammenwirken der Gedankenübertragung des Mediums mit Elementarwesen und dem leblosen, gewissermaßen galvanisierten Astralkörper eines Gestorbenen ab. Dadurch wird die Art der Phänomene erklärt: zwecklose Bewegung von Gegenständen, Neckereien gegen die Teilnehmer an einer Sitzung und höchstens noch alltägliche Aussprüche. Nur selten kommen wertvollere Aussagen zutage.

Wie hoch steht über diesem Sinnenspiel das erhabene Werk der Theosophie! Ich finde es unbegreiflich, wie man von der Theosophie, welche alle übersinnlichen Thatsachen in Harmonie bringt und jedes Resultat der Wissenschaft bestätigt, ja deren Ergebnissen weit vorauseilt, — noch einmal zu der Zusammenhanglosigkeit des Spiritismus zurücklaufen kann. Ist ja doch schon die Karmalehre und der Glaube der Wiederverkörperung eine solche Wohlthat für das nach Harmonie strebende sittliche Bewußtsein, daß man schon deshalb die Theosophie als Rettung aus dem Lebenswirrwarr erfassen muß. Und der Spiritismus bestreitet die Wiederverkörperung, weil der in neuer Verkörperung auftretende Geist nicht dieselbe Person ins Leben ruft, die als vergängliches Individuum im letzten Leben seinen Abschluß erreicht hat. Aus dieser Verwechslung des Geistes mit seiner Maske (persona) hilft aber die Theosophie wieder wie aus tausend Rätselnöten des Lebens.

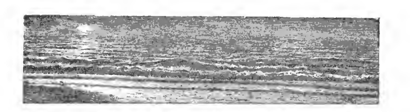
Wenn also H. P. Blavatsky den Spiritismus als Geistesmacht beschränkt hat, so hat sie etwas Dankenswertes gethan. Daß sie aber die Phänomene des Spiritismus und noch auffallendere Erscheinungen hervorgebracht hat, dafür tritt außer vielen Zeugen vor allem der durch die Nüchternheit seiner Beobachtungen und die Schärfe seines Urteils zuverlässige Arzt Dr. Franz Hartmann in Hallein ein. Was er erzählt, haben auch Col. H. S. Olcott und Dr. Hübbe-Schleiden im persönlichen Verkehr mit H. P. Blavatsky bestätigt. Ein glaubwürdiger Zeuge teilte mir außerdem mit, daß H. P. Blavatsky oft den heftigsten Widerwillen gegen die wundersüchtige Menge äußerte, die nicht theosophische Wahrheit, sondern Wunder und Zeichen von ihr verlangte.

Monoton, langweilig und geistlos wie eine endlos gedrehte Leiermelodie kommen mit Gehässigkeit die neuesten Zeitungsangriffe gegen die Theosophische Gesellschaft immer nur auf Verdächtigung der persönlichen Eigenschaften von H. P. Blavatsky hinaus. Person — und kein Ende! Klatsch — und kein Ende! Es ist so leicht aus dem billigen Klatschmaterial einen salopp pikanten Zeitungsartikel zusammenzuschreiben, den ein großes Blatt einem kleinem Geiste teuer bezahlt, weil die alte von den Zeitungslesern vergessene Sensationsgeschichte lockt.

Kein einziger dieser Eintagsschreiber hat aber von den Lehren der Theosophie gesprochen, um die es sich doch allein in der Theosophischen Gesellschaft handelt. Und diese sind von keiner Person abhängig. H. P. Blavatsky ist nicht die Theosophische Gesellschaft, und diese ist nicht die Theosophie.

Die Theosophie hat auf der Erde gelebt, so lange sich Geist verkörpert hat. Und nur einen Judaslohn stecken die Zeitungsschreiber ein, welche in einer einzigen Person, die sich unermeßliche Verdienste um das Verständnis der Theosophie erworben hat, die Theosophische Gesellschaft und ihr Streben durch unmännlichen Klatsch verdächtigen. Wer mit ernstem Verständnis die Forderungen der Theosophie erfüllen will, kann nicht darnach fragen, was andere aus Unverstand oder Uebelwollen klatschen. Das Streben, das Göttliche im Menschen zur Entfaltung zu bringen, ist unabhängig von Tagesmeinungen; es erfordert die höchste Kraft und Sammlung. Ueber Bosheit und Thorheit nicht aus dem Gleichgewicht der positiven Kraft zu kommen, das ist auch eine Forderung der Theosophie.





Das Ende der Lebensweisheit.

Von

Jacob Dunkan.

Jeder denkende Mensch sieht sich in irgend einer Periode seines Lebens der Frage gegenübergestellt: „Warum bin ich hier? Zu welchem Zweck? Wenn ich einen Zweck habe, ist mein Leben auf dem Wege, ihn zu erfüllen?" Diese Frage müßte eigentlich ganz natürlich im menschlichen Geiste, im ersten Stadium der Selbsterkenntnis entstehen, und es ist vielleicht eine richtige Annahme, daß alle Religionen und philosophischen Systeme, welche die Welt gesehen hat, ihre Existenz einem Versuche verdankten, eine Antwort auf dieses letzte Rätsel des Lebens zu geben. Wozu kann uns Religion und Philosophie dienen, wenn sie uns nicht eine Rechtfertigung für unsere Existenz giebt, ein Recht zum Leben, eine Grundlage, auf der wir unsere Regeln für unsere Gedanken und Thaten aufbauen können? Und so lange, als ein religiöses oder philosophisches System fortfährt, die Bedürfnisse der Menschheit oder eben eines bedeutenden Teiles derselben zu befriedigen, so lange wird das System seine Existenz rechtfertigen und ein Recht zu leben haben.

Die verschiedenen Religionen, von denen die Welt heutzutage erfüllt ist, sind also das Produkt der seelischen und intellektuellen Entwickelung des menschlichen Geistes und haben — in gewissem Umfange noch heute — einen bestimmten Zweck. Sie haben versucht einen Wunsch, ein Begehren, ein Verlangen nach geistigen Dingen zu erfüllen, welches stets in der Menschheit gelebt hat, so weit man zurückschauen kann.

Aber der menschliche Geist hat sich erweitert, seine Bedürfnisse sind mit den Zeiten gewachsen, und die engen Grenzen der Bekenntnisse und Dogmen werden von Tag zu Tag der freien Seele unerträglicher, welche ihre Stärke fühlt und die mit jedem Sonnenaufgange zunehmende Klarheit des Sehens. „Weg mit Glauben", rufen wir alle, „gebt uns Erkenntnis! Wir wollen kein Dogma mehr; gebt uns Erfahrung!" Und indem wir diese Erfahrung suchen, gehen wir hinaus in das Getriebe der Welt,

mischen uns unter unsere Mitmenschen, kosten die Empfindungen, welche Myriaden unseres Geschlechtes vor uns gehabt haben. Und hier erwartet eine bedeutsame Erscheinung den Menschen, der sich selbst gleichsam experimentell zu beobachten versteht — der imstande ist, seine eigenen Gedanken und Gefühle mit der ruhigen Miene eines außenstehenden Beobachters zu erforschen.

Setzen wir den Fall, daß er in das Leben eintritt mit dem bestimmten Vorsatze, in demselben die größtmögliche Befriedigung zu finden. In dieser Absicht pflegt er bis zur äußersten Vollkommenheit jede bemerkenswerte Eigenschaft, die er besitzt. Der Sinn für Schönheit, Harmonie, das Gefühl für Formen, Farben und Ebenmaß — alles das kann ihm die Fähigkeit geben, auch die feinsten Schattierungen der Freuden zu fühlen, die ihm in jedem Augenblicke geboten werden können. Man könnte sicher glauben, daß ein solcher den Gipfel menschlichen Glückes erreicht hätte. Ist nicht jeder seiner Wünsche erfüllt? Hat sich nicht sein Ideal verwirklicht?

Oh nein! Der Augenblick des Erreichens ist auch der Augenblick der Sättigung, und seine übersättigten Anlagen erfordern immer neue Anregung. Doch woher sollen diese frischen Anregungen kommen? Hat er nicht die ganze Tonleiter menschlicher Freuden durchlaufen? Hat er nicht wie Alexander die ganze Welt erobert, sodaß nichts mehr zu erobern bleibt? Während er nun innehält, um sein Leben, seinen Zweck, seinen Lauf, seinen offenbaren Mißerfolg zu betrachten, erfüllt ihn vielleicht eine Zurückerinnerung mit dem Gefühl einer höheren Freude, eine vollkommenere Zufriedenheit mit dem Leben, als er jemals durch seine ästhetischen Methoden erreicht hatte. Zurückschauend auf seine Vergangenheit, um den Ursprung dieses Gefühles festzustellen, findet er, daß es in Augenblicken sich zu ihm gesellt hat, wo er irgend einen Dienst, irgend eine Liebesthat an einem seiner Gefährten auf der Reise durch das Leben vollbracht hat. Dieses Gefühl des Glückes hat sich unmerklich, tropfenweise in ihm geltend gemacht, das Resultat einer zufälligen Handlungsweise, die nicht in Uebereinstimmung mit seiner Lebensauffassung, sondern eher trotz derselben geschehen sind. Er erinnert sich vielleicht an eine oder zwei solcher Vorgänge und ruft zu seinem großen Erstaunen seine eigene damalige Empfindung wieder wach. Er nimmt wahr, daß so weit er entfernt ist von den Personen, denen er einen Dienst erwiesen, Dank zu verlangen, er ein ungewöhnliches Dankgefühl gegen jene Person gehegt hat — Dankbarkeit für die wunderbare Liebesglut, welche seine eigene Seele zu jener Zeit erfüllt und für ihn das ganze Weltall schön und harmonisch gestaltet hat.

Nun, hier ist etwas von Bedeutung; etwas gänzlich von allen unseren Lebensauffassungen abweichendes. Für den geübten Verstand muß offenbar der nächste Schritt sein, irgend ein Gesetz oder einen natürlichen Vorgang hinter dieser Erscheinung zu suchen, auf jeden Fall eine Hypothese, welche eine vernünftige Theorie liefert, auf Grund deren man für die Erscheinung

eine Erklärung geben kann. Und der unvermeidliche Schluß, zu welchem wir gezwungen sind, ist, daß zwischen allen menschlichen Seelen ein gewisser lebender Zusammenhang besteht, sodaß alles, was wir für die Menschheit thun, auch für uns gethan ist, und daß alles, was wir nur für uns selbst, mit Ausschluß unserer Mitmenschen thun, stets seinen eigentlichen Zweck verfehlt. Deshalb können wir nicht, wenn wir selbst wollten, unabhängig oder getrennt von unseren Mitgeschöpfen sein: ein ewiges Band vereinigt uns mit ihnen. Unser Geschick, sei es gut oder böse, ist mit dem unseres Geschlechts verknüpft.

Wir haben so ausführlich ein Naturgesetz besprochen, welches auf jeden Fall so weit reicht, daß es uns auf einen Standpunkt stellt, von welchem aus wir unsere Handlungen und Gedanken zu regeln haben — das Gesetz der Nächstenliebe.

Wenn wir nun erfahrungsgemäß diese Wahrheit bewiesen haben, so ist es vielleicht natürlich, rings auf die Religionen und philosophischen Systeme, welche uns umgeben, einen Blick zu werfen, und eine Prüfung einiger von ihnen kann uns die Bestätigung unserer eigenen Erfahrung in der Form einer bestimmten Darlegung der von uns entdeckten Wahrheit liefern.

Der römische Katholizismus bietet uns Heil durch die Kirche, indem er von uns strengen Gehorsam ihren Vorschriften gegenüber und die unbedingte Annahme seiner formulierten Dogmen fordert.

Die orthodoxe protestantische Theologie verspricht uns Erlösung durch die Vermittlung Jesu Christi, indem sie uns zusichert, daß der Glaube an diese Mittlerschaft uns vor der furchtbaren Hölle rettet, mit welcher alle christlichen Kirchen seit Menschengedenken ihre Anhänger geschreckt haben. Aber in keiner von diesen heute gelehrten Konfessionen sehen wir die Lehre von einer allgemeinen Brüderlichkeit klar hervorgehoben; im Gegenteil fordern sie die Möglichkeit eines ewigen Glückes einiger weniger, und zugleich die ewige Verdammnis der anderen.

Und wenn wir uns zu der Philosophie des Leugnens, dem Materialismus wenden, finden wir da unsere Bedürfnisse befriedigt? Ich denke nicht! Wir finden in der That ein hohes ethisches Ideal bei den meisten Materialisten, aber ohne einen sichtbaren Grund. In der That, als charakteristisches Merkmal des Materialismus könnte eine tiefeingewurzelte Abneigung gelten, irgend einer Sache auf den Grund zu gehen.

Aber wenden wir unsere Blicke nach dem Osten, dem Ausgangspunkte des Lichtes, der alten Geburtsstätte der Religion. Hier endlich in den Lehren der Weisen, welche die Wächter geheimnisvoller Wahrheit seit undenklichen Zeiten gewesen sind, finden wir eine deutlich hervorgehobene Lehre, welche unserer Erfahrung entspricht. Hier lernen wir, daß jede Seele ein Strahl des göttlichen Lichtes ist, eine Ausstrahlung des ungeschaffenen Geistes und deshalb ewig verbunden mit seiner Urquelle. Deswegen ist unsere Verbindung mit der Menschheit eine absolute —

unzerstörbar, ewig, sodaß wir thatsächlich uns selbst nicht anders helfen können als durch den Dienst, den wir der Menschheit leisten.

Darum ist die wahre Lebensphilosophie die Philosophie des Dienens — eines Dienstes, den wir nicht sowohl mit dem Gefühl der Nächstenliebe (Altruismus) leisten, welcher Absonderung in sich birgt, sondern weil wir bekennen, daß wir ein unteilbares Wesen sind, ein vollständiger Bestandteil des universellen Geistes. Für den Denker, den Philosophen, den Okkultisten kann es kein wahreres Motto geben, als das einfache: „Ich diene".





Eine Erklärung der Spukerscheinungen.[1]

Von

Werner Friedrichsort.

✻

„Körper sind krafterfüllte Räume". Diese Definition Kant's besagt, daß die gesamte Körperwelt für uns nichts weiter ist, als die Summe verschieden empfundener Affektionen von Kraft, die mittels der angeborenen Funktionen des Verstandes, Raum, Zeit und Kausalität als materielle Objekte wahrgenommen werden.

Die raumfüllende Kraft, dieses nach allen Richtungen hin sich äußernde System von Ursachen, stellt sich in erster Linie unseren äußeren Sinnen als Widerstand entgegen, als eine Wirkung, die der in unserem Willen sich kundgebenden eigenen Kraft entgegenstrebt. Aber sie dringt über diesen ersten Wall hinaus; sie ist nicht auf den engen Kreis beschränkt, den uns der ausgeübte Widerstand als Grenze zum Bewußtsein bringt, sie läßt sich überhaupt nicht räumlich fixieren.

Ich vermag wohl zu sagen: „hier, wo meine Hand den Erdboden berührt, fängt die Kugelgestalt der Erde an" — auf tausende von Meilen hinaus aber, jenseits unserer Atmosphäre noch, wirkt die gleiche Kraft, die sich hier meinen Sinnen bemerkbar macht. Ebenso wenig aber, wie ich die Grenze nach unten hin genau anzugeben vermag, denn zwischen meiner Hand und dem Gestein können noch Millionen von Lebewesen sich frei bewegen, ebenso wenig kann ich auch nach oben hin die Grenze bezeichnen; ich weiß nur, daß die Intensität der Kraft mit der Entfernung sich vermindert. Den sinnlich erkennbaren Teil dieser Kraft nenne ich Körper, den ihn umgebenden, weniger leicht wahrnehmbaren Teil, seine Kraftsphäre oder Aura. Jeder Mensch ist gleichfalls ein solches Kraftzentrum. Der eigentliche Kern, die Kraftquelle, ist das, was man mit Schopenhauer als Wille bezeichnet; dieser Wille äußert sich nach außen zunächst als körperliche Darstellung; daß aber mit diesem engen Kreise die Wirkungssphäre nicht begrenzt ist, werden uns alle nur etwas feinfühlenden Menschen

[1]) Mit Benutzung von „Frank Fernholme, theory of hauntings". Lucifer, 1888.

bestätigen. Freilich nur wenige machen sich die mächtigen und lang andauernden Wirkungen klar, die aus jenen wogenden Emanationen des geheimnisvollen Innern erstehen und die endlich der Umgebung des einzelnen sowohl, wie der einer Familie, eines Stammes, einer Nation ihr eigentümliches Gepräge aufdrücken.

Wie die Regungen des Innern sich äußern, ob als Wort, Handlung Gedanke, Wunsch, Segen oder Fluch, ist gleichgültig, daß sie aber, wie keine Kraft verloren gehen, ist sicher. Ob hierbei, ebenso wie die Luft durch unsere Ausatmung verändert wird, auch eine Veränderung der uns umgebenden Atmosphäre durch Ausstrahlung materieller, wenn auch unwahrnehmbarer Bestandteile stattfindet, oder ob die Strömung des von der Sonne ausgehenden Planetenlebens, des prânas der Inder, von unserem Organismus reflektierend, ein Bild unseres Seins mit sich davon trägt und dauernd bewahrt, vermögen wir nicht zu sagen. Die indische Lehre behauptet das Letztere, sie sagt, daß alles Geschehen, das keimende Leben sowohl, wie der höchstentwickelte Organismus im Astrallichte sich abspiegelt. „Es ist eine prächtige Gemäldegalerie; alles, was je dem Auge oder Ohre, dem Gefühle, dem Geschmacke oder Geruche sich darbot hier auf Erden, findet sein herrlich strahlendes Bild dort wieder".[1])

Jedermann weiß, wie die sogenannten Stimmungen gewissen Kreisen eigentümlich sind. Heiterkeit, Langeweile, Ernst, Niedergeschlagenheit, aber auch Moralität, Leichtfertigkeit, Religiosität liegen in der Umgebung gewisser Menschen oder Familien wie man sagt in der Luft. Es sind die Wirkungen der Auren der einzelnen Individuen. Der Denkart, Handlungs- oder Lebensweise des einzelnen entspricht auch die Aura, die odische Sphäre, die ihn umgiebt. Hierdurch aber wird auf alle, die in diesen Kreis eintreten, ein Einfluß ausgeübt, ein veredelnder, erziehlicher, wenn er von einem edlen, ein verderblicher, verrohender, wenn er von einem niederen Charakter ausgeht.

Bulwer sagt im Zanoni: „Das Thun oder die Handlungsweise des Individuums beschreibt nur einen kleinen Kreis um ihn; das bleibende Gute oder Böse, das er für andere wirkt, liegt mehr in den Gesinnungen, die er verbreiten kann. Seine Thaten sind beschränkt und augenblicklich, seine Gesinnungen können die Welt durchdringen und Generationen begeistern bis zum Tage des Gerichtes. — Unsere Meinungen sind der Engelsteil an uns, unsere Thaten der Erdenteil". Der Gedanke beherrscht wie eine unhemmbare flutende Strömung die ganze Welt. Unter dem steten Einfluß der uns umgebenden Auren bilden wir unsere Meinungen; unser Charakter wird beeinflußt zum Guten oder Schlechten von Kindheit an. Wir wachsen in Schönheit oder verkümmern in Mißgestalt, geistig wie körperlich, unter den bildenden und formenden Wirkungen der eigentümlichen Gedankenaura der Familie, Nachbarschaft und des Volkes, in welche wir gerade hineingeboren sind.

[1]) Ráma Prasád. Natures finer forces S. 123.

Die überraschenden Thatsachen der Psychometrie liefern den Beweis, daß sogar leblose Wesen den Eindruck von Szenen, die in ihrer Nähe sich abgespielt haben, zurückbehalten. Der Stein z. B., der vielleicht Jahrhunderte hindurch in den seelischen Emanationen von menschlichen und tierischen Lebewesen gleichsam gebadet war, behält in seiner eigenen Aura unvernichtbar jene Vibrationen zurück, und dem psychometrisch Hellsehenden ist es möglich, diese Schwingungen zu empfinden.[1]) Nun ist es verständlich, daß die Intensität der Aura verschieden sein muß je nach der Heftigkeit oder Häufigkeit der erregenden seelischen Schwingungen. Sicher wird der Ort eines blutigen Verbrechens z. B. anders beeinflußt durch die Emanationen des Mörders oder seines Opfers, als der Ort einer alltäglichen Handlung, wo keine Gemütserregung die Ruhe der ätherischen Strömungen stört. Anders ist es, wenn vielleicht durch die jahrelange oder jahrzehntelange Wiederholung einer an sich unwichtigen Handlung ein ähnlicher Eindruck hervorgerufen wird, wie er in erstem Falle durch den gewaltigeren, momentanen Impuls erzeugt wird. Das eine ist eine mächtige Erschütterung, das andere eine langsame aber stetige Einwirkung in gleicher Richtung. Es wirft diese Ueberlegung ein eigentümliches Licht auf eine ganze Reihe sogenannter Spukerscheinungen. Da hört man beispielsweise an irgend einem verrufenen Orte, wo vor langen Jahren eine Mordthat vollbracht worden ist, ein banges Stöhnen und Seufzen. Nicht jeder hört es, nur die, die entweder von Natur her ein feineres Empfindungsvermögen als andere Menschen haben, oder solche, die durch seelische Erregung, wie sie häufig die unheimliche Umgebung des Spukortes, oder durch vorangegangene Erzählung erzeugte Erwartung des Kommenden mit sich bringt, in einen Zustand des feinern Wahrnehmungsvermögens versetzt sind. Oder aber man erzählt von Spukhäusern, wo sich schlürfende Schritte hören lassen, die genau denselben Eindruck machen, wie er vor langen Jahren durch das Auf- und Niederwandern längst Verstorbener den Mitbewohnern erweckt wurde. In beiden Fällen ist es die Aura des Ortes, die unverlöschbar den Eindruck ätherischer Störungen bewahrt, auch wenn die Urheber dieser Störungen längst nicht mehr am Orte weilen.

Unzählig sind die Erzählungen, die im Munde des Volkes von gewissen Spukerscheinungen im Umlauf sind, aber ob sie nun als warnende oder schreckende, also spontane, anscheinend auf eine Intelligenz als Urheberin deutende, oder als Reagentien auf vorangegangene Beschwörungen, also nicht spontane, auftreten, sicher ist die Erklärung des Volkes durch Annahme von ruhelosen Seelen und Geistern nicht so befriedigend, als es die Zurückführung auf die Thatsache der Aura ist. Es widerstrebt dem Gefühl, eine menschliche Seele in so kraftloser Weise an die Erde gefesselt zu denken, es widerspricht eine solche Annahme auch der okkulten Anschauung von dem Zustande nach dem Tode.

[1]) Vergleiche hierzu „Sphinx", X. Bd. S. 328.

Der Okkultismus lehrt, daß das Kraftzentrum, welches sich hier als Mensch darstellt, wie jeder andere Körper seine Kraftauren ausstrahlt, die zunächst, wie eine innerste Schale als Geist, dann als eine mittlere Umhüllung, als bewußte Seele, und endlich als eine äußerste Kleidung als Körper erscheinen. Alle Fernwirkungen, die wir vorher der Aura zuschrieben, sind Durchdringungen des äußersten Kreises durch die Kraft des bewußten oder unbewußten Lebens. Beim Tode ebben diese Ausstrahlungen langsam zurück, wobei sie jedoch oftmals gerade in diesem Zustande, wie ein verlöschendes Licht besonders stark aufflackern und die häufig beobachteten Fernwirkungen der Anmeldungen Sterbender erstehen lassen. Langsam nur lösen sich die Beziehungen der nicht-körperlichen höheren Teile des Menschen von seiner körperlichen Hülle, die er sich, wie die Frucht ihre Schale, erst selbst geschaffen hat, von der er aber, so wie jene den Eindruck der Schale, ein Abbild als persönliches Bewußtsein, mit all seinen sinnlichen Leidenschaften, Neigungen und Wünschen vorläufig sich bewahrt; erst wenn die Frucht in neues Erdreich gesenkt ist, beginnt das innere Leben allmählich die Form zu ändern, und so schwindet auch auf neuen Bahnen erst langsam die Erinnerung an das Erdenleben zurück. Das, was hier zurück bleibt, ist nicht die Seele, nicht der Geist des Menschen, sondern es sind die erregten Schwingungen seiner Aura; wenn aber in jenen unerklärlichen Spukvorgängen oft eine Intelligenz sich zu offenbaren scheint, so mag dies ein aufflackerndes Verstärken jener Strömung sein, wenn durch irgend eine psychische Einwirkung, sei es in Liebe oder in Haß, die leisen Fäden der noch vorhandenen Beziehungen zum Erdenleben in Schwingungen versetzt werden.

Nicht unerwähnt will ich hierbei jedoch lassen, daß eine ganze Reihe von Spukvorgängen hier eine besondere Ursache zu fordern scheinen. Ich meine jene Erscheinungen, die jahrhundertelang an bestimmte Orte gebunden sind, wie der bekannte Ruf der banshee in Irland — der Volkssage nach von einer Fee herrührend, die bedeutende Ereignisse dadurch ankündet, oder das Erscheinen der weißen Frau in den Schlössern der hohenzollerschen Fürsten.

Zunächst ist auch wohl hier die Aura des Ortes als Erklärung heranzuziehen. Ein thatsächliches Vorkommnis, begleitet von hoher seelischer Erregung, hat der astralen Sphäre jener Oertlichkeit sein Gepräge gegeben. Die Energie ist also vorhanden und sie wird durch die psychische Erschütterung derjenigen, die im Laufe der Zeit jene Erscheinungen wahrnahmen, noch erhöht; ihre Auslösung aus dem latenten Zustande zu ganz bestimmten Zeitpunkten muß aber wohl irgend welchen Intelligenzen zugeschrieben werden, nur daß wir hierbei nicht nötig haben, gerade an entkörperte zu denken.

Es ist vielleicht nur die magische Wirkung des Willens eines seherisch Veranlagten, welche den Schrei der banshee ertönen, nur der Gedanke des mit der spukhaften Erscheinung bekannten sterbenden Fürsten, welcher die weiße Frau erscheinen läßt; nicht ausgeschlossen ist auch, daß

die hellseherische Veranlagung des Beobachters selbst unbewußt das Phänomen hervorruft.

Eine Spukerscheinung von Weltruf verdient noch ganz besonders erwähnt zu werden. Es ist dies die des „Fliegenden Holländers". Was die Sage über ihn berichtet, ist bekannt, was ihr zu Grunde liegt, mag folgendes sein. Die ungeheure Erregnng der Wut und das Entschlossensein, den eigenen Willen gegen Gott und Natur durchzusetzen, wie es den holländischen Kapitän beseelte, ließ ihn, nachdem er das Opfer eines gewaltsamen und plötzlichen Todes geworden, für eine bestimmte Zeit an den Schauplatz seines Vergehens gekettet bleiben, bis seine Erscheinung als festes Bild im Astrallichte abgeprägt worden ist und nun, gleich einer Fata Morgana, unter gewissen Bedingungen sichtbar wird. —

Wenngleich so eine ganze Anzahl von Vorgängen auf die Wirkungsweise der Auren zurückgeführt werden kann, so ist doch ein bestimmter Teil hier auszuschließen, nämlich die, wo nicht nur, wie bei den vorher erwähnten, nur Vorstellungen von Erscheinungen entstehen, sondern wo wirklich materielle Veränderungen vor sich gehen. Auch die vorher erwähnten Erscheinungen brauchen nicht nur unbewegte Bilder zu sein, sie können sich bewegen, den Eindringling bedrohen oder bestimmte Handlungen vornehmen, immer aber wird trotz des oft donnernden Lärmens kein Gegenstand berührt oder in seiner Lage verändert werden. Anders ist es bei den Handlungen, bei welchen, wie in Resau, die verschiedensten Objekte bewegt und oft in wunderbaren Richtungen bewegt werden. Was hier die Ursache ist, ob mediale Kraft einer einzelnen in der Nähe befindlichen Person oder die Mitwirkung jener geheimnisvollen Kräfte, die wir „Elementarwesen" nennen, oder vielleicht beides, das wage ich nicht zu entscheiden. Ich will hier nur die Fälle berühren, wo die Annahme der Wirkung einer Aura zur Erklärung ausreicht. Man wird nicht irre gehen, in diese Rubrik alle solche Fälle zu bringen, bei welchen eine Beschwörung, d. h. die Erregung einer genügend starken Gegenaura, die Phänomene zum Verschwinden bringt. Welche Hilfsmittel hier zur Verwendung kommen, ob religiöse Handlungen, Gebete, Messelesen oder Räucherungen, ist gleichgiltig, immer aber müssen seelische Erregungen von solcher Intensität dabei im Spiele sein, daß sie das vorhandene astrale Bild zu erschüttern und aufzulösen vermögen.

Hierbei ist der Glaube und die feste Ueberzeugung allerdings die Hauptsache.



Die ersten Gefahren der geistigen Entwickelung.

Fragment aus einem englischen Notizbuch.[1])

Der Enthusiasmus, der denjenigen besucht, welcher mit dem Studium des Okkultismus beginnt, erweckt dessen astrale Persönlichkeit plötzlich zu einer Thätigkeit, die ihm selbst und andern Schaden zufügt, ohne daß er sich selbst dessen bewußt ist. Diese psychische Persönlichkeit ist sein schlimmster Feind; der Kampf mit dem Selbst dauert fort und wird sogar umso schwieriger, je stärker wir werden.

Sobald der innere Mensch erwacht, beginnen seine elementaren Kräfte ihn zu meistern, wenn er nicht diese mit seinem Willen beherrscht. Und doch bilden gerade diese inneren Kräfte, dieses eigentliche Selbst, die Quelle seiner Stärke; sie dürfen deshalb nicht im Wachstum gehindert, nicht verkümmert, nicht zurück gedrängt werden, sondern müssen überwacht und dann zu innerem Wachsen und Beobachten verwandt werden.

Die auf solche Art in der psychischen Ebene gelagerten Motive eines Menschen können dunkel und schlecht sein; er kennt sie garnicht, noch vermag er diese psychische Natur zu reinigen, bis alle seine Instinkte universell geworden, bis die Rücksicht auf das Selbst aus seinem Herzen geschwunden ist. Welche Aufgabe! Und doch kannst Du sie erfüllen, wenn Du Dein inneres Selbst mißtrauisch ergründest, und alle verborgenen Motive und Neigungen unermüdlich, Augenblick für Augenblick ans Tageslicht bringst.

Diese Aufgabe erfordert riesige Anstrengungen; allein sie muß in aller Ruhe erfüllt werden, ohne Mißmut über das Mißlingen oder die dunkeln Entdeckungen, die dabei auftreten können; sie muß gethan werden einfach, weil sie gethan werden muß um der Menschheit willen, ob sie uns nun gelingt, oder nicht, nachdem wir im Entwickelungs-Gang unsers Geschickes nun einmal vor sie gestellt worden sind.

Nach vielen den Sinnen gewidmeten Leben, beginnt sich nun die Seele zu regen, zum Selbstbewußtsein zu erwachen; alles Bisherige wird schal, alles verschwindet unter der Maske des Gleichartigen, alles erscheint tot. Es macht sich eine Leere fühlbar, ein Verlangen nach einem Etwas tritt auf, das der Strebende eifrig sucht.

Dieses Etwas, das ihm not thut, ist er selbst; er bedarf der Kenntnis seiner Seele, der Kenntnis seiner Selbst. Es folgt dann eine schreckliche Periode, abwechselnd Licht und Schatten, Frieden und Sturm. Dieses Abwechseln ist Natur. Es giebt aber einen Ort, den der Strebende erreichen, eine Haltung, die derselbe anstreben sollte; die, daß er auf alles dies zurückblickend diese Aenderungen als Bilder, die auf einen Schirm geworfen werden, ansieht und zu verstehen sucht.

Die Gesetze, auf denen das Wesen des Menschen beruht, muß er kennen, ehe er fortschreiten kann. Ehe er einen wirklichen Fortschritt machen kann, muß er sich zuvor im richtigen Gleichgewicht befinden.

[1]) Siehe „Lucifer" vom 15. Mai 1894, p. 247. Uebersetzt von Ludwig Deinhard.

Ein Mensch sollte die Lehre, die ihm jede Erfahrung giebt, beherzigen und alle Reue sein lassen, denn sie taucht unter in Vergessenheit. Unsere Fehler gehören der niederen elementaren Natur an. Diese Dinge, welche aus der Welt des Astralen zu uns herüberkommen, wenn der Funke im Herzen mit der niederen astralen Ebene noch gleichzeitig schwingt, sind gemeinsame Feinde, die alle Menschen zu bekämpfen haben.

Die verhängnisvolle Macht dieser Instinkte ist die, daß sie dem Neuling erscheinen, als seien sie er selbst; in seiner darauffolgenden ungestümen Verachtung tadelt er sich selbst, statt alle bloßen Handlungen, wie er sollte, kosmischer Energie zuzuschreiben, und nicht als vom wirklichen „Ich" begangen aufzufassen; denn der physische Körper ist ein bloßes Vehikel, und solange nicht das wirkliche „Ich" davon Besitz ergreift, ist er gewöhnlich nur ein Automat, auf dem kosmische Kräfte spielen.

Wenn der Funke im Herzen gereinigt, d. h. zur höchsten Substanz in höchster Schwingung geworden ist, dann enthält er das All potentiell und wird vom Geist beherrscht.

Die ersten Anzeichen dieses Geistes sind das Gewissen und der Wille. Wille ist Geist, höherer kosmischer Wille; der göttliche Wille, welcher im vollkommenen Menschen seiner selbst bewußt ist. Ist aber einmal eine Lektion gut gelernt, dann sollte die Sorge, Fehler zu machen, für nichts angesehen werden. Nur im Triumph der universellen Liebe über das eigene Selbst wird der Friede gefunden.

Lebhaft empfindet der Lernende seinen eigenen langen Lähmungszustand, seine krankhafte Stimmung, bei der sich sein Innerstes empört, und die kochende Gärung seiner elementaren Natur; allein in dem Augenblick, in dem dies alles in sein Bewußtsein tritt, indem er über das Erbe seiner eigenen Vergangenheit nachsinnt und sich wie ein titanischer Laokoon vorkommt, umschlungen von der Welten-Schlange, da löst sich im Gefühl namenloser Verzweiflung, tiefsten Schmerzes sein Herz auf zu universeller Liebe, zum Verlangen nach gegenseitiger Menschenliebe. Die Erziehung des Herzens, und seine Vervollkommung sollte unsere vornehmste Sorge sein. Der einzig mögliche Schutz unserer Mitmenschen vor unserer tigerhaften Persönlichkeit besteht in der Umwandlung unseres Herzens.

Wir, die wir den Pfad des Okkultismus, den Cyklus der Wahl betreten haben, schulden uns strengere Rechenschaft, als andere Lernenden. Wir müssen uns und unsere Mitmenschen gegen uns selbst schützen. Der Kampf tobt in uns selbst. Haben wir aber erst einmal den Dualismus unserer Natur erkannt; sind wir erst einmal auf der Hut gegen die Wirkung und Gegenwirkung, welche das eine Mal liebevoll, das andere Mal gehässig und zornig, heute ruhig, morgen stürmisch aus uns hervorbricht; haben wir erst gelernt, diesen abwechselnden Impulsen, welche aus den Bewegungen des Astrallichts auf uns einströmen, zu widerstehen, dann trotzen wir auch den immer wiederkehrenden Instinkten, die uns sonst unsere beste Arbeit wieder zerstören.

Wenn wir diesen inneren Beobachtungsposten erringen, dann hören wir allmählich auf, jenen astralen Eindrücken und Erregungen zu erliegen. Wir müssen uns aber auf ihre Ankunft schon nach Momenten der Ruhe vorbereiten, um ihnen mit hartnäckiger Ruhe und Enthaltung jeglichen Handelns zu begegnen; dadurch ersparen wir unseren Mitgeschöpfen die Unbill, die wir ihnen sonst zufügen, und uns selbst die Reue. Dann aber vermögen diese Impulse nichts mehr über Herzen, gereinigt, wie sie sind von dem Element, das sie anzieht. **Drei Mlechchhas**[1].

Hellsehen im Dienste der Polizei.

Dr. Carl du Prel kann in seiner „Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften" nicht genug auf die Verwendung des Somnambulismus im Dienste der Kriminaljustiz dringen. Aber solche Stimmen verhallen ja ungehört wie vorläufig auch die Rufe der Empörung jedes sittlich noch nicht verwirrten Menschen über die Roheit der Vivisektion. Amerika ist dem überbildeten Europa voraus. Dort geht man so vor, wie die Berliner Börsen-Zeitung (Nr. 546, 1894) berichtet: In Denver, Colorado, wurde am Dinstag früh eine junge Japanerin namens Kika Oyama mittels eines fest um ihren Hals geschlungenen Handtuches im Bett erdrosselt gefunden. Da dies binnen wenigen Tagen schon der dritte derartige Mord ist und in allen drei Fällen eine Karte mit dem Namen einer Mordbande, die etwa 20 Mitglieder zählen soll, zurückgelassen wurde, so befürchtet man noch ähnliche Morde. Die Bande nennt sich „Chevaliers d'Amour". Die Polizei ist völlig ratlos und hat bisher noch keine Verhaftung vorgenommen. Es liegen offenbar keine Raubmorde vor. Der Mörder öffnete in allen drei Fällen freilich Kommoden und Koffer und warf alles durcheinander, nahm aber nichts fort. Jetzt hat die Polizei die Dienste einer berühmten Hellseherin in Chicago in Anspruch genommen. Diese erklärt, daß der Mörder ein blonder Mann ist, der seinen Kopf etwas von der Seite hängen läßt. Er trage einen weichen Filzhut. Der Mörder wohne in unmittelbarer Nähe des Hauses, wo der Mord des Japanischen Mädchens stattgefunden habe. Jetzt wolle er wieder eine in der Market-Straße lebende Frau ums Leben bringen.

Dr. G.

[1] Was ist ein Mlechchha? wird der Leser fragen. Sekr. Doctrine (I. 270) giebt an: Mlechchhas-Outcastes = Solche, die keiner Kaste angehören. Ferner giebt Secr. Doctr. (II. 405) den Begriff des Mlechchha-unclean foreigner = unreiner Fremder eine Bedeutung, die nicht eben geeignet ist, die Ansprüche dieser M..as besonderer Beachtung würdig erscheinen zu lassen. Wir werden uns aber an die Bedeutung Outcastes zu halten haben, und unter Mlechchhas solche uns vorstellen, die keiner Kaste angehören.

Kraepelins Psychiatrie.

Wer sich mit den Thatsachen des Geisteslebens beschäftigt, darf nicht unterlassen, die Geisteskrankheiten zu berücksichtigen, wenn er nicht kritiklos den Erscheinungen gegenüber stehen will, die aus Störungen der Hirnfunktionen hervorgehen, aber oft aus Unverstand und in phantastischem Dilettantismus in das Gebiet des Uebersinnlichen gezogen werden. Besonders den Lesern unserer Zeitschrift kann es nicht genug ans Herz gelegt werden, sich vor den Gefahren der Begriffsverwirrung zu hüten, welche nur zu leicht an diejenigen herantreten, welche ohne systematische Studien das Grenzgebiet der Sinnes- und Geisteswelt betreten. Die harmlose Unbefangenheit ist ja etwas Schönes, aber wenn sie in Kritiklosigkeit ausartet, führt sie zu verhängnisvollen Selbsttäuschungen und zu einem Wirrwarr zusammenhangloser Meinungen über Leben und Welt, aus denen nur Nachteile für das sittlich religiöse Leben erwachsen.

Keinem Zweige der Medizin habe ich so viel ernste Belehrung für die Gestaltung einer einheitlichen Lebensauffassung zu verdanken, wie der Psychiatrie. Ich möchte keins der vier Jahre zurücknehmen, welche ich auf die Theorie und Praxis der Psychiatrie verwendet habe und in denen ich über tausend Geisteskranke sehen, zum Teil auch beobachten konnte. Was die Litteratur der Lehrbücher darbot, habe ich mit Dank und Anerkennung beobachtet. Obenan steht mir das fundamentale Werk von Geh. Rat Prof. Dr. von Krafft-Ebing, das dreibändige „Lehrbuch der Psychiatrie", welches in wissenschaftlicher Klarheit ein Riesenmaterial von Thatsachen verarbeitet. Die „Klinische Psychiatrie" von H. Schüle ist wertvoll für die Beurteilung von Einzelfällen. Th. Meynerts „Psychiatrie" und „Klinische Vorlesungen über Psychiatrie" haben große Vorzüge für die ärztliche Praxis. Auch Griesingers einst bahnbrechende „Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten" bewahrt noch seinen Wert durch den Zug von Genialität, der das Werk durchweht.

Aber für Aerzte, Psychologen und alle diejenigen, welche eine kritische Stellung zum Spiritismus gewinnen wollen, kann ich nicht dringend genug das Lehrbuch von Dr. Emil Kraepelin, Professor in Heidelberg, empfehlen.[1]) Dieses dem Andenken Bernhard von Guddens gewidmete Werk behandelt auf 702 Großoktavseiten die äußeren, d. h. körperlichen und seelischen Ursachen der Geisteserkrankung, die inneren Vorbedingungen dazu, die Störungen des Wahrnehmungsvorganges, des Verstandes, des Gefühlslebens und Handelns, den Verlauf, den Ausgang und die Dauer des Irreseins, die Untersuchungsmethoden und die Beurteilung des Irreseins, die Grundsätze der vorbeugenden und heilenden Behandlung, endlich die einzelnen Krankheiten: die Delirien durch Fieber und Vergiftung, die akute

[1]) Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende und Aerzte von Dr. Emil Kraepelin, Professor in Heidelberg. Vierte, vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel (Arthur Meiner.) 13 Mk. 50 Pf. brosch., 14 Mk. 25 Pf. gebunden.

Eingegangene Mitgliedbeiträge bis 1. Januar 1895.

Für die Theosophische Vereinigung.

Von L. S. in Filehne: 50 Mk. — Otto Nagel in Hamburg: 2 Mk. 25 Pf. — A. Urbich in Waltersleben: 2 Mk. — Clemens Eisert in Dresden: 3 Mk. — Carl Buttenstedt in Rüdersdorf: 10 Mk. — Ludw. Deinhard in München: 5 Mk. — Otto Urbahn in Köln: 5 Mk. — Ad. Kolbe in Wandsbeck: 3 Mk. — K. Gottgetreu in Weimar: 35 Pf. — N. Valentin in Dresden: 6 Mk. — H. Reynders in Gouda: 3 Mk. 50 Pf. — H. Dempewolf in Köln a. Rh.: 10 Mk. — Robert Unger in Berlin: 2 Mk. — K. E. Rolle in Zeitz: 10 Mk. Georg Maaß in Hamburg-Eimsbüttel: 5 Mk. — Wilhelm Pfankuch in Hersfeld: 5 Mk. — Ch. Hansner, Lehrer in Floß (Bayern): 1 Mk. — Frau Rittergutsbesitzer Marie Goetze in Suchorzew bei Pleschen: 5 Mk. — Zusammen 130 Mk. 10 Pf.

Für die Deutsche Theosophische Gesellschaft.

Von Dr. Hugo Göring in Berka: 11 Mk. 20 Pf. — Bruno Wilhelmi in Oranienburg: 11 Mk. 20 Pf. — Frl. P. Stryczek in Steglitz: 11 Mk. 20 Pf. — Hugo Höppener in Berlin: 11 Mk. 20 Pf. — Eugen Appelhans in Braunschweig: 7 Mk. 70 Pf. — Paul Buro in Gr. Lichterfelde: 11 Mk. 20 Pf. — Herm. Fröhbrodt in Berlin: 11 Mk. 20 Pf. — W. Bewermann in Berlin: 11 Mk. 20 Pf. — Frl. Frieda Hantel in Berlin: 7 Mk. 70 Pf. — Frl. Alice Meyer in Berlin: 7 Mk. 70 Mk. · Paul Heller in Steglitz: 7 Mk. 70 Pf. — Gustav Müller in Berlin: 11 Mk. 20 Pf. — Frl. Hermine Schneider in Berlin: 7 Mk. 70 Pf. — Franz Seiler in Berlin: 7 Mk. 75 Pf. — Paul Born in Berlin: 7 Mk. 75 Pf. — Max Gubalke in Rixdorf: 11 Mk. 20 Pf. — Gustav Rüdiger in Berlin: 7 Mk. 70 Pf. — C. V. in Freiburg i. Br.: 3 Mk. — Doris Funke in Hagen: 12 Mk. — A. O. in Stuttgart: 11 Mk. 20 Pf. — L. S. in Filehne: 20 Mk. — von Häseler in Cotta bei Dresden: 11 Mk. 20 Pf. — Klara Motzkus in Königsberg: 11 Mk. 20 Pf. — Paul Zillmann in Dresden: 11 Mk. 20 Pf. — Friedrich Schmidt in Rixdorf: 11 Mk. 20 Pf. — Carl Möller in Neuhof: 12 Mk. — Emil Bady in Charlottenburg: 11 Mk. 20 Pf. — R. Waeber in Brieg: 11 Mk. 20 Pf. — C. von Blumenthal in Nizza: 6 Mk. — A. Käppler in Langensalza: 11 Mk. 20 Pf. — Assi. Besnard in München: 11 Mk. 20 Pf. — Dr. Carl Gerster in Braunfels: 11 Mk. 20 Pf. — Adolf Nunwarz in Linz: 16 Mk. 50 Pf. — Dr. Ernst Ottmer in Braunlage: 11 Mk. 20 Pf. — Pastor E. Diestel in Berlin: 11 Mk. 20 Pf. — Dr. Hübbe-Schleiden in Steglitz: 3 Mk. 50 Pf. — Frau P. Keppelmann in Stuttgart: 11 Mk. 20 Pf. — Günther Wagner in Hannover: 11 Mk. 20 Pf. — B. Hübbe in Berlin: 6 Mk. — A. Gieseke in Ratibor: 11 Mk. 40 Pf. — Reinhold g. Reiners in Ratibor: 11 Mk. 20 Pf. — Graf von Brockdorff in Berlin: 6 Mk. 10 Pf. — Gräfin von Brockdorff in Berlin: 6 Mk. 5 Pf. — Hugo Aurig in Adlershof: 6 Mk. — Ida Buro in Gr. Lichterfelde: 3 Mk. 50 Pf. — Landgerichtsrat Krecke in Berlin: 6 Mk. — Graf Schack von Wittenau in Rawitsch: 11 Mk. 50 Pf. — Dr. Josef Klinger in Kaaden: 11 Mk. 48 Pf. — J. C. Ehrichs in Hamburg: 6 Mk. — Frl Chr. Hardt in Glückstadt: 11 Mk. 20 Pf. — Carl Becker in Karlsruhe: 6 Mk. — Jacob Feldner in Loober: 6 Mk. — Otto Wiedemann in Steglitz: 3 Mk. 50 Pf. — Frl. Helene von Borcke in Blankenburg: 11 Mk. 20 Pf. — Gustav Schultze in Görlitz: 11 Mk. 20 Pf. Gräfin Eva von Krockow in Berlin: 11 Mk. 20 Pf. — Wilh. Schupp in Charlottenburg: 3 Mk. 50 Pf. — Emil R. Fühler in Zwickau: 11 Mk. 20 Pf. — Frl. Ad. Schwiebs in Berlin: 11 Mk. 20 Pf — Frl. Fr. Hantel in Berlin: 3 Mk. 50 Pf. — Paul Born in Berlin: 3 Mk. 50 Pf. — Franz Seiler in Berlin: 3 Mk. 50 Pf. — Adolf Fritz in Nürnberg: 11 Mk. 20 Pf. — Paul Raatz in Berlin: 6 Mk. — Horst von Henning in Nürnberg: 7 Mk. 70 Pf. — Dr. Chr. M. de Jonge in Berlin: 6 Mk. — Paul Buro in Charlottenburg: 8 Mk — Frau Ida Buro in Charlottenburg: 8 Mk — K. Schuster in München: 8 Mk. — Zusammen 629 Mk. 13 Pf.

Berlin, den 1. Jannar 1895. **B. Hübbe.**

Für die Redaktion verantwortlich:

Dr. Göring in Braunschweig (Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

März 1895 XX, 109.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Kunstbeilage: Dr. Hübbe-Schleiden.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1895.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig** entgegen.

—— Post-Zeitungsliste Nr. 6442. ——

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von **Mk. 3,75** an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum **20. März** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.



Dr. Hübbe-Schleiden.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XX, 109. März 1895.

Im Morgenlande.

Ein Reisebrief.

Von

Hübbe-Schleiden.

*

Seitdem der Begründer unserer Bewegung, Henry Olcott, bei uns in Berlin seinen Besuch im letzten Sommer ankündigte, stand bei allen, die dies hörten, ohne irgend welche Ueberlegung die Thatsache fest, daß ich nach Indien gehen würde. Viele Rechtfertigungsgründe boten sich nachträglich dafür dar und nicht der unwichtigste unter diesen ist der, daß ich einer vollständigen Ausspannung aus meiner heimischen Thätigkeit unbedingt bedurfte, und daß ich solche Ausspannung in Europa, im Bereiche des europäischen Postverkehrs, unmöglich finden konnte. Aber wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte dafür, daß Verstandesgründe immer nur nachträglich das, was geschehen muß und soll, rechtfertigen, daß aber die Triebkraft und der „Wille" bei jeder solcher reifenden Notwendigkeit viel tiefer, innerlicher liegt als jegliche Berechnung des Menschenverstandes, dann kann hierfür diese Thatsache dienen. Von sehr vielen verschiedenen Seiten bin ich gefragt worden, warum ich fortginge und warum gerade nach Indien; und ebenso viele verschiedene Gründe, je nach dem Geschmacke und dem Vorstellungsvermögen der Frager, habe ich, antwortend, angegeben — Gründe, deren Stichhaltigkeit mir selber durchaus nicht einleuchten. Jede Zerstreuung ist mir widerwärtig, Sammlung das allein erwünschte. Daß aber, wer nach dem Geistigen strebt, dies außen in der weiten, weiten Welt zu suchen hätte, wenn er es nicht in sich selber findet, das ist ein kindlicher Irrtum, dem ein Theosoph wohl nicht leicht unterliegen kann. Bin ich nun freilich auch schon viel gereist und sind mir insbesondere die Tropen Afrikas als von meinem längeren Aufenthalt in Aequatorial-Afrika her in der angenehmsten Erinnerung, so habe ich doch nie in meinem Leben eine Reise oder irgend ein sonstiges Unternehmen mit einem so starken, überwältigenden Gefühl von Unlust angetreten wie eben diese Reise nach dem Morgenlande. Und doch wußte

ich bei allen Hindernissen, die sich vor mir auftürmten, und die mir als Entschuldigung, daheim zu bleiben, längst hinreichen konnten, ganz bestimmt: Du mußt hinreisen und Du wirst hinreisen!

Warum? — Nun, das werden wir sicherer nachher sagen können als schon jetzt. Wozu auch solche Neugierde!

Aber manche unserer Leser, die erfahren haben, daß ich diese Reise nach dem Osten unternommen habe, möchten vielleicht einiges Nähere darüber hören, wie sich diese Indienfahrt in ihrer wirklichen Ausführung gestaltet. Reisebeschreibungen sind nun freilich in meinen Augen noch langweiliger als Romane und Novellen; und es sind schon soviel Indienreisen gerade kürzlich in deutschen Tagesblättern beschrieben worden, daß es völlig unnötig erscheint, noch weiter von eigenen großartigen Sinnes- und Gemütseindrücken durch stark verblaßte Schilderung in Schrift und Druck schwächliche und deshalb unbefriedigende Widerspiegelung zu geben. Aber wie nun einmal die Menschennatur ist, so nehmen doch viele ein besonderes Interesse an dem Individuellen, was stets solchen Eindrücken und Erlebnissen anhaftet; und mancher möchte auch vielleicht gern wissen, wie er selbst es anzufangen hätte, wenn auch er einmal eine ähnliche Reise unternehmen wollte.

Daß hierzu geschichtliche und kulturelle, wirtschaftliche und politische, philosophische und okkultistische Vorstudien nötig sind, wird jeder sich nach seinem eigenen Geschmack und Interesse sagen. Von der materiellen Ausrüstung ist das fast allein Wichtige ein Kreditbrief einer englischen Bank, wie etwa der Hongkong and Shanghai Banking Corporation, der jedem gegen Hinterlegung des Betrages ohne weitere Kostenrechnung (Kommission oder Provision) gewährt wird. Deutschland liegt zu sehr außerhalb des Weltwirtschaftsbetriebes, als daß deutsche Banken solche Vorteile bieten könnten.

Anfang Oktober brach ich von Berlin auf. Ich nahm meinen Weg durch den Harz, durch Hessen, Bayern und Salzburg nach Triest, um einigen meiner nächsten Freunde noch zum Abschiede die Hand schütteln zu können. Und sonderbar war mir, daß ich von ganz verschiedenen Seiten beim Abschiede hören mußte: „Sie werden nicht sobald zurückkehren, wie es jetzt geplant ist!" — Meine Rückfahrtskarte ist auf sieben Monate berechnet, aber freilich scheint es schon jetzt, daß sich jene Vermutung bewahrheiten könnte, wenn auch nicht gerade in der Weise, wie es meine scherzhafte Antwort verspottete, „ob man etwa glaube, daß ich mich als Ziegenhirte in den Hochthälern des Himalaya verdingen würde". Doch es giebt hier geistig wertvollere Aufgaben zu lösen.

Im Harze hatte ich die Freude, daß Professor Deussen mir die Gunst erwies, mir dorthin nachzureisen und die letzten Tage dort mit mir zu verleben. Seine persönlichen Anweisungen und Empfehlungen sind besonders wertvoll in diesem Lande, wo er bei allen geistig gebildeten Indiern den wärmsten Eindruck hinterlassen hat und wo seiner stets mit Enthusiasmus gedacht wird. Ich brach mit ihm zusammen südwärts auf, doch

trennten sich unsere Wege an der nächsten Eisenbahnstation. Er mußte zu seinem Lehrberuf für das Wintersemester nach dem Norden (Kiel) zurückkehren; mich führte mein Karma dem ewigen Sommer dieses alten Wunderlandes zu.

Mich begünstigte das Reiseglück mit warmem Sonnenschein und freundlichen Gesichtern, schon bei meiner ganzen Hinausreise über die Hochebene Münchens, die oberbayerischen Seen und die österreichische Alpenkette. Eine besondere Ueberraschung aber war mir vorbehalten, indem der Dampfer des österreichischen Lloyd, auf dem ich meine Passage genommen hatte, vor seiner Ausreise zunächst nach Venedig hinüberfuhr. So hatte ich Gelegenheit, nach 27 Jahren wieder einmal die alte Dogenstadt zu sehen, in der ich als junger Student eine Woche verlebte, die mir stets wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht" im Gedächtnis geblieben ist. Und wie in eine ferne Traumwelt versetzt, genoß ich auch jetzt wieder den Abend dort; mit einigen Reisegefährten mischte ich mich in das bunte Treiben des lebhaften und lebenslustigen Volkes. Wie einst gewährte mir das Volkskonzert auf dem Markusplatze unter klarem Sternenhimmel wieder den Eindruck eines riesengroßen Konzertsaales ohne alle Schattenseiten, die ein solcher als geschlossener Raum unvermeidlich hat; und auf unserer nächtlichen Heimfahrt, den Canale grande entlang bis zu dem Quay, wo unser Dampfer lag, konnten wir uns kaum trennen von den überall sich darbietenden Szenen. Scharen von Böten gruppierten sich um die vor den Palästen und Hôtels Konzerte improvisierenden Gondeln. Meistens waren diese mit einem halben Dutzend verschiedener Instrumente und einem gemischten Chor ausgerüstet; einige aber waren von Solosängern, Tenor oder Bariton, geleitet; und an rauschendem Beifall der Menge fehlte es besonders diesen Sängern niemals. Einzigartig war dabei, daß die Straße, auf der dies stattfand, ein breiter, stiller Wasserkanal war, in den alle Nebenstraßen auch nur als Kanäle münden. Viele Fenster der alten Marmorpaläste waren mit Zuhörern besetzt und die Räume meist erleuchtet. Die Gondeln des Publikums im Kanal waren vielfach mit Papierlaternen geschmückt, die in buntem Farbenspiel lautlos durcheinandertanzten. — Vor unserer Abreise am andern Nachmittage, dem 23. Oktober, wurde dem Bürgermeister und den Honoratioren der Stadt am Bord unseres Dampfers, der sich unweit vor die Piazetta legte, ein feierlicher Empfang mit Festessen bereitet. Dazu läuteten die Glocken der Stadt. Es war dies nämlich der erste Dampfer des österreichischen Lloyd, der Venedig anlief, da fernerhin diese Linie die regelmäßige Vermittelung des direkten Frachtverkehrs von Venedig nach Indien übernommen hat.

Jedem, der nach Indien reist, wird es, mit ganz seltenen Ausnahmen, auf eine Woche mehr oder weniger lange Dampfschiffahrt nicht ankommen; um so weniger, da zu solcher Reise stets der Herbst gewählt wird, wenn das Meer ruhig zu sein pflegt. Der Dampfer, der mich von Triest aus hierher brachte, der „Marquis Bacquehem" des österreichischen Lloyd, 4400 Tons groß, ist die ganze Fahrt so ruhig dahingeglitten wie auf

einem großen Flusse. Eine angenehmere Erholung für Ruhebedürftige ist kaum zu ersinnen. Jedem daher, der in irgend wie ähnlicher Lage ist, wie ich, kann ich daher nur auf das eindringlichste anempfehlen, meinem Beispiele zu folgen und von den vielen hierherfahrenden Dampfschifflinien aller Völker die Frachtlinie des österreichischen Lloyd zu wählen.

Diese große Dampfschiffahrt-Gesellschaft hat auch allmonatlich eine schnellfahrende Linie von Triest nach Bombay, am dritten jedes Monats. Auch diese Passagierbeförderung habe ich sehr rühmen hören. Sie ist ebenso schnell, wie die mit den englischen Postdampfern der „P und O" Linie, d. h. Peninsulan (Spanien) and Oriental; doch wird sie auch wohl nicht viel billiger sein.

Anders die Frachtlinie des österreichischen Lloyd, mit der ich fuhr, und die Triest am 21. jedes Monats verläßt. Die Passage auf diesen Dampfern kostet weniger als die zweite Klasse auf den Schnelldampfern, bis Bombay etwa 500 Mark. — Dabei sind aber die Salonpassagiere auf jenen großen Frachtdampfern gerade so bequem untergebracht und alle Einrichtungen ebenso angenehm und vorteilhaft wie die erste Klasse auf irgend einer andern Linie; ja, die Einzelkajüten sollen sogar nirgends anderwärts so luftig und geräumig sein, wie mir von alten Reisenden mit langjähriger Erfahrung auf den verschiedenen Linien versichert wurde. Unser Kapitän war ein alter, wetterharter, ruhiger und vertrauenerweckender Seemann und dem entsprechend waren auch die übrigen Offiziere und der Arzt, alles liebenswürdige und gefällige Italiener, die jedoch meistens auch deutsch und englisch sprechen. Ein besonderer Vorzug für Deutsche ist auf der Lloydlinie, daß von den Aufwärtern (Stewards) immer einige deutsch sprechen, was auf den Linien fremder Völker niemals zu erwarten ist.

Der hauptsächlichste Vorzug dieser Frachtlinie ist aber, daß man im Salon hier nur mit etwa 20 Passagieren und auf dem Dampfer überhaupt nur mit 35 oder 40 Passagieren zusammen ist, während auf dem gleichen Raume in den Schnelldampfern oft über 100 Fahrgäste aufeinander gedrängt sind. Wer die Vorteile der Individualisierung kennt, weiß dies zu würdigen; man hat weder nötig brutal aufzutreten noch auch „großes Tier" zu spielen, um mehr als Nummer Soundso zu sein. — Die geringere Zahl der Passagiere bringt indessen noch einen andern Vorteil mit sich, den keine andere Linie bietet, den aber der Tropenfahrer ganz besonders hoch zu schätzen weiß. Dies ist die Möglichkeit, daß alle gemeinsamen Mahlzeiten auf Deck unter dem Schutze dicker Sonnensegel in der frischen freien Luft eingenommen werden können. Von allen Annehmlichkeiten dieser ganz besonders günstigen dreiwöchigen Seereise mit ihren täglichen Seebädern und immer frischer Brise bei durchschnittlich 21° R. schien uns allen Passagieren dieses Speisen in der schönen warmen Seeluft eine der vorzüglichsten; und obwohl es Ende Oktober war, so konnten wir damit doch schon im Mittelmeer beginnen.

Und schließlich bietet die geringere Zahl der Passagiere auch noch einen letzten Vorteil, den man umsomehr würdigt, wenn man eben von

so manchen Lieben auf längere Zeit Abschied genommen hat. Nicht mit Unrecht zählte Buddha Gautama unter den Ursachen des Leides nicht bloß das Getrenntsein, von denen, die man liebt, auf, sondern auch das Vereintsein mit denen, die einem hoffnungslos unsympathisch sind. Diesem „Leide" ist man auf der Triester Frachtlinie nicht so leicht ausgesetzt; und sollte man es sein, so hat man Raum genug, ihm auszuweichen. Auf dem Wege nach Indien ist übrigens die Gefahr dieses „Leides" größer als wohl irgendwo sonst. Sind schon die reisenden Engländer in Europa mit Recht verrufen wegen ihrer anspruchsvollen Unliebenswürdigkeit, oft sogar Roheit, so gilt dies in sehr erhöhtem Maße von den Anglo-Indiern, d. h. von den Engländern, die in Indien sich als die Kaste der Eroberer fühlend, alle nicht zu ihrer Gesellschaft Gehörigen als mehr oder weniger Wilde betrachten. Insbesondere sind Vertreter dieser Kaste die Zivilbeamten und die Offiziere des Anglo-Indischen Dienstes. Diese sehen schon gewöhnliche Engländer als minderwertig an, andere Europäer aber, wie etwa die Deutschen, gelten ihnen als niedere Rasse, und mit diesen auf gleichem Fuße zu verkehren ist ihnen fast ebenso unmöglich wie mit Hindus oder mit Mohammedanern. Trifft man nun mit diesen auf dem engen Raume eines Dampferdecks mehrere Wochen lang zusammen, so kann das einige Unbequemlichkeit zur Folge haben. Dies wurde aber auf unserem „Marquis Bacquehem" dadurch vermieden, daß der Kapitän mit freundlichster Geschicklichkeit jede Bevorzugung der Anglo-Indier von vorne herein zu unterdrücken wußte.

In meinem täglichen Umgange während dieser Seereise war ich ganz besonders glücklich. Unter der Gesellschaft waren genug freundliche und harmlose Menschen, zwei Personen aber boten mir ein sonderliches Interesse dar. Die eine war Baron van D., der bis vor wenigen Wochen holländischer Kolonialminister im Haag gewesen war und mit dem letzten Kabinet abtrat, weil dieses einen rationelleren Wahlmodus für Holland nicht durchzusetzen vermochte; die andere war eine junge Indierin, Miß N., die in England erzogen ist, sich auch mehrere Monate in München aufgehalten und dort u. a. mit den Professoren Lenbach und Keller verkehrt hatte. Mit jenem hatte ich die kolonialen und kultivatorischen Interessen gemein, mit dieser die religionsphilosophischen Ideen Indiens; und die vielen und gründlichen Einzelkenntnisse beider, jedes auf seinem Gebiete, waren für mich ebenso wertvoll wie anregend, eine unerschöpfliche Quelle ernsten, eifrigsten Studiums und leichter, plaudernder Unterhaltung.

Es ist unmöglich und wäre auch unzweckmäßig, hier die vielen kleinen scherzhaften oder sonstwie erfreulichen Zwischenfälle meiner Landreise bis Triest und meiner Seereise mit ihrem Aufenthalt in Portsaid und mitten im Suez-Kanal (weil ein großer Dampfer vor uns auf den Grund geraten war), sodann in Suez und in Aden zu erzählen. Ebenso kann ich hier nur in kurzen Worten meine ersten indischen Eindrücke in Bombay berichten.

Am 12. November ging die Sonne für uns schon über den felsigen Bergen der Malabar-Küste auf, die soeben mit ihren höchsten Spitzen über den Horizont heraufschauten von jener Richtung her, der unser Dampfer uns rastlos und sicher entgegenführte. Um 10 Uhr morgens passierten wir den Leuchtturm, der etwa eine halbe Seemeile außerhalb der Süd-spitze der Bombay-Insel frei im Meere steht. Mit vollem Dampfe fuhren wir die Bombay-Bucht hinauf, die wohl einer der schönsten und größten natürlichen Häfen der Welt ist. Eben deshalb nannten ihn die Portugiesen Bombay, d. h. die gute Bucht.

Zur linken Seite entfaltete sich das Bild des regsten modernen Lebens- und Wirtschaftsbetriebes, ein Anblick ähnlich dem Liverpools von Birkenhead aus, doch in kleinerem Maßstabe und modifiziert durch die Palmenvegetation und durch den grauen Ton der vielen öffentlichen Bauten in Rohstein, gedeckt mit dunkel braunroten Ziegeln; diese warme und doch milde Farbengebung ist überaus wohlthuend für das Auge und hat nichts von dem kalten, prosaischen Eindruck unserer nordischen Geschäftsstädte. Im Hintergrunde, jenseits der Back-Bay, im Westen der Stadt schaute das moderne Villenviertel des Malabar Hill mit seiner üppigen Vegetation über die Stadt herüber. — Begierig aber suchten meine Augen und fragte mein Mund, welche der vielen großen und kleinen Inseln in der Bucht zu unserer Rechten E l e p h a n t a sei, jenes altehrwürdige Zeichen einstiger Geistesgröße Indiens, der schärfste Gegensatz zu dem modernen Treiben der zahllosen Dampfer, Kriegschiffe und europäischen Seegelböte um uns her, zu dieser großen Handelsstadt und zu den vielen Forts, die uns auf all den kleinen Inseln, an denen wir vorbeifuhren, entgegenstarrten. Nur einen kurzen Fernblick konnte ich dem alten heiligen Eilande gönnen, dann wandte sich unser Dampfer und fuhr westwärts in die Viktoria Docks hinein.

Hier bot sich abermals ein anderes Bild dar. Alles, was der Dienst an verschiedenen Rassen und Hauptfarben aufzuweisen hat, wimmelte am Quay umher, unsere Landung erwartend, noch viel bunter als in Portsaid oder Aden. Außer den Mohammedanern und einzelnen Negern (Somalis) stachen aus der Menge sonderlich die Parsen mit ihren eigenartigen Hüten ohne Rand und ihrer gelblich weißen Hautfarbe hervor. Die große Masse aber kennzeichnete sich als Hindus in allen Hautschattierungen, in denen sich wohl ursprünglich ihre zahllosen Kasten und Unterkasten abstuften. Obwohl das weiße Baumwollzeug als hauptsächlichster Bekleidungsstoff erscheint, zeigt sich doch überall daneben die Vorliebe der Tropenkinder für lebhafte Farben. Wer nichts nützliches zu thun hätte, der könnte tagelang dem bunten Treiben dieser Massen zusehen; und ein Maler, der die Menschennatur ohne europäische Vermummung und Verkrüppelung studieren will, der soll nach Indien kommen.

Mir scheint, wer noch nicht weiß, wie viel plastischer, natürlicher und schöner sich die Hautfarbe der Hindus als die der Europäer, der noch unverkünstelten Natur anpaßt, den wird hiervon unter den vielen Haut-

schattierungen hier wohl das warme Braun am besten überzeugen. Wo es sich noch um die unentwickelte Menschennatur handelt, da giebt hierbei das dunkle leuchtende Auge den braunen Kindern Indiens leicht einen lebhaften und seelenvollen Ausdruck. Andrerseits ist aber wohl nicht zu vergessen, daß uns etwas ähnliches schon bei dem Auge eines Rehes anzieht, und doch schaut uns dies noch fast ganz unbewußt an. Menschliches Bewußtsein und Begehren leuchtet uns nun freilich aus den Augen der Naturkinder entgegen und hier sogar das Auge einer alten Kulturrasse. Man sollte sich aber doch nicht täuschen lassen durch die eben erwähnte ausdrucksvolle Wirkung dunkler Farben. Feineren Seelenausdruck bietet doch das blaßfarbige Angesicht des Europäers. Dabei soll man sich allerdings hüten, nicht ungerecht zu vergleichen, nicht den gebildeten Europäer mit dem indischen Kuli und auch nicht den indischen Weisen mit dem europäischen Geschäftsmanne.

Der Glaube, daß die Ost-Arier, insbesondere die Hindus, eine höher oder feiner entwickelte Rasse seien, scheint mir unbegründet. Im Gegenteil, wir dürfen wohl beide Rassen als durchschnittlich gleich idealistisch veranlagt ansehen; aber der West-Arier, insbesondere der Germane, ist Dank seiner besseren Schulung und Entwickelung seit Jahrhunderten sich seines Idealismus mehr bewußt geworden. Diese Ueberlegenheit der europäischen Arier ist auch der Grund, warum unsere theosophische Bewegung allein aus westlicher Initiative hervorgehen konnte und allein durch unsere gutgeschulte Energie getragen werden kann. Wir sind bereits um einen Kreislauf weiter vorangeschritten auf der Bahn des Selbstbewußtwerdens. Bei unserm äußerlich weiteren Wirkungs- und Gesichtskreise ist es uns schwerer, die gleiche Tiefe des inneren Bewußtseins zu erlangen und festzuhalten. Wo uns dies aber gelingt, da ist bei uns auch das äußere Bewußtsein mehr vergeistigt. Praktisch ausgedrückt: der Europäer ist im allgemeinen wohl selbstloser, opferwilliger und zuverlässiger als der Indier; dabei kann man sagen: auf gleicher oder analoger Bildungsstufe weiß und kann der Europäer mehr als der Hindu. Und wenn einzelne Indier es in mystischer Entwickelung besonders weit gebracht haben, so ist es doch für uns schwer zu ermessen, ob die Heiligen und Geistesmänner Europas, so auch unsere alten deutschen Mystiker es nicht vielleicht praktisch ebenso weit gebracht hatten, obwohl sie uns keine so bis ins einzelne ausgearbeitete Systematik der praktischen Schulung hinterlassen haben.

Es scheint mir auch, als ob die weiße Haut des Europäers doch geeignet und bestimmt sei, besser als die braune des Indiers, die innerliche Vergeistigung des Wesens zum Ausdrucke zu bringen. Sie paßt auch eben deshalb nicht so gut, wie die braune Haut, wo sie sich unverhüllt in ganzer Menschengestalt zeigt, sich der äußeren ungeistigen Natur an; aber die feinsten Regungen der Seele und die höchste Vergeistigung des Wesens prägte doch nur die viel zarteren Färbungen der europäischen Rasse aus; und ich möchte glauben, daß der höchste

bis jetzt erreichte Typus der germanische in einigen seiner sehr verschiedenen Verzweigungen ist.

Schon durch das Zollboot war mir an Bord unseres Dampfers ein Brief vom Präsident Olcott eingehändigt, der mich auf einen feierlichen Empfang vorbereitete. Bald erkannte ich nun unter der großen Menschenmenge, die am Quay unserer harrte, die Deputation der Theosophen, die gekommen waren, um mich festlich abzuholen. Nun giebt es allerdings für mich nichts Widerlicheres, als repräsentieren und Ansprüche erheben zu müssen; so erwartete ich nichts Gutes, aber ganz so schlimm, wie es ausfiel, hatte ich mir es doch nicht gedacht.

Noch ehe Passagiere das Dampfschiff verlassen konnten, kamen die dazu erwählten Herren an Bord. Es war ihnen nicht schwer, mich zu identifizieren. Einer hielt eine Ansprache an mich und gleichzeitig wurde ich mit einer doppelten Guirlande von Jasminen und Rosen und mit einem großen Blumenstrauß von gleicher Art geschmückt. Ich bin im Laufe der folgenden Tage gerade mit diesen Herren, die alle Parsen sind, so eng befreundet worden und habe ihnen so überaus viele Freundlichkeiten und gute Dienste zu verdanken, daß mir nichts ferner liegt, als sie zu kränken. Aber mag diese wohlbekannte Art indischer Begrüßung und Auszeichnung von Gästen auch an sich sehr hübsch gedacht sein und sehr graziös ausgeführt werden, mir ist nun einmal alles Zeremoniell und aller Theaterkram, insbesondere jede Art von Auszeichnung zuwider, und es war mir dies in jenem Augenblicke, wo für mich sich die Kulturen des Westens und des Ostens zum erstenmale aufs Engste mischten, besonders peinlich. Daß ich dabei vor der europäischen Gesellschaft unseres Dampfers die Rolle eines ausstaffierten „Pfingstochsen“ spielen mußte, störte mich weniger, als daß ich garnichts verbrochen habe, noch auch etwas leiste, was solche Auszeichnung in meinen Augen rechtfertigen könnte. In den folgenden Tagen bin ich noch sechs- oder siebenmal durch eben dieselbe Ausschmückungs-Prozedur hindurchgegangen; aber ich kann nicht behaupten, daß sie mir durch solche Wiederholung sympathischer geworden wäre, auch da nicht, wo ich mich nur unter lauter Indiern und in ausschließlich indischen Kulturformen zu bewegen hatte.

Auch das war mir anfangs ebenso peinlich wie ungewohnt, daß ich schon am nächsten Morgen meine Ankunft in allen öffentlichen Blättern mit einem eigenen kurzen Artikel angezeigt sah, wobei meine Bereitwilligkeit, in kolonialpolitischen Fragen sowie in Hinsicht auf die wirtschaftlichen, ethischen und geistigen Verhältnisse der Indier und insbesondere in Sachen der Theosophischen Bewegung interviewt zu werden, angegeben war. Solche Laufartikel sind seitdem durch alle Blätter Indiens, englische und indische, mir vorausgegangen. Außerdem wird jedes Antwortschreiben, das man einem hervorragenden Indier in sachlicher Erwiderung seiner Anfrage schreibt, sofort abgedruckt. Wer noch nicht „Kummer gewohnt ist“, der kann's hier werden!

Bald nachdem ich noch am Bord des Dampfers mit den vier Herren, parsischen Theosophen, mich schnell angefreundet hatte, traten zwei andere Herren, Hindus, an mich heran, an die Professor Deussen mich empfohlen hatte. Da bereits in den Räumen der Theosophischen Gesellschaft an der Hauptstraße Bombay's (37 Hornby Row) für mich ein Zimmer bereitet war, so traten die Theosophen jetzt bescheiden zurück und überließen meine Person den beiden Hindu-Herren zur Beförderung an Ort und Stelle, während jene sich nur meines Gepäckes annahmen. Sobald ich an's Land trat, stellten die beiden Hindus (Brüder von der Firma A. H. Nazar & Co.) mich einem ihnen befreundeten indischen Radja Thalukdar (Fürsten oder Edelmann) vor, in dessen Wagen ich nun mit ihnen an meinen Bestimmungsort fuhr.

Den besonders günstigen Eindruck, den Bombay auf jeden Europäer macht, verfehlte es auch nicht bei mir. Es ist gewiß richtig, was oft gesagt wird, daß man nirgends in Indien ein so buntes Gemisch der zahlreichen Völker des Landes findet, wie gerade in Bombay. Es ist ein in Europa und Amerika weit verbreiteter Irrtum, daß Indien *ein* Land und die Indier *ein* Volk seien; über diese Unkenntnis der Sachlage klärt einen bereits ein kurzer Aufenthalt in Bombay auf. Indien ist ein Weltteil, gerade so groß wie ganz Südwest-Europa und umfaßt viel mehr verschiedene Völkerstämme mit verschiedenen Sprachen, Religionen und Lebensgewohnheiten. Die Absonderung aller dieser gegeneinander, und weiter in Kasten und deren Abteilungen untereinander, ist eine Grundeigentümlichkeit Indiens. Daß über all diesen verschiedenen Völkern und Kasten die Anglo-Indier sich als die herrschende Kaste absondern, beruht durchaus nicht bloß auf deren eigenem Stolz und dem Selbsterhaltungstrieb ihrer kleinen Zahl von ein paar Hunderttausend gegen 300 Millionen unterworfener Völker, sondern mindestens ebensosehr auf der hochmütigen Zurückhaltung der Indier. Für diese ist die Berührung mit einem Europäer mehr Verunreinigung als die mit einem Hunde, während sogar für die Hindus insbesondere der Kot der Kühe ein besonderes Genußmittel ist. Einem Brahmanen die Hand zu reichen, ist oft sehr bedenklich. Zwar wird ihn das Wohlwollen, das der Europäer damit bekundet, veranlassen, den Händedruck anzunehmen; aber indem er seine Hand zurückzieht, wischt er sie sofort in seinem Zeuge ab, und er wäscht sich danach, sobald er Gelegenheit dazu findet. Man sieht hieraus, daß selbst gerechter Stolz und Vorurteil und das gedankenlose Festhalten an altmodischem Formenzwange nicht allein in China und Europa den Geist des Fortschrittes hindert und den Aufschwung zu brüderlicher Liebe niederdrückt. Auch hier gilt, was Goethe sagt:

„Vernunft ward Unsinn, Wohlthat Plage“.

Aber das muß hier gesagt werden, daß ebenso hier, wie in irgend einem Lande Europas die wahren Geistesmenschen sich ebenso erhaben zeigen über allen solchen Vorurteilen und trennenden Schranken. Und eben

diesen Geist der Befreiung trägt die Theosophische Bewegung in möglichst viele Kreise, ebenso hier im Osten, wie bei uns im Westen.

Auch in jeder andern Hinsicht, in seinen Bauten und all seinen Anlagen, ist Bombay eine wunderbar schöne Stadt, von der Natur einzigartig begünstigt und von Menschenhand großartig ausgestattet mit der Ueppigkeit, die europäischen Glanz und Reichtum mit der Ueberfülle und der Schönheit tropischer Naturmittel auf das Geschmackvollste verbindet. Einzelbeschreibungen würden mich hier zu weit führen, und auch hinsichtlich der hier aufzuzählenden Merkwürdigkeiten, die mir gezeigt wurden, muß ich mir die eingehende Einzeldarstellung für später vorbehalten.

Nach einer kurzen Besichtigung der Stadt wurde mir abends von 6—8 Uhr offiziell ein feierlicher Empfang bereitet: Ansprache des Vorsitzenden Mr. Gostling, eines hochangesehenen englischen Architekten, der bereits seit 30 Jahren in Bombay ansässig ist, darauf zweite Ansprache eines hervorragenden indischen Mitgliedes, Mr. Feroschav Mehta, und meine etwas länger ausgeführte Antwort über die geistige Verwandtschaft Deutschlands und Indiens. Dieser folgte meine abermalige Bekränzung mit Blumengewinden und Ueberreichung eines Jasminenstraußes mit prachtvoll duftenden Rosen darin, dann die Schlußworte des Vorsitzenden und Begrüßung der einzelnen Mitglieder.

Jeden Nachmittag um diese Zeit wurde eine einstündige Versammlung in der Halle gehalten, während welcher ich die knifflichsten philosophischen und theosophischen Fragen, sogut ich eben konnte, aus dem Stegreif zu erörtern hatte. Diese Stunden aber waren mir die angenehmsten in Bombay; die Geistesatmosphäre dieser Theosophischen Versammlungen war mir äußerst sympathisch, und es will mir scheinen, als ob diese Sympathie nicht bloß einseitig meinerseits begründet worden sei. Die milde freundliche Art der Indier ist besonders angenehm da, wo sie sich mit ernstem Streben nach dem Geistigen paart.

Nach dem Abendessen an diesem wie an den nächsten Tagen lockte mich noch spät der prachtvolle Vollmondschein hinaus auf die Straßen und Promenaden, vorbei an dem anglo-indischen Konzert-Pavillon nahe dem Strande der Back-Bay und über die weiten Rasenplätze hin am Meere entlang, sodann auf Pferdebahnen durch die Straßen des indischen Stadtteils, bis mich überwältigende Müdigkeit nach Hause trieb. — Und wie üppig kam mir hier selbst diese einfachste Theosophen-Einrichtung vor im Vergleich zu dem was mir vor 20 Jahren die urwilden Tropen Afrikas bieten konnten! Freilich etwas noch ganz anderes war die anglo-indische Lebens-Einrichtung, wie ich sie im Hause des Herrn Gostling sah, der mich für einen der nächsten Abende auf seinen Landsitz in Malabar Hill einlud, um dort in seiner Familie bis zum andern Morgen zu bleiben. Hier sind europäischer und indischer Komfort auf's vollendetste mit einander verbunden.

Da ich nirgends außer in Bombay die Gelegenheit haben kann, die Lebensgewohnheiten und die Religionsgebräuche der Parsen kennen zu

lernen, so bin ich diesen meinen Freunden ganz besonders dankbar, daß sie mich in der einen Woche, die ich für Bombay angesetzt hatte, so vollständig in ihre Lebens- und Gedankenkreise einführten, wie dies nur möglich ist.

Das Merkwürdigste bot man mir zuerst, die eigentümliche Totenbestattung der Parsen in ihren „Thürmen des Schweigens", wo die Leichen den Geiern zum Fraß und der Sonne zur Verwesung überlassen werden. Ich war erstaunt zu sehen, wie dies schwierige Problem meisterhaft gelöst ist in einer Weise, die dem ästhetischen Gefühl in einem blumenreichen Garten tropischer Vegetation, und der sympathischen Pietät in wunderschön angelegten Trauerhallen zur geistigen Sammlung, völlig Rechnung trägt.

Von dem praktischen und zugleich milden Sinne der Parsen zeugte mir das Tier-Hospital, dem der erste Vorsitzende unserer Bombay Zweig-Gesellschaft Herr Kavasji M. Schroff, ein Parse, als Leiter vorsteht. Diese Veterinär-Anlagen für die Pflege erkrankter Tiere sind so wohlthätig für alle Besitzer von Tieren, Rindern, Pferden, Hunden usw., daß ähnliche Anlagen in allen Städten Europas wahrscheinlich mit Freuden begrüßt werden würden.

Wieder ein ganz anderes Gegenstück hierzu bot mir die orientalische Prachtentfaltung bei einer großen Hochzeit in einer vornehmen Parsenfamilie, der ich am nächsten Abend beiwohnte. Das stundenlang dauernde Zeremoniell ist überaus sinnig und wohl auch in mancher Hinsicht nützlich, und sei es auch nur, um die Geduld des Brautpaares auf eine sehr harte Probe zu stellen.

Am nächsten Sonntage fand morgens in der Familie unseres Freundes Gadiali die sogenannte Schnur-Zeremonie statt. Den zur Pubertät gelangenden Parsen wird, ebenso wie den jungen Brahmanen, als Sinnbild ihrer Pflichten gegen die Gottheit und die Menschen, insbesondere auch gegen sich selbst, eine künstlich zusammengesetzte Schnur übergeben und ihnen deren Verwendung verschiedene male am Tage, des Morgens, Mittags und Abends zur beständigen Erinnerung an diese Pflichten gelehrt. Diese sinnvolle Feierlichkeit entspricht also unserer Firmelung oder Konfirmation. Der Knabe Gadialis, an dem sie in diesem Falle vollzogen wurde, machte einen ganz besonders günstigen Eindruck auf mich. Die Zeremonie fand übrigens in der heiligen Zendsprache statt; doch hatte ich mir vorher den Sinn bis ins einzelne erklären lassen und eine englische Uebersetzung des Textes eingeprägt.

Noch eine andere Eigentümlichkeit Indiens zeigten mir meine parsischen Freunde, eine indische Theater-Vorstellung. Das Theater war ausschließlich parsisch, dessen Eigentümer, der Regisseur, alle Schauspieler und das Publikum. Der Gegenstand jedoch war den Hindu-Legenden entnommen, und die Darstellung der gleichen Stücke durch Hindus soll von denen der Parsen in nichts wesentlichem abweichen. Die Vorstellung beginnt um 9 Uhr abends und dauert bis 3 oder 4 Uhr morgens. Die Ausstattung steht ungefähr auf gleicher Stufe wie in Deutschland vor der

klassischen Periode; sie ist schematisch, stilistisch und symbolisch ohne Anspruch auf irgend welche Naturalistik; dagegen ist die Mache des Stücks wesentlich beeinflußt durch die Kopletmanier moderner Singspielhallen und Sommer-Theater. Die Hauptrollen aber wurden gut gespielt, sowohl die ernsten wie die komischen. Unter letzteren stellte der Regisseur selbst einen Trunkenen lebenswahr und mit sorgfältiger Einzelbeobachtung dar — zum großen Gaudium des Publikums. Der Leiter dieses Theaters ist Mitglied der Theosophischen Gesellschaft und war stets bei unseren Nachmittags-Versammlungen anwesend. Ihm verdanke ich auch die Einladung zu dieser Vorstellung. Uebrigens zwang mich Müdigkeit schon um Mitternacht auf den Rest der Vorstellung zu verzichten.

Aber meine Aufmerksamkeit war keineswegs auf das Leben der Parsen beschränkt. Freilich mußte ich mir wegen der Kürze der Zeit die Benutzung der mir angebotenen Einführung in die Kreise der Djains auf eine spätere Gelegenheit verschieben. Dagegen konnte ich den Verkehr mit unseren vielen Hindu-Freunden nicht unverwertet lassen, mochte sich mir ähnliches vielleicht auch später noch an andern Orten bieten.

So benutzte ich jede Gelegenheit die älteren und neueren Hindu-Tempel am Tage und zur Nachtzeit zu besuchen — bis an den Eingang; denn man darf wohl hineinsehen, aber nicht hineingehen. Besonders anmutige Szenen bieten die großen viereckigen Wasser-Bassins in der Nähe größerer oder mehrerer kleinerer Tempelanlagen. Dort baden des Morgens alle zusammen, Männer, Frauen und Kinder, und viele waschen dabei auch ihr Zeug. Es ist aber höchst anmutig zu sehen, mit welcher Grazie diese gemeinsamen Waschungen stattfinden, ohne daß dabei je das geringste Anstößige geschieht, oder daß irgend welche unziemliche Entblößung stattfindet — wiederum ein Zeichen einer alten Kulturrasse.

Ein ebenso anziehendes Bild ist ein Hindumarkt und insbesondere ein nächtlicher Dorfjahrmarkt bei Lichtern und Mondenschein, wie ich ihn in den ländlichen Gassen von Malabar Hill sah. Man kann dort die kunstfertigsten Erzeugnisse fast für nichts kaufen. Schade nur, daß sie Transport und Zoll daheim nicht tragen können!

Als Gegenstück zu der Bestattungsart der Parsen habe ich mir auch zu verschiedenen malen die Totenverbrennung der Hindus angesehen. Das scheint mir die einzig richtige Bestattungsart und so möchte ich bei mir einst über den unnützen Leichenrest, den man beim Tode hinterläßt, verfügt wissen. Dies ist praktisch und geschmackvoll, hygienisch zweckmäßig und ganz besonders billig; eine solche Verbrennung kostet etwa 10 Rupies Silber, d. i. etwa 11 Mk. 50 Pf. Goldwährung.

Die Herren Nazars führten mich auch in den Cosmopolitan Club ein, an dem Indier aller Art teilnehmen. Derselbe liegt in den Parks eines sehr wohlhabenden Hindu, des Herrn Tribhuwan Das. Dieser führte mich auch in sein herrliches Landhaus (Bungalu) und in seine Familie ein; dort hatte ich die erste Gelegenheit, einen Blick in diese sonst vor Europäern argwöhnisch verborgene Lebensweise zu thun. Herr

Tribhuvan Das hatte die Güte, mir diese in der vorurteilslosesten Weise zu zeigen, wie dies auch wohl nur in Bombay möglich sein wird. — Nach einem Mondschein-Spaziergange in seinem Parke hatte ich auch noch die Freude, das gegenüberliegende Heim der Herren Nazars kennen zu lernen.

Ein noch weitergehendes Entgegenkommen erwies mir einige Tage später unser alter Hindu-Freund, Herr Tukaram Tatya, der Herausgeber vieler höchst wertvoller Originalschriften über indische Philosophie und Mystik. In seinem Landhause auf der nördlich von Bombay gelegenen Insel Bandra speiste ich mit ihm in regelrechter Hindu-Weise, auf den eigenen überkreuzten Beinen auf der Erde sitzend, vor einem Bananenblatt als Tischtuch und Teller zugleich, die originellen Speisen der Hinduküche mit den eigenen Fingern, statt mit Löffel und Gabel, zum Munde führend. (Man vergißt gewöhnlich, daß vor drei Jahrhunderten auch in Europa noch solche Eßgeräte unbekannte Instrumente waren, ebenso im klassischen Altertum). Ich bedaure sehr, daß hier nicht der Ort ist, um über dies Erlebnis und auch die Personen, die ich dort im Hause sah und schätzen lernte, Mitteilungen zu machen.

Nur ganz kurz kann ich hier auch des herrlichen Tages gedenken, der einem Ausfluge nach der Insel und den Höhlentempeln Elephantas gewidmet war. Diesesmal war es ein indisches Segelboot mit einer Mannschaft von sieben Mohammedanern, der wir uns anvertrauten. Eine frische Brise ließ uns in weniger als zwei Stunden hinüberkreuzen. — Was Elephanta selbst ist, wird den meisten Lesern wohl aus Bildern annähernd bekannt sein. Keine Beschreibung in Worten kann aber den Eindruck der großartigen Geisteskraft, die seit Jahrtausenden über diesen wunderbaren Tempelhallen in ihrer stillen heiligen Abgeschiedenheit waltet, wiedergeben. Nur ungern trennte ich mich am Nachmittage von dieser Stätte, nachdem ich sie innen und außen durchstreift hatte. — Die viel verschrieene Gefahr giftiger Schlangen dort scheint mir übrigens übertrieben, denn nur durch mein genaues Umhersuchen, um den tieferen Sinn des Ganzen zu gewinnen und zu bewahren, scheuchte ich einige Schlangen auf, die sonst kein Menschenauge gestört haben würde.

Diese kurze Aufzählung meiner Erlebnisse und Studien in Bombay würde garzu unvollständig bleiben, wollte ich nicht auch meines Besuches einer Versammlung des Municipal Council, des Rates der Stadtverwaltung, gedenken. Es giebt hier in Indien, ebenso wie in der übrigen Kulturwelt, in erster Linie ganz andere Fragen zu lösen, als die der Philosophie, der Religion und Mystik. Nächst den Sorgen um das tägliche Brot, die hier geringer sind, als in Europa, handelt es sich um die Organisation und Verwaltung des Staates und der Gemeinden. Diese Verwaltung mehr und mehr aus den autokratischen Händen der Regierung in die Selbstverwaltung der Gemeindemitglieder hinüberzuführen, gilt seit hundert Jahren für das Ziel der inneren Staatswirtschaft. In Indien nun hat man nur das in Frage gestellt, ähnlich wie in Rußland, obschon eine

genügende Anzahl von Staatsbürgern soweit intellektuell und moralisch herangereift sind, um sie an der Staats- oder Gemeindeverwaltung teilnehmen zu lassen. Hinsichtlich letzterer haben die Gemeinden der großen Städte diese Fragen bereits durch die That bejaht; hinsichtlich der Staatsverwaltung des ganzen Landes aber und seiner sehr großen Provinzen sucht sich jetzt die indische National-Kongreß-Bewegung erst die Anerkennung des Volksrechtes, an der Staatsverwaltung beratend teilzunehmen, zu erkämpfen. Ueber diese Bewegung kann ich näheres nur an anderem Orte und zu anderer Zeit berichten. Hier sei bloß erwähnt, daß mir der Municipalrat in Bombay vollkommen des architektonisch großartigen Baues, in dem er tagt, würdig erscheint. Obwohl in demselben nur ganz einzelne Europäer und im übrigen nur Indier, meistens Parsen und Hindus, unter dem Vorsitze eines Muselmannes versammelt waren, so schien mir hier mindestens die gleiche Fülle von Intelligenz wie in europäischen Stadtratsversammlungen, eher noch eine größere, als ich sie in Deutschland gefunden habe, versammelt zu sein. Eine schneidigere, schärfere und sachgemäßere Behandlung der rein praktischen Verwaltungsgegenstände, wird niemand erwarten oder wünschen können.

Auf den Abend des Sonntags (des 18. Novembers) hatte man durch öffentliche Mitteilung in den Tagesblättern einen Vortrag von mir in der Theosophischen Halle angesagt. Der Raum war übervoll, mehr als mir lieb war. Ich redete über „die Ziele der Theosophie", nahm aber irrtümlicherweise an, daß fast alle Anwesenden schon Mitglieder unserer Gesellschaft seien. Das war nun allerdings nicht der Fall; im übrigen muß ich aber sagen, daß ich die Organisation und den Einfluß der Theosophischen Bewegung hier doch viel bedeutender finde, als ich selbst gedacht hatte. Unsere Aufgabe ist gegeben, sie kann und wird erfüllt werden.

Am Schlusse meines Vortrages wurde von Seiten des Vorsitzenden und mir gegenseitig öffentlicher Dank abgestattet, und bei dieser Gelegenheit mußte ich nun noch einmal durch das Zeremoniell der Blumenbekränzung und -beschenkung hindurchgehen. Früher war ich ein großer Freund von Rosen und Jasminen; jetzt hoffe ich nur für den kurzen Rest meines Lebens nicht oft wieder durch diese Gerüche mit peinlicher Rückerinnerung belastet zu werden.

Am selben Abend, ein paar Stunden später, reiste ich von dem weltberühmten Prachtbau der Viktoria-Eisenbahnstation nach Madras ab. Das ist an sich ein Vergnügen, denn bequemer und billiger als in Indien kann man nirgends reisen. Man schläft in den Wagen II. Klasse ganz vortrefflich, und die Fahrt, die ungefähr soweit ist wie von Berlin nach Triest (34 Stunden, 95 Mk.), kostet nur 27 Mk. also nur $^1/_3$ bis $^1/_4$ des Preises wie in Deutschland und Oesterreich.

Bemerkenswert mag bei dieser Abreise höchstens ein kleiner Schreck für mich sein, der mir leicht das Leben hätte kosten können. Ich hatte mich mit zwei unserer Bombay-Freunde zum Schlafen hingelegt und schon



das Licht verdunkelt. Ich wollte nur noch die Thür zum Nebenkoupee öffnen, um hineinzuschauen. In dem Augenblicke, wie ich meine Hand auf die Thürklinke lege, fühle ich wie durch meine Hand eine Schlange hinwegschlüpft und auf den Fußboden gleitet. Daß sie mich nicht gebissen hat, ist ein offenbares Wunder; aber ungemütlich war es noch, das Tier in unserm Koupee zu wissen. Indessen wurden wir es doch durch Offenlassen der nach außen führenden Koupeethüren los.

Am andern Morgen machte ich in Lonauli Halt, nahm dort einen Ponywagen und fuhr nach Karli. Von dort brachte mich ein ¾stündiger Spaziergang auf die Berghöhen, in denen die Karlitempel ausgehauen sind, ähnlich denen in Elephanta; während aber diese Tempel niedriger und mit flacher Decke sind, mehr griechischer Bauart ähnlich, ist der Haupttempel in Karli ein hohes Gewölbe. Er macht ganz und gar den Eindruck einer Jesuitenkirche mit einem Tunnelbau wie die Michaelskirche in München, im übrigen aber erinnert er, wegen der Säulenreihen und -gänge zu beiden Seiten, mehr an eine Basilika. Elephanta ist brahmanisch, Karli im wesentlichen buddhistisch; und die vielen klösterlichen Zellen, die in den Bergwänden neben der Tempelhöhle buddhistischen Mönchen als Vihâras dienten, ließen es mir sehr erwünscht erscheinen, eine derselben zu beziehen und den Rest des Lebens dort in Frieden unbekränzt zu verbringen.

Am Abend desselben Tages machte ich noch einmal für ein paar Stunden halt in Puna, der großen Garnisonstadt. Auch dort fand ich eine zahlreiche Versammlung von Theosophen, in den Räumen unserer Zweig-Gesellschaft mich erwartend. Hinsichtlich dessen, was ich diesen guten Freunden bieten konnte, schienen sie mir ebenso genügsam, wie die in Bombay; wenigstens hoffe ich, daß ich mich darin nicht täusche. Was mich hier vornehmlich interessierte, schienen meine persönlichen Beziehungen zu den Begründern unserer Bewegung, insbesondere Frau Blavatsky, zu sein; aber auch allerhand Mitteilungen über Gegenwart und Zukunft der sozialen und politischen Zustände in Deutschland schienen hier erwünscht. Meine theosophische Beantwortung einiger Lebensfragen machte den Schluß.

Von hier brachte mich der Posterpreßzug, einen Tag und zwei Nächte hindurch, nach Madras, wo ich am 21. November 8 Uhr morgens ankam. Am Zentral-Bahnhofe empfing mich Präsident Olcott, fuhr mit mir sofort hierher nach Adyar heraus und führte mich hier in den Hauptsitz unserer Gesellschaft ein, wo ich seitdem aufs beste aufgenommen und gepflegt bin. Die ländliche Ruhe hier ist schon allein genug, um einem den Aufenthalt hier angenehm und heimisch zu machen.

Dies Besitztum ist etwa 10 Kilometer vom Mittelpunkt der Stadt Madras, nahe dem Ausflusse des Adyar-Flusses ins Meer, gelegen. Es ist ein kleiner Park voll Palmen, Lerchenfichten und vielen tropischen Bäumen. Das Wohnhaus ist im wesentlichen eine große Säulenhalle, an und auf der einige Zimmer angebaut sind; auch gehören mehrere

Nebengebäude dazu, in denen Büreaus und Wohnräume, Speisezimmer, Küche usw. sich befinden. Die Brahmanen haben zusammen unter den Palmen und Bunyan-Bäumen im Parke ihre Hüttenhäuser abgesondert für sich gebaut. Die Farbe der europäischen Baulichkeiten ist ein tiefes Braun-Orange, das umgeben von dem saftigen Grün der Vegetation, wohlthuend auf das Auge wirkt.

Hier lebe ich seither zurückgezogen und widme mich den mancherlei Studien und Arbeiten, die mir dazu dienen können, mich hier geistig zu akklimatisieren. Das ist um so weniger leicht, je vielseitiger die Gesichtspunkte sind, die hier in Betracht kommen. — Ich stehe jetzt im Begriffe, einige der Hauptstädte Süd-Indiens und Ceylons mit ihren Naturschönheiten und Kulturbauten zu besuchen und auch unsere Zweig-Gesellschaften dort kennen zu lernen.

Mit Frau Besant, die ich in Colombo treffen soll, und einigen andern Theosophen, vornehmlich auch mit dem General-Sekretär der Indischen Sektion, Bertram Keightley, beabsichtigte ich zur Feier des Jahrestags unserer Gesellschaft am Weihnachtstage hierher zurückzukehren. Erst danach kann sich finden, was weiter geschehen soll und wird.





Theosophie im Westen und im Osten.

Von

Hübbe-Schleiden.

Die moderne Kultur der europäischen Rasse hat über alle Teile und Länder der Erde die Segnungen der Civilisation verbreitet. Die größte dieser Wohlthaten ist die Befreiung des Menschengeistes von dem Zwang, der die Vernunft und das Gewissen fesselte. Die Philosophie entrang sich dem kindlichen Gängelbande der Theologie, die Wissenschaft dem engen Gehäuse scholastischer Phantasiegebilde. Induktion und exakte Forschung verdrängten die alten Deduktionen aus unrichtigen und ungenauen Behauptungen. Industrie und Technik vervielfältigten die Leistungsfähigkeit des Einzelnen und ermöglichten eine Freizügigkeit, die Raum und Zeit leicht überwindet und die den Gesichtskreis aller über ein fast unbegrenztes Wirkungsfeld ausdehnt. Bedeutsamer aber als all dieses ist es, daß die Schranken niederbrachen, welche die Selbständigkeit des Denkens und die Autonomie des Gewissens in religiöse Dogmen und Einrichtungen einzwängten.

In diesem Kampfe um die Freiheit des Gewissens und des Denkens konnte nur die Uebermacht des Intellektes, der Vernunft und des Verstandes, siegen. Mit diesem einseitigen Hervortreten des Bedürfnisses nach klarer Erkenntnis und freier Bethätigung litt durchweg der Aufschwung religiöser Empfindung, der bis dahin an kirchliche Form gebunden war. In gleicher Weise ist überall die Religiosität durch die Errungenschaften moderner Kultur bedrängt worden, wohin immer diese vorgedrungen ist. Dies ist am meisten in den protestantischen Ländern des nördlichen Europas der Fall, doch seit Jahrzehnten geschieht dies auch mehr und mehr in den katholischen Ländern. Ganz dasselbe zeigt sich aber auch in Indien, wo durch die Erziehung in moderner Wissenschaft die Religiosität der Schüler durchweg ausgerottet wird. Sie lernen über den „Aberglauben" ihrer heimischen Religionsformen spotten und lachen, gerade so wie die „Aufgeklärten" in Europa und Amerika die Ueberlieferungen der christlichen Kirche mißachten und verspotten. Jene sowie diese sind

so sehr geblendet von dem Glanz der wissenschaftlichen Blendlampe, daß sie darüber das still leuchtende Gestirn, das über die phantastischen Nachtgestalten religiöser Barbarei sein friedliches Licht ausgießt, vergessen und verkennen.

Aber schon seit Jahrzehnten macht sich wiederum die Reaktion gegen diese Einseitigkeit geltend. Die Natur will ihr Recht haben, und die Menschennatur umfaßt mehr als die des Tieres und des Verstandes. Innerliches Geistesleben keimt bewußt oder unbewußt in jeder Menschenseele, die nach etwas höherem als sinnlichen Genüssen und verständiger Berechnung strebt. Je mehr dies zum Bewußtsein kommt, um so mehr erwacht ein Bedürfnis nach dem Unverstandenen und doch Gewissen, das sich im tiefsten Innern geltend macht, und das man als das Göttliche und Ewige bezeichnet.

In dem Wiedererwachen dieses religiösen Bedürfnisses bei denen, die mit dem Wissen und Können der modernen Kultur ausgerüstet sind, hat die Theosophische Bewegung ihren Entstehungsgrund und ihr Endziel. Dieses ist zugleich die Ursache, daß sich diese Bewegung überall verbreitet hat, wo immer moderne Kultur hingedrungen ist. Dies aber kennzeichnet auch völlig die Aufgabe der Theosophischen Gesellschaft, wo sich dieser je ein Wirkungsfeld eröffnet.

Das Gebiet ihrer Wirksamkeit ist nicht die Wissenschaft als Selbstzweck. Ebenso wenig ist es unklare Gemütsbewegung, unverstandene Religiosität und unbewußte Mystik. Die Aufgabe der Vertreter unserer Theosophischen Gesellschaft ist vielmehr, die innere Geistesentwickelung, Religiosität, Mystik oder wie immer man dies sonst noch nennen will, auf Grundlage vollständiger wissenschaftlicher Erkenntnis und einer allumfassenden Philosophie zu lehren und zu leben.

Anerkennen wir als die bisher vollendetste Originalform solcher wissenschaftlichen und praktischen Religiosität die Vedanta-Philosophie, ergänzt durch Radja-Yoga-Schulung, so gewinnen wir vielleicht den Eindruck, daß der heutige Hinduismus und der heutige Buddhismus dieser Idealform ferner stehen als selbst die Orthodoxie des Katholizismus und des Protestantismus. Deshalb könnte man meinen, daß der Boden für Theosophie in Europa und Amerika günstiger sein müsse als in Indien und Ceylon. Dies mag ein Grund sein, warum die der europäischen Rasse angehörigen Theosophen ihre Wirksamkeit nicht auf ihre Heimatländer beschränken sollten. Zu ihrem Wirken in Indien und Ceylon verpflichtet sie jedoch viel mehr noch ein anderer Umstand.

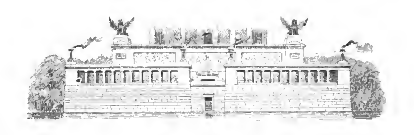
Die europäische Kultur ist in diesen Ländern nicht selbständig erwachsen, sondern durch die Engländer im Gefolge ihrer gewaltsamen Inbesitznahme der Länder Indiens eingeführt. So wenig nun die Indier für die Einflüsse dieses unseres Kultus verantwortlich gemacht werden können, so wenig sind sie auch imstande, deren Mängeln abzuhelfen und deren Einseitigkeit zu ergänzen. Selbstverständlich nicht, und zwar nicht sowohl deshalb, weil die hochgebildeten unter den Indiern nicht die nötige

Einsicht oder den erforderlichen guten Willen dazu hätten; nein, es fehlt ihnen die Autorität. Die in materialistischer Einseitigkeit verrannte Jugend hat ihre Bildung durch die Mittel europäischer Kultur erhalten; dadurch haben die Vertreter aller anderen Kulturen, einschließlich ihrer eigenen, ihr Ansehen bei ihnen verloren. Deshalb können nur vollgültige Vertreter europäischer Kultur die Aufgaben der Theosophie in Indien erfüllen, und sogar die höchst gebildeten Indier können in dieser Bewegung ihren Einfluß in der Hauptsache erst von den Theosophen des Westens herleiten; wenigstens muß unsre Bewegung stets ihre Beglaubigung durch die europäische Kultur bewahren.

Ob nun die heutige Form des Hinduismus und des Buddhismus entscheidend sein kann für die Leistungsfähigkeit der Indier in der Theosophischen Bewegung, das darf wohl bezweifelt werden. Es ist sicherlich nicht so. So wenig die europäische Kultur in Indien einheimisch ist, so wenig ist durch diese auch das religiöse Leben dort erstickt, wo ihr Materialismus noch nicht die tyrannische Allgewalt über die Gemüter erlangt hat. Vielleicht wird sogar die Theosophische Bewegung mit der Zeit in keinem Lande mehr tüchtige Geistesstreiter heranbilden als gerade in Indien. Und wenn doch wohl die Indier kaum die Vorteile verkennen können, die Ihnen die europäische Kultur gebracht hat, und ebenso wenig die der Theosophischen Bewegung, die wieder von Europäern und Amerikanern ausgegangen ist, so werden sie sich auch bereit finden lassen, ihrerseits in Europa und Amerika für diese Geistesbewegung zu wirken.

Die Einheit des Geistes ist nicht bloß Theorie für uns, sie lebt im innersten Gefühl eines jeden Theosophen; und hier stellt sie sich nicht nur als vorurteilsfreie Brüderlichkeit dar, sondern auch als Bewußtsein voller Solidarität. In unserer Bewegung arbeite jeder für alle.





Gedanken über die Theosophie und die „Theosophische Gesellschaft“.

Von

Dr. med. Franz Hartmann.

✤

Man hört so viel von „Gegnern der Theosophie“, und dennoch kann es keinen vernünftigen Menschen geben, der ein Gegner der Theosophie ist; denn „Theosophie“ ist die höhere Selbsterkenntnis, und es ist kein Mensch denkbar, der ein Gegner davon ist, daß er selbst etwas begreift, versteht und erkennt. Es hat daher gar keinen Sinn, von „Gegnern der Theosophie“ zu reden; man kann höchstens von Gegnern der „Theosophischen Gesellschaft“ reden; aber auch diese Gegnerschaft beruht auf einer gänzlichen Unkenntnis der Verhältnisse; denn da diese als solche keinerlei Dogmen hat, und jeder die Freiheit besitzt, zu glauben, zu denken, zu sagen und zu schreiben was er will oder für gut hält, wo ist da jenes Dogma, dessen Gegner man sein könnte? Die Zwecke der „Theosophischen Gesellschaft“ sind die praktische Ausübung der Humanität, das Streben nach Aufklärung und die eigene geistige Entwicklung. Auch davon kann kein vernünftiger Mensch ein Gegner sein. Es kann deshalb nur von Gegnern von einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft, oder von Gegnern der Ansichten, welche von einzelnen Mitgliedern verbreitet werden, die Rede sein, und jeder Gegner, der einer verkehrten Ansicht entgegentritt, sei er nun ein Mitglied der „Theosophischen Gesellschaft“ oder nicht, ist uns willkommen, denn er ist unser Mitarbeiter auf dem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit.

Leider kümmern sich die Gegner der „Theosophischen Gesellschaft“ gar nicht um die Erkenntnis der Wahrheit, noch um die Prinzipien, aus denen das Wesen der „Theosophischen Gesellschaft“ besteht und auf welche dieselbe gegründet ist. Wie ein Tier, das nur das Kleid eines Menschen, nicht aber den Menschen sieht, der in den Kleidern steckt, so sehen auch diese

Gegner nichts als die Persönlichkeiten einzelner hervorragender Mitglieder dieser Gesellschaft, die eben deshalb, weil sie Persönlichkeiten und menschlichen Schwächen unterworfen sind, nicht vollkommen sein können. Von dem innern Geiste, der diese Menschen belebt und durch sie zur Offenbarung zu gelangen sucht, wissen sie nichts. Sie sind wie ein angeblicher „Sachverständiger", von dem man eine Entscheidung über die Güte eines Weines erwartet, der aber nichts sieht als die Form der Flaschen, in denen der Wein enthalten ist, vom Wein selbst gar keine Ahnung hat und vielleicht gar nicht einmal weiß, was Wein ist. Er beurteilt dann alles nach der Form der Flasche und der daraufgeklebten Etiquette. So sehen auch diese Gegner nur die Persönlichkeiten, wissen aber gar nichts von dem sie erfüllenden und durch sie wirkenden Geist. Da sie selbst geistlos sind, können sie auch den Geist in keinem anderen Menschen erkennen; denn wie zur sinnlichen Wahrnehmung Sinnesorgane gehören, so nimmt auch nur der Verstand das Verständige und der Geist das Geistige wahr.

Die Dogmatik und das blinde Anhängen an vorgepredigte Meinungen hat heutzutage so überhand genommen, daß es nur wenige Menschen giebt, die wissen was man unter eigenem Denken versteht. Daß es aber gar eine Gesellschaft von Menschen geben könnte, welche nicht blindlings einem sie führenden Leithammel nachlaufen, sondern darnach streben, die Fähigkeit selbst zu denken und zu erkennen, dies ist noch für die meisten Menschen ein ganz unfaßbarer Gedanke. Sie glauben nicht an die Wahrheit, sondern nur an die Beglaubigung derselben durch irgend eine von ihnen aufgestellte Autorität. Die Wahrheit bedarf aber von niemandem einer Beglaubigung; sie beruht auf nichts anderem als auf sich selbst. Wer sich auf die Bestätigung der Wahrheit durch einen andern verläßt, der kennt die Wahrheit nicht selbst. Die Selbsterkenntnis der Wahrheit wird durch nichts anderes erlangt, als dadurch, daß sie sich im Menschen offenbart und er sie selber erkennt.

Hätte Sokrates oder irgend ein anderer niemals den Ausspruch gethan: „Mensch erkenne dich selbst", so wäre es doch eine ewige Wahrheit gewesen, daß es ein ganz vorzügliches Ding ist, wenn der Mensch sein wahres Selbst, d. h. die Grundlage seines unsterblichen Daseins, Gott, den Ursprung von allem, fühlt und erkennt. Wäre Sokrates wirklich der Verbrecher gewesen, als welcher er hingerichtet wurde, so hätte dies der Wahrheit seines Ausspruches keinen Eintrag gethan; die Selbsterkenntnis wäre nicht deshalb wertlos geworden, weil ein Verbrecher lehrte, daß sie etwas Wertvolles sei. Dafür haben aber die sogenannten „Gegner der Theosophie" kein Verständnis, denn sie wissen ja nicht, was man unter Selbsterkenntnis versteht. Sie stecken tief im Autoritätenwahn und im Personenkultus. Weil ihnen z. B. an H. P. Blavatskys Person diese oder jene persönliche Eigenschaft nicht gefiel, so wollen sie die Welt verhindern ihre Schriften zu lesen und sich selbst über deren Inhalt ein Urteil zu bilden. Das ist ungefähr dasselbe als wenn man ein

Buch verdammen wollte, weil es nicht so eingebunden ist wie man es gerne hätte.

Gerade diejenigen, welche am meisten über den Personenkultus losziehen, der angeblich mit H. P. Blavatsky getrieben wird, sind selbst am allermeisten irgend einem Personenkultus ergeben; gerade diejenigen, welche gegen den blinden Glauben aufzutreten vorgeben und stets nach Beweisen über Dinge schreien, die jenseits der Grenzen ihres Verständnisses liegen, sind am meisten im blinden Glauben an Autoritäten befangen. Da sie von dem Wesen der Selbsterkenntnis (Theosophie) keine Ahnung haben, so besteht nach ihren Begriffen alles Wissen nur darin, daß man gläubig annimmt, was dieser oder jener beglaubigte Schriftsteller sagt. Ist das Leumundszeugnis eines Menschen, der eine Wahrheit verkündet, verdächtig, so glauben sie auch die durch ihn verkündete Wahrheit verwerfen zu müssen. Ihr ganzes Streben geht nicht darauf hin, die Wahrheit zu finden, sondern irgend einen Menschen zu finden, dem sie volles Vertrauen schenken und auf dessen Aussage sie sich verlassen zu können glauben. Damit, meinen sie, hätten sie die Erkenntnis der Wahrheit erlangt. Der wirklich Erkennende braucht keinen Zeugen, auf dessen Glaubwürdigkeit er sich verlassen muß; wenn sich das Licht der Wahrheit in ihm selbst offenbart, so ist dessen Dasein ihm Beweis dessen Daseins genug.

Was kann es Thörichteres geben als das vielseitig lautwerdende Geschrei, einerseits daß die Theosophie Spiritismus sei, andererseits daß sie ein Feind des Spiritismus sei. Theosophie ist eigene Erkenntnis, und das Reich der eigenen Erkenntnis erstreckt sich auf alles, folglich auch auf die Erscheinungen des Spiritismus und die demselben zugrunde liegenden Gesetze; es kann keine wahre Wissenschaft, sei es in materieller oder religiöser Beziehung, geben, wo keine Wahrheitserkenntnis vorhanden ist, und jede Wissenschaft oder Religionsform hat nur insofern einen wirklichen Wert für uns, als wir die Wahrheit darin erkennen. Jedes Ding hat einen Funken von Wahrheit (Wirklichkeit) in sich, welcher der Grund seines Daseins ist, und ohne denselben wäre es nicht vorhanden. Die Wahrheit in allen Dingen zu erkennen, nicht durch Hörensagen oder Beschreibungen vom Katheder, sondern durch die eigene Erfahrung, Anschauung und Erkenntnis: das allein ist Theosophie.

Die Wahrheit ist niemandes Feind, sie ist nur ein Feind der Lüge, in demselben Sinne, als das Licht ein Feind der Dunkelheit ist, welche vor ihm nicht bestehen kann. Es handelt sich nicht um Rechthaberei und Meinungsverschiedenheiten zwischen Licht und Dunkel; zwischen Erkenntnis und Nichterkenntnis, sondern wo die Erkenntnis sich offenbart, da hört die Nichterkenntnis auf zu sein. Es hat daher gar keinen Sinn, von einer Feindschaft zwischen Theosophie und Spiritismus oder zwischen Theosophie und moderner Wissenschaft zu reden; denn Spiritismus und Wissenschaft können nur insofern wahr sein als Wahrheit in ihnen enthalten ist, und

die Erkenntnis der darin enthaltenen Wahrheit ist ja gerade Wahrheitserkenntnis oder Theosophie.

Allerdings giebt es viele von angeblichen Theosophen verkündete Lehren, welche mit manchen aus äußerlichen Beobachtungen gezogenen Vernunftschlüssen im Widerspruche stehen; aber die von einem anderen Menschen aufgestellten Lehren sind für denjenigen, der sie erhält, noch keine Selbsterkenntnis oder Theosophie, sondern nichts weiter als eine Theorie. Da handelt es sich denn weder darum, solche Theorien blindlings und gläubig anzunehmen, noch darum, sie aus Zweifelsucht und Dummdreistigkeit zu verwerfen, sondern selber zu finden, ob und was Wahres daran ist. Wer dieses thut, der verfolgt den Zweck der „Theosophischen Gesellschaft“ und ist unser Mitarbeiter, wenn er sich dessen auch nicht selbst bewußt ist.

Die „Gegnerschaft der Theosophie“ kann daher, wenn sie Anspruch auf Vernunft machen will, weder gegen die eigene Erkenntnis (Theosophie), noch gegen die „Theosophische Gesellschaft“, sondern nur gegen einzelne Mitglieder dieser Gesellschaft und deren Ansichten gerichtet sein, und ihr Umschwung ist zweierlei Art:

1. Entweder haben diese Gegner Vorurteile gegen die betreffenden Personen und verstehen deren Lehren falsch. Dies trifft hauptsächlich mit den Gegnern von H. P. Blavatsky ein, von welchen die übergroße Mehrzahl nie H. P. Blavatsky gekannt und ihre Werke nie gelesen, oder wenn sie dieselben gelesen, sie sicherlich nicht verstanden haben.
2. Oder es befinden sich in der „Theosophischen Gesellschaft“ wirklich unfähige Leute, welche falsche Lehren verbreiten. Wenn dies der Fall ist, so sollten es diejenigen, welche fähiger sind und mehr Weisheit besitzen, als ihre Pflicht erachten, dieser Gesellschaft beizutreten und die unfähigen Elemente durch fähigere zu verdrängen. Diesem Beitritte steht garnichts im Wege, da die „Theosophische Gesellschaft“ keinerlei Glaubensartikel hat und ein freier Verein für freie Forschung ist; vielleicht der einzige Verein in der ganzen Welt, bei dem man sich zu keinem bestimmten System oder Lehrsatz zu bekennen braucht und keinem „Führer“ zu folgen hat als der eigenen Vernunft und dem Gewissen. Es wird von niemandem in dieser Gesellschaft verlangt, daß er mehr thun soll als das wozu er befähigt ist, und thut er dies, so hat er seiner Pflicht Genüge gethan. Die Gesellschaft als solche braucht sich nicht ihrer Prinzipien, noch dessen zu schämen, daß sie aus Leuten besteht, welche darnach trachten, ihre Fähigkeiten zum Besten der Menschheit zu verwenden, wenn sie auch selbst noch nicht vollkommen sind; wohl aber sollte sich die Menschheit schämen, daß sie noch kein besseres Material zu stande gebracht hat, um das Ideal einer nach Wahrheitserkenntnis strebenden menschlichen Gesellschaft völlig zu verwirklichen.

Die „Theosophische Gesellschaft" ist keine „Gesellschaft von Theosophen", sondern von Leuten, welche darnach trachten Theosophen zu werden, wie ja auch eine „philosophische Vereinigung" noch keineswegs eine Vereinigung von wirklichen Philosophen oder Weltweisen zu sein braucht. Zwischen beiden Begriffen ist ein himmelweiter Unterschied, den nur die Dummheit nicht sehen kann. Der Beitritt zur „Theosophischen Gesellschaft" steht jedem Menschen frei, aber kein Mensch wird dadurch ein wirklicher Theosoph oder erlangt die göttliche Selbsterkenntnis, daß er seinen Beitritt zu dieser Gesellschaft erklärt; er stellt dadurch nur günstigere Bedingungen her, wodurch ihm die Erlangung der Selbsterkenntnis erleichtert wird, so wie jemand, der des Morgens auf einen hohen Berg steigt, den Sonnenaufgang eher genießt, als wer sich im dunkeln Thale in einer Höhle verkriecht.

Die Bezeichnung „Theosoph" wird von unverständigen Zeitungsschreibern gegenüber den Mitgliedern der „Theosophischen Gesellschaft" in spöttischem Sinne gebraucht. Ein wirklicher Theosoph d. h. ein Mensch, der göttliche Weisheit besitzt, wird sich derselben nicht rühmen und sicherlich nicht behaupten, ein Theosoph zu sein, weil er sich nur zu gut seiner eigenen Mängel bewußt ist. Wer aber damit prahlt, daß er ein Theosoph sei, von dem kann man bestimmt annehmen, daß er keiner sei; er ist nichts als ein von Eigendünkel aufgeblasener Affe. Solcher „Affen" kann es in der „Theosophischen Gesellschaft", wo jedermann Zutritt hat, ebenso gut geben, wir in allen anderen menschlichen Vereinen und Gesellschaften, und es liegt der Grund hierzu in der Affennatur des Menschen, und nicht in der Konstitution der „Theosophischen Gesellschaft", welche dazu angethan ist, diese Affennatur zu überwinden und dem Menschen der Erkenntnis seines wahren göttlichen Selbstes näher zu bringen.

In der That giebt es gar keinen persönlichen sichtbaren Theosophen; denn die erste Bedingung, um ein Theosoph zu werden, ist, daß man sich geistig über seine eigene werte Persönlichkeit erhebt, alles Selberwissen, Selberwollen, Selberkönnen und für sich selber Verlangen aufgiebt, und nur mehr im Geiste, im Ganzen und zum Besten des Ganzen lebt; daß man „Gott" in sich denken, empfinden und wollen und durch sich handeln läßt. Der wahre Theosoph ist als Persönlichkeit nichts mehr als ein Werkzeug, durch welches der in ihm zum Selbstbewußtsein erwachte Gott empfindet, denkt, spricht und handelt. Er ist ein Geistmensch, der durch die materiellen Sinne nicht wahrgenommen werden kann; dasjenige, was man sieht, die Persönlichkeit, ist nur das Werkzeug des Geistmenschen, die Hülle, welche die große Seele (Mahatma) bewohnt, welche aber viel größer und erhabener als diese Hülle, und in bezug auf ihr Dasein unabhängig von dieser Hülle ist. In ähnlicher Weise hat auch noch niemand einen wirklichen Menschen sinnlich wahrgenommen; das, was man sinnlich wahrnimmt, ist nur der materielle Körper des Menschen. Es giebt aber eine andere Fähigkeit, durch die man wahrnehmen kann, ob etwas Wahres in einem Menschen ist, dessen Körper man sieht, und dies ist der geistige

Eindruck, den sein Charakter auf uns macht, und unser Verständnis dafür ist die Intuition.

Wer dies einsieht, der wird sogleich begreifen, wie thöricht es ist, sich darüber zu streiten, ob z. B. H. P. Blavatsky dieses oder jenes „selbst" geschrieben oder ob es ein „Mahatma" durch sie geschrieben habe. Um darüber zu entscheiden, müßte man den Geist genau kennen, aus dem jeder Schreibende sein Denken schöpft. Wenn in mir die große Seele zum Selbstbewußtsein gekommen ist, so ist alles, was ich denke und schreibe, ein Ausfluß derselben; ist dieses nicht der Fall, so ist es mein eigenes persönliches Werk, und nicht das Werk meiner großen Seele (Maha-Atma). Darüber aber kann niemand entscheiden als ich selbst; denn jeder steht seinem eigenen Geiste am nächsten; die Anderen können nur mutmaßen, und jeder mutmaßt nach dem Standpunkte, auf welchem er steht. Wer selbst keine innere Erleuchtung erfahren hat, wird eine solche schwerlich bei einem anderen Menschen als möglich zugeben.

Damit erklärt sich das von den Unwissenden gegen H. P. Blavatsky und andere erhobene Geschrei des „Betrugs". Aus ihren Briefen, welche demnächst in den „Lotusblüten" veröffentlicht werden, geht hervor, daß sie von allen den großartigen und erhabenen Dingen, über welche sie schrieb und welche sie aus eigener Anschauung kannte, äußerlich niemals etwas gelernt habe. Ihre Erkenntnis muß deshalb aus einer innerlichen Quelle geflossen sein. Ob diese Quelle ihr eigener Geist oder der eines anderen war, darüber kann kein Ausschuß von Gelehrten entscheiden, die vom Geiste nichts wissen.

Auch in der „Theosophischen Gesellschaft" giebt es viele, die vom Geiste und von geistigen Kräften nichts wissen, weil diese geistigen Kräfte in ihnen noch nicht zur Entfaltung gekommen sind. Deshalb zerfallen die Mitglieder der „Theosophischen Gesellschaft" ebenso wie die Menschen im allgemeinen in drei Klassen, nämlich:

1. Diejenigen, welche noch nicht selbständig denken können, sondern eine Krücke nötig haben, an die sie sich anlehnen müssen. Diese bilden den „äußeren Kreis" und hängen sich je nach ihrem Geschmack an diesen oder jenen Leiter oder Führer, nehmen dessen Ansichten und Meinungen an, glauben an Wahrscheinlichkeiten und halten dies für eine Erkenntnis der Wahrheit. Dies ist ein sehr unvollkommener Zustand, aber es ist immerhin eine Thatsache, daß selbst eine bloß theoretische Beschäftigung mit geistigen Dingen oft auf den Weg zu deren praktischer Erkenntnis führt.
2. Diejenigen, welche geistig auf eigenen Füßen stehen und selber denken gelernt haben. Sie brauchen keinen äußerlichen Leiter, an dessen Rockschöße sie sich anhängen; sie sind bereit alles zu prüfen und dasjenige in sich aufzunehmen, was sie als wahr zu erkennen imstande sind. Diese bilden naturgemäß den „inneren Kreis", der umsomehr innerlich ist, je mehr innerliche Erkenntnis vorhanden

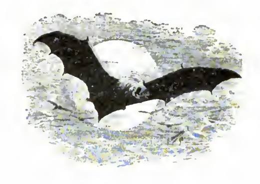
ist. Leider giebt es unter diesen noch viele, welche theoretisches Wissen für wahre Erkenntnis halten, und sich einbilden die Theosophie bestehe darin, daß man gelehrt über die sieben Prinzipien, Reinkarnation, Karma, Evolution und Geheimlehre reden kann. Solche mögen dadurch großen Nutzen schaffen, daß sie eine höhere als die bisherige Weltanschauung verbreiten helfen, sind aber noch nicht selbst über das Reich der Selbstheit hinausgekommen, welches der größte Feind der innerlichen Erleuchtung und geistigen Widergeburt ist.

3. Einige wenige, welche sich selbst überwunden haben, und in denen der Geist der Wahrheit zur Selbsterkenntnis gelangt ist. Sie unterscheiden sich äußerlich durch nichts von anderen Menschen, aber innerlich dadurch, daß ihre Gedanken nicht der eigenen Phantasie, sondern der wahren Erkenntnis und Erfahrung entspringen. Der spekulierende Philosoph meint dies und das; der wahre Theosoph meint nichts, sondern ist wie ein Reisender, der aus einem fremden Lande zurückkommt, und dasjenige, was er selber erlebt hat, erzählt. Er braucht keinen Beweis für seine Erlebnisse zu geben und es ist auch niemand verpflichtet ihm blindlings zu glauben; wohl aber mag ein anderer, der dieselbe Reise unternehmen will, aus seinen Erfahrungen Nutzen ziehen.

Ohne die eigene praktische Erfahrung hat das Studium theosophischer Werke seinen höchsten Zweck nicht erreicht. Die meisten unserer modernen Gelehrten gleichen einem lahmen Krüppel, der in seinem Leben noch nie aus der Studierstube herausgekommen ist, dabei aber fortwährend über der Landkarte brütet, um die Lage der Länder und Straßen zu studieren. Er weiß ganz genau, welchen Weg er nehmen müßte, wenn er da- oder dorthin gelangen wollte, und kann auch gelehrt darüber dozieren, was er gelesen hat oder vom Hörensagen weiß. Dabei kommt er aber selbst nicht vom Fleck, und müßte er hinaus in die Welt, so würde es ihm übel ergehen.

Um die Welt der Erscheinungen kennen zu lernen, dazu genügt die Beobachtung dieser Erscheinungen und die äußerliche Erfahrung. Um dasjenige zu erfahren, was wahrscheinlich ist, dazu genügt die spekulative Philosophie, Vergleichung, Mathematik und Logik. Um aber wahre Erkenntnis in geistigen Dingen zu erlangen, dazu gehört geistige Erfahrung, und diese wird nur dadurch erlangt, daß der Mensch selbst innerlich geistiger wird, zu einer höheren Stufe des geistigen Daseins emporwächst. Wenn das geistige Selbstbewußtsein in ihm erwacht, so folgt auch die geistige Wahrnehmung und Erinnerung, und er braucht sich dann auf keine Theorien und Wahrscheinlichkeiten zu verlassen, weil sich dann die Wahrheit in ihm selbst offenbart und er sie selber erkennt. Ein solcher Mensch ist frei von allen Meinungen und sein eigener Herr. Deshalb sagt auch Paracelsus: „Non sit alterius qui suus potest“; d. h.: wer fähig ist sich selbst (seinem wahren Sebst) anzugehören, soll sich an

keinen andern binden. Dies ist die geistige Freiheit, zu deren Beförderung die „Theosophische Gesellschaft“ gegründet wurde, die aber noch von nur wenigen begriffen wird, und welcher sich die Dunkelmänner vergebens widersetzen. Das Rad der Zeit aber schreitet unaufhaltsam vorwärts; der Zeiger der Uhr steht nicht stille, und aus dem Widerstande, den die theosophische Bewegung, sei es nun innerhalb oder außerhalb der „Theosophischen Gesellschaft“, findet, schöpft sie ihre Kraft. Wohl kämpfen gegen die Dummheit selbst die Götter vergebens, aber wo es keine Unwissenheit gäbe, da wäre auch keine Erkenntnis möglich und der Teufel selbst wird zu unserm Erlöser dadurch, daß er in uns selbst überwunden wird.





Vordasein und Wiederverkörperung

bei den Neuplatonikern.

Von

Raphael von Koeber,
Professor und Dr. phil.

> Der Körper ist der wahre Lethefluß, denn die in ihn hineintauchenden Seelen vergessen ihre ganze Vergangenheit.
>
> Plotinos.

Von den mystisch-religiösen Anschauungen des Pythagoreismus und Platonismus, die, vom ersten christlichen Jahrhundert an, immer stärker in der griechischen Philosophie hervortraten, hat sich diese nicht mehr emanzipiert. Sie bemächtigten sich ihrer bald vollständig, überdauerten sie und waren unter allen idealen Gütern, welche die antike Welt der Menschheit hinterließ, diejenigen, die das Christentum zuerst sich aneignete und in seinem Geiste verarbeitete.

Daß eine in der platonischen Mystik so wichtige Lehre, wie die der Präexistenz und Wiederverkörperung, namentlich in der letzten, vom Orient beeinflußten Phase der griechischen Philosophie, eine der Hauptrollen gespielt hat, ist klar; ja, man darf wohl sagen, daß sie während der letzten Jahrhunderte der antiken Kultur und darüber hinaus, keinen Augenblick vom Schauplatz der Geschichte mehr abgetreten war. Man findet sie, und zwar in der bekannten ägyptisch-orphischen Fassung, bei den sogenannten Neupythagoreern (Apollonius von Tyana[1]) u. a.), den pythagoreisierenden und eklektischen Platonikern (Plutarch von Chäronea, Apulejus von Madama, Numenius von Apamea), bei Philo von Alexandrien, dem Repräsentanten der jüdisch-griechischen Religionsphilosophie, und in den später (im dritten christlichen Jahrhundert) entstandenen angeblichen Schriften des Hermes Trismegistos.

[1]) Ueber das Leben und die Lehre des Apollonius von Tyana, sowie über die Sagen, die sich an seine Person knüpfen, vergl. Fr. Chr. Baur, „Apollonius von Tyana und Christus" in den „Drei Abhandlungen zur Geschichte der alten Philosophie" (herausgegeben von Zeller, Leipzig 1876) Seite 1—227.

Auch der Neuplatonismus, so originell er sonst in mancher Beziehung ist, unterscheidet sich, was die Wiederverkörperungslehre betrifft, in keinem wesentlichen Punkte von seinen griechischen und orientalischen Vorgängern.

Plotinos (205—270), das Haupt der neuplatonischen Schule, betrachtet die Seele — nämlich die Weltseele — als die mittlere der drei Hauptstufen, in denen sich die Emanationen der Gottheit oder des über alles Denken und Sein erhobenen All-Einen entwickeln. Die erste Stufe ist das Denken, der Nous; die letzte — die Materie, die schwächste Ausstrahlung der Gottheit, das Nicht-Seiende, welches für Plotin auch das (Ur-) Böse ist.

Die Materie entsteht, indem die Weltseele sich in zahllose Einzelseelen ergießt, welche durch ihre allmähliche Entfernung von der Urquelle alles Lichtes sich zuletzt ganz verfinstern und so zum Gegensatz des Lichts, zur Finsternis, zur Materie, dem Substrat der sinnlichen Welt, werden. Dieses Umschlagen der Seelen in ihr Gegenteil ist für Plotinos eine Naturnotwendigkeit, zugleich aber eine Schuld, ein freiwilliger Abfall der Seelen von ihrem Ursprung: eine Schuld, insofern die Seelen der ewigen Vernunft wesensgleich sind, also ihrer Natur nach nichts Gemeinsames mit der Materie haben und sich nicht in dieselbe zu stürzen brauchten; eine Naturnotwendigkeit aber, insofern sie als bloß mittelbare Emanationen der Vernunft sich nicht mit dieser decken und bereits das Moment der Finsternis, der Unvernunft in sich tragen, welches sie auch zur Finsternis hinabzieht.

Auf dieser Duplizität ihres Wesens beruht es, daß die Seelen nicht völlig in der Materie aufgehen, sondern gleichsam nur mit den Füßen in der Sinnlichkeit, mit dem Haupte aber in ihrer Urheimat, im Himmel, weilen. Plotinos nimmt geradezu zwei Seelen, oder ein doppeltes Ich an: das höhere oder das eigentliche, unsterbliche, anfangslose, und das niedere, das erst nach der Einkörperung jenes entsteht und als das Prinzip des leiblichen Lebens aufzufassen ist.

Da die Materie nicht nur das Produkt der Seele, sondern die in Finsternis umgeschlagene Seele selbst ist, so ist alles Materielle beseelt und, gleich der Seele, unsterblich. Und da ferner alle individuellen Seelen der einen Weltseele entstammen, so müssen auch die Tier- und Pflanzenseelen an der Unsterblichkeit teilnehmen.

Für die Unsterblichkeit giebt es außer den theoretischen oder Vernunftbeweisen noch praktische oder Erfahrungsbeweise: die Abgeschiedenen verkehren mit uns, sprechen zu uns durch Orakel und machen auch auf andere Weise ihren Einfluß geltend.

Nach dem Tode gelangt die Seele (d. h. die höhere, alleinverantwortliche) in einen ihrer sittlichen Beschaffenheit angemessenen und durch die alles beherrschende Gerechtigkeit nach dem jus talionis (Gesetz der Wiedervergeltung) bestimmten Zustand.

Die durch Wiedergeburten und Wanderungen geläuterten Seelen gehen zur ewigen Ruhe in die ursprüngliche ideale Welt ein, wo alles Individuelle und Beschränkte, wie Gedächtnis, Vorstellungsthätigkeit, diskursives Denken, wieder erlischt; nichts bleibt, als die zeitlose Intuition, die geistige Anschauung des Ewigen und Unendlichen: die Seele kehrt nach ihrem zeitlichen Dasein zu ihrem vorzeitlichen Sein zurück — zum Leben in und mit Gott.[1])

Ueber die Einzelheiten, wie Plotinos sich den Weltkreislauf der individuellen Seelen dachte, hat uns Stobäos[2]) eine Stelle aufbewahrt, die hier inhaltlich wiedergegeben werden mag:

„Nach den ewigen Gesetzen der Ordnung und Harmonie des Ganzen lösen sich alle Seelen, eine jede zu der ihr bestimmten Zeit, vermöge eines natürlichen Dranges und wie durch den Ruf eines Herolds oder Beschwörers erweckt, von der Vernunft (Nous) ab und treten in das System der Welt ein. Indem sie aus ihrer göttlichen Urquelle ausfließen, kommen sie in den Himmel oder Aufenthaltsort der sichtbaren Götter, wo sie ein Gewand (Körper) aus ätherischem Stoffe gewebt erhalten oder annehmen. Hier am Saume des sichtbaren Weltalls, wo die Seelen gleichsam zweien Welten angehören, das niedrigste Glied der intelligiblen und das höchste der materiellen ausmachen, verweilen sie nicht immer, sondern senken sich nach eben denselben Gesetzen, nach welchen sie aus der Mutter aller Seelen hervorgegangen waren, auf unsere Erde herab. Auf einer jeden neuen Stufe des Herabsteigens empfangen sie einen neuen Körper und werden also in dem Raume zwischen Himmel und Erde mit einem luftigen (Astralleibe), auf dem Wohnplatze sterblicher Geschöpfe mit einem dichten irdischen Gewande (Körper) bekleidet“.

Des Plotinos bedeutendster Nachfolger war Porphyrios (233—304). Dieser geht auf die Lehre der Wiederverkörperung in seinem Buche „über die Enthaltsamkeit“[3]) ein:

„Bei den Persern heißen die Weisen „Magier“; das nämlich bedeutet dies Wort in ihrer Sprache. — Die ersten von ihnen und die weisesten essen kein Fleisch und töten kein Tier. — Bei diesen ist es durchgängiger Glaubenssatz, daß es eine Seelenwanderung giebt, wie auch in den Mithrasmysterien gezeigt wird.

Auch in den Eleusinien enthielt man sich sogar des Genusses von Hausgeflügel, Fischen, Bohnen, Granaten und Aepfeln; ebenso macht der

[1]) Seine Eschatologie behandelt Plotin in den „Enneaden“ III 2, 13; III 4, 2, 5—6; IV 3, 9—18, 24—32; IV 4, 1—7, 45; IV 6, 15—19; IV 8 und 9 ganz; VI 7, 5—7. Die neueste griechische Ausgabe der Enneaden, sowie die erste vollständige deutsche Uebersetzung gab H. F. Müller (Berlin 1878—1880) heraus. Siehe ferner Arthur Richter, Neuplatonische Studien (5 Hefte, Halle 1864 ff.) Heft 4 Seite 39 f., 41 ff., 83—86.

[2]) Eclog. Phys. Seite 155.

[3]) Porphyrios: De abstinentia IV, 16 und 17; übersetzt von Eduard Baltzer II. Aufl., Leipzig 1879 (Eigendorf).

Beischlaf und das Berühren von Leichen unrein. Wer die Natur der Geistererscheinungen kennt, der weiß auch, weshalb man sich des Essens von Vogelfleisch enthalten muß, zumal, wenn man strebt von der Erde weggenommen und zu den himmlischen Göttern versetzt zu werden.

Bei den Indiern aber, wo Land und Volk sehr vielgestaltig sind, giebt es einen Stand der Theosophen- oder Gott-Weisen, die bei den Griechen Gymnosophisten genannt zu werden pflegen. Sie zerfallen in zwei Klassen: Brahmanen und Samanäer; jene sind nach ihrer Abstammung, diese nach freier Wahl dem Studium (und Leben) der göttlichen Dinge ergeben".

Während Plotinos noch mehrfach von einem möglichen Uebergang der Menschenseelen in Tierleiber und sogar einmal von einem „Zur Pflanze werden" redet, was er selbst vielleicht nur sinnbildlich gemeint haben mag, wandte sich Porphyrios mit Recht gegen solche Annahme (im buchstäblichen Sinne). Er neigte sich sogar der Anschauung zu, daß die Seele, welche einmal in einem Menschenkörper gewohnt habe, auch (in der Regel) nicht noch einmal in dies Erdenleben zurückzukehren habe. Er lehrte also nur Präexistenz, nicht Seelenwanderung, ebenso wie der Kirchenvater Augustinus, welcher sich auf ihn beruft.[1])

Viel eigenes zu dieser Lehre bietet auch sein Schüler Jamblichos (bis 333) nicht.[2]) Dagegen sollten hier noch aus dem Kommentar des Proklos (412—485) zu Platons „Alcibiades" zwei kurze Stellen angeführt werden, in denen er die Wiederverkörperung der Seele andeutet. Wahrscheinlich wurde diese Lehre von seiner Schule nur esoterisch vorgetragen. Er sagt das selbst:

„Wie würde die Seele fehlen und sündigen und sich wieder zum Göttlichen erheben können, wenn nicht sie und ihre Vernunft und die Freiheit ihres Willens an der Vermischung mit dem Leiden teil hätten, wenn sie nicht im Zeitlichen wäre und die materiellen Kleider (Körper) annähme und wieder ablegte nach gewissen Perioden der Zeit (pr. 76). Je mehr sich die Seele von der äußeren Hülle befreit hat, desto höher steigt sie (pr. 89).

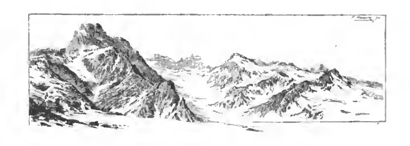
Zum Schlusse sei hier noch der Neuplatoniker Hierokles erwähnt. Dieser führt einen der hauptsächlichsten Gründe für die Annahme der Wiederverkörperung an, in seinem oftmals angeführten Satze:

„Ohne die Erkenntnis der Wiederverkörperung ist es unmöglich, Gottes Wege für gerecht zu halten".

[1]) Augustinus: De civitate Dei X, 30. Vergl. auch des Porphyrios Kommentar zum 10. Buche von Platons „Staat" bei Stobäos, Ecl. eth. II, c. 7 § 39.

[2]) De Mysteriis Aegyptorum. Sec. 4 c 5.





Die Mahâtmâ-Frage.

Von

Ludwig Deinhard.

Die vielbestrittene und neuerdings in der Londoner Westminster Gazette-Broschüre von F. E. Garrett „Isis very much unveiled"[1]) mit geradezu vernichtendem Hohn und Spott übergossene Frage der Existenz von Mahâtmâs, ist der Gegenstand eines außerordentlich lehrreichen Aufsatzes von H. S. Olcott in der Dezember-Nummer 1894 des von ihm herausgegebenen „Theosophist". Doppelt interessant ist dieser Aufsatz aber für alle Anhänger unserer Geistesrichtung, weil er Thatsachen bespricht, die einen klaren Beweis für die Wahrheit der Reinkarnations-Theorie liefern und deshalb — vorausgesetzt daß diese Thatsachen auch in Zukunft unbestritten aufrecht erhalten werden können, woran ich persönlich wenigstens nicht zu zweifeln wage, die Diskussion über die Wiederverkörperungslehre endgültig abschließen. Zweiflern an der Wahrheit dieser so bedeutungsvollen und weittragenden Lehre kann also nur der Rat gegeben werden, sich die angegebene Zeitschrift von dem Hauptquartier der Theosophical Society in Adyar (near Madras-Ostindien)[2]) kommen zu lassen und bei der Lektüre des betreffenden Artikels sich selbst daran zu erinnern, daß dessen Verfasser selbst unter den gelehrten Orientalisten unserer Universitäten, die bekanntlich von der Theosophischen Gesellschaft bis heute die denkbar ungünstigste Meinung hegen, als durchaus ehrlicher und um die Uebersetzung von Originalwerken indischer Philosophie sehr verdienter Mann in bestem Ansehen steht. Die Entscheidung der Frage also, ob in Tibet oder dessen Grenzland — wie dies in der theosophischen Litteratur häufig angedeutet wird — auch heutigen Tages thatsächlich Yogis oder Mahâtmâs leben, welche in geistiger und moralischer Hinsicht

[1]) London, E. C. Whitefriars, Tudor-Street, Office der Westminster Gazette, à 1 sh.
[2]) Gegen Einsendung von Mk. 2.

die gewöhnlichen Menschen vielleicht ebenso hoch überragen, wie diese die höher entwickelten Tiere, läßt Col. Olcott den Leser aus angeführten Reise-Litteraturquellen schöpfen, deren Verfasser nicht etwa der Theosophical Society angehörende Brahminen oder Buddhisten, sondern vielmehr skeptische Reisende europäischer Herkunft sind. Der Verfasser führt eine Anzahl Stellen aus dem wohl erst in der jüngsten Zeit erschienenen Werk „Where three Empires meet"[1]) von E. F. Knight, einem Vollblut-Engländer, an, der gelegentlich des Besuches eines tibetanischen Klosters, einer sog. Lamasery, der Gompa von Tikzay, nach Olcott's Ueberzeugung sich offenbar einem eigentlichen Mahâtmâ gegenüber befand, natürlich ohne selbst davon eine Ahnung zu haben. Knight erzählt: „Wir klommen den steilen Pfad zur Klosterpforte hinan, und wurden, oben angelangt, dem Skooshok (wörtlich der Verkörperung; gemeint ist der Prior des Klosters) vorgeführt, der in einer Galerie auf der höchsten Spitze des Gebäudes saß (ein Ort, der eben gerade charakteristisch für einen Râja Yogi oder hoch entwickelten Asketen ist, wie jeder weiß, der die Sanskrit-Litteratur nur etwas kennt, schaltet Olcott ein). Dieser Mann wird von allen Lamas von Ladak wegen seines umfassenden Wissens sehr hochgehalten. Während seiner Erziehung in L'hassa bestand er die höchsten Prüfungen und wurde dann ein Adept in allen buddhistischen Mysterien. Er erschien uns als ein Mann von mittlerem Alter, von sanftem, intelligentem Gesichtsausdruck, sprach nur wenig und hatte etwas Träumerisches, in weite Ferne Schweifendes in seinem Blick. Die meiste Zeit über, die wir bei ihm sitzend verbrachten, blickte er von uns abgezogen starr in die immens weite Landschaft hinaus, die sich vor seinem Blicke ausdehnte — Wüste, Oasen, das langgestreckte Thal des Indus, darüber die schneeigen Gipfel des Gebirges. Mit offenbarem Wohlgefallen über dieses wohl etwas sterile, aber großartige landschaftliche Bild machte er uns auf dasselbe aufmerksam, indem er angab, er habe sich schon öfters hier verkörpert.[2]) Er glaubte offenbar bestimmt, er sei schon Skooshok von Tikzay zu einer Zeit gewesen, als die Britten noch als nackte, bemalte Wilde einhergingen und er habe schon Jahrhundert auf Jahrhundert in dieselbe blendende Wildnis von dieser hohen Klosterspitze aus hinabgeblickt. Von Zeit zu Zeit, während wir so bei ihm saßen, murmelte er, beinahe unhörbar, Gebete, wobei er die Szenerie vor sich mit einem eigentümlich schwermütigen Blick betrachtete. Auf sein Geheiß wurden wir mit Zucker und getrockneten Aprikosen beschenkt und nahmen dann Abschied von dem Skooshok, den wir in stillem Gebet mit träumerischem Blick auf die Welt unter sich, verließen".

„Ich möchte nun aber an jeden nur etwas in seiner Nationallitteratur bewanderten Hindu die Frage richten" — bemerkt Olcott zu diesem Bericht Knight's — „ob dieser geistig kurzsichtige Engländer hier einen gewöhn-

[1]) Wo die drei Reiche zusammenstoßen.

[2]) Der Erzähler glaubt natürlich nicht an Wiederverkörperung, sondern erzählt nur, was er dort gehört.

lichen Menschen, wie einer von uns oder nicht vielmehr einen vom Typus der hohen Râja Yogi, oder wie man hier in Indien gewöhnlich sagt, einen Mahâtmâ beschrieben hat. Sind nicht der in die Ferne verlorene Blick, die Gelassenheit, die Wahl des abgelegensten und reinsten Raumes im Kloster, der Ruf vollkommen heiligen Lebens, tiefster Gelehrsamkeit, und vollständiger Beherrschung der Mysterien des Buddhismus, — ich frage, sind dies nicht alles Merkmale für einen Adepten der weißen Magie? Und was ist wahrscheinlicher, als daß, während dieser über Felsen kletternde Sportsmann verwundert vor ihm saß, innerlich vielleicht von Spott erfüllt über dieses anscheinend zwecklose Hinausstarren in die unfruchtbare Landschaft, der hellsehende Blick des heiligen Mannes seine geheimen Gedanken las, seine Lebensgeschichte überschaute, seine geistige Unfähigkeit, seinen egoistischen Ehrgeiz, ein Buch zu schreiben, durchblickte und, statt ihm geistige Lehren zu erteilen, oder gar Worte zu verschwenden durch Belehrung über den wahren altruistischen Zweck seiner eigenen aufeinanderfolgenden Inkarnationen, es vorzog, die Zusammenkunft damit abzuschließen, daß er ihm eine aus Früchten und Zucker bestehende Gabe überreichen ließ? Keiner von uns kann mit Sicherheit angeben, ob der Tikzay-Einsiedler wirklich ein Mahâtmâ war oder nicht; allein nach der Beschreibung, die Knight selbst von ihm entwirft, sind wir zu der Annahme berechtigt, daß es höchst wahrscheinlich ein solcher gewesen ist, dessen „träumerischer" Blick möglicherweise gerade auf die religiösen Zustände der Welt gerichtet war, und dessen mächtige Seele Ströme erfrischender Willenskraft allen denen zusandte, die an der Aufgabe, unserer Generation zur Selbsterkenntnis zu verhelfen, beteiligt sind. Abgeschiedenheit von allem Streit und Hader dieser Welt und von Befleckung durch selbstische Menschen ist die erste der vier Bedingungen der Yoga-Schulung, und dieser Mann besaß sie. Wäre er Knight gegenüber weniger träumerisch und gleichgültig erschienen, so wäre er zweifellos von dem ganzen Pöbel Steinbock jagender Müßiggänger so lange mit Fragen gepeinigt worden, bis er vielleicht von seinem ruhigen Zufluchtsort vertrieben und gezwungen gewesen wäre, ein anderes Âshram in einer noch unwirtlicheren Gegend aufzusuchen".

Zum vollen Verständnis des Obigen ist daran zu erinnern, daß wenn Col. Olcott von Mahâtmâs redet, der durchaus glaubwürdige Gründer der T. S. aus eigener Erfahrung sprechen kann, wie die Leser der „Sphinx" sich aus meinem Aufsatz: Das Rätsel des Astralkörpers, im Augustheft 1894 erinnern werden. Ueber Olcott's Begegnung mit einem Adepten oder Mahâtmâ, während dieser sich in seinem Körper befand, habe ich den Bericht aus Olcott's eigenem Munde gehört.

Olcott beruft sich übrigens in dem hier besprochenen Aufsatz über die Mahâtmâ-Frage zu öfteren Malen auch auf das Zeugnis des Tibet-Erforschers Huc, den er auch Vater Huc nennt, und der, wahrscheinlich als Missionär, schon anfangs der 50er Jahre unseres Jahrhunderts diese Gegenden bereist und beschrieben hat. Huc spricht in seinem Reisewerk

von dem Lama-Chef von Djachi-Loumbo, mit Namen Bandchan Rembontchi, mit dem er eine Begegnung hatte und den er als einen Mann von ungefähr 60 Jahren von edlem, majestätischem Wesen und für sein Alter Staunen erregender Kraft schildert.

„Die Tibetaner und Tartaren", sagt Huc, „nennen ihn den großen Heiligen und sprechen seinen Namen niemals anders, als mit gefalteten Händen und mit zum Himmel gerichteten Blick aus. Sie behaupten, er besitze ein universelles Wissen und spreche alle Sprachen der Welt, ohne sie jemals studiert zu haben".

Olcott bemerkt hierzu, Huc habe, da er vor Begründung der Theosophischen Gesellschaft gelebt, keine Veranlassung dazu gehabt, nachzuforschen, ob nicht möglicherweise der tibetanische Lama-Chef mit dem indischen Yogi, Muni oder Mahâtmâ identisch ist. Unser höchstes Interesse aber wird erweckt, wenn wir im folgenden in Huc's eigener Darstellung erfahren, auf welche Art die Aufeinanderfolge der Groß-Lamas gesichert bleibt, woraus für alle diejenigen, welche zu diesen rätselhaften Vorgängen den Schlüssel besitzen, hervorgeht, daß die Individualität eines Buddha d. h. eines Nirmanakâya[1])-Mahâtmâ im Fortgang seines sich selbst auferlegten altruistischen Weiterlebens unter den Menschen direkt von Körper zu Körper passiert. Huc berichtet:

„Ist ein Groß-Lama fortgegangen, d. h. gestorben, so ist dies durchaus keine Veranlassung zur Trauer für das Kloster. Niemand äußert ein Befürchten oder Bedauern, denn jedermann weiß, daß der Chaberon bald wieder erscheinen wird. Seine Schüler beobachten gewisse Zeichen in der Natur, wie beispielsweise die Erscheinung eines Regenbogens, der für sie ebensoviel bedeutet, wie der Stern von Bethlehem für die Weisen aus dem Osten. Sie konsultieren ihren Churtchun, d. h. denjenigen Mahâtmâ, der verborgene Dinge zu ergründen vermag. Dieser nennt ihnen dann, auf Grund angestellter Zeremonien, verrichteter Mantrams oder Gebete und Betrachtungen, den Distrikt und das Dorf, wo sie das Kind zu suchen haben, in dem sich ihr Chaberon wieder verkörpert hat. Eine große Delegation geht dahin ab und findet ein Kind entsprechend der vorausgegangenen Beschreibung. Man beachte also: in dem entfernten Dorf wird genau ein derartiges Kind vorgefunden, wie es der betreffende Mahâtmâ vorhergesagt hatte. Allein dieses wird nicht ohne vorhergegangene Prüfung sofort als Groß-Lama begrüßt. Man fragt es vielmehr zunächst nach dem Namen des Klosters, dessen Chaberon es gewesen sei, wie weit es dahin, wie viele Lamas dort seien und so fort. Nach all' diesen Fragen bringt man vor das Kind Gebetbücher, Einrichtungsgegenstände, Becher, Theekessel usw. und fordert dasselbe auf, diejenigen Stücke darunter zu bezeichnen, die es in seinem früheren Dasein benutzt habe. Das Kind, welches selten älter als 5 bis 6 Jahre ist,

[1]) Der Nirmanakâya ist ein höchstentwickeltes Menschenwesen, das nach seinem körperlichen Tode in die Ruhe von Nirwâna eingehen könnte.

geht aus der Prüfung gewöhnlich siegreich hervor, indem es ohne Zaudern alle die Dinge bezeichnet, die ihm früher gehörten".

So berichtet der ehrliche Huc, der auf Grund überwältigender Beweise alle diese Thatsachen zuzugeben sich gezwungen sieht, allerdings mit dem naiven Beisatz: „der große Lügner, der schon unsere Voreltern betrog, mag ja manchmal auch durch den Mund eines Kindes reden, wenn er sich dadurch den Glauben seiner Anbeter sichern kann". Kurz Huc führt als guter Christ den Teufel in's Gefecht, um das geschilderte Ereignis dem Leser plausibel zu machen, eine, wie Olcott anführt, allerdings nur befriedigende Lösung für diejenigen, welche den Aberglauben dem gesunden Menschenverstand vorziehen.

Auch Knight erzählt in seinem Reisewerk den Vorgang der Aufsuchung und Prüfung des wiederverkörperten Nirmânakaya, und zwar in ähnlicher Weise wie Huc, nur mit dem Unterschied, daß nach seinen Informationen der sterbende Skooshok breits seine Schüler um sich versammelt und ihnen genau den Ort angiebt, an dem er wiedergeboren werden wird. Es erfolgt dann nach dem Tode die Aufsuchung des neugeborenen Kindes, das gewisse heilige Merkmale besitzen soll. Bis zu seinem fünften Jahre bleibt dasselbe bei seiner Mutter, um dann wieder von den Lamas aufgesucht zu werden, die nun den Identitätsbeweis genau in derselben sorgfältigen Weise vornehmen, wie ihn schon Huc geschildert hat. „Gelingt es diesen Beweis festzustellen, sagt Knight, wie dies thatsächlich beinahe immer der Fall ist, so wird das Kind als der Skooshok anerkannt, und aus seinem Heim und seiner Familie für immer mit fortgenommen, um es in den heiligen Mysterien zu erziehen, zunächst in der Gompa, deren Haupt er werden soll, und dann für einige Jahre in der Stadt L'hassa. Er kehrt dann in sein Gompa zurück, um dort in einem abgesonderten Gebäude seinen Wohnsitz aufzuschlagen, darf sich aber nicht um die weltlichen Geschäfte der Brüderschaft bekümmern, sondern verträumt nun die langen ruhigen Jahre, bis wieder die Zeit zum Sterben und Wiedergeborenwerden in einem anderen Körper für ihn gekommen ist. Alle Kenner dieses Landes behaupten auf das bestimmteste, daß Skooshoks und Lamas, wie überhaupt die ganze Bevölkerung an diese eigentümliche Theorie der Metempsychosis fest und streng glauben und daß auch die Feststellung des Eigentums des verstorbenen Skooshok durch das Kind keineswegs auf heimliches Einverständnis oder Betrügerei zurückzuführen sei."

Soweit der skeptisch urteilende, in europäischen Vorurteilen aufgewachsene Tibetreisende Knight, dessen Bericht selbstredend — wie dies auch Col. Olcott in einer Fußnote thut — dahin zu korrigieren ist, daß ein Nirmânakaya, der an der Schwelle von Nirwâna wieder umkehrt, um der unwissenden Menschheit zu helfen, seine Tage sicherlich nicht in träger Unthätigkeit vertrauern wird.





Die Weisen des Himavat.[1]

Von

Damodar K. Mavalankar.

Auf meiner gemeinschaftlichen Tour mit Col. Olcott traten in dessen Gegenwart sowohl, wie in dessen Abwesenheit verschiedene Phänomene auf, wie z. B. direkt Antworten in der Handschrift meines Meisters, unterzeichnet mit seiner Unterschrift, Fragen, die von einer Anzahl unserer Mitglieder gestellt wurden. Diese Vorfälle fanden statt, ehe wir Lahore erreichten, wo wir meinen Meister in seiner körperlichen Gestalt erwarteten. Ich wurde dort von ihm in seinem Körper während dreier aufeinander folgenden Nächte, jedesmal auf ungefähr drei Stunden besucht, während welcher Zeit ich bei vollem Bewußtsein blieb und in einem Fall sogar meine Wohnung verließ, um draußen dem Meister entgegen zu gehen. Mir ist aus spiritistischen Berichten kein Fall bekannt, in dem ein Medium bei vollkommenem Bewußtsein seinem „Besuch aus dem Jenseits" nach vorheriger Verabredung im Hofraum entgegen gegangen wäre, dann mit ihm die Wohnung betreten, ihm einen Sitz angeboten und hierauf mit dem „entkörperten Geist" eine lange Unterredung gepflogen hätte, in einer Weise, die auf ihn den Eindruck der persönlichen Berührung mit einem verkörperten Wesen machen muß. Außerdem war der, den ich in Lohare in persona sah, derselbe, den ich im Hauptquartier der Theosophischen Gesellschaft im Astralkörper gesehen, und wiederum derselbe, den ich in Visionen und Trance-Zuständen in seinem Tausende von Meilen entfernten Hause erblickt hatte, das ich unter seiner direkten Hülfe und Beschützung im astralen Ego erreichte. In diesen letzteren Fällen hatte ich, da damals meine psychischen Kräfte noch nicht genügend entwickelt waren, allerdings nur eine etwas nebelhafte Gestalt sehen können, deren Gesichtszüge zwar

[1] Aus dem Werk: „Five Years of Theosophy" Essays selected from the „Theosophist" Madras-Adyar 1894. Uebersetzt von L. Deinhard.

vollkommen deutlich waren und sich meinem seelischen Auge und meinem Gedächtnis tief eingruben, während später in Lohare, in Jummoo und an andern Orten der Eindruck ein ganz und gar anderer war. In den früheren Fällen gingen meine Hände, wenn ich Pranâm, d. h. die Begrüßung machte, durch seine Gestalt hindurch, während sie bei den späteren Gelegenheiten auf feste Gewänder und auf solides Fleisch stießen. Hier sah ich einen lebenden Menschen vor mir, das Original der im Besitz von Madame Blavatsky und von Mr. Sinnett befindlichen Portraits, imponierender allerdings in seiner ganzen Erscheinung und Haltung. Ich will mich hier nicht mit der Thatsache aufhalten, daß dieser Meister auch von Col. Olcott und Mr. Brown und zwar von jedem dieser Herren einzeln während zweier Nächte in Lahore in körperlicher Gestalt gesehen worden ist, da diese dies besser thun können, jeder für sich selbst, wenn sie wollen. In Jummoo, wohin wir uns von Lahore aus begaben, sah ihn Mr. Brown am Abend des dritten Tages nach unserer Ankunft dort und empfing von ihm einen Brief in seiner gewöhnlichen Handschrift, nicht zu reden von seinen beinahe täglichen Besuchen bei mir. Und was mir in Jummoo passierte, das weiß dort jedermann. Thatsache ist, daß ich das Glück hatte, eine heilige Âshrama besuchen zu dürfen, wo ich einige Tage in der gepriesenen Gesellschaft mehrerer Mahâtmâs des Himavat und ihrer Schüler verweilte. Ich traf dort nicht bloß meinen geliebten Gurudeva und Col. Olcott's Meister, sondern noch verschiedene andere dieser Brüderschaft, worunter einen der Höchsten. Ich bedauere nur, daß der durchaus persönliche Charakter meines Besuches jener dreimal gesegneten Regionen mich verhindert, mehr darüber zu sagen. Möge es genügen, wenn ich beifüge, daß der Ort, der mir zu besuchen gestattet wurde, in den Himâlayas, und nicht in irgend einem eingebildeten Sommerland liegt und daß ich meinen Meister mit den Augen meines eigenen Sthûla Sharîra (physischen Körpers) erblickte und ihn mit der Gestalt identisch fand, die ich in den früheren Tagen meiner Chelâschaft gesehen hatte. Ich sah also meinen teueren Guru nicht nur als lebenden Menschen, sondern auch als einen im Vergleich mit einigen anderen Sâdhus jener heiligen Brüderschaft noch jungen Mann von ganz besonders freundlichem Wesen, der auch für eine heitere Bemerkung und ein eben solches Gespräch zugänglich ist.

So war es mir am zweiten Tag nach meiner Ankunft nach der Mahlzeit gestattet, mit meinem Meister eine mehr als einstündige Unterredung zu pflegen, worin er mich lächelnd frug, warum ich ihn denn so erstaunt betrachte, worauf ich die Gegenfrage stellte: „Wie kommt es denn, Meister, daß einige Mitglieder unserer Gesellschaft sich in den Kopf gesetzt haben, Du seiest ein ältlicher Mann, und daß dieselben Dich sogar hellsehend als einen über 60 Jahre alten Mann gesehen haben?" Darauf erwiderte er freundlich lächelnd, diese letztere irrtümliche Vorstellung sei auf die Berichte eines gewissen Brahmachâri, des Schülers eines Vedânta-Swâmi im Punjab, zurückzuführen, der vergangenes Jahr in Tibet das

Haupt einer Sekte, einen ältlichen Lama traf, welcher damals sein — meines Meisters — Reisegenosse gewesen sei. Der besagte Brahmachâri habe durch seine Berichte über diese Begegnung verschiedene Personen dahin irre geführt, den Lama für ihn selbst zu nehmen. In bezug darauf, daß ihn Hellseher als „ältlichen Mann" gesehen haben, sei dies geradezu unmöglich; denn, fügte er hinzu, wirkliches Hellsehen könne niemals zu so irrtümlichen Vorstellungen führen; er tadelt mich dann in freundlichem Tone darüber, daß ich dem Alter eines Guru überhaupt irgend eine Bedeutung beilege, da doch die äußere Erscheinung oft falsch sei usw., und erklärte mir noch andere Punkte.

Dies alles sind nackte Thatsachen, meine Behauptungen sind entweder wahr oder falsch; ein drittes giebt es nicht. Im ersteren Fall ist jede spiritistische Hypothese ausgeschlossen, und es muß dann zugestanden werden, daß die Himalayischen Brüder lebende Menschen und weder entkörperte Geister, noch Schöpfungen der überhitzten Phantasie von Fanatikern sind. Selbstredend bin ich mir klar bewußt, daß viele meinen Bericht bezweifeln werden; allein ich schreibe auch nur zum Frommen der Wenigen, die mich gut genug kennen, um weder in mir ein halluzinierendes Medium zu erblicken, noch mir irgend ein schlimmes Motiv zu unterschieben, und die immer fest und treu ihre Ueberzeugungen und die Sache verteidigt haben, die sie in so edler Weise zu der ihrigen gemacht. Was die Majorität anlangt, die über alles zu lachen und zu spotten pflegt, was zu begreifen sie weder Lust noch Fähigkeit besitzt, so liegt mir an dieser sehr wenig. Wenn diese wenigen Zeilen nur dazu dienen, wenigstens einen von meinen Brüdern in der Gesellschaft oder einen redlich Denkenden außerhalb derselben zur Verbreitung der Sache der Wahrheit und Menschlichkeit anzufeuern, so werde ich daran erkennen, daß ich redlich meine Pflicht gethan habe.





„Astronomische Kuriositäten".

Ueber die Astrologie für 1895.

Von

Hübbe-Schleiden.

Kuriositäten des „Zufalls" nennt der „Aufgeklärte" heutzutage alle Thatsachen, die er sich nicht erklären kann, so die Thatsachen der „Telepathie" oder der übersinnlichen Gedankenübertragung und anderes derartiges „zufälliges Zusammentreffen" von Vorgängen. Zu solchen Thatsachen des Zufalls gehören auch die der Astrologie, die den „allwissenden" Gelehrten, wenn er nicht gänzlich Verstandestier ist, trotz all seines äußerlichen Leugnens, doch innerlich immer ein kleines wenig gruseln macht.

Wer sich für die Thatsachen der Astrologie interessiert, der braucht nur einen der vielen englischen oder amerikanischen Almanache in die Hand zu nehmen. Er wird sich bald überzeugen, daß zwischen den Stellungen der Gestirne am Himmel (Makrokosmos) und den Ereignissen auf der Erde (Mikrokosmos) eine unverkennbare Parallele besteht. Ja noch mehr, er wird finden, daß die Astrologie in den englischen Ländern sich zu einer so weit stichhaltigen Technik entwickelt hat, daß die meisten wichtigen Ereignisse, mindestens des öffentlichen Lebens, mehr oder weniger bestimmt vorher angedeutet werden. Ein indirekter Beweis für diese Stichhaltigkeit ist auch wohl die Thatsache, daß diese Almanache in vielen Hunderttausenden von Exemplaren in der ganzen englisch redenden Welt verkauft werden. Und obwohl diese jährlichen Hefte sehr billig sind, so werden sie doch gerade am meisten vom gebildeten Publikum gekauft. Zadkiel's Almanac (bei Wm. Clowes & Sons in London S. W., 13 Charing Croß) kostet 6 Pence (50 Pfg.) und Old Moore's Almanac kostet sogar nur 2 oder 3 Pence.

Verschiedene Stellungen am Himmel im vergangenen Jahre haben meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. So unter andern die totale Sonnenfinsternis am 29. September (in Aries 16° 20'), die freilich in Europa

nicht sichtbar war. Diese Zeit bezeichnete das Unterliegen Chinas und den Sieg Japans über dieses alte „Reich der Mitte".

Der Ausbruch dieses Krieges, dessen Tragweite noch nicht abzusehen ist, ward bezeichnet durch die Gegenstellung von Saturn 19° 26' in Libra zu Mars Aries am 26. Juli 1894.

Dieselbe Gegenstellung wiederholte sich am 20. Oktober; Saturn stand 27° 50' in Libra und Mars in Aries. Dies ward die Zeit des Thronwechsels in Rußland und die Tragweite dieses bedeutsamen Ereignisses für die Zivilisation der Gegenwart ist ebenfalls noch nicht abzusehen.

In diesem Jahre 1895 nun wiederholte sich die gleiche Planetenstellung am 15. Januar. Saturn 6° 25' im Skorpion und Mars im Taurus. Ich erwartete schon längere Zeit vorher mit Spannung, welche Ueberraschung uns wohl diese so durch den Lauf der Gestirne bezeichnete Zeit bringen würde. Und richtig! Schon die Telegramme vom 11. Januar deuteten auf kommende Unruhen in Frankreich; und genau am 15. Januar erfolgte Casimir Periers Resignation. Auch dieses Ereignis, obwohl nicht unmittelbar das Zeichen für den Ausbruch von schweren Unruhen, mag sich dennoch in seiner Folge als das entscheidende Moment in der Entwickelung gewaltiger Krisen erweisen.

Von den sehr vielen astrologisch wichtigen Tagen des laufenden Jahres mögen hier noch zwei hervorgehoben werden.

Am 26. März 1895 ist eine teilweise (nur geringe) Sonnenfinsternis, die ebenfalls in London nicht sichtbar ist. Dennoch wird an diesem Tage eine schwere Trauernachricht für England erwartet. Was darüber in Zadkiel's Almanach gesagt wird (S. 56), leuchtet mir in seiner Notwendigkeit nicht recht ein. Aber der Verfasser (Alfred Pearce) wird das wohl besser wissen. Dies ist, was er schreibt:

„Da diese Sonnenfinsternis in einem großen Teile von Großbritanien und Irland sichtbar ist, und da sie in Aries 5° 31' statthat, so ist sie von ernster Bedeutung für uns (Engländer), obwohl sie an sich nur gering ist. Indessen ist es die Zeit des Neumonds, welcher den Frühlingsgleichen am nächsten ist, und der Vorgang findet überdies im zehnten Hause statt. Ehe seine Wirkung ihren ganzen Lauf vollendet haben wird (und sein Einfluß erstreckt sich über die nächsten drei Jahre) wird man jemanden in der Umgebung des Windsor Schlosses mit großen Trauerfeierlichkeiten zu Grabe geleiten".

Weiter ist dieser Satz nicht ausgeführt. Mündlich aber kursiert allgemein das Gerücht, daß in diesem Jahre der Tod der Königin von England (der Kaiserin von Indien) erwartet werde. Zadkiel's Almanach fährt fort:

„Wann immer eine Sonnenfinsternis in Aries statthat, war bisher Ursache für Alt-England gegeben, bittere Thränen zu vergießen. Auch im Jahre 1857 folgte der fürchterliche Aufstand in Indien — der damals in Zadkiel's Almanach richtig vorausgesagt war — einer Sonnenfinsternis

in Aries. Möge die britische Regierung rechtzeitig auf diese Warnung hören und ihre Flotte rüsten, auf daß nicht ein hinterlistiger Feind uns überrumpelt. Im Altertum nahm man an, daß, wenn die Sonne sich im ersten Zehntel des Aries verfinstere, dies „plötzliche und häufige Heeresbewegungen, Expeditionen, Aufruhr und Streitigkeiten bedeute, ferner auch eine Neigung der Atmosphäre zu großer Hitze und Dürre". Da Saturn bei St. John's in Neufundland untergeht, so könnte vielleicht Unruhe und Kriegsgefahr aus jener Gegend aufsteigen. Vor allem aber sollte fortan ein wachsames Auge auf unser indisches Reich gehalten werden".

Auf Seite 54 findet sich übrigens die Bemerkung, daß „Alt-England siegreich sein wird, wenn es zum Kampfe gezwungen werden sollte, da Mars in Aries stark ist".

Als letztes Himmelsereignis soll hier nur noch das Zusammentreffen (Konjunktion) der unglücklichen Planeten am Nachmittage des 15. November 1895, 3 Uhr 8 Min. nach Greenwich-Zeit, erwähnt werden. Dies findet überdies im Skorpion und im 7. Hause (dem der Feinde) statt; und außerdem vereinigen sich dort Sonne und Mond, alle im Skorpion, die Sonne 23°, der Mond 12°, Merkur 5°, Uranus 20° und Mars und Saturn, beide 11° 30'. Das ist nach astrologischen Begriffen ein ungewöhnlich reichliches Maß übler Vorbedeutung. Zadkiel sagt hierüber:

„Es scheint dies eine sehr ernstliche Verbindung von Feinden gegen Großbritanien anzudeuten. Es ist dringend nötig, daß wir vollständig gerüstet sein sollten, um unser Reich zu verteidigen! Saturn und Uranus waren nicht in Himmelszeichen des Skorpions zusammen seit September 1807; und Alt-England hatte damals sehr schwere Zeiten durchzufechten. Sollte es glücken, einen Krieg zu verhüten, dann werden Mord und Gewaltthätigkeit herrschen. Auch schwere Stürme und große Fluten werden viel Schaden anrichten; und es wird einige Zeit lang große Kälte herrschen. Zum Neumonde am folgenden Tage (dem 16. November 1895) wird das Satellitium von Planeten im 6. Hause epidemische Krankheiten vermuten lassen und auch Arbeit für die Flotte. — Marocco leidet sehr während dieser Konjunktion, und dessen Sultan wird in großer Gefahr sein. Für Peking sind die zusammentreffenden Planeten im 4. Hause; das wird für China eine Katastrophe bedeuten".

Auf das, was Zadkiel über Deutschland und unser Kaiserreich sagt, wollen wir hier nicht eingehen. Wer sich dafür interessiert, der mag es selbst nachlesen.

Schließlich will ich hier noch einmal wiederholen, was ich in der „Sphinx" schon Dutzende von Malen dringend betont habe, daß wir nicht im entferntesten glauben, daß die Gestirne irgend welchen Einfluß auf die Vorgänge hier auf der Erde haben. Was wir als Monisten behaupten, ist lediglich dies, daß das Weltall seinem Wesen nach eine große Einheit, ein einheitlicher Organismus ist, ebenso unser Sonnensystem und unser Erdplanet so gut wie jeder einzelne Mensch. (Jede größere Einheit wird im Verhältnis zu jeder kleineren als Makrokosmos

vom Mikrokosmos unterschieden.) Wer nun das Ganze aus dem Teil und den Teil aus dem Ganzen zu erkennen versteht, wer die Analogie richtig erkennt und wirklich weiß, welche Zeichen im großen und im kleinen einander entsprechen, der kann sowohl aus den Zeichen einer Menschenhand Wesen und Schicksal der Person herauslesen, wie aus der Stellung der Gestirne die Ereignisse auf unserem Planeten. Fraglich ist hierbei eben nur die Kunst, diese Entsprechungen wirklich richtig zu erkennen. Eins aber ist dabei vollständig sicher: es gehört dazu mehr als bloße Verstandesberechnung.





Aphorismen eines Einsiedlers.[1]

Von

Paul Zanzky.

Das Leben war mir hold, denn es geleitete mich bis hierher; nun muß ich es verlassen, wie sollte ich es anklagen?

Was es mir leicht um das Herz ist, seit ich in mir mein Ideal fand und in ihm aufging!

Einmal betrachtend auszuruhen, war ehemals mein Lebensziel; nun ruhe ich nicht, doch betrachte ich, und betrachtend versinke ich.

Dieses Erbteil hinterlasse ich euch, meine Zöglinge: daß die Erde sich selber gehöre, denn unser Himmel wölbt sich auf der Erde.

Du träumst bei dir über dem, was du einst sein wirst und vergissest, die werdende Stunde zu gestalten, die also deine Herrin wird.

Was ist doch das Glück der Sterblichen! Kein Mensch definierte es je, während es jeder unzählige Male genossen hat. Ich künde dir: es ist die freudige Bejahung deines Wesens, und darum liegt in jedem soviel namenloses Glück verborgen!

Ich war der Welt zu gut, um mit ihr auszukommen; ich bin der Welt so gut, sie nicht mehr zu begehren.

Die Philosophie giebt dir eine Theorie der Weisheit; die Weisheit selber offenbart sich nur im Lebensgang.

[1] Vergleiche „Sphinx" XVIII, 97, März 1894, S. 189–192.

Der Wahnsinn aller Leidenschaftlichen liegt darin, daß sie sich als etwas ausschließlich Berechtigtes anerkannt wissen wollen, während nur ihre sich auflösende Empfindung als solche dieses sich selbst zerstörende Recht beanspruchen kann.

Ach, daß wir wahr sein könnten! Und daß wir einen Augenblick wahr sein dürften!

Inmitten dieser Qual kommt mir unter Lächeln ein hehrer Friede. Habe ich nicht Größeres überstanden? Ist mir nicht fürder alles Menschliche und Zufällige vertraut?

Wie du auch deinen Tag einteilst und das Dunkel der Nacht erhellst, kannst du doch Tag und Nacht selber nicht schaffen, nicht wegbringen, nur wandeln.

Nur unser bewußtes Ich kann uns aus Knechtschaft zur Freiheit erheben, das unbewußte uns höchstens Fingerzeige aus dem Irrwege geben.

Was wäre das Leben, wenn es von uns genossen, durchschaut und gewogen werden könnte! Oder welch' ein Gott müßte der Mensch sein, sich eine solche Aufgabe stellen zu können!

Siehst du dein Leben nicht hinter dir als ein ganzes, das so geworden ist, ob du es auch nicht wolltest? Und doch ward es dein Leben! Und dennoch erlöste dich dein Pulsschlag nicht eine Sekunde von diesem Leben!

Die „Gnade" ist der Lohn der Gewohnheit; darum siegt diese über die sekundären Wallungen der Innen- und Außenwelt.

Sei dem Leben gut, wie der Geliebten der Jugend, deren Nichtbesitz du verschmerzest; aber gehe keine eifersüchtige Ehe mit ihm ein, denn es ist kühl und untreu, also, daß du ihm gram werden müßtest.

Es liegt jedes Glück im Verzicht, denn du begehrst ihn nicht und kannst seiner nicht satt werden, wenn du wirklich von ihm besessen wirst.

Es giebt eine Erlösung vom Pessimismus, die darin liegt, dem Eudämonismus als durchaus unerwiesenem, ja absurdem Zweck des Lebens den Rücken zu kehren. Hunger, Krankheit, Alter, mancherlei Un-

vollkommenheiten zeugen gegen **mein** Wohlbefinden; was aber hätte **jegliches Wohlbefinden** zur Aufgabe der Menschheit beizutragen, die es im Gegenteil unerreichbar machen würde!

Was doch empfing jemals die Menschheit von dem Glücke des einzelnen! Keine Erfindung, keine Erkenntnis, keine Lehre illusorischer Sittlichkeit ging jedoch an ihr vorüber, ohne tiefe Triebfedern zu hinterlassen, die weiter und weiter wirkten! Was also bedeutet das Glück, und wie fern von ihm liegt die Aufgabe des Menschen!

Es ist eine physiologische Thatsache, daß die Schmerzempfindung tiefer und nachhaltender ist, als die lebhafteste Freude, welche sich schon der schnelleren Schwingungen wegen sehr bald auslebt. Dennoch ist es ebenso gewiß, daß die **Erinnerung** an Freude und Glück jene an tieferes Ungemach überdauert. So leidet der Mensch von Tag zu Tag und hofft doch immer mehr von morgen, als er befürchten sollte.

Das Glück des Lebens liegt in der Vorstellung, wie jenes der Freundschaft, der religiösen Empfindung, der Erkenntnis. Darum genießt der Schauende so viel Glück, der Wägende so wenig.

Das Leben ist so kurz, und kein Augenblick kann überdacht werden, daß man sich a priori daran gewöhnen müßte, an keinem Leide hängen zu bleiben, wie jedes lautere Glück bedächtig in sich zu schlürfen.

Daß ihr doch segnen lerntet, ihr Leidtragenden, da alles Leid vorübergeht! Daß ihr doch nicht lästertet, da ihr immer von neuem das Glück trinket, über dessen Unbeständigkeit ihr trauert!

Die Askese hat jenes nie zu hoch anzuschätzende Verdienst, der Seele eine erhabene Lebensaufgabe zu geben: der Seele, die oft einem niedrigen Leibe vermählt ist, welcher sie in der Wollust hätte aufgehen lassen.

O, meine Freunde, die ihr grinst und mich verließet! Ihr nahmet Anstoß an dem, das mich kennzeichnet! Durfte ich mir aber untreu werden, um **in euch** aufzugehen? Der Herbe in eurer Süßigkeit?

Der Freund schuldet dem Freunde die Aufrichtigkeit; dann erst die Hingabe nach der eigenen Erfüllung.

Liebe ist Leidenschaft und als solche unzuverlässig; Freundschaft ist Neigung übereinstimmender Naturen, die sich selber untreu werden, oder einseitig bekräftigen, wenn sie einander nicht mehr genügen.

In der stillsten Liebe begegnen sich Freundschaft und Liebe.

Ich habe mich in dir gefunden; wie könnte ich mich an dich verlieren?

Die Liebe schuldet immer etwas, denn sie hat das Vorrecht, stets zu nehmen.

Mit den Frauen ist nichts anzufangen: sie haben immer recht! Wie das Naturelement, das Gefühl, die Leidenschaft recht haben vor jeder Voransberechnung, jeder kühlen Erwägung, jedem Vernunftschluß!

Ich war der Geliebten zu gut, darum ging ich von ihr. So bleiben mir im beständigen Licht ihre Jugend und die Reinheit der Seele, indessen ich selber vergehe.

Ich segne die Liebe, da sie mich zu mir führte, denn ich darf fortan nur ich selber sein.

Die französische Revolution von 1789 hat unsere Begriffe auf Jahrhunderte verwirrt durch ihren Ausspruch der Gleichberechtigung aller zu allem.

Unser demokratisches Staats- und Gesellschaftswesen beruht auf Lüge, insofern jeder einem anderen über- oder untergeordnet bleibt, und selbst von den Anarchisten die Hierarchie der Rädelsführer geduldet wird, ja selbstverständlich erscheint.

Die Wissenschaft gleicht der Weisheit der Sprichwörter, die der Ausdruck einer Erfahrung sind, welche vorbei sein oder noch wirken kann, unter allen Umständen aber einmal vorüber sein wird.

Die Perspektive ist notwendig für das Geistige und Sittliche, wie für das Räumliche, um hohen Geistern und Seelen nicht den Nimbus der Größe zu nehmen.

Die Gesellschaft ist ein schätzenswertes Mosaik selbst für den Diamanten, um unter den stumpfen Farben seinen Glanz zu erhöhen.

Und wenn ihr wieder bei mir wäret bei Tag und Nacht, würde mich die Sehnsucht nach der Stille verzehren.

Der Pessimismus hat in der Wertschätzung des Lebens zwei Grundfehler begangen, die sich gegen ihn wenden: einmal hat er das Glück ipso facto als Zweck des Lebens hingestellt, sich seiner also als Wertmesser bedient; zweitens hat er übersehen, daß das Glück Sache der Empfindung und nicht der Einsicht ist.

Der tiefste Schmerzensschrei des Verlassenseins, der je gethan worden ist, war der Christi am Kreuz: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" Wer ihn nicht nachempfinden kann, weiß nichts von Verlassensein.

Ihr, die mich liebtet, habt mich vergessen; eurer, die ich floh, muß ich gedenken.

Einst dachte ich viel über die Einsamkeit; seit ich ihr gehöre, gedenke ich der Menschen und der Gesellschaft. Also grämt sich um die Liebe nicht, wer sie genießt.

Der Einsiedler ist der boshafteste wie eigennützigste der Menschen: er hat die Welt überwunden und bediente sich keiner Mithelfer dazu.

Es ist des Einsiedlers würdig, Menschen zu empfangen, oder ab und zu unter sie zu gehen: nur so bleibt ihm die Gewißheit seiner vollen Berechtigung.

Die betrachtenden Menschen haben soviel mit sich und ihren Beziehungen zur Außenwelt, in welche sie absichtslos verwickelt bleiben, zu thun, daß sie nicht nur kein Verlangen nach neuen Menschen und Erlebnissen erstreben, sondern sie sogar fliehen.

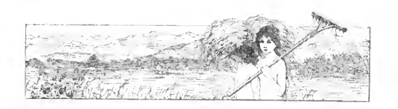
Ich suchte mich von Kindesbeinen an unter den Menschen und fand mich nicht; also mußte ich zur Stille wandeln, wo mich der Spiegel meines Selbst erwartete.

Durch soviele düstren Gänge bin ich im Leben gewandelt, daß es eine Lust ist, an diesem sonnigen Orte der Einsamkeit zu vergehen!

Die Unendlichkeit verlockte mich, — der Endlichkeit erliege ich!

Vallambrosa, Toscana, 31. Januar 1895.





Liebe.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

✱

„Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet" sagte der Meister (Luk. 7, 47); und in diesen Worten liegt ein tieferes Geheimnis des Menschenlebens und -strebens verborgen, als man es wohl auf den ersten Blick vermutet. Zur Magdalena, der „Sünderin", war das Wort gesprochen, zu ihr, deren Liebe vorzugsweise sinnlich war. Zwar that sie nur das, was sehr viele andere Menschen auch thun, ohne daß man davon hört und weiß, und die meisten Männer thun viel Schlimmeres; andere denken es und möchten es, thun es aber nur aus Furcht vor irgend welchen Folgen für sich selbst nicht, sei es aus Anstandsrücksichten und andern angelehrten Vorstellungen, sei es wegen etwaiger Nachteile für sich selbst. Sie unterlassen es aber nicht aus eigener, besserer Erkenntnis und noch weniger aus selbstlosen Rücksichten auf ihre Mitmenschen. Die Gedanken-Sünden sind jedoch in mancher Hinsicht noch gefährlicher für die Menschenseele, als die ausgeführten Handlungen unter Umständen sein können, wenn sie nämlich diese auf einer weniger rohen und niedrigen Stufe der Liebe auswirken. Denn die Absicht ist für die Seele ebenso real, so wirklich und so *wirksam*, wie die That; der böse Wille wird sogar durch seine Aufstauung durchweg noch heftiger und böser, und wirkt, wenn er zur That wird, nachher um so schädlicher.

Nicht die That ist das, wonach die Menschenseele tief im Innersten sich selbst beurteilt und verurteilt, sondern nur die Absicht und die Kraft des Wollens. Nur die Art der Liebe und die Stärke der Empfindung sind das Maß ihres Wertes, nicht aber konventionelle Begriffe irgend einer Zeit. Was bei den Griechen darin für erlaubt galt, billigten die Römer nicht; und was vor hundert Jahren noch bei unsern Urgroßeltern guter Ton war, würde heute jedem wohlerzogenen Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben. Die Magdalena aber hatte offenbar reiner und stärker geliebt, als die sinnliche Liebe es gewöhnlich thut, und *deshalb* waren „ihr viele Sünden vergeben".

Des Lebens Zweck ist die Vervollkommnung und die Vergeistigung des Menschenwesens. Die Liebe aber ist das stärkste Mittel zu seiner Läuterung und Vervollkommnung. Daß nun des Weibes Leben in besonderem Maße die Liebe ist, das beweist, daß ein Weib zu sein in vieler Hinsicht mehr die Veredlung des Menschenwesens gestattet, als wenn es als Mann vornehmlich sich der Ausbildung seines Verstandes zu widmen hat. Je mehr das Weib gerade Weib ist, desto mehr wird es selbst durch die Liebe geläutert und bringt auch dem Manne diesen Segen. Noch mehr als der Mann hat das Weib von der Liebe die Last zu tragen, mehr als die Lust zu kosten; und wie vielen Frauen wird die Ehe zur Hölle durch die fortgesetzt erzwungene Hingabe ihres Körpers! — um so mehr, da sich ja heute noch fast alle Menschen mit ihrem Körper identifizieren; sie halten ihren Körper für sich selbst. Das Märtyrertum der Frauen aus dem Volke hat wohl niemand besser geschildert, als Eduard von Hartmann in seinem mit Unrecht so viel verlästerten Essay über die Frauen. Und auf der höheren Gesellschaftsstufe geht es sehr vielen Frauen nicht besser, sondern schlechter, trotz des Glanzes, mit dem ihnen vielleicht ihr Elend vergoldet wird.

Selbst dann, wenn das Weib noch völlig blind ist gegen seine eigenen menschlichen Schwächen, durch die es auch seinerseits oftmals dem Manne das Leben zur schweren, ja zur unerträglichen Last macht, gewinnt das Weib an eigener Reife und Erkenntnis durch das Elend, das die Folge seiner Liebe ist, wenn es nicht etwa durch das Elend gar zu sehr verbittert wird. Es gewinnt, und wenn es auch nur das lernte, daß, je sinnlicher die Liebe, desto kürzer deren Lust und desto größer deren Last ist.

Doch in den meisten Fällen erwächst daraus für das Liebebedürfnis des Weibes eine höhere edlere Form der Liebe, die sich ihm zunächst als Mutterliebe zu den Kindern kund thut. Aber eine ebenso selbstlose Liebe faßt so manches Weib dann auch zu ihrem Gatten; und wenn in ihr dann in späterer Verkörperung, sei es als Weib oder als Mann, von neuem die Liebe zum anderen Geschlecht entflammt, sollte sich dann nicht in ihr auch nun sogleich die Liebe in mehr selbstloser Gestalt kundgeben, wie es ihr im früheren Leben erst nach dessen bitteren Erfahrungen ermöglicht war?! Sollte dieses Menschenwesen dann in seiner Liebe nicht ausschließlich wollen, den Geliebten glücklich zu sehen, ohne für sich selbst etwas dabei zu wollen, und ohne für sich selbst ein anderes „Glück" zu suchen?

Diese Liebe will den andern glücklich sehen; aber welches „Glück" ist das, was sie dabei als solches anerkennen würde? Würde sie als solches „Glück" die bloß sinnliche Liebe des Geliebten zu einem anderen Wesen anerkennen? Nehmen wir selbst an, daß ihre Läuterung sie selbst schon über allen Wolkendunst der Eifersucht erhoben hat, wird sie nicht dann erkennen, daß das „Glück" der Sinnenlust stets nur ein scheinbares und wandelbares ist? Wird sie nicht dem Geliebten ein ganz anderes, ein viel höheres und dauerhaftes „Glück" bereiten wollen? Um sich die

Sachlage vom Standpunkte des geistigen Bewußtseins zu vergegenwärtigen, muß solche Liebe sich über die Eindrücke des Augenblicks erheben. Sie sollte sich vorstellen, was für sie die Wirkung sein wird, wenn der Tod ihr die Person des geliebten Wesens entreißen wird; und wie bald wird der Tod jedes Verhältnis irdischer Liebe scheiden!

Schwieriger wird der Fall noch für das frühere Abscheiden desjenigen von den beiden Liebenden, der reiner, geistiger gesinnt ist. Freilich wird sich solche Seele leicht einreden: „Sterbe ich vor dem geliebten Wesen, so wird nichts mich ferner von ihm trennen können. Doch wie wird es nun, wenn dieser überlebende Geliebte der weiteren Vergeistigung der Liebe der Verstorbenen dann noch immer weniger wird folgen können?! Beharrt er in dem Jagen nach anderer Menschen „Liebe“, so wird bald das Mitleid mit dem Irrtum solchen Strebens einer Teilnahmlosigkeit an solchem „Glück“ weichen.

Was aber wird das Streben sein, in dem die abgeschiedene Seele nach dem Tode ein höheres Glück als hier im Erdenleben finden wird? — Es ist das Glück der Liebe, die in immer zunehmender Selbstlosigkeit immer höheren und reineren Frieden bringt. Es ist die Vollendung jener Liebe, in der sich bereits die höhere Stufe des geläuterten und vergeistigten Menschenwesens darstellt, jene Liebe, von der der Apostel sagt „Sie suchet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet nicht das Böse zu, sie verträgt alles, sie duldet alles. Sie höret nimmer auf, obwohl doch alles andere aufhören wird.“ Diese Liebe strebt nach geistiger Vollkommenheit, die über alle Lust und alles Leid erhaben ist.

Diese Liebe giebt der Menschenseele ihre Fittiche, mit denen sie sich allein zu dieser Friedenshöhe der Vollkommenheit aufschwingen kann und muß und wird. Doch die verstorbene Seele wird und muß sich dann in ihrer Liebe von der überlebenden Persönlichkeit abwenden, wenn diese von solchem Geistesaufschwunge nichts weiß und ahnt und ihr in diesem daher auch nicht folgt, nicht folgen kann. Solange wird sie von ihr sich getrennt fühlen, bis es ihr endlich gelingt auch in der andern Seele solchen höheren Sinn und Geist zu wecken und sie mehr und mehr zu sich heraufzuziehen. —

Wer dies recht bedenkt, wird sich in seiner Liebe schon ein Erdenleben so entfalten, daß auch in der That der Tod kein solches Bündnis ihm zerreißen kann, sondern es nur verinnigen und vergeistigen wird.

Das etwa ist das wichtigste, was die Theosophie über den weiten Gegenstand der Liebe sagen sollte; und zum Schlusse sollte noch einmal betont werden, daß die Liebe eines Wesens der Maßstab seiner innersten Entwickelungsweise ist; zwar ist zu dieser auch das Wachsen der Erkenntnis nötig, jedoch ist die Liebe auch der Schlüssel zur lebendigen Erkenntnis. Denn Erkenntnis ist hier nicht die Masse vieles Einzelwissens, sondern das Sich-kund-thun göttlicher Weisheit; und Gott ist ja die Liebe.



Der Weg zur Weltreligion

nach

Professor **Max Müller.**

Die Dezember-Nummer der „Arena" beginnt mit dem Bericht einer Ansprache, welche Professor Max Müller jüngst in Oxford über das „Religions-Parlament" gehalten hat, über welches ein guter Bericht in zwei umfangreichen, illustrierten Bänden in der Verlagshandlung der „Review of Reviews" erschienen ist. Diese beiden Bücher bilden den offiziellen Bericht über das Religions-Parlament, über welches Professor Max Müller sich nicht anerkennend genug äußern zu können glaubt.

Das Religions-Parlament.

„Niemand", sagt Max Müller, „konnte vorhersehen, daß das Religions-Parlament den Jahrmarkt der Welt in den Schatten stellen würde, daß es der wichtigste Teil jenes großen Unternehmens und das bedeutendste Ereignis des vergangenen Jahres werden würde. Ja, ohne Zögern nenne ich es eines der denkwürdigsten Ereignisse der Weltgeschichte.

„Das Parlament ist einzig in seiner Art, vor ihm ist nichts ihm Aehnliches gewesen.

„Eine Thatsache zeigt das Parlament, welche kein Zweifler verkleinern und über welche selbst das Urteil der Zeitgenossen nicht irren kann: Eine derartige Versammlung von Vertretern der Hauptreligionen der Welt hat nie zuvor stattgefunden, sie ist einzig, ohne Vorgängerin, ja, wir dürfen der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß kaum der Gedanke an sie vor unserer Zeit gefaßt werden konnte".

Acht Religionen mit heiligen Schriften.

Nach Kennzeichnung der Wertlosigkeit der Ansprüche, welche einige Kritiker an frühere in Indien gehaltene Religions-Parlamente gestellt haben, bestätigt Max Müller, daß die Zahl der verschiedenen Religionen

eine verhältnismäßig geringe ist. „Es giebt nur acht große historische Religionen, welche nach der Bedeutung ihrer heiligen Schriften auf diesen Namen Anspruch erheben dürfen. Alle diese Religionen kommen aus dem Osten; drei arischen, drei semitischen Ursprungs und zwei aus China. Die drei arischen Religionen sind die vedische mit ihren neueren Abzweigungen in Indien, die avestische des Zoroaster in Persien und die Religion des Buddha, gleichfalls der Abkömmling des Brahmanismus in Indien. Die drei großen Religionen semitischen Ursprungs sind die jüdische, die christliche und die mohamedanische. Nun noch die beiden chinesischen Religionen, die des Confucius und die des Lao-tze, und das sind sie alle; es sei denn, daß wir solchen Bekenntnissen wie dem Gainismus, einer dem Buddhismus nahverwandten Religion, die in Chicago würdig vertreten war, oder wie der Religion der Sikhs, welche nur eine Vermischung zwischen Brahmanismus und Mohamedanismus darstellt, einen besonderen Platz einräumen wollen".

Alle Religionen stimmen in der Hauptsache überein.

Also nur acht Religionen haben in der Menschheit einen genügenden Halt gefunden, um sich ihre heiligen Schriften schaffen zu können, und alle diese acht Religionen, so führt Max Müller aus, stimmen in den Grundsätzen überein. Das Religions-Parlament war das erste, äußere und sichtbare Zeichen dieser Thatsache. „Die Abgesandten in Chicago", so führt er aus, „haben erklärt: in allerlei Volk ist, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm. Sie haben mit ihren eigenen Augen gesehen, daß Gott nicht fern ist. Allen denen, welche ihn suchen, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten" (Ap. 17, 27). Die Theologen mögen Bände auf Bände ihrer Theologie zusammenschreiben, Religion bleibt doch eine sehr einfache Sache und, was so einfach und doch für uns so überaus wichtig ist, nämlich der lebendige Kern der Religion, kann nach meiner Ueberzeugung in fast allen Glaubensbekenntnissen gefunden werden, mag die Hülle auch sehr verschieden sein. Und welch' große Bedeutung liegt hierin! Keine geringere, als daß über, unter und hinter allen Religionen die eine, ewige, allgemeine Religion steht, welcher jeder Mensch, ob schwarz oder weiß, ob gelb oder rot, angehört oder doch wenigstens angehören sollte.

Ein Glaubensbekenntnis für alle Menschen.

Was für eine Religion in Chicago entdeckt worden sei, hat Max Müller nicht genau erklärt, aber er sagt doch Folgendes: „Es wäre m. E. noch in Chicago angebracht gewesen, eine kleine Zahl von Glaubensartikeln, natürlich nicht 39, aufzusetzen, welche alle Anwesenden ehrlich hätten unterschreiben können. Welch' große Bedeutung hätte das gehabt! Uns liegt es ob, die Fackel, welche in Amerika aufgeleuchtet hat, weiter zu tragen und sie nicht wieder erlöschen zu lassen, bis ein über die ganze Welt strahlendes Wahrzeichen aufgerichtet sein wird, welches aller

Menschenkinder Augen und Herzen auf sich ziehen wird in brüderlicher Liebe und in Verehrung des einen Gottes, welcher von Beginn der Welt an verehrt worden ist, obwohl in verschiedenen Sprachen und unter verschiedenen Namen, aber nie zuvor in solcher Einigkeit, in solcher weltumfassenden Harmonie und Liebe, wie auf dem großen Religionskonzil in Chicago".

Es wäre erhebend, wenn der in meiner Anwesenheit in Chicago gefaßte Plan gelänge, die Sache des Religions-Parlamentes weiter zu fördern, so daß die wenigen Glaubenssätze, von denen Max Müller spricht, wirklich aufgezeichnet werden könnten.

Meinung eines Brahminen.

In der Dezember-Nummer des „Forum" finden wir den schroffen Widerspruch eines Brahminen Namens Purushotam Rao Telang gegen die christlichen Missionen in Indien. Nach seiner Meinung kann das Christentum möglicherweise die Hoffnung des Pariah sein, für den Brahminen aber sei es völlig unbrauchbar. Den Missionaren aber giebt er folgenden Rat:

„Wilde und barbarische Völker zu erziehen, taugen christliche Missionare wohl. Nach Indien aber schickt lieber Maschinen als Missionare. Millionen werden bei uns in ihrem Streben nach Bildung durch ihre schreckliche Armut gehemmt. Schickt uns gute Lehrer, Mechaniker und Gelehrte und lehrt unserem Volke eure praktischen Künste. Das kommt euch auch billiger zu stehen, als Mission zu treiben. Wir wollen Freunde mit einander sein und als eines Gottes Kinder alle Meinungsverschiedenheiten vergessen. Ihr habt eure Religion und haltet sie für die beste. Wenn sie wirklich die beste ist, so behaltet sie für euch. Aber laßt andere Religionen ungeschmäht. Freilich haben andere Religionen Schwächen, aber auch die eurige ist nicht fehlerlos. Laßt uns den, welchen ihr Gott und ich Brahma nenne, bitten uns zu erleuchten, so daß wir einander lieben lernen ohne Rücksicht auf Kaste und Bekenntnis. Für die Völker des Abendlandes paßt das Christentum am besten. Wir denken nicht gering vom Christentum, welches, wie alle Religionen, auf dasselbe Ziel, das Heil, zustrebt. Christi Lehre war herrlich, und wären seine Lehren befolgt worden, so würde die Erde ein Paradies geworden sein".

Diestel, Pastor. („Review of Reviews", Januar 1895.)



Katechismus des ehelosen Standes von Dr. med. Norbert Grabowsky[1].

„Soll ich heiraten oder nicht?“ — Diese Frage tritt besonders häufig bei denjenigen auf, welche nach dem Geistigen streben, dabei aber einen großen Widerstand an der Anziehung des Materiellen finden. Für solche dürfte dieser Katechismus sehr zu empfehlen sein und eine leichte Entscheidung herbeiführen helfen, wenn auch die zur Verteidigung der Ehelosigkeit angeführten Gründe teilweise sehr selbstsüchtiger Natur und deshalb verwerflich sind.

Bei der verehrten Frauenwelt wird der Verfasser dieses Werkes wenig Anerkennung finden, und auch wir finden seine Ausführungen sehr einseitig. Sie lehren Verachtung des Weibes, und insofern sind sie falsch. So sagt der Verfasser z. B. auf Seite 11:

„Hilft nicht ein edles Weib auch den Mann veredeln? — Edles Weib? — Du lieber Himmel! Wo giebt es, seltene höchst seltene Ausnahmen abgerechnet, ein solches? Ein edles Weib zu bekommen ist vielleicht noch schwieriger, als in der Lotterie den Hauptgewinn machen .... Die Frauen sind im allgemeinen viel materialistischer angelegt, als die Männer .... Geistigen Genüssen in Wissenschaft und Kunst sind die Frauen abhold. Höchstens schwärmen sie für Musik und seichte Liebeslyrik“ usw.

Das stimmt nicht mit meinen Erfahrungen überein. Vielmehr möchte ich ausrufen: „Wie selten findet sich ein edler Mann, der eine edle Frau verdient! Wie viele edle Frauen sind an Männer verheiratet, die nicht viel mehr als Tiere in Menschengestalt sind! Wie viele männliche Geschöpfe gingen zu Grunde, wenn sie nicht an einer edlen Frau eine moralische Stütze hätten!“

Für den Alltagsmenschen haben die vom Verfasser angeführten Gründe gegen das Heiraten keinen großen Wert; denn daß man sich oft getäuscht findet, wenn man aus selbstsüchtigen Gründen heiratet, wie z. B. zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, oder um im Alter eine Stütze zu haben u. dgl., weiß jedermann ohnehin; dagegen enthält das Buch manches Wahre und bietet Stoff zum Nachdenken für denjenigen, der nach dem Ewigen trachtet und die Welt, wo man heiratet, verlassen will, was eben nicht jedermanns Sache ist; denn nicht jeder ist reif dafür.

Wie von den Pflanzen im Garten jede Gattung einer besonderen Behandlung bedarf um sich in voller Schönheit zu entfalten; so ist es auch mit dem Gottesgarten, in welchem die Menschen die Pflanzen sind. Eins schickt sich nicht für alle, und der Weiberfeind, welcher alle Menschen zur Ehelosigkeit verdammen will, handelt ebenso thöricht wie der orthodoxe Vegetarier, welcher jedermann zu Wurzeln und Kräutern bekehren will, einerlei ob seine Natur Fleisch verlangt oder nicht.

[1] Leipzig 1895. Theodor Thomas, Thalstraße 13. Preis 40 Pfg.

Das Kindererzeugen hält der Verfasser für ein an denselben begangenes Verbrechen und sagt: „man erwäge: gänzlich unschuldige Geschöpfe werden aus dem Nichts erzeugt, um auf alle mögliche Weise während der Jahre ihres Erdendaseins gepeinigt zu werden“ usw. Aber wie kann man an dem Nichts ein Verbrechen begehen, und sollte uns das „Nichts“ nicht dankbar dafür sein, wenn wir etwas aus ihm machen? Augenscheinlich weiß der Verfasser noch nichts von Karma und nichts von der Lehre der Reinkarnation, sonst würde er sich auch nicht dadurch widersprechen, daß er auf Seite 14 sagt: „Man soll alles sub specie aeternitatis betrachten“, und auf Seite 16 behauptet, daß man von einem zukünftigen Leben nichts Bestimmtes wissen könne.

Wir behaupten, daß man sich des ewigen Lebens nicht bloß jetzt schon bewußt werden und in dasselbe vor dem Tode des Körpers eingehen kann, sondern daß man auch dasselbe während des Erdendaseins erlangen muß, wenn die Seele es nach dem Tode des Gehäuses, welches sie jetzt bewohnt, genießen soll. Wir behaupten ferner, daß ein männliches Wesen, in welchem die Tiernatur vorherrschend ist, erst ein natürlicher Mensch werden muß, ehe sich der göttliche Geist in ihm offenbaren kann, und daß es schwerlich eine Schule giebt, in welcher er diese Erziehung finden kann, wie gerade die Ehe, die ihm vielfach Veranlassung giebt einen anderen Gegenstand zu lieben als das eigene tierische Selbst und ihn zu einem selbstlosen Handeln zwingt. Wer aber diesen Standpunkt überwunden hat und sich dem Wohle des Ganzen widmen will, für den hat es allerdings keinen Zweck, sich in selbstsüchtiger Absicht an irgend eine Person zu binden. Darin hat der Verfasser Recht.

Dr. **Franz Hartmann.**

„Dido“ von Frerichs.

Es ist etwas gewagt, um ein dramatisch so undankbares Gebiet zu werben, wie sich das Schicksal der Königin Dido erweist. Dr. Hermann Frerichs, Direktor des Realgymnasiums in Eisenach, wenn auch nicht bluts-, so doch geistesverwandt mit seinem Namensbruder von Frerichs, dem Geistesriesen der Medizin, hat es gewagt, die spröde Heldin auf die Bühne zu zwingen. Sein Trauerspiel „Dido“ (Verlag von Friedr. Soltau in Norden u. Leipzig) ist meines Wissens bis jetzt nicht aufgeführt worden, doch wäre ein Versuch sehr wünschenswert. Wenn auch die Dichtung des dramatischen Lebens entbehrt, so steht sie doch hoch über Tragödien und Dramen der Modernen, denn sie weist Geist und Gemüt auf. Ohne mein persönliches Interesse für den Verfasser wäre sie leider nicht zu meiner Kenntnis gelangt. Sie einem weiteren Leserkreise zu empfehlen ist der Zweck dieser Hinweisung.

Was der Dichtung als Fessel anhaftet, scheint mir ein äußerlich etwas zu enger Anschluß an Goethes Iphigenie auf Tauris zu sein, die bis zum Zwange des Versmaßes und unnatürlicher, dadurch undeutscher Satzver-

renkungen geht. Das konnte sich die Zeit Goethes gefallen lassen, die noch unter dem Aberglauben an die unumstößliche Autorität des klassischen Altertums stand. Aber heute wirkt es abstoßend. Daß Frerichs nirgends einen dramaturgischen Wink gegeben hat, ist schon eher zu verzeihen, da ihm offenbar die Bühnentechnik fremd und deshalb gleichgiltig ist.

Frerichs' Dido ist ein psychologisches Bild von dem Kampfe des persönlichen Glücksbedürfnisses mit der Pflicht, auf welche eine Individualität durch ihr Karma gewiesen wird. Man könnte auch sagen: ein Bild vom Kampfe des persönlichen Glückes mit der allgemeinen Selbstsucht, durch deren Widerstreit der tragische Konflikt herbeigeführt wird.

Frerichs muß seine Dido wie ein ureigenes Geisteskind mit allen Zügen ausstatten, die sie im Trauerspiel hat. Denn Sage und Geschichte haben sie zu dürftig, fast nackt hinterlassen. Wie Goethe seiner Iphigenienumgebung, so muß auch Frerichs seinem Didogefolge deutsche Denkweise geben. Er hat die Gestaltung seiner Dichtung noch mehr germanisiert als Goethe. Auf Hebbels Trilogie „Das goldene Fließ" könnte man in diesem Zusammenhange kaum hinweisen, weil diese an dramatischer Kraft über beiden steht; nur in der veredelnden Verdeutschung des Wilden, Rohen und Gewaltthätigen läßt sie sich mit beiden vergleichen.

Frerichs' Dido als Hauptfigur des Trauerspieles ist eine durch und durch norddeutsche Natur, man möchte sagen: eine vornehm fühlende Friesin: allem Rohen abgewandt, sinnig, poesievoll, fast schwärmerisch in ihrem Schönheitsidyll von der rauhen Welt abgeschlossen, in ihrem reinen Innenleben sinnig träumend, gleichsam eine noch nicht zur Blüte erschlossene Knospe, nur Güte und Liebe gebend, wo sie weilt; in ihrem stillen Wesen wirkt keine Werbung begehrender Freier auf ihr Herz. Es ist nicht etwa die Erinnerung an ihren Gemahl, der durch schnöden Mord ihr geraubt wurde: diesen Verlust ersetzt ihr der hohe Beruf, in dem sie pflichttreu aufgeht. Noch hat ihr Herz nicht wahre Liebe erlebt. Das Drängen ihrer Umgebung, einen Gatten zu wählen, verletzt ihre Frauenehre; es erscheint ihr als Herabsetzung der Liebe, wie sie sagt:

> Zur Dirne sinkt das Weib, das ohne Neigung
> Sich einem Mann ergiebt, und sie entweiht
> Der Gaben köstlichste, die ihr Natur
> Zum Schmucke lieh.

Den mächtigen König der Lyber, der um sie wirbt und zu dessen Bevorzugung man sie zu überreden sucht, faßt sie doch trotz ihrer fast mädchenhaft schüchternen Zurückhaltung von der Welt mit scharfem Blicke geübter Menschenkenntnis auf: sie sieht in ihm den Barbaren, der nur die rauhen Kräfte und seine eigenen Launen achtet, der ihr ein Landgebiet schenkte, um sie selbst als Tauschwert zu erwerben, der nur die äußere Schale, die Schönheit an ihr begehrt, aber ihren innern Wert nicht schätzt, der um schnöden Goldes Preis die Liebe für käuflich hält. Aber Dido ist nicht feil, nicht weil sie Königin, nein — weil sie Weib

ist. Es kränkt ihr reines Wesen, daß sie wie eine Ware angetastet werden soll. Sie sagt:

„Ist die Keuschheit
Der Frau nicht heilig? Ist die Sittsamkeit
Euch nicht geweiht, daß ihr sie frech entblößen
Und ohne Scheu besudeln dürft? Die Scham
Ist meine Weisheit. Wenn die Männer sich
Vor meinem Winke beugen, wenn die Frauen
Als Herrin mich verehren, ist's die Scham,
Die sie bezwingt. Streift ihr mit rauhen Griffen
Den zarten Schimmer ab, so sinkt die Würde,
Und mit ihr schmilzt ein bess'res Selbst dahin".

Das ist das Programm ihres Lebens, welches bisher niemand umstoßen konnte.

Da tritt Aeneas, der des Thrones beraubte flüchtige König von Troas, in ihre fest gezogenen Kreise und verwirrt diese, ja zerstört ihr Leben, ohne dies zu wissen und zu wollen. Das ist das Unnatürliche und deshalb Undramatische an der Dichtung. Hier tritt eine Aenderung im Wesen Didos ein, die nicht genügend vorbereitet und motiviert erscheint. Denn kaum hat der Flüchtling Aeneas seine Bitte um gastfreundliche Aufnahme nur bis zur Wiederkehr günstigen Windes — ausgesprochen, kaum hat der Ratgeber der Königin in den üblichen Leierwendungen der kalten Selbstsucht, die durch den neuen Gast etwas zu verlieren fürchtet, vor diesem gewarnt, kaum hat Aeneas sein Schwert, des Mannes Schutz, vertrauend vor Dido niederlegt, deren Auge, „der Seele Spiegel, ein Herz zeigt, das Huld und Liebe, nicht Haß und Tücke birgt", — so eröffnet Dido dem hilfesiehenden Aeneas weit über die Grenzen des Begreiflichen ihr Herz:

„Wenn Dir etwas Großes
Im Leben widerfuhr, war's Dir da nicht,
Als ob's schon war? Ob Du es selbst erlebtest,
Ob Du's geträumt, ob Dir's aus ferner Welt
Die Götter wiesen, weißt Du nicht, jedoch
Das Neue ist nicht neu, das Fremde Dir
Nicht fremd und unbekannt. So warst auch Du
Mir längst vertraut. Mit meines Geistes Auge
Sah ich einst diesen Augenblick, und wie
Du jetzt Dich neigst und wie Du niederkniest,
So knietest Du vor mir, so legtest Du
Dein Schwert in meine Hand. Dann hob ich Dich
Zu mir empor, und ungeahnte Freude
Zog bei mir ein. Die Götter wollten es,
Daß ich Dir diene".

Dido erweist sich so als Hellseherin, die vielleicht selbst auf die Wiederverkörperung hinweist. Was sie sagt, ist innerlich in jedem Worte wahr. Nur nicht an dieser Stelle!

Dido hört keine Warnung mehr. Es sind auch nicht Himmelsbefehle, an die sie glaubt; ihre Liebe ist keine Gottesflamme, sondern schwüle Glut und versengendes Feuer, welches sie aus einer sinnigen Germanin zu einer begehrenden Orientalin umgestaltet. Sie erliegt dem Sturme ihrer Leidenschaft und verliert dadurch sich selbst. Aeneas büßt in dem täuschenden Rausche sein männliches Wollen ein. Sein Freund klagt ihn der Treulosigkeit gegen die Seinigen an und fordert die Trennung von Dido. Aeneas nimmt von Dido Abschied und ist entschlossen, sie als seine Gattin mit sich zu führen, wird aber von den aus Mißgunst erbitterten Karthagern gefesselt, auf sein Schiff gebracht und von den Seinigen fortgeführt. Didos Leben ist dadurch verwüstet: sie war untreu gegen ihr Volk, ihr Volk brach seinen Eid durch Gewaltthat an Aeneas und Ungehorsam gegen Dido: am Altare Junos tötet sie sich. „Liebe nur war Deine Schuld und Liebe Dein Verderben“, so scheidet ihre Schwester von Dido. — Dies als Skizze des Bildes von Frerichs.

29. Januar 1895. **Hugo Göring.**

Sarkastische Gedichte von Rochholz.

„Reichstreu — Denkfrei“. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz. Von Ernst Ludwig Rochholz. (Braunschweig, Rauert und Rocco Nachf. Preis: 2 Mk., geb. 3 Mk. 50 Pfg.) So nennt Rochholz seine Gedichte, welche sich mit beißendem Spott gegen Heuchelei, Selbstsucht und die von beiden übertölpelte Dummheit wenden. Besonders scharf richtet sich dieses Zähneknirschen gegen die gesinnungslose undeutsche Presse. Das Ganze ist im Tone der Erbitterung geschrieben, der erbitterte Menschen ansprechen mag. Nach dem lauten Lob, welches ich über diese Gedichte las, bin ich enttäuscht. Ich finde wenig erhebendes darin. Formell macht vieles auf mich den Eindruck gereimter Prosa, die ohne Reime wirkungsvoller sein könnte. Zu pessimistischen Leitartikeln läßt sich indessen das meiste gut verwenden. Deshalb ist das Buch jungen Journalisten zu empfehlen, die sich in den politischen Entrüstungspessimismus einbeißen wollen. Selten begegnet man einem warmen Ton über eine Lichtseite des Lebens.

Ein wahrer Dichter zeigt das positive Ideal, welches in immer neuer Reinheit den Zeitgenossen hoch emporgehalten werden muß. Mit tausend Widerhaken im Gemüt kommt man nicht vorwärts in der Energie zum Guten: man wird grisgrämig, verliert den Lebensmut und steckt andere mit thatenloser Verbissenheit an, die nicht selten mit philisterhafter Schlaffheit endet.

Rochholz will selbstverständlich nur der Wahrheit und dem Rechte dienen. Aber für die Dichtung sind die Totengräbereien an alten politischen Verbrechen jetzt kein belehrender, bessernder, erhebender, erziehender oder unterhaltender Gegenstand.

Wir leben, wie die indische Weisheit lehrt, seit einigen Jahrtausenden im „schwarzen Zeitalter“, welches noch über 300 Jahrtausende dauern wird, ehe das goldne Zeitalter anbricht. In solcher Zeit ist es besser, die Dichtung zur Quelle des Lichtes und der Wärme zu erheben, als die Leser in die Dunkelheit und Kälte des unwahren Lebens zu führen.

Da, wo Rochholz von Schubart, Uz, Jean Paul und andern Dichtern spricht, nimmt er einen wärmeren Ton an, ohne jedoch auf die Beziehungen eines Dichterlebens zu mißlichen Personen und Verhältnissen zu verzichten. Als wenn nicht jeder Mensch sein Karma hätte, also auch der Dichter, der doch, wenn er ein wahrer Dichter ist, ein wahreres Leben in der Gedankenwelt führt als die meisten in der sogenannten wirklichen Welt! Ein wahres Leben ist aber das höchste, was ein Mensch erreichen kann. Soll denn ein Dichter das landläufige „Glück“ als Ziel seines Strebens betrachten?

Ein Versöhnungsgespräch zwischen Lessing und Bodmer im Olymp läßt Rochholz mit einem „Pereat den Preß-Hallunken“ enden (S. 82), die bei anderen Gelegenheiten mit Möpsen, Pudeln und anderem Vieh verglichen werden.

Mitunter spielt Rochholz mit Goethes Versen, jedoch ohne sichtbare Feinheit und Tiefe. Ich empfinde ein Frösteln dabei. Auch die Nachbildung des Hildebrandsliedes, ein Lichtblick in dem ganzen Buche, erwärmt mich nicht: freilich ist es schwer, den tüchtigsten Bearbeiter dieses gewaltigen Bruchstücks altdeutscher Poesie zu übertreffen.

Eine Mischung von Sarkasmus und Ernst sind seine Aeußerungen über Aberglauben an Geister. Da sagt er:

Seite 63 in einem Gedichte über die weiße Frau von Hohenzollern:

Nicht wird der Ahnensage Kern und Wesen
Hinausgekehrt mit kritischem Stubenbesen,
Sie geht durch unsrer Schlösser Rand und Band
Als wär's durch eine tapezierte Wand.

Am Schlusse S. 66 wiederholt er denselben Gedanken:

Der Ahnenglaube läßt sich nicht bemeistern
Und nicht als Aberglaube überkleistern,
Nicht an gespensterfreien Viertelsmeistern,
An Geistern nur kann sich der Geist begeistern.

In dem Gedichte „Rad der Zeit“ sagt er S. 73:

Der Aberglaube ist so öde nicht,
Wie mancher klüglich achselzuckend spricht;
Denn falls des Rades Umschwung nicht mehr funkt,
Wo wäre da des Denkens Angelpunkt?

Zu diesem Satze, zu dem ein kleiner Kommentar gehört, paßt auch das Wort S. 135 („Der Meermann“):

Vernimm: der Geist, er geistet, wo er will und mag.

„Geisten" und „funken" sollen wir vorläufig wenigstens der Prosa fernhalten.

Der Dichter läßt nicht durchblicken, daß er eine ernstlich errungene philosophische Weltanschauung hat: hier Idealismus, dort Anklänge an platten Materialismus. Leider kann ich nicht vermeiden, das Gedicht „Das Grablegungsbild" Seite 95 eine - wenigstens mir unverständliche Taktlosigkeit gegen Poesie, Malerei und Religionsauffassung zu nennen. Andere urteilen vielleicht anders darüber. Deshalb sagte ich hier und oben „ich" — nicht „wir" oder „man".

Wirklich feine Ironie, selbst Humor verzeichne ich in dem Gedicht: „Das ersäufte Stubenmäuschen" Seite 97 f., wo Rochholz erzählt, daß eine in der Drahtfalle gefangene Maus durch ihr Lärmen die Weiber des Pfarrhauses weckt, dadurch die Entdeckung und Vertreibung eines Diebes herbeiführt und zum Dank für Lebensrettung und Besitzesschutz am andern Morgen ersäuft wird, worüber der Pfarrer in einen gedankengegliederten, edel empfundenen Seufzer ausbricht.

Also nochmals: viel Material zu bissigen Leitartikeln für junge Pessimisten! **Dr. Göring.**

*

Ein Buch für unsere Pilzfreunde.

Ein vorzügliches Buch über Pilze fällt mir beim Durchsuchen meiner Vegetarierschriften in die Hand, welches ich den Pflanzenessern dringend empfehle und vor allem in die Hände von Kindern bringen möchte: „Die vorzüglichsten eßbaren Pilze Deutschlands gezeichnet und beschrieben von Max Richter" (Langensalza, Druck und Verlag der Herzogl. Hofbuchhandlung Hermann Beyer und Söhne, Preis 1 Mk 50 Pfg. elegant gebunden). Die Schrift kann man als zuverlässigen Ratgeber beim Sammeln in Wald und Feld, wie bei der Verwendung im Haushalte zur Feststellung der sicheren Diagnose der Pilze brauchen. Der Verfasser erörtert den Nutzen und Nachteil der Pilze, er giebt Anleitung zum Sammeln, Trocknen und zur Verwendung derselben und beschreibt die Blätterpilze, Röhren-, Löcher-, Stachel-, Keulen-, Bauch-, Schlauchpilze, im ganzen 30 Gattungen in klarer, knapper und übersichtlich zuverlässiger Darstellung. Dann kommt das Beste: 30 künstlerisch vollendete, in Farben so naturwahr ausgeführte Bilder, daß man die Pilze wie in der Natur plastisch greifbar vor sich zu sehen glaubt. Selbst das eigenartige Kolorit des Reizkers, des Sand-, Kuh- und Stoppelpilzes ist richtig getroffen. Kein Kind kann fehlgreifen, wenn es sich diese Bilder einprägt, die auf unverwüstlichem Oktavkarton gedruckt sind. **Dr. Göring.**

Astrologie.

In England sind mehrere vorzügliche Astrologen, wie G. Wilde und J. Dodson. Beide ließen in Gemeinschaft ein Werk: A Treatise of Natal Astrology bei The Occult Book Co., 6 Central Street Halifax in England kürzlich erscheinen. Die deutsche Uebersetzung dieses Buches muß in nächster Zeit herauskommen. Ein Anhang zu jenem Werk ist vom englischen Astrologen A. G. Trent geschrieben und vom Astrologen Dr. C. Vopel ins Deutsche übertragen (Leipzig, Wilhelm Friedrich) „Die Seele und die Sterne“. Der Astrologe Gladstones heißt Fitzgerald Molly. — Die einfachste Ueberlegung sagt, daß eine Astrologie möglich sein muß, denn der „Urnebel“ war ein Ganzes, und aus diesem haben sich (allerdings nicht unmaterialistisch gesprochen) alle Glieder entwickelt, stets in gegenseitiger Beziehung. Es kann also im Makro- wie im Mikrokosmos nichts ausgeführt werden, was uns nicht berührte; denn [ich + Umgebung] sind nie mehr oder weniger als der Urnebel, woraus alles entstand. Und ist das Komplement der Materie der Geist, so bleibt das Gesetz, und ist die Seele Funktion der Materie, dann bleibt es erst recht einleuchtend. Es ist also möglich aus Veränderungen, die in unserer Umgebung vorgehen, auf uns selbst Rückschlüsse zu machen. Die Menschheit hat nun wirklich beobachtet, daß bei der und der Sonnen- oder Gestirnstellung Sonnenflecke, starke Regen, Epidemien, Nahrungsmittelkosten, Krieg usw. auftreten, Erscheinungen, die mit physikalischen Hypothesen nur teilweise erklärt werden können, die aber meist auf dem Gebiete der Biologie und Soziologie hervortreten und einzelne Völker direkt treffen. Weil aber ein Volk aus Einzelköpfen gebildet ist, so muß die Volksbewegung eine Relativbewegung sein und jedem einzelnen Gliede kommt, wenn ein die Allgemeinheit treffendes Ereignis zutrifft, z. B. Völkerschlachten, Epidemien dieselbe momentane Gestirnskonstellation zu. Weil nun die Glieder verschieden alt sind, kann man von jenen Ereignissen zurückrechnen, wie die Gestirne standen, als er geboren wurde. Umgekehrt kann man bei seiner Geburt sagen: Die Sterne stehen jetzt so; müssen also gemäß ihres Laufes nach Verlauf von so und so viel Jahren so und so stehen; die Erfahrung lehrt, daß dann ein bestimmtes Ereignis eintritt — meist nicht direkte Folge, sondern als Parallelerscheinung. Deshalb ist es klar, daß Figuren, die an der Spitze gewisser Bewegungen stehen, ein ganz präzises Horoskop gestellt werden kann. — Aber wer so etwas nicht verstehen kann oder mag, der prüfe und beantworte die Frage: Wie kommt es, daß Personen, die um Mitternacht, vielmehr um ca. 10—2 Uhr nachts geboren sind, ein kleines Ohrläppchen oder gar keins besitzen, teilweise unrunde Ohrformen zeigen, während die um Mittag, oder kurz gesagt, die Taggeborenen ein rundes Ohrläppchen und runde Ohrformen besitzen und die 12 Uhr geborenen fast kreisrunde Ohrläppchen zeigen, derartig, daß bei einiger Uebung die Geburtsstunde angegeben werden kann? Ferner: warum legt der Nachtgeborene beim Falten der Hände den linken Daumen über den rechten, der Taggeborene den rechten Daumen über den linken, sodaß aus dem

Bau der Hände sofort auf die helle oder dunkle Tageshälfte bei Angabe der Geburtsstunde geschlossen werden kann. Man prüfe selbst, dies Beispiel der Astrologie ist zu eklatant. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß das Ohrläppchen mit dem Sonnenzustand vor der Geburt zu- und abnehme, sondern daß somit schon früher und immer früher, im Uranfang, der Grund zu dieser Begleiterscheinung liegt. — Wenn eine astrologische Deutung, ganz nach deren Gesetzmäßigkeit durchgeführt, eine richtige, nicht vorherzusehende Prognose liefert, genügt das für den Philosophen völlig.

So stellte Campanella am 6. Sept. 1638, am Tag nach Ludwigs XIV. Geburt diesem das Horoskop. Richelieu hatte ihn auf Veranlassung der Eltern (Ludwig XIII. und Anna von Oesterreich, vermählt 25. Okt. 1615) wegen seines astrologischen Rufes aus dem Kerker zu Mailand kommen lassen, in welchen er wegen seiner Schwarzkunst gebracht war. Nachdem Campanella das Kind nackt gesehen, stellte er zweimal das Horoskop, um den ihm unangenehmen Ausspruch aufzuschieben. Gedrängt sagt er: „Dieses Kind wird wollüstig werden wie Heinrich IV. Es wird sehr stolz werden. Es wird eine lange aber mühselige Regierung führen. Sein Ende wird kläglich sein und große Verwirrung in Staat und Kirche herbeiführen". Daß der Dauphin raubsüchtig werden würde, ließ sich am Körper wohl ablesen, brachte er doch die Schneidezähne mit zur Welt und zerbiß beim Trinken die Ammen, deren er drei zur Stillung seines Durstes bedurfte. Die genannten Dinge las Campanella aber sicher nicht von der Körperform ab und die „große Verwirrung in Staat und Kirche bei seinem Tode" aber ganz bestimmt nicht. Auch hatte Campanella wahrlich nicht im eignen Interesse diesen Ausspruch gethan. — Kepler sagte zum 26jährigen Wallenstein 1609 [geb. 23. Sept. 1583 4 Uhr 30 Min., zog er erst 1617 gegen Venedig, warb mit Kaisers Erlaubnis 1625 das Heer von 20000 Mann, besaß später 40000, suchte 1633 offiziell eine eigene Machtstellung und fiel ge- mordet am 25. Februar 1634, 50 Jahre alt] aus den Sternen neben anderem: großer Ehrendurst, Streben nach Macht beherrsche ihn, und es gewinne bei Merkur in Opposition zu Jupiter den Anschein, als werde er „sich einmal von einer Rotte so malkontant zu einem Haupt- und Rädelsführer aufwerfen lassen". Gefährlich seien das 20., 40. und 70. Lebensjahr. A. G. Trent bemerkt zu letzeren in die „Seele und die Sterne" 1894 Seite 22: „Keppler vermochte den Tod seines Gönners Wallenstein nicht vorherzusagen, trotzdem er die genauen Daten besaß, denn er konnte nicht wissen, daß der bis dahin unentdeckte Uranus gerade aufging". —

Ich glaube, daß durch Angabe von guten Werken der Astrologie sehr gedient wird; es ist schade, daß Pseudoastrologen mit Halbheiten an die Oeffentlichkeit treten und den Leser blind exerzieren wollen. Jeder Denker wird aber doch Veranlassung nehmen, auch mal in guten Werken diese älteste aller Wissenschaften zu studieren. **Karl Aug. Hager.**

Eine Kriegsprophezeiung für Deutschland.

Im Winter 1892 hielten wir im J . . . schen Hause eine große Reihe von Sitzungen ab, an denen außer anderen Personen regelmäßig Frau J., Frl. K., das Medium, eine Bekannte des Hauses, sowie die Unterzeichneten teilnahmen. Wir erhielten zahlreiche, interessante physikalische und psychische Manifestationen, wollen jedoch nur folgende im Januar 1892 erhaltene Prophezeihung zur Veröffentlichung mitteilen.

Durch Klopftöne offenbart sich eine Intelligenz, die sich als „Prinz Heinrich", Bruder Friedrichs d. Gr. ausgiebt. Dieselbe giebt zunächst Geburts- und Sterbe-Datum des „Prinzen Heinrich" richtig an, welches keiner der Anwesenden kannte. Sodann über den nächsten Krieg befragt, da sie erklärt, sich mit politischen Dingen noch jetzt zu befassen, sagt sie folgendes aus:

„Der nächste große Krieg wird beginnen am 18. Juni 1895 durch Kriegserklärung Rußlands im Bunde mit Frankreich. Auf der anderen Seite steht der Dreibund, verbündet mit der Türkei. Der Krieg wird zu Gunsten Deutschlands entschieden und beendet durch einen Friedensschluß am 27. Aug. 1896". (In der ersten Sitzung am 17. Jan. wurde der 27. Aug. 1895 angegeben; in der nächstfolgenden am 24. Jan. wurde dies in 1896 berichtigt).

Wenn wir nun auch wohl wissen, wie oft dergleichen Mitteilungen trügerisch sind, die Teilnehmer zum Narren halten, und die Wahrscheinlichkeit des Nichteintreffens sicher als die bei weitem größere zu erachten ist, so wünschen wir doch eine Veröffentlichung, da uns dies im Falle des Zutreffens der Angaben für Verbreitung unserer Sache von Wert erscheint.

Auf eine Nichtnennung unserer, sowie der anderen beteiligten Namen in der Veröffentlichung müssen wir jedoch unbedingt bestehen. Nur die Anfangsbuchstaben sind gestattet.

Hochachtungsvoll

R. v. H., Referendar. A J., Dr. phil.

*

Wiederholt wurden uns von Mitgliedern der Theosophischen Vereinigung die Theosophischen Schriften mit dem Bemerken zurückgesandt, daß die Artikel bereits in der Sphinx gestanden hätten und daher für sie wertlos seien; hierzu erlauben wir uns zu bemerken, daß dieses Unternehmen lediglich zu Propagandazwecken von uns ins Leben gerufen wurde, um die früheren Flugschriften zu ersetzen und die Theosophie auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, alles in der Annahme, daß den für Theosophie sich Interessierenden hiermit gedient sei.

Da an ein weiteres Erscheinen der kleinen Hefte, die von uns zum Selbstkostenpreise geliefert werden, aber nur dann zu denken ist, wenn wir von den Mitgliedern der Theosophischen Vereinigung durch regelmäßige Abnahme der Schriften unterstützt werden, bitten wir im Interesse der guten Sache höflichst, die Fortsetzung, behufs Verteilung an Bekannte, bestellen zu wollen.

Die Verlagshandlung.

*

Um vielfach geäußerten Wünschen aus dem Leserkreise gerecht zu werden, haben wir in diesem Hefte das Bild sowie einige Reisebriefe des Herausgebers unserer Monatsschrift gebracht und hoffen wir unseren Abonnenten im Laufe des Jahres von diesen äußerst interessanten Berichten noch mehr bieten zu können.

Redaktion und Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring: Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh. E. Appelhans) in Braunschweig.

April 1895 XX, 110.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1895.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der **Abonnementspreis** beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig entgegen.

Post-Zeitungsliste Nr. 6442.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugeben zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

☞ Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum ☞ **20. April** ☜ in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares

XX, 110. — April — 1895.

Ein theosophischer Grundgedanke

in der römischen Kulturwelt.

Von

Raphael von Koeber.

Professor und Dr. phil.

*

Schon der älteste römische Dichter Quintus Ennius (239—168) wird uns vielfach als begeisterter Anhänger des Pythagoreismus genannt.[1]) Auch er lebte mithin in der Erkenntnis der Wiederverkörperung des sich sittlich-geistig entwickelnden Menschenwesens. Denn diese Folgerung ergiebt sich als notwendig für jeden klar Denkenden, der einerseits sich die Vorstellung zu eigen gemacht hat, daß alle Seelen Ausflüsse (ἀποσπάσματα) der Weltseele sind, und der sich andrerseits die Thatsache vergegenwärtigt, daß alle Seelen individuelle Wesen sind, also als solche nicht unmittelbar die all-eine Weltseele sein können.

Das Bewußtsein der Wiederverkörperung zieht sich auch mehr oder weniger klar durch das Geistesleben der ganzen römischen Kulturwelt hindurch, ebenso ununterbrochen wie durch das der Griechen. Selbst ein so ausgesprochener Feind des Unsterblichkeitsgedankens, wie Lucretius Carus (98—55) fühlt sich verpflichtet, sich mit dem Gedanken der Wiederverkörperung auseinander zu setzen. Diesem Bedürfnis liegt die Anschauung zu Grunde, die sich auch zu allen Zeiten bei den in der „Wirklichkeit" der Sinnenwelt Befangenen geltend gemacht hat,[2]) daß, wenn individuelle Unsterblichkeit überhaupt denkbar sein sollte, die Annahme einer Entwickelung durch Wiederverkörperung die einzig und allein zulässige sei. Lucrez sagt:[3])

[1]) Diog. Laërt. III, 15 ff., siehe auch VIII, 28; Varro, de Ling. Lat. V, 59 und Cicero, de nat. Deor. I, 11.

[2]) So David Hume, am Schlusse seiner „Dialoge über natürliche Religion" in Kirchmanns Phil. Bibliothek, Heidelberg 1882, S. 156: „Die Metempsychose ist das einzige System dieser Art, dem die Philosophie Gehör geben kann". Ganz ähnlich Eduard von Hartmann: „Neukantianismus" &c., Berlin 1877, S. 227.

[3]) III, 670 ff.

„Wenn unsterblich die Seel' ist ihrer Natur nach,
Und sich bei der Geburt einschleicht in den Körper: warum denn
Können wir uns an nichts aus vergangenen Leben erinnern,
Keinerlei Spur festhalten von Dingen, die früher gescheh'n sind?
Haben die Kräfte des Geistes nun solche Veränderung erlitten,
Daß ihm völlig entfiel die Erinnerung an das Geschehene,
Dann weicht, wie mich bedünkt, dies auch nicht weit von dem Tod ab.
Deshalb muß man bekennen, es sei die vorige Seele
Untergegangen, und die, die jetzt ist, jetzt auch geschaffen". —

Die hier von Lucrez erhobene Einwendung der mangelnden Erinnerung ist bereits so oft schon widerlegt,[1]) daß hier darauf nicht weiter einzugehen ist. Es handelt sich bei der Wiederverkörperung nicht um Seelenwanderung; die Seele im Sinne des persönlichen Bewußtseins ist, wie jeder weiß, bei jeder Verkörperung eine neue, wohl aber geht ein individueller Wesenskern, eine metaphysische Kausalität, durch die ganze Entwickelung jedes Einzelwesens bis zu seiner Vollendung hindurch.

Nicht in solcher philosophischen Weise, sondern plastisch versinnlicht haben vor allem die beiden größten Dichter der Römer, Vergil und Ovid, die Wiederverkörperung behandelt. Jener in der „Aeneïs, dieser in seinen „Metamorphosen". — Möge zunächst Vergils schöne und, der Tiefe der Auffassung nach zu urteilen, seinen eigenen Glauben ausdrückende Darstellung hier in der Voß'schen Uebersetzung Platz finden.[2])

Aeneas steigt auf Geheiß seines Vaters Anchises, dessen Schatten ihm erschienen war (V, 721 ff.), in die Unterwelt hinab, um dort das Schicksal seines zukünftigen Geschlechts in Alba Longa und Rom, der „Stadt der Verheißung", zu schauen. Anchises giebt dem Sohne Auskunft über Präexistenz und die Wanderungen der Seele:

.... „Die Seelen — sagt er —, welchen das Schicksal
Andere Leiber bestimmt, umziehn die lethäischen Fluten,
Unmuttilgenden Trank und lange Vergessenheit schlürfend".

Darauf ruft Aeneas aus:

„„Vater, wie ist doch glaublich, daß je freischwebende Seelen
Kehren zur Höhe von hier, und zurück dann in langsame Leiber
Gehn? O, woher den Armen des Lichts so grause Begierde?""
„Sei es gesagt, nicht will ich, o Sohn, Dich im Zweifel erhalten",
Nimmt Anchises das Wort, und erklärt nach der Ordnung ein jedes:
„Erst den Himmel umher, und Land' und flüssige Ebnen,
Auch die leuchtende Kugel des Monds, und die Feuer des Titan,
Nährt von innen ein Geist; und ganz durchströmet die Glieder
Seel', und reget das All, dem großen Leibe vereinigt.
Dorther Menschengeschlecht und Thier' und rasches Geflügel,
Auch soviel Meerwunder die wogende Tiefe durchtaumeln.
Feurige Lebenskraft ist entflammt, und himmlischer Ursprung,
Jeglichem Keim, sofern nicht schädliche Stoffe sie zögern,
Nicht sie des Staubes Gelenk abstumpft und verwesliche Glieder.

[1]) Beispielsweise kurz in der „Sphinx" 1892, XIII, S. 94 und 189.
[2]) „Aeneïs", VI, 712—750.

Deshalb Furcht und Begier, auch Schmerz und Freude; zur Luft nicht
Schaun sie hervor, umschlossen von Nacht und blindem Gefängnis.
Ja, wenn das Leben sogar mit erloschenem Licht sie verlassen;
Doch nicht alles Verderb, nicht weicht den Armen von Grund aus
Alles verpestende Uebel des Leibs; an dem Innersten hängt noch
Vieles, das lang' anwuchs, und beklebt in zäher Vereinung.
Drum wird marternde Strafe geübt, und das alte Verderbnis
Abgebüßet durch Pein. Denn andere schweben gebreitet
Gegen der Wind' Anhauch; und anderen spület der Strudel
Haftende Sünden hinweg; noch anderen brennt sie die Flamm' aus.
Alle wir dulden im Tode für uns. Durch Elysiums Räume
Schweben wir dann, und bewohnen, wir wenige, Fluren des Heiles:
Bis langwieriger Tag, nach vollendetem Ringe der Zeiten,
All' anklebende Makel getilgt, und völlig gekläret
Stellt den ätherischen Sinn, und die Glut urlauterer Heitre.
Diese, nachdem sie den Kreis durch tausend Jahre gerollet,
Ruft zum lethäischen Fluß ein Gott in großem Gewimmel:
Daß sie erinnerungslos die obere Wölbung des Aethers
Wieder schaun, und willig in andere Leiber zurückgehn".

Ovid sagt:[1])

„O, du Geschlecht, von der Furcht vor frostigem Tode bewältigt,
Was macht Styx dich bang, was dunkel und eitele Namen,
Dichtern gefälliger Stoff und Gefahren erlogenen Reiches?
Ob er im Feuer verging auf dem Holzstoß, ob ihn Verwesung
Wegnahm, glaubet, der Leib kann nicht mehr Schlimmes erleiden.
Frei ist die Seele vom Tod, und verließ die frühere Stätte,
Wohnt und lebet dann fort im anderen Hause geborgen.[2])
Mir ist bewußt noch jetzt: zur Zeit des trojanischen Krieges
War ich Panthous Sohn Euphorbus, welchem gehaftet
Vorn in der Brust der gewichtige Speer vom zweiten Atriden.
Unlängst hab' ich erkannt im abartischen Argos in Juno's
Tempel den nämlichen Schild, den unsere Linke getragen.
Alles verändert sich nur, nichts stirbt. Herüber, hinüber
Irrt der belebende Hauch, und in andre beliebige Glieder
Ziehet er ein und geht aus Tieren in menschliche Leiber
Und in Getier von uns und besteht so ewige Zeiten.
Wie das geschmeidige Wachs, zu neuer Gestalt sich bequemend,
Weder verbleibt, wie es war, noch hält an den selbigen Formen,
Aber dasselbe doch ist; so bleibt auch, lehr ich, die Seele
Immer sich gleich, und begiebt sich nur in verschiedene Formen.
Drum, daß achtende Scheu nicht weiche den Lüsten des Bauches,
Hört mein göttliches Wort: laßt ab zu verdrängen verwandte
Seelen mit schändlichem Mord, und Blut nicht nähret mit Blute.
— — — Nichts ist von Bestand in der Weite des Weltalls.
Rings ist Fluß, und jedes Gebild ist geschaffen zum Wechsel".
„Keines verbleibt in derselben Gestalt, und Veränderung liebend
Schafft die Natur stets neu aus anderen andere Formen,
Und in der Weite der Welt geht nichts — das glaubt mir — verloren;

[1]) „Metamorphosen" V, 155 ff. und 252 ff.

[2]) Diese beiden hauptsächlichen Verse lauten in anderer Uebertragung:

„Keinen Tod kennt die Seele; nur eine Wohnung verläßt sie,
Aufgenommen in neuen Behausungen wohnt sie und lebt sie".

> Wechsel und Tausch ist nur in der Form. Entstehen und Werden
> Heißt nur anders als sonst anfangen zu sein, und vergehen
> Nicht mehr sein wie zuvor. Sei hierhin jenes versetzet,
> Dieses vielleicht dorthin: im Ganzen ist alles beständig.
> Unter dem selbigen Bild — so glaub' ich — beharrt auf die Dauer
> Nichts in der Welt".

Es ist freilich die pythagoreische Lehre, welche Ovid hier vorträgt; läßt es sich aber annehmen, daß ein Dichter, wie er, eine philosophische Anschauung poetisch behandeln würde, wenn er sie für baren Unsinn hielte?!

Das ist wohl auch von Horaz anzunehmen, wenn er in der 28. Ode seines ersten Buches den pythagoreischen Philosophen Archytas redend auftreten läßt.

Eine Anspielung auf die Seelenwanderung finden wir bei Tibull (IV, 1, 265 ff.):

> „Ja, selbst wenn mir die Erde bedeckt die bleichen Gebeine,
> Ob nun zu früh mich ein Tag in eilendem Tode entrafft,
> Oder ein längeres Leben mir winkt, ob nun ich, verwandelt,
> Muß als ein mutiges Roß weithin die Steppen durchfliegen,
> Oder inmitten des weidenden Viehs als Stier ich mich tummle,
> Oder ob ich mit schwebendem Flug die Lüfte durchsegle,
> Oder zuletzt in Menschengestalt ich wieder mich wandle: —
> Stets doch singe das Lied ich, das einst ich zum Preis dir begonnen".

Unter den römischen Stoikern ist es namentlich Seneca, der mit Vorliebe über Tod und Unsterblichkeit, über den Zustand im Jenseits und die Beziehungen der Verstorbenen zu den Lebenden handelt, und zwar vielfach in einem dem Christentum so verwandten Geiste, daß man den im Altertum sehr verbreiteten und auch jetzt noch von manchen Gelehrten geteilten Glauben an seine Bekehrung (durch den Apostel Paulus) wohl begreiflich findet.

Wir führen (nach F. Chr. Baur's[1]) Uebersetzung) einige Stellen aus Seneca's Briefen an, die keines Kommentars bedürfen und u. a. auch anzudeuten scheinen, daß dieser Denker die Wiederverkörperung doch in einem den älteren, griechischen Stoikern fremden Sinne verstand.

Seinen allgemeinen Unsterblichkeits- und Präexistenzglauben spricht er aus, z. B. in seinen Episteln 102:[2])

„Etwas Großes und Edles ist die menschliche Seele: sie läßt sich keine Grenzen setzen, als die ihr selbst mit Gott gemeinsam sind. Für's erste nimmt sie kein niedriges Vaterland ein. — Ihr Vaterland ist der Raum, der das Höchste und der alles in seinem Umkreis umfaßt . . . Sodann läßt sie sich kein engbegrenztes Lebensalter geben: alle Jahre, spricht sie,

[1]) Fr. Chr. Baur, „Seneca und Paulus", in den „drei Abhandlungen zur Geschichte der alten Philosophie und ihres Verhältnisses z. Christ." (hg. v. Zeller, Lpz. 1876) S. 376 ff. namentlich S. 431—442.

[2]) Seneca's sämtliche Werke (Ed. Bippart 482) IV, 32 sq.

sind mein.[1]) Kein Jahrhundert ist großen Geistern verschlossen, keine Zeit ist den Gedanken unzugänglich. Wenn jener Tag kommen wird, der diese Mischung von Göttlichem und Menschlichem scheidet, so werde ich den Körper hier, wo ich ihn gefunden, zurücklassen, ich selbst werde mich den Göttern zurückgeben. Und auch jetzt bin ich nicht ohne sie, aber ich werde im schweren und irdischen Körper festgehalten. Dieser Aufenthalt des sterblichen Lebens ist das Vorspiel eines besseren und längeren Lebens. Wie neun Monate lang der mütterliche Schoß uns festhält und uns vorbereitet, nicht für sich, sondern für den Raum, in welchen wir gleichsam entlassen werden, sobald wir fähig sind, Atem zu schöpfen und im Freien auszudauern: also reifen wir während des Zeitraumes, der sich von der Kindheit bis zum Alter erstreckt, für eine andere Geburt. Ein anderer Ursprung erwartet uns, ein anderer Stand der Dinge".

Ep. 120[2]): Des Tugendhaften „vollkommene, auf ihrem Höhepunkt stehende Seele hat nichts über sich als den Gottesgeist, von welchem ein Teil auch in diese sterbliche Brust sich ergossen hat, die niemals göttlicher ist, als wenn sie ihre Sterblichkeit bedenkt und sich bewußt ist, daß der Mensch dazu geboren sei, um das Leben zu verlassen, und daß dieser Körper keine Heimat sei, sondern eine Herberge, und zwar eine Herberge für kurzes Verweilen, die verlassen werden muß, wenn man merkt, daß man dem Gastfreund zur Last sei. Am deutlichsten zeigt sich die Herkunft der Seele von einem höheren Wohnsitz, wenn sie diesen ihren gegenwärtigen Aufenthalt für niedrig und eng hält und denselben zu verlassen sich nicht fürchtet. Denn wohin er gehen wird, weiß derjenige, der sich erinnert, woher er gekommen sei".

Ep. 36[3]): „Der Tod unterbricht nur das Leben, er raubt es uns nicht. Kommen wird wieder ein Tag, der uns ins Licht zurückführt, dessen sich viele weigern würden, hätten sie nicht das Vergangene vergessen. Alles, was zu vergehen scheint, wird nur verändert. Wer geht, um wiederzukehren, darf ruhig sein. Nichts in dieser Welt wird vernichtet; es ist nur ein steter Wechsel des Sinkens und Steigens".

Damit die Seele sich nach dem Tode zu ihrem Ursprung erhebe, muß sie frei von irdischen Mängeln sein. Und da dies selbst bei den Besten nicht der Fall ist, so gelangen sie zur vollen Seligkeit nicht unmittelbar nach ihrem Abscheiden.

In seinem Trostschreiben an Marcia (Kap. 25)[4]) läßt Seneca deren verstorbenen Sohn noch eine kurze Zeit über der Erde weilen und erst

[1]) Man denkt dabei unwillkürlich an Lessing's: „Was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" (Erziehung des Menschengeschlechts, Schluß).

[2]) Opp. IV, 123.

[3]) Opp. III, 110 sq.

[4]) Opp. I, 212.

nach diesem Mittelzustande der Reinigung in den ewigen Frieden eingehen.

Der Schilderung des Zusammenlebens mit seinen Lieben im Jenseits, die Seneca[1]) giebt, dürfte sich kein Spiritist unserer Tage schämen:

Dein Vater, Marcia, zieht dort, obgleich dort alles mit allem verwandt ist, seinen Enkel an sich, der sich des neuen Lichtes freut, und lehrt ihn die Bahnen der benachbarten Gestirne nicht nach Vermutungen, sondern mit wahrer Kunde von allem, und führt ihn gern in die Geheimnisse der Natur ein. Wie ein Wegweiser in unbekannten Städten dem Fremden willkommen ist, so dem, der nach den Ursachen der himmlischen Dinge fragt, ein vertrauter Erklärer. Hinab in die Tiefen der Erdenwelt sendet man gern den Blick, denn es gewährt Vergnügen, von der Höhe aus auf den zurückgelegten Weg hinzuschauen. Kein Hindernis stellt sich ihnen in der Ewigkeit entgegen, überall hin haben sie geebnete für die leichteste Bewegung zugängliche, ineinander laufende Pfade, die sie von Stern zu Stern führen. Welchen Eindruck muß es daher auf uns machen, wenn wir uns vorstellen, wie diese seligen Geister nicht in der uns bekannten, sondern einer weit erhabenern herrlichern Gestalt, von ihrer himmlischen Burg herab zu uns reden und uns auffordern, alles Irdische in dem hellern Lichte, in welchem sie sich befinden, zu betrachten?"

Daß Seneca auch der Seelenwanderungslehre zwar nicht gerade huldigte, doch wenigstens nicht abhold war, folgt aus seinen (Ep. 108[2]) offen bekundeten pythagoreischen Sympathieen, die ihm sein Lehrer, der Sextier **Sotion** von Alexandria, einflößte.

Die **Sextier** waren eine kleine von einem edlen Römer, Q. Sextius, am Ausgang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts gestiftete, aber schon bald nach ihrem Entstehen wieder erloschene Schule, die unter pythagoreischen und platonischen Einflüssen stand. Man weiß von ihr (namentlich aus Seneca's Berichten) nicht viel mehr, als daß sie Seelenwanderung lehrte, Enthaltung von Fleischgenuß, und tägliche Selbstprüfung empfahl. Sie folgte auch sonst in ihren ethischen Anschauungen teils den Pythagoreern und Plato, teils den Stoikern.

Der letzte bedeutende Stoiker, der edle Kaiser **Markus Aurelius** Antoninus schrieb im XI. Buch seiner „Selbstbetrachtungen" folgende Aphorismen nieder:

19. Wenn du dir selbst Vorwürfe machen mußt, so rührt dies von der Stimme des **göttlicheren** Teiles deines Wesens her, der von deinem Körper, dem unedleren und **sterblichen** Teile deiner Natur und von dessen grobsinnlichen Lüsten überwältigt und herabgewürdigt ist.

20. Alle **geistigen** und **feurigen** Teilchen, welche deinem Wesen beigemischt sind, ungeachtet sie ihrer Natur gemäß nach oben streben, werden jedoch, um sich in die Ordnung des Weltganzen zu fügen, hier in deinem Körper festgehalten.

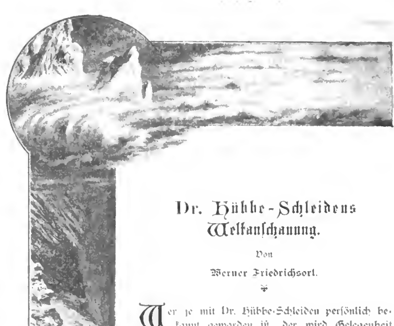
[1]) Opp. I, 213.
[2]) Opp. IV, 58 sq.

34. „Wenn du dein Kind küssest", sagte Epiktet, „mußt du dir innerlich zurufen: morgen ist es vielleicht tot!" . . . .

35. Jetzt unreife Traube, bald reif, dann gedörrt — lauter Umwandlungen, doch nicht etwa in ein Nichts, vielmehr in ein Anderssein.

Betrachtet man diese Aeußerungen im Geiste der Zeit, in der sie geschrieben sind, so wird man kaum zweifeln können, daß Mark Aurel bei diesem „Anderssein" auch an eine Wiederkehr in die irdische Verkörperung dachte; denn thatsächlich war dies Bewußtsein im Altertum soweit verbreitet, daß es zum mindesten allen Gebildeten eine geläufige Vorstellung war. Als ein Beweis hierfür mag nur die eine geschichtliche Thatsache angeführt werden, daß z. B. der Kaiser Caracalla sich für eine Wiederverkörperung Alexanders des Großen hielt. Es ließen sich dafür noch andere Beispiele nennen, doch mag hier gerade diese hervorgehoben werden, weil sie Georg Ebers kürzlich in seinem Romane „Per Aspera" durch seine meisterhafte Darstellung auch für die heutigen modern befangenen Leser anschaulich gemacht hat.





Dr. Hübbe-Schleidens Weltanschauung.

Von

Werner Friedrichsort.

Wer je mit Dr. Hübbe-Schleiden persönlich bekannt geworden ist, der wird Gelegenheit gehabt haben, die außerordentliche Geduld und stete Bereitwilligkeit dieses Mannes zu bewundern, mit welcher er immer wieder und wieder die zahllosen Fragen ernsten Wissensdurstes oder müßiger Neugier die sich an ihn drängten, annahm und beantwortete. Diese Fragen werden dem Leiter eines Blattes wie der „Sphinx" wohl nimmer erspart bleiben, denn man setzt wohl eine gewisse Vorbildung zum Verständnis des Inhaltes voraus, kann es aber leider nicht erreichen, daß jeder, dem sie fehlt, die so oft gegebene Mahnung auch befolgt, dieses oder jenes grundlegende Werk durchzusehen. Zwar wird im Laufe der Zeit dem langjährigen Leser nach und nach der Grundgedanke monistischer Weltanschauung vertraut werden, der allein es ermöglicht, an alle oft so gegensätzlichen Ansichten, die da zu Tage treten, den richtigen Maßstab zu legen, die Berechtigung aller anzuerkennen und ihr Unrecht nur dort zu sehen, wo sie sich gegenseitig beenden; der neu hinzutretende Sphinxleser wird sich jedoch bald veranlaßt fühlen, seine Zweifelsfragen zu äußern. Die häufigsten, immer wiederkehrenden Bedenken hat Dr. Hübbe-Schleiden in seinem Werke: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe"[1]) eingehend behandelt, und kein Buch ist wohl geeigneter, dem ernst Suchenden eine unerschütterliche Grundlage für weiteres Forschen darzubieten, als dieses; ja ich erachte für alle diejenigen, die nicht auf „die altindische Weltanschauung" in ihrer ehrwürdigen Gestalt, den Sutras und Upanischads oder auf Deußens meisterhafte Arbeiten hierüber zurückgehen wollen, ein Studium dieser ihrer

[1]) Braunschweig, Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

neuzeitlichen Darstellung für unerläßlich zum wirklichen Verstehen der uns interessierenden Fragen und ihrer Erörterung in dieser Zeitschrift. Fällt es uns Abendländern doch schwer, die tiefen Lehren indischer Weisheit in ihrer systemlosen, bilderreichen Form zu erfassen, die wir zu sehr an unsere Kapitel, Abschnitte und Paragraphen gewöhnt sind, und viel zu sehr in induktiver mathematischer oder mikroskopischer Methode des Zergliederns und Sezierens geübt werden, sodaß uns leicht der Blick für den Gesamtorganismus getrübt wird, und beim Erfassen des Einzelnen das verbindende geistige Band entschlüpft. Mit imponierender Unbefangenheit gehen die Upanischads über Widersprüche im Kleinen hinweg, wenn es sich darum handelt, ein Bild des Ganzen zu geben; wohl bewußt, daß dieses Bild doch nur ein Gleichnis sein kann. Als echter Künstler handelt der Veda, indem er frei von aller subjektiven Färbung eines Deutungsversuches das ganze Rätsel des Daseins einfach reflektiert; während er dieses aber so in engerem Rahmen zusammenfaßt und uns näher bringt, präzisiert er gleichzeitig die stummen Fragen, die im All und in Allem sich uns aufdrängen: „Was ist das Dasein? Wie erscheint das Dasein? Warum ist das Dasein?

Sobald sie auf die Beantwortung dieser Fragen eingehen, trennen sich auch die einzelnen Systeme indischer Spekulation, und wir finden in ihnen nicht weniger Widersprüche, als wie sie die ältere und neuere abendländische Philosophie enthält. So vertreten allein die vier Richtungen der Buddhisten teils den vollständigen Nihilismus (die Mâdhyamika's), den dogmatischen Idealismus (die Yogâcâra's), oder den problematischen Idealismus, (die Santrântika's), und den Realismus (die Vaibhâshika's); ferner sind die Schulen der Cârvâka's den Materialisten, die der Digambara's den spiritistischen Dualisten gleichzustellen. Eins dieser vielen Systeme als „altindische Weltanschauung" hinzustellen, ist also nicht ratsam, und es blieb nur übrig, auf die „Fundstätten alles Wissens" (Yâjñavalkya I, 3), auf die Veden selbst, zurückzugehen, und nach ihnen, speziell nach dem Vedantasystem, entwickelt Hübbe-Schleiden die oben aufgeworfenen Fragen unter der kritischen Beleuchtung aller Errungenschaften abendländischer Wissenschaft folgendermaßen:

Zunächst ist festzuhalten, daß sich unsere Untersuchung nur auf diese uns sinnlich wahrnehmbare Welt erstrecken kann, nur sie ist es, die wir als Dasein bezeichnen. Wir erkennen nun, daß diesem Dasein, der Materie, dem Stoff, ein Etwas zu Grunde liegt, was dem Mikroskop oder dem Messer nicht mehr erreichbar ist, und unsere Untersuchung zeigt uns, daß dieses Etwas als eigentlicher Kern aller Daseinsform überall das gleiche ist. Was uns in der unbelebten Natur als chemische oder physikalische Kraft oder als Krystallisations-, Gestaltungsvermögen entgegentritt, das ist im Grunde das gleiche, was in der niederen und höheren belebten Welt als Lebenskraft, Lebenswille oder Daseinslust erscheint, der Kampf nämlich aller gegen alle, die eigene Individualität zu erhalten und zu betonen und günstigere Daseinsbedingungen für sich zu erringen. Das

ungestüme Drängen der Atome nach Vereinigungen höherer Art, der Kampf der Elemente im chemischen Substitutionsprozeß, das Sich-Gestalten der gelösten Salze zu bestimmten Formen, das Sprossen der Pflanze, das Ringen der höheren Lebewesen um ihre Existenzbedingungen ist im Grunde doch nur das Streben nach Differenzierung, immer schärferer Ausprägung, als verschiedener Individualitäten eines in seinem Wesen ursprünglich Gleichem. Aus dieser Erkenntnis ergiebt sich die genauere Bestimmung unserer Weltanschauung, der Einheitslehre, als „individualistischer Monismus".

Der Begriff „Individualität" im Gegensatz zu „Individuum" bleibt noch näher zu bestimmen.

Ein Element in seiner einfachsten hypothetischen Gestalt, etwa ein Kohlenstoffatom, ist in bezug auf andere Atome als ein Individuum zu betrachten. Es vereinigt sich mit mehreren Atomen Wasserstoff. Das neu entstandene Kohlenwasserstoffmolekül ist als solches wiederum ein Individuum, aber mit anderen Eigenschaften und Kräften, als die ursprünglichen Individuen sie besaßen, und zwar zeigt sich in ihm nicht etwa eine bloße Summierung, sondern eine bedeutende Potenzierung der Eigenschaften seiner Bestandteile. In weiterer Verbindung mit anderen Elementen bildet das Kohlenwasserstoffmolekül wiederum ein neues Individuum: als Plasma einer Zelle gestaltet es sich zum Lebewesen; mehrere Zellen bauen die einzelnen Organe der Pflanze und des Tieres auf und schaffen somit wieder ein Individuum höherer Ordnung, sodaß wir von dem höchst entwickelten Menschen bis hinab zur niedrigsten Gestalt alles Daseins eine Stufenleiter ungezählter Individualformen sehen, die dem oberflächlichen Blicke als ein willkürliches Nebeneinander ohne innere Beziehungen zu einander erscheinen. Nun sind aber, wie Darwin nachweist, die vorhandenen Arten nicht unwandelbare Produkte, und als solche einzeln geschaffen, sondern sie unterliegen einer Veränderung, und die existierenden Lebensformen sind durch Zeugung hervorgebrachte Abkömmlinge früherer Formen. Nach Darwin erörterte Haeckel unter dem Namen des biogenetischen Grundgesetzes die Lehre, daß die Entwickelung (Ontogenesis) des Individuums die abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte (Phylogenesis) sei, d. h. daß jedes einzelne Individuum in der Zeit von seiner Zeugung bis zu seiner Geburt alle die Individualformen in kurzer Zeit wiederhole, welche das gesamte Geschlecht, dem es angehört, in Milliarden von Jahren von der Protozoengestalt bis zur jetzigen Form durchlaufen habe. Wie nun aber der Mensch von seiner embryonalen Entwickelung bis zur Geburt, durch die Kindheit zum Mannes- und Greisenalter hin, und obwohl während dieser Zeit sein Körper sich stetig veränderte, nur ein und dasselbe Wesen — eine Individualität geblieben ist, so zieht sich auch durch all die ungezählten Lebensformen nur eine gleiche Wesenheit, die gleiche Individualität, hindurch. Sie ist es, welche die aufwärtsstrebende Entwickelung überhaupt erst möglich macht, unter ihrer Annahme gewinnt die Darwin'sche Entwickelungs-

theorie, sowie seine Lehre von der Anpassung und dem Kampfe ums Dasein erst Hand und Fuß. Was entwickelt sich denn? Was paßt sich denn an? der bloße Stoff? der Körper? Dieser ist ja selbst nicht während der Dauer eines Augenblickes etwas beständiges; wenn er es wäre, der sich anpaßt, dann würde er den Charakter der Art nur immer schärfer ausprägen, um mit ihr endlich zu vergehen, niemals aber würde er zu einer anderen Artform sich höher entwickeln. Er gleicht gewissermaßen dem Bilde eines Nebelbildapparates, das auf eine vorbeiziehende Rauchwolke geworfen wird. In der scharf umgrenzten Umrahmung des Bildes werden die einzelnen Teile des Rauches als Gestalt sichtbar, aber stetig wechselt die materielle Grundlage, und nur das Bild selbst bleibt bestehen.

So flutet beständig der Strom der Materie durch unseren Körper, alte Zellen sterben ab, neue bauen sich auf; die Lebenskraft, die Aeußerung unserer Individualität hält jedoch das Bild der Gestalt zusammen; stets ist die unbewußte Kraft des Daseinwollens das Primäre. Sie stellt sich dar im Atom in ihrer ungestümsten Gewalt — bekanntlich definiert ja auch die Physik das Atom nur als Kraft, als etwas immaterielles —, sie drängt nach Vereinigung; sie ist formanstrebend, sobald diese Vereinigung gelungen ist; in der Zelle potenziert sie sich zu Lebensregungen, zu Organbildungen in der Pflanze, zu Verstand, Trieben, Sinnes- und Bewegungskräften im Tiere und zu Vernunft und sittlichem Bewußtsein im Menschen. Sie potenziert sich, d. h. sie entwickelt in sich neue Eigenschaften in höherer Richtung auf Kosten ihrer Stärke; was bei den niedrigsten Formen neben der reinen Willens- oder Lustpotenz etwa als Affinität auftrat, und was neben dem rein materiell-sein-Wollen, dem Formanstrebenden, kaum zur Bedeutung gelangte, das gewinnt nach und nach als Intelligenz oder Vorstellung an Bedeutung und ist bestimmt, als Erkenntnis dereinst die Stärke des Willens zurückzudrängen und überhaupt aufzuheben, oder wie Hübbe-Schleiden ausführt, als „auswählende Liebe", die blinde Lust zur Umkehr zu leiten.

Im Leben eines Individuums können wir das Bleibende der Individualität trotz der unterschiedlichen Individualformen täglich bestätigt finden; logisch ist es nur, durch die ganze Entwickelungsreihe vom Molekül bis zum Menschen ein gleiches Beharrendes anzunehmen. „Davon kann natürlich nicht die Rede sein, daß die Individualität eine bleibende Persönlichkeit oder ein Ich-Bewußtsein sei, das durch die Reihe der verschiedenen Individuen hindurchgehe. Das Bewußtsein, bezw. das sich seiner selbst bewußt-Werden geschieht erst durch die organische Gestaltung des Individuums, vornehmlich des Nervensystemes und des Gehirnes. Da nun in jeder Neuverkörperung der Individualität ein neues Individuum sich bildet, so kann regelmäßig auch keine bewußte Erinnerung von früheren Leben auf ein späteres übergehen" (S. 10).

Dennoch, auch wenn so der Inhalt des Bewußtseins nicht erhalten bleibt, setzt sich eine unbewußte Erinnerung fort, und das ist die Bewußtseins-Fähigkeit, die als angeborene Eigenschaft mit zur Welt

gebracht wird. Wie im gewöhnlichen Leben jede Fertigkeit nur durch wiederholte Uebung erlangt werden kann, so fallen auch der einzelnen Individualität erwünschte Geistes- und Charaktereigenschaften nicht wie reife Früchte in den Schoß, sondern müssen errungen werden. Wie aber der Künstler sich bei der Ausführung schwieriger Leistungen nicht mehr der einzelnen Uebungen und Griffe bewußt ist, die ihn endlich zur Fertigkeit gebracht haben, sondern wie ihm nur die erlangte höhere Fähigkeit als unbewußte Erinnerung verbleibt, so weiß auch der einzelne, mit geistigen oder seelischen Schätzen ins neue Leben Tretende nicht mehr, daß er durch sein Handeln selbst in einem früheren Dasein die ursächliche Begründung seines jetzigen Geschickes gegeben hat. Dies sind die Schätze, die im Himmel gesammelt werden, die weder Rost noch Motten zerfressen, wie die Schrift sagt, sie begleiten als sichere Errungenschaften die einzelne Individualität auf ihrer Wanderung durch die Welt der Körper; wie verschieden auch die Form der Darstellung, die Wesenseinheit, die sich in ihr verkörpert, bleibt stets die gleiche, als „die Einheit der Kausalität, der Kraft und der Bewegung".

„Wenn der Mensch morgens erwacht, so findet er sich als hoch potenziertes Entwickelungsprodukt vor; er setzt dann seine individuell-kausale Entwickelung genau da fort, bis wohin er am vergangenen Abend schon gelangt war. Ganz in gleicher Weise tritt das Kind wieder ins Leben ein, zu dem es mit seiner Geburt erwacht; es könnte nicht das hoch potenzierte Entwickelungsprodukt mit allen seinen Anlagen und Neigungen des Geistes und Charakters sein, wenn es dies nicht gerade so durch seine eigene kausal-dynamische, ganze individuelle Vorentwickelung in vergangenen Leben geworden wäre. Daß ihm im letzteren Falle die Erinnerung fehlt, im ersteren nicht, ist nur ein Unterschied des größeren Entwickelungsabschnittes, der mit jeder Neugeburt beginnt; auch fehlt — wie schon betont — nur die bewußte Erinnerung, die Einzel-Kenntnisse der Ursachen, durch welche die Errungenschaften oder Untugenden einst erworben wurden, da nur Anlagen und kein Bewußtsein auf ein neues Leben übergeht und — glücklicherweise! — auch nicht übergehen kann" (S. 56). Dies die Bedeutung des Wortes: „Was der Mensch säet, das wird er ernten!" —

Woher das jedem Menschen innewohnende Gefühl der Selbstverantwortlichkeit? Wäre es nicht Thorheit sich selbst oder andere für Handlungen, Unterlassungen oder Gedanken verantwortlich zu machen, die notgedrungen aus dem angeborenen Charakter stammen müssen? Käme dieser von den Eltern oder von Gott oder dem Schicksal, so träfe doch den Einzelnen keine vertretbare Schuld, so dürfte doch auch er selbst keine Belohnung oder Strafe verdienen, so wäre ja doch auch die Thatsache des Gewissens ein völlig unfaßbares Ding. Zweifellos sind wir das, wozu uns Anlagen und Verhältnisse, die Aura unserer Familie oder unseres Volkes machen; daß wir uns aber gerade diese Anlagen errungen, diese Familie, dieses Volk gewählt haben, ist unser eigenstes Werk,

unser Karma, wie der Inder sagt. „Deshalb hat der Mensch alle Klagen, womit er Gott, das Schicksal, die Natur überhäuft, an sich selbst zu richten, weil er sein eigenes Entwickelungsprodukt ist und sich aus eigener Wahl in das irdische Leben begeben hat";[1]) und in den Gewissensbissen fühlt der Mensch zitternd die Zügel des eignen Schicksals, die ihm unmittelbar, sich selbst zu nützen oder zu schaden, in die Hände gegeben sind.

„Es giebt der Mensch sich selber die Gesetze,
Er wählt das lichte oder düstre Los,
Bestimmt sich selber Leben, Lohn und Strafe"[2]) —

Natürlich schafft die Erkenntnis, daß alles Leid gewissermaßen selbstverschuldet ist, die Thatsache des Leides selbst nicht aus der Welt; sie lehrt uns aber, diese als zweckmäßige Notwendigkeit erkennen. Wie die (räumlich) gleichzeitigen Unterschiede der Gestalt und der Begabung nur die Stufen zeitlicher Entwicklung sind, so sind auch die zahllosen Leiden, Beschwerden und Sorgen der Menschen nur die ihren Entwickelungsstufen entsprechenden Unvollkommenheiten, die sie überwinden werden, überwinden müssen, und erscheinen dem vollkommneren Menschen nur als selbstverständlicher Naturvorgang, etwa so wie der „Unverstand" der Mücke, die ins Licht fliegt und „elend" verbrennt.

Die Weltgerechtigkeit liegt unverbrüchlich gewährleistet in der individuellen Kausalität" (S. 57). Nur unserem kurzsichtigen Blicke, der am Individuum haftet und die Fortdauer der Individualität nicht verfolgen kann, entgeht das verbindende Band, das sich durch alle die verschiedenen Formen hindurchzieht.

„So sind die Individualitäten jenen Wellen zu vergleichen, die über den ganzen Ocean dahinrollen, die von Sturmeskraft am Kap der guten Hoffnung bergeshoch gehoben, sich von da fortsetzen und erst auf dem fernen Strande der Guineaküste ihr majestätisches Ende finden. An jeder Stelle des Atlantischen Oceans, über die sie hinwegwogt, hebt die Welle alle Tropfen der Wasserfläche, bis sie aus ihnen das Individuum einer Welle zu ihrer ganzen Höhe ausgebildet hat. Wir sehen überall und immer nur ein solches Individuum, von denen eines das andere ablöst; und doch ist die Welle, die vom Kap bis nach Guinea läuft, nur eine Wellen-Individualität, und indem wir sie so im Gedanken verfolgen, erkennen wir auch nur diese Einheit als das Wesen der Welle. Es ist immer anderes Wasser, aber stets dieselbe Wesenseinheit der Kausalität, der Kraft und der Bewegung.

Wohl besser noch versinnbildlicht sich die kausale Kontinuität der Individuation als ein Gewebe der Weltkausalität. Das Kontinuum der Individualität ist jedem Faden dieses Weltgewebes zu vergleichen.

[1]) Vergl. Du Prel „Medium oder Taschenspieler", „Sphinx" 1886 S. 369.

[2]) Mabel Collins „Das Lied von der weißen Lotos", S. 164. Vergleiche auch „Sphinx" 1894, Juli- bis Oktoberheft.

Durch das Ganze läuft ein jeder Faden, von der einen Seite kommend und zur anderen sich fortsetzend, hindurch, ohne daß man weit verfolgen könnte, wie er durch das Muster hin verflochten ist, und ohne daß man Anfang oder Ende des Gewebes absehen könnte. Ueberall tritt uns das Muster des Gewebes gleichsam als ein fertiges Bild entgegen; doch dabei können wir mit Sicherheit annehmen, daß die Fäden des Gewebes alle durch dasselbe in der ganzen Länge hindurchlaufen, und daß sich so das Gewebe erst vor unseren Augen webt.

Endlich wäre auch — noch besser — die Individualität einem Seile zu vergleichen, das sich aus unzähligen Fäden dieses Weltgewebes immer fester, immer dicker und verwickelter zusammendreht" (S. 11).

Das Bild der Kapwelle ist dann am zutreffendsten, wenn es sich darum handelt, die Kraft des **Willens** zum Dasein, der Lust einer Individualität darzustellen, da diese sich im Atom am größten zeigt und allmählich unter dem Erstarken der Liebe abnimmt; das Bild des stets stärker werdenden Seiles hingegen bezeichnet besser das stete Wachsen der **Individual-Entwickelung** aus niederen Formen zu höheren.

Bei allen diesen Gleichnissen zeigt sich aber treffend das Verhältnis der Begriffe „Individualität" und „Individuum". Jene ist das eigentliche Wesen, das Primäre, dieses die Darstellungs- oder Erscheinungsform, das Sekundäre; jene ist stets die gleiche, nur ihre Fähigkeiten höher und höher steigernde Kraft, diese das wechselnde Kleid, in welchem jene sich darstellt, das aber, seinem stets wachsenden Inhalte entsprechend, die Reihe der Individualformen stets um höher organisierte Arten vermehrt.

Welch klares Licht wird durch diese Erkenntnis auf viele sonst so unbegreifliche Thatsachen des Lebens geworfen! Unlösbar sind sonst so viele Fragen nach dem **Warum** der Unterschiede materieller und geistiger Art, da doch allen Lebewesen annähernd die gleichen Lebensbedingungen gegeben werden. Warum birgt jener Körper einen Goethe, einen Christus, dieser eine Verbrecherseele? Weil ihre Individualitäten auf verschiedener Stufe der Entwickelung stehen, weil der eine dem anderen weit voraus ist auf jener Stufenleiter, die allen zu erklimmen bestimmt ist. Jederzeit können wir aber diese Stufenleiter übersehen in dem Nebeneinander der vorhandenen Formen. Von der Zelle bis zum Moose und zum Baume, von der Amöbe bis zum Wurm und zum Menschen, vom Wilden bis zu unseren Geistesheroen liegt die Vorgeschichte eines Christus vor uns ausgebreitet, und stets erkennen wir in dieser Vorgeschichte nicht nur eine **Summierung** der ausgebildeten Kräfte, sondern auch eine **Potenzierung** derselben. So haben wir mit den Elementarstoffen alle chemischen und physikalischen Kräfte unseres Körpers gemein, mit den Krystallen des Mineralreiches die der Selbstgestaltung, mit den Zellen des Protistenreiches die gleichen Lebenserscheinungen in unserem Stoffwechsel, mit den Pflanzen die Organbildung, mit den Tieren die Sinneswahrnehmung und Willensthätigkeit, aber eine höhere Kraftpotenz entwickelt sich in uns: die der Vernunft und des sittlichen Bewußtseins. Nur bei der Erhaltung

einer individuellen Kraft ist eine solche fortschreitende Kraftansammlung denkbar, nicht aber, wenn jedes Lebewesen wieder von vorn anfangen müßte. Allerdings tritt in dem Gewebemuster jeder einzelne Faden von der Rückseite anscheinend neu an die Vorderseite hervor und verschwindet wieder von der Bildfläche, wir wissen aber, daß er in diesem einzelnen Muster nicht seinen Anfang nimmt und in ihm nicht sein Ende findet, sondern daß er nur periodisch unsichtbar war und wieder wird. So ist das einzelne Muster mit seinen verschiedenen zusammen gehörenden Fäden einer Familie vergleichbar; von Künstlerhand ausgewählt und aneinander gereiht, erscheint es als ein unzertrennliches Bild, als eine Einheit, eng durch die Bande der Verwandtschaft harmonierender Farben verknüpft. Was aber bei dem Gewebe der Familie als auswählender Künstler thätig war, das ist die Individualität der einzelnen Mitglieder selbst, die gerade denjenigen Kreis sich wählte, welcher ihrer Entwickelungsstufe am besten entsprach, nicht bewußt natürlich, sondern in der Art einer chemischen Auslese: sie reagierte gerade auf diesen Vater und auf diese Mutter, weil sie ihnen ähnlich war an geistiger oder seelischer Vervollkommnung.

Aeußerlich scheint nun wohl der Faden der Individualität sich von den Eltern zu den Kindern fortzusetzen, es scheint aber thatsächlich nur so; in Wirklichkeit zieht sich die Kontinuität hinter der Erscheinung fort; jede Individualität vollendet ihre eigene Bahn, und nur zeitweilig bilden Teile derselben gleichzeitig einen Abschnitt der äußeren Kreisbahn der Familie. Wohl wird in der genealogischen Aufeinanderfolge die Form vererbt, wir sehen aber, wie diese Form sofort der Träger einer neuen Individualität wird, die diese Form nach ihrem Willen um- und weiterbildet.

Als ersten Antrieb zu fortschreitender Entwickelung hatten wir bisher die Lust, den Willen zum Dasein erkannt. Möglich wird diese Entwickelung aber erst dadurch, daß sich diese Lust nicht als blinder Trieb nach Sonderexistenz äußert, sondern in der Liebe die Vereinigung mit dem relativ Ungleichsten sucht. Während jene der kraftsteigernde Faktor war, ist diese der formbildende. Als hauptsächlichster Grundzug dieses Bildungstriebes, von den Erscheinungen der Schwerkraft und der chemischen Verwandtschaft bis hinauf zur höchsten geistigen Liebe, ist erkennbar, daß jede Individualität auf derjenigen Entwickelungsstufe, bis zu der sie sich erhoben hat, das Streben zeigt, sich mit dem auf der gleichen Stufe stehenden, jedoch ihr relativ Ungleichstem zu verbinden (niemals mit dem absolut Ungleichen) (S. 56). Dies findet dadurch seine Erklärung, daß jede Individualität, um zu einer höheren Stufe fortschreiten zu können, sich alle Wesensunterschiede und Eigenschaften ihrer bisherigen Stufe erst aneignen, sich allen möglichen Verhältnissen erst anpassen muß, und erst wenn sie eine vollständige Entwickelungsreihe ihrer Art durchlaufen hat, sich zu einer neuen fortbilden kann. Auf der Menschstufe findet diese Anpassung ihren

Ausdruck in der Liebe, in dem Ineinanderaufgehen der Gegensätze. Eine schöne Illustration hierzu bietet der Anblick eines alten Ehepaares, das sich einander mit der Zeit innerlich immer ähnlicher geworden ist, bis sich diese geistige Aehnlichkeit endlich sogar in den Gesichtszügen ausprägt, die ja wie alles Körperliche nur die Erscheinungsform des inneren Bildners sind. In der Zeugung selbst tritt nun die neue Individualität in Berührung mit den beiden des Elternpaares und findet einen Boden für seine weitere Entwickelung in dem entstehenden Organismus. Auf diesen übertragen sich die Keime einer durch die ganze väterliche und mütterliche Ahnenreihe höher gestalteten Form, aber erst die wieder ins Leben tretende Individualität ist es, die sich aus diesem Material ein geeignetes Gewand für ihre Verkörperung bildet. Daher kommt es, daß die Kinder ihren Eltern immer nur in einigen Zügen ähnlich sind, in vielen oft sehr unähnlich; daher auch die Unähnlichkeit von Geschwistern, selbst von Zwillingen, denen doch sicher die fast gleichen Entwickelungsbedingungen geboten wurden. Wie dieses Reagieren auf das günstigste Elternpaar vorzustellen ist, erläutert Hübbe-Schleiden durch folgendes Gleichnis: Stellen wir uns einen photographischen Apparat vor. Durch seine Linse wird das Bild etwa eines Fixsternes, ungezählte Millionen von Meilen weit entfernt, aufgefangen und auf die lichtempfindliche Platte geworfen. Ueberall ins Weltall hinaus sendet der Weltkörper seine Lichtstrahlen, gewissermaßen wie Fühlhörner, bis er hier auf dieser Erde in der winzigen photographischen Platte einen geeigneten Ort vorfindet, auf welchem eine Reaktion gegen seine Einwirkung stattfinden kann. So wird auch nur von dem e i n e n, geeigneten wahlverwandten Elternpaar das Wesen der Individualität aufgefangen und sein „Bild“ in der mütterlichen Dunkelkammer „entwickelt“ (S. 49). Freilich wird die Auswahl eine immer engere, je höher die Individualität selbst steht, je enger der Kreis seinesgleichen wird; denn nur eine Marla wird einen Christus empfangen können.

Da wird denn schon auf unserer Entwickelungsstufe eine Art Verwandtschaft durch viele Erdenleben hindurch sich ausbilden und ihre verbindenden Fäden immer enger knüpfen, jene geistige und seelische Verwandtschaft, die ihre zusammen gehörenden Glieder immer wieder vereint; die Liebe weist der ungestümen Lust den Weg, und dieser Weg selbst führt zu immer weitere Fernsicht eröffnenden Höhen und führt endlich zu dem Aufgehen des Gefühls des Sonderseins in dem der Wesenseinheit des Alls. D a s also ist das Dasein: „Das Ringen unzähliger Wesenseinheiten in rücksichtslosem Sonderstreben nach Glückseligkeit; von Geburt zu Geburt treibt sie diese Lust vorwärts, die Liebe aber lehrt sie die Erkenntnis, daß nur im A u f g e b e n des egoistischen Strebens, oder besser, im Ausdehnen des „ego“ über die Grenzen dieser Persönlichkeit hinaus wahre Glückseligkeit gefunden wird“. —

Haben wir uns bisher bei der Frage nach dem Wesen des Daseins in erster Linie auf die Daseinserscheinung unserer selbst beschränkt, weil

nur in uns selbst der Schlüssel für das innere Verständnis der Natur zu suchen ist, so müssen wir bei der Frage nach dem **Wie** der Erscheinung alles Daseins die Betrachtung über unsere engbegrenzte Individualität hinaus weiter ausdehnen. Wie weit wir aber auch vordrängen, **eine** Erscheinung kehrt immer wieder:

> „Was wir sehen, beschreibt des Kreises Bahnen,
> Im steten Kampf ein Werden und Vergehen,
> Nach eines Lenkers ew'gem Urgesetz. —
> Aus Nebelballen werden feste Massen,
> Zersprungne Sonnen wachsen neu heran,
> Den Glutenkern in eigner Asche kühlend.
> Und aus der Asche sproßt es licht und grün,
> Vom Stein zur Pflanze, zu organ'schen Wesen,
> Bis hin zum Menschen stufend aufwärts schreitend,
> Um stufend abwärts wieder zu vergehn“.[1]) —

Und all die Kreisbahnen der Kausalität, der Zeit, des Raumes setzen sich wiederum zusammen aus kleineren Kreisläufen: so das Jahr aus Monaten und Tagen, unser Erdenleben aus den Jahren, unser Dasein als ein Lebewesen aus vielen irdischen und anderen Leben; wie das Jahr aber seine Sommer- und Winterzeit, der Tag seine Tag- und Nachtstunden hat, so hat auch jeder Planet seine Entwickelungsblüte und Verfallperiode; in rythmischer Schwingung wogt Leben und Sterben auf und nieder, in ewigem Wechsel einander ablösend. Aber es ähneln wohl ein Tag, ein Jahr dem anderen, und der Herbst dem Frühling und die Abenddämmerung der Morgenröte, aber sie **gleichen** einander nicht. Nirgends schließt sich völlig der Kreis; nichts was sich je bewegt, sei es ein Körper im Raum oder eine Individualität in der Zeit kehrt absolut (nicht nur relativ) dahin zurück, wo es schon einmal stand. Anfang und Ende einer Entwickelungsperiode verhalten sich zu einander etwa wie das rote und das violette Licht des Spektrums; wohl bildet das Violett einen allmählichen Uebergang vom Blauen zum Roten, von welchen beiden es die Mischung ist, doch violett sowohl wie rot setzen sich über die uns bekannte Farbenreihe hinaus, jenseits der Grenzen unserer Wahrnehmungsfähigkeit weiter fort; das Gleiche lehrt uns unser Gehörsinn in der Tonwelle; in jeder höheren Oktave kehrt derselbe Ton wieder; wir erkennen ihn als den gleichen, und doch ist er ein höher oder tiefer schwingender (S. 88). —

So sahen wir, daß auch jede einzelne Individualität zwar wieder zurückkehrt ins irdische Dasein, aber nicht mehr als die gleiche, wie sie es verlassen hat, sondern auf höherer Stufe, sodaß sich in rythmischer Wiederkehr eine **Spiralform** der Entwickelung ergiebt, und die gleiche **Spiralbahn** beschreibt auch die Gesamtheit aller Individualitäten. Eng ver-

[1]) v. Mosch, Des Lebens Sinn. Sphinx XII, S. 14.

bunden ist das Einzelne mit dem Allgemeinen, es giebt keine Sonderentwickelung des einen ohne Einfluß auf die anderen. Schon im Individuum des Moleküls waltet die Mehrheit, in der einer Zelle beherrscht diese schon eine Gruppe verschiedener Moleküle und nimmt in Luft, Licht und Nahrung, mit einem Worte, im ganzen Planetenleben, gebundene potentielle Energie in sich auf, die sie in sich in kinetische Energie umwandelt. Dieses Planetenleben, abhängig von den Einwirkungen unserer Mutter Sonne, ist gewissermaßen der ewig rinnende Quell, aus dem stete Kraftzufuhr erfolgt; als überall gleicher Strom bricht er sich an der prismatischen Natur der einzelnen Organismen und zerlegt sich in einzelne Kräfte, etwa Wärme, Elektrizität, Licht, wie ihrer das einzelne Organ benötigt. Stetig geht hier die Differenzierung einer Krafteinheit vor sich, die differenzierten Kräfte werden aber in immer größerem Maße wieder geeint in höher potenzierten Individualitäten, die auch immer weitere Kreise von niederen Individualitäten in ihrem Kraft-Bereiche umfassen. In ihrem Niedersteigen der All-einen Kraft in die differenzierte Atomkraft erkennen wir die Evolutionsperiode eines Weltdaseins; in ihrer Umsetzung in lebendige Energie, von den chemischen und physikalischen Vorgängen aufwärts bis zum Menschengeiste die Involutionsperiode.

Die erstere ist gewissermaßen ein Niedersteigen des Geistes in die Materien, die letztere ein Sich-wieder-befreien des Geistes aus seinen selbstgewählten Banden; die erstere der „Sündenfall", die letztere die „Erlösung". Aber keine von außen kommende Erlösung, sondern inneres Freiwerden zeigt der in der Stofflichkeit befangenen Individualität ihren Weg zurück zur Gottheit.

Die Einzel-Individualität wird aber beim Durchdenken dieses Weltprozesses so recht in ihrer Zugehörigkeit zur Welt-Einheit erkannt. Wie die einzelne Zelle in uns ersteht, lebt und vergeht und in ihrer Existenz einen Teil zu unserem Leben beiträgt, ja, unser Leben selbst mit ist, so sind auch all die einzelnen Individualitäten nur Zellen im Leben des Ganzen, das sich in ihnen nur individuell-graduell an Intensität verschieden kundgiebt, hier durch Ueberwiegen der Lust, dort durch Erstarken der auswählenden Liebe und endlich durch Zurückebben der Lust sich darstellt. Im All und in Allem wogt diese Bewegung des Aus- und Einatmens der ewigen, nie geoffenbarten Gottheit, jenes „absoluten Seins"; ein stetes Hinausfluten in die Individuation und ein Wiederzurückebben in die Alleinheit, das ist das Bild des Daseins. — Warum aber das alles, warum das Dasein überhaupt? Dies ist schließlich die Endfrage. Die Ursache des Lebens erkennen wir in der Lust: das Dasein ist, weil es sein will. Der Grund, warum es sein will, ist uns nicht erkennbar, wenn wir ihn nicht in unserem Selbstbewußtsein selbst suchen und ergründen; wenn wir nicht dunkel ahnen, daß wir thatsächlich auch im stande sein können, nicht zu wollen. Dem spielenden Kinde und der jubelnden Lerche wird es nicht bewußt, daß Grund und

Ursache ihres Daseins nur Lust ist, dem denkenden Menschen erst bleibt es vorbehalten, bei jeder fremden Einwirkung auf sich selbst prüfen zu können, ob die sich kundthuende Empfindung ihm Lust oder Leid erregt d. h. ein Wollen oder nicht Wollen des gegenwärtigen Zustandes erweckt wird. Unser Leib mit seinen Organen, diese Objektivierung unserer Lust, wird uns erst deutlich bewußt, sobald irgend eine Schmerzempfindung uns kundthut, daß ein fremder Wille sich dem unseren entgegenstellt. — Haben wir bisher all die Regungen des Strebens, Wünschens, Verlangens, Sehnens, Hoffens, Liebens und Freuens als „Lust“ zusammenfassend bezeichnet, so nennen wir jetzt den Gegensatz von all und jeder Lustempfindung mit dem Worte „Leid“. Die Lust zum Dasein ist der aus der Einheit des Alls heraustretende Sondertrieb, der also auf Vielheit gerichtet ist, wir erkannten ihn im Dasein und Werden der unbewußten Natur ebenso, wie in der bewußt werdenden. Diesem Sondertrieb, dieser Abstoßung des einen von allen, steht gegenüber die Anziehung, die Liebe. Sie ist es, welche die gradlinig fortstrebende Lust zum Kreisbogen wendet, dem Ziele ihrer Vollendung in dem Ganzen entgegen; sie ist der Involutionstrieb gegenüber dem Evolutionstriebe der Lust. Aus ihrem Widerstreit sowohl, wie aus dem Widerstand, den beide nach außen hin zu überwinden haben, erwächst das Leid.

Die blinde, selbstische und rücksichtslose Lust muß schon deswegen, weil ihr ganzes Vordrängen dem Frieden der Einheit zuwider strebt, von vorneherein Widerstand überwinden und somit Leid im Gefolge haben; aber auch in ihrer „Anpassung“ empfindet sie Mühe, in dem Aufgeben des bisherigen eigenartigen Zustandes. Da nun die „Liebe“ es ist, die die Individualität zur Vervollkommnung leitet, so ist auch sie des „Leides“ Quell (S. 123). Aber als Frucht des Leides erwacht die Erkenntnis, daß das Dasein selbst in seinem Daseinwollen die Ursache alles Leides ist, und aus dieser Erkenntnis erblüht die Erlösung.

„Aus Lust und aus Liebe wird Leid. Doch wer sich von jenen befreit hat, von dem fällt das Leid ab, wie Wassertropfen vom Blatte der Lotos“ (Dhammapada) (S. 112). Erst muß das Leid voll empfunden werden, ehe es zu dieser Erkenntnis führen kann. In jedem Einzelleben des höher entwickelten Menschen kommt die Zeit dieses Kampfes, wo das Herz im Schmerze erstarrt; jedem Volke kommt die Periode, in der die Klage laut wird:

> „Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhen,
> Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen
> Blindlings von einer Stunde zur andern,
> Wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen
> Jahrlang ins Ungewisse hinab!“ (Hölderlin.)

und in trostlosem Pessimismus sinnen die Besten der Kulturmenschheit der Frage nach:

„Wozu, wozu die Spanne von Bewußtsein!
Um einzig der Vernichtung Qual zu schauen?" (Madách.)

Hier ist der „tote Punkt" in der Kreisbahn der Individualität, und er wird nur dadurch überwunden, daß die Liebe die Fesseln dieser Erde bricht, die mit klammernden Organen den in Lust Leidenden halten, indem sie ihn lehrt, daß es eine Höhe giebt, an die der Schmerz nicht heranreicht, jene Höhe, auf der im Mitleiden mit dem Mitmenschen das eigene Leid verstummt. Dies ist die „Wiedergeburt" der Schrift. — Und die Entwickelung zu immer höheren Stufen, mit immer weiterem Aufgehen in anderen Individualitäten, bis zur Selbstidentifizierung mit allen Naturgesetzen im All, das ist der Sinn des Daseins überhaupt. Das Weltprinzip, als dessen Wesen wir, soweit es in die Erscheinung tritt, intelligenten Willen oder liebende Lust erkannt haben, will dasein, es entwickelt sich aus sich und für sich, um schließlich wieder aus dem Sondersein in das Sein überzugehen; vom All zum All zurück. Der Plan zu diesem Entwickelungsgange, das „Warum", ist in einem anderen Rate erwogen worden, der jenseits unserer Erkenntnis zu suchen ist; diesseits sehen wir nur die Ausführung, das Dasein, das Leben, dessen Pulse in jedem Grashalm unter unseren Füßen schlagen. Und wenn der amerikanische Ethiker[1]) sagt: „Für den Krystall könnte es Religion sein, ein Krystall zu werden, den Drang anzuerkennen, der die vollkommnere Gestalt hervorbringen will; für den Menschen kann sie nur die sein, ein Mensch zu sein" so stimmen wir ihm bei, denn noch sind wir weit vom Menschheitsideale entfernt; was uns aber sicher hinaufführt, wie es uns bis hierher geleitet hat, das ist jener Pulsschlag des göttlichen Seins in uns: die Lust, immer mehr und mehr geläutert durch Leid und durch Liebe.

[1]) Salter, Religion der Moral, S. 13.



Dr. Hübbe-Schleidens äußeres Leben.

Dem Drängen vieler Leser gebe ich nach, dem im Märzhefte der „Sphinx" erschienenen Bilde von Dr. Hübbe-Schleiden eine biographische Skizze folgen zu lassen.

Wilhelm Hübbe wurde am 20. Oktober 1846 in Hamburg geboren. Sein Vater war Jurist, erster Beamter der Geestlande, sein Großvater erfreute sich als Pastor an der Waisenhauskirche in Hamburg des Rufes eines ebenso begabten wie beliebten Kanzelredners. Seine Mutter war die Tochter des Stadtphysikus Dr. Schleiden in Hamburg und die Schwester des bekannten Professors der Botanik, Matthias Schleiden, ebenfalls des Herausgebers des (bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen) Werkes „Liederhort der Glieder des unsichtbaren Gottesreiches".

Wilhelm Hübbe, der vom mütterlichen Zweige der Familie den Namen Schleiden erhielt, verlebte die glücklichste Kindheit und Jugend im Elternhause unter dem Einflusse eines offenbar reichen Geisteslebens und echter Religiosität, als jüngster von fünf Brüdern, die sich durch ebenso tüchtige Berufsleistungen wie geistig vornehme Natur auszeichnen.

Schon mit 18 Jahren bezog Wilhelm Hübbe nach Absolvierung des Gymnasiums die Universität, studierte Jura in Göttingen, Heidelberg, München und Leipzig, wo er mit einer Dissertation „Ueber das Erwachen des Rechtsbewußtseins" promovierte (Vgl. „Sphinx", Augustheft 1894). Nach kurzer Anwaltspraxis in Hamburg wurde er 1870 dem Generalkonsulate in London attachiert, durch seinen Beruf 1873 nach Spanien geführt und trat am 14. Mai 1875 von London seine Reise nach Aequatorialafrika (Gaboon) an, von wo er im Dezember 1877 nach Hamburg zurückkehrte, um seine Erfahrungen und kolonialpolitischen Pläne in einer Reihe schätzenswerter Schriften niederzulegen: „Ethiopien" (Verlag von Friedrichsen in Hamburg 1878), „Ueberseeische Politik" (ebenda 1880), „Deutsche Kolonisation" (ebenda 1881). Diese Werke, die für die Kolonialpolitik den Wert der Klassizität haben, werden auch noch die ihnen gebührende allgemeine Würdigung erfahren. Die großen kolonialpolitischen Pläne Dr. Hübbe-Schleidens scheiterten an der etwas kurzsichtigen Berechnung derer, welche die wahren Pioniere einer gesunden, Deutschlands würdigen Kolonialpolitik hätten werden sollen.

Das Ansehen, welches sich Hübbe-Schleiden durch seine Kolonialbestrebungen erworben hatte, führte ihn nochmals in ein öffentliches Amt als Sekretär der Deputation für indirekte Steuern und Abgaben in Hamburg. Er gab diese Stellung auf, um für die Verbreitung der Theosophie zu wirken. Die „Sphinx", die „Theosophische Vereinigung" und die „Deutsche Theosophische Gesellschaft" sind außer seinen bekannten theosophischen Schriften die nächste Wirkung seiner vielseitigen Arbeit. Sein gegenwärtiger Aufenthalt in Indien wird ihm hoffentlich zu segensreicher Thätigkeit neue Kraft geben. **Dr. Göring.**



Die Feuerbestattung,

betrachtet vom Standpunkte der Religionen des Ostens.

Vortrag für den Verein „Die Flamme"
gehalten im Saale des „wissenschaftlichen Klubs" in Wien.

Von

Dr. med. Franz Hartmann.

Geehrte Damen und Herren!

Indem ich Ihnen meinen herzlichsten Dank ausspreche dafür, daß Sie mir Gelegenheit geboten haben, über die religiösen Ansichten, welche der Leichenverbrennung in Indien zu Grunde liegen, einen Vortrag zu halten, muß ich Sie bitten mir zu erlauben, denselben mit ein paar persönlichen Bemerkungen einzuleiten.

Erstens bin ich durch meinen langjährigen Aufenthalt im Auslande der deutschen Sprache etwas entwöhnt worden, und es mag vielleicht sein, daß meine Ausdrucksweise nicht ganz so ist, wie sie es bei einem schulgerechten Vortrage sein sollte. Dazu kommt aber noch, daß die Dinge, über die ich zu sprechen beabsichtige, den meisten von Ihnen ganz neu und sehr seltsam erscheinen dürften, denn sie beziehen sich auf Thatsachen, über die in Europa noch wenig Licht verbreitet ist. Sie beziehen sich auf Religionsgeheimnisse, welche die Buddhisten und Brahminen nicht gerne der Oeffentlichkeit preisgeben, und welche für den Uneingeweihten ziemlich schwierig zu verstehen sind. Nichtsdestoweniger werde ich mich bemühen, die Sache so deutlich darzulegen, als es mir in einem kurzen Vortrage möglich ist. Ferner bitte ich Sie, nicht zu denken, daß es meine Absicht sei, für eine neue Religion Propaganda zu machen. Ich gebe bloß das Resultat meiner Beobachtungen und überlasse es jedem, darüber zu denken, was er will. Es mögen vielleicht manche unter Ihnen sein, welche glauben, daß die religiösen Ansichten der Indier auf bloßem Aberglauben beruhen. Andere mögen zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß diesen Anschauungen ein tieferes Eindringen der indischen Weisen in die Geheimnisse der Natur zu Grunde liegt. Darüber zu

urteilen, ist nicht meine Sache. Ich überlasse es jedermann zu glauben, was er will.

Die Grundlagen, worauf die Religionen des Ostens beruhen, sind unseren Orientalisten und Philologen nur sehr wenig bekannt. Derartige Forscher beschäftigen sich in der Regel bloß mit der Untersuchung der Abstammung gewisser Worte oder mit geschichtlichen Ereignissen und anderen äußerlichen Dingen, aber nicht mit der Erforschung der ewigen Wahrheit, die nur dem geistigen Erkennen zugänglich ist. Man kann sein ganzes Leben in Indien zugebracht haben, ohne mit den Religions-Geheimnissen der Inder bekannt geworden zu sein, wie man ja auch bei uns Jahre lang wohnen und ein eifriger Kirchengänger sein kann, ohne deshalb das wahre Wesen des Christentums kennen zu lernen. Auch ich würde nicht im stande sein, Ihnen über diese Dinge etwas zu sagen, wenn ich mich nicht einer Verbindung angeschlossen hätte, zu der viele Brahminen, Buddhisten &c. gehören, welche es mir ermöglichte, nicht bloß das oberflächliche Wesen dieser Religionen, sondern auch die ihnen zu Grunde liegende Wahrheit näher kennen zu lernen.

Was die Bestattungsart von Leichen betrifft, so muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich mich nur insoweit darum bekümmert habe, als sie in sanitärer Beziehung mein Interesse als Arzt in Anspruch nahm. Ob mein Körper nach dem Tode verbrannt oder begraben wird, ist mir ungefähr ebenso gleichgiltig, als was mit einem abgetragenen Rocke geschieht. Ich habe auch nie daran gedacht, daß ich verbrannt oder begraben werden sollte, und wenn sich jemand so äußert, so ist dies unrichtig ausgedrückt und nur ein verkehrter Sprachgebrauch, denn dasjenige, was den wahren Menschen ausmacht, kann weder verbrannt noch begraben werden. Dasjenige, was bestattet wird, ist nur der irdische Körper, und man sollte sich nicht einmal in Gedanken mit demselben identifizieren. Unsere Kinder, die noch natürlich fühlen und denken und deren Gemüt noch nicht durch Sophisterei verdorben ist, sprechen richtiger. Sie sagen z. B.: „Mama! der Carl ist hungrig", oder: „Papa! die Marie will schlafen gehen", anstatt: „ich bin hungrig" usw. Damit treffen sie das Richtige, denn das wahre Ich des Menschen, welches leider nur wenige von uns kennen, ist nicht hungrig und will auch nicht schlafen, denn dieses ist ein über alles Vergängliche erhabener Gott. Die Weisen des Ostens haben denselben Sprachgebrauch wie unsere Kinder. Sie sagen z. B.: „meine Natur will dieses oder jenes — mein Körper fühlt — mein Geist denkt" usw. Das geheimnisvolle „Ich" bleibt immer im Hintergrunde verborgen.

Wenn wir genauer untersuchen, was der Mensch eigentlich ist, so werden wir finden, daß er aus vielerlei „Ich" d. h. Bewußtseinsformen zusammengesetzt ist, welche fortwährend wechseln, und daß er immer dasjenige „Ich", d. h. diejenige Bewußtseinsform ist, mit der er sich gerade identifiziert.

Auf diese verschiedenen „Ich" oder Bewußtseinsformen, welche, um mit Goethe zu sprechen, „die kleine Welt, welche sich gewöhnlich für ein Ganzes hält", ausmachen, werden wir später zurückkommen, wenn wir die eigentliche Konstitution des Menschen nach der indischen Lehre betrachten, und wir werden dann finden, daß das verbrennbare „Ich" des Menschen mit dem, was von ihm unverbrennlich ist, auch noch nach dem Tode in einem gewissen Zusammenhange stehen kann.

Um zuerst von meinen eignen Erfahrungen zu sprechen, so muß ich bemerken, daß, wenn ich mich aber auch nie viel um die Bestattungsart von toten Körpern bekümmert habe, ich doch auf meinen Reisen häufig Gelegenheit gehabt habe, darauf bezügliche Beobachtungen anzustellen. Ich kam nämlich vor bald dreißig Jahren als Schiffsarzt nach Amerika, lebte dort in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten und Mexiko, ging dann nach Kalifornien, Japan, China und Indien und habe in diesen Ländern, sowie in Ceylon, manchen Leichenverbrennungen beigewohnt.

Soviel ich mich erinnere, war eine der ersten Leichen, welche in Amerika verbrannt wurden, diejenige des Baron de Palm, welche Colonel Olcott öffentlich verbrannte, nachdem er sie ein ganzes Jahr lang in einem Fasse mit Chlorkalk in seinem Keller versteckt gehalten hatte. Es muß bemerkt werden, daß in Amerika, obgleich es ein freies Land ist und es dort keine obrigkeitliche Bevormundung giebt, dennoch Neuerungen nicht sehr leicht einzuführen sind. Es besteht in Amerika, so wie hier zu Lande, eine öffentliche Meinung, welche von den Gelehrten, der Geistlichkeit usw. geleitet wird, und wie überall muß der Boden erst vorbereitet werden, ehe ein neuer Same oder eine neue Idee Wurzel fassen und sich entwickeln kann. Wie hier so gab es auch dort eine starke Opposition. Ein Teil der Geistlichkeit behauptete, daß die Leichenverbrennung unzulässig sei, da sie die Auferstehung des Fleisches am jüngsten Tage verhindere. Dem widersprachen aber andere, mehr aufgeklärte Theologen, welche erklärten, daß diese Auferstehung nicht in einem verwesten Körper, sondern in einem lebendigen Leibe vor sich gehen müsse, und daß damit die Durchgeistigung des ganzen lebendigen Leibes durch die vom göttlichen Lichte erleuchtete Seele gemeint sei. Dazu kommt noch, daß es in Amerika keine von der Obrigkeit geschützte Staatskirche, wohl aber ca. 360 Sekten giebt, die alle verschiedene Meinung haben und sich gegenseitig bekämpfen. Die Kirche hatte deshalb keine Macht, ihren Widerspruch durch Anwendung von Gewalt zu unterstützen.

Die Juristen und Doktoren wandten, gerade wie hier, ein, daß, wenn z. B. jemand durch eine Vergiftung ums Leben käme, die Verbrennung der Leiche die nachträgliche Untersuchung zur Konstatierung eines etwaigen Verbrechens unmöglich machen würde. Dementgegen wurde mit Recht behauptet, daß es besser sei, wenn einmal ein Giftmord nicht konstatiert werden könnte, als wenn hunderttausende von Menschen dadurch ums

Leben kämen, daß sie durch von Leichen verpestete Luft und durch Genuß von durch Gräber verseuchtem Trinkwasser vergiftet werden. Ebensogut könnte man dagegen protestieren, daß der Kadaver eines Menschen, der auf einer Seereise gestorben ist, den Wellen überantwortet werde und verlangen, daß er das ganze Schiff verpeste, damit man nicht hintennach die Möglichkeit verliere, nachzuweisen, daß der Patient auch lege artis gestorben sei.

Diese Ansicht fand ihre Unterstützung in der Thatsache, daß Städtevergiftungen in Amerika durch Kirchhöfe nicht zu den Seltenheiten gehören. Bei dem schnellen Wachstum amerikanischer Städte kommt es vor, daß ein weit außerhalb der Stadt angelegter Kirchhof sich innerhalb weniger Jahre in der Mitte der Stadt befindet. So sind z. B. einige große Kirchhöfe mitten in der Stadt New-Orleans in Louisiana. Es werden dort, da man schon bei zwei Fuß Tiefe auf Wasser stößt, die Leichen nicht begraben, sondern nur über der Erde eingemauert, wo sie dann statt des Wassers die Luft vergiften. Wir sehen daher, daß man durch ein Verbot der Leichenverbrennung einen sehr geringen Vorteil durch einen sehr großen Nachteil erkaufen würde. Daß aber die Verpestung der Luft und des Trinkwassers durch Inhumierung der Leichen kein bloßes Phantasiegemälde ist, davon finden wir im Osten hinlängliche Beweise.

Wenn Sie nach Madras oder nach irgend einer Stadt in Indien kommen, wo viele Mohamedaner sind, welche bekanntlich ihre Leichen begraben, so finden sie, daß eine solche Stadt sozusagen aus Häusern und Kirchhöfen zusammengesetzt ist. Hier ein Haus und dann Gräber, dann wieder ein paar Häuser und noch mehr Gräber, weil eben die Gräber der Mohamedaner immer in nächster Nähe der Häuser angelegt werden. Dazwischen sind Brunnen, und Sie können sich wohl denken, daß das Trinkwasser daraus einen so nichtvegetarianischen Charakter besitzt, daß man es nicht trinken kann, ohne es durch Kohle zu filtrieren. Die armen Leute haben aber keine Filter und so brechen unter ihnen Pest, Cholera und andere Krankheiten aus, die sich dann über Europa verbreiten. Ich hatte auf einer Reise von Ceylon nach Madras die Ehre mit Dr. Koch — dem, welcher entdeckte, daß die Cholera durch einen Bazillus entsteht — bekannt zu werden. Wenn man dieselbe Mühe darauf gewendet hätte, die allgemeinen Ursachen, welche den Bazillus entstehen lassen, auszuforschen und zu verhindern, so wäre dies vielleicht für die Wissenschaft weniger interessant, dafür aber für die Menschheit nützlicher gewesen.

Bei den Hindus ist die Feuerbestattung allgemein: es befinden sich in jeder Stadt eigene Verbrennungsplätze. Wie man hier auf den Straßen Leichenwagen begegnet, so begegnet man dort Trägern, welche auf einer Bahre den Toten unverhüllt zur Verbrennungsstätte tragen. Dort angekommen, wird er auf einen Scheiterhaufen gelegt, mit geschmolzener Butter (Ghee) begossen und unter gewissen Zeremonien verbrannt. Bei

den Reichen besteht der Scheiterhaufen aus Sandelholz und anderen aromatischen Hölzern; die Zeremonien sind großartig und die ganze Sache kommt sehr teuer. Bei den Armen werden wenig Umstände gemacht: eine solche Verbrennung kommt bloß auf 2 Rupien (ca. 1 Gulden) zu stehen. In Burmah wird jede einzelne Leiche in ein altes Mehlfaß gesteckt, mit Stroh und ähnlichem bedeckt und dann angezündet.

Außer diesen Bestattungsarten will ich hier noch diejenige der Parsen erwähnen. Diese lassen die Leichname durch Vögel, Aasgeier, auffressen. Wenn Sie nach Bombay kommen, so werden Sie es nicht versäumen, die Türme des Stillschweigens (towers of silence) zu besuchen. Es sind dies die Bestattungsstellen der Parsen. Ein großes, turmartiges Gebäude ist mit einem nach innen abschüssigen Dache versehen, in dessen Mitte sich ein Loch befindet. Die Leichen werden auf das Dach gelegt und sogleich fällt ein Schwarm von Aasgeiern, die beständig auf die Ankunft einer Leiche lauern, darüber her und verzehren sie innerhalb weniger Minuten. Die abgenagten Knochen rollen dann über das Dach hinunter und fallen in ein sehr tiefes Loch. Die Idee, welche dieser Bestattungsart zu Grunde liegt, ist, daß unsere Mutter — das Element der Erde — uns heilig sein soll und daß wir sie nicht durch etwas totes verunreinigen sollen. Außerdem werden durch diese Bestattungsart die Bestandteile, welche den menschlichen Körper bildeten, schnell wieder in andere lebende Organismen übergeführt.

Außer der Feuerbestattung herrschte in Indien vor nicht gar langer Zeit die Sitte der Suttee, d. h. Witwen zugleich mit dem Leichnam des Gatten lebendig zu verbrennen, eine Sitte, welche jetzt durch die Intervention der Engländer abgekommen ist. Die religiöse Idee, welche dieser Witwenverbrennung zu Grunde lag, ist daraus entstanden, daß es in den heiligen Schriften der Indier heißt, daß, wenn der Mann mit dem Weibe im Feuer vereinigt werde, hunderttausend Jahre in Swarga (einem Zustand der höchsten Glückseligkeit) das Resultat sein werden. Diese Stelle in den Vedas wurde nun ganz wörtlich aufgefaßt und hatte die Witwenverbrennung zur Folge. In Wirklichkeit hat aber die Sache eine ganz andere und viel tiefere Bedeutung. Wenn wir namentlich unter dem „Manne“ als dem männlichen Prinzipe, den Gedanken und unter dem „Weibe“ den Willen, als das weibliche Prinzip, verstehen, so entsteht durch die Vereinigung beider im Feuer der Liebe die geistige Erkenntnis, deren natürliche Folge ein Zustand hoher und dauernder Glückseligkeit ist. Dies ist es, was die heiligen Bücher der Inder meinten, welche ebenso wie unsere Bibel in Allegorien sprechen. Diese geheime Auslegung war weder den gewöhnlichen Priestern, noch den Laien bekannt, welche einer so hohen Auffassung nicht fähig waren.

Wie bei uns eine bloß äußerliche und oberflächliche Auslegung gewisser Bibelstellen zur Inquisition und Hexenverbrennung geführt hat, so hat auch in Indien ein falsches Auslegen der Vedas zu mancherlei



Mißbräuchen geführt. Unter diesen ist die früher allgemeine Unsitte des Jaggernath vielleicht am meisten bekannt. An gewissen Tagen wurde nämlich ein kolossaler Wagen mit wuchtigen Rädern von Elephanten durch die Straßen der Stadt gefahren. Die Leute drängten sich heran, um einen, angeblich im Wagen befindlichen, Zwerg (Jaggernath) zu sehen. Viele wurden dabei unter die Räder gedrängt und verloren ihr Leben, wodurch sie dann angeblich die ewige Seligkeit erlangten. So wurde es zuletzt Sitte, daß sich die „Frömmsten unter die Räder warfen und, wie so mancher christlicher Heiliger, freiwillig den Märtyrertod suchten. Dasjenige, was dieser religiösen Verirrung zu Grunde liegt, ist das Folgende. Unter dem Wagen des Jaggernath ist die menschliche Konstitution zu verstehen, in deren tiefstem Innern der göttliche Geist im Verborgenen wohnt. Wer diesen göttlichen Geist in sich selber erkennt, erlangt dadurch die göttliche Selbsterkenntnis und bewußte Unsterblichkeit. Hierzu nützt es ihm allerdings nichts, sich von einem Elephantenwagen überfahren zu lassen, wie ja auch ein christlicher Märtyrer dadurch, daß man ihm die Haut abzieht, weder gescheiter noch vernünftiger werden kann.

Es wäre mir ein Leichtes, noch verschiedene derartige Beispiele anzuführen, um zu zeigen, welches Unheil eine falsche Auslegung von heiligen Büchern anrichten kann. Wir hier in Europa sind gewöhnt, über derartige Dinge zu lachen und dennoch brauchen wir garnicht weit zu gehen, um ähnliche Beispiele zu finden. Auch bei uns wird die Bibel von Gelehrten und Laien oberflächlich und falsch ausgelegt und der wahre Sinn nicht erfaßt. Es giebt wohl heutzutage nur noch wenige Leute, welche glauben, daß Adam und Eva im Paradies gewöhnliche Aepfel gestohlen haben, sowie man sie hier am Obstmarkt kauft.

Es wird angenommen, daß in dieser Allegorie dargestellt sei, wie der Urmensch, der ein hohes und himmlisches Wesen war, vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen die Frucht gepflückt, dadurch selbst zu denken und wollen angefangen und hierdurch seine reingeistige Erkenntnis verloren habe. Mir gegenüber wurde von gelehrten Brahminen betont, daß es noch sehr viele Bibelstellen gebe, welche von uns falsch aufgefaßt werden. Es heißt z. B. „wer mir nachfolgen will, muß Vater und Mutter und alles verlassen". Es sagen nun die Brahminen, daß damit gemeint sei, daß wir unsere eigenen Vorurteile und Meinungen, welche in gewisser Beziehung unsere geistigen Eltern sind, und auch alle sündlichen Neigungen verlassen müssen, wenn wir zur Erkenntnis der ewigen Wahrheit gelangen wollen. Trotzdem hat es Fälle gegeben, in denen Leute von ihren leiblichen Eltern fortgelaufen sind, um in ein Kloster zu gehen, und dafür von Gott eine Belohnung erwarteten.

Es heißt z. B., daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich gelangen könne. Die Brahminen behaupten, es sei damit gemeint, daß derjenige, der reich an eigenen Meinungen und Täuschungen ist, an denen er sein Herz festhängt, nicht in jenen Zustand

der Zufriedenheit und Glückseligkeit kommen kann, welcher die Folge der wahren Erkenntnis Gottes im eigenen Herzen ist. Es hat aber schon Leute gegeben, (wenn sie auch infolge der jetzt herrschenden Ungläubigkeit etwas seltener geworden sind), welche die Sache oberflächlich auffaßten und ihr Hab und Gut der Kirche schenkten, ohne zu bedenken, daß, wenn diese äußerliche Auffassung die richtige wäre, die reiche Kirche die letzte wäre, die in den Himmel eingehen könnte.

Es ist mir ein Fall bekannt, in welchem ein Mann in Illinois das Beispiel Abrahams, welcher seinen Sohn opfern wollte, nachzuahmen versuchte, indem er sich darauf verließ, daß Gott auch in diesem Falle im letzten Momente intervenieren würde. Hätte dieser Mann zuvor die Brahminen gefragt, so würden sie ihm gesagt haben, daß unter Abraham der Universalmensch und unter Isaak der eigene Wille verstanden werden muß, und daß, nachdem Abraham sich ganz mit seinem Willen in den Willen Gottes zu ergeben bereit war, ihm Gott dennoch seinen eigenen Willen ließ, der durch dieses Opfer göttlicher Natur geworden war. Obengenannter Mann faßte die Sache aber wörtlich auf, und da kein göttliches Wesen kam, um seine Hand zu halten, so schnitt er seinem Sohne den Hals durch, wofür er zwar nicht in den Himmel, wohl aber ins Irrenhaus wanderte.

Wir wollen diese Vergleiche nicht weiter verfolgen. Ich möchte aber noch gerne erwähnen, daß das lebendig Verbrennen der Witwen nicht, wie man häufig glaubt, erzwungen wurde, und daß man die Witwe nicht gegen ihren Willen ins Feuer warf. Sie unterwarfen sich der herrschenden Mode freiwillig, und auch jetzt, nachdem dieselbe aufgehoben ist, fallen beim Tode ihres Mannes viele Frauen dem Selbstmord zum Opfer, nicht aus Liebesgram, sondern aus religiöser Ueberzeugung. Dazu kommt noch, daß eine Witwe der Verachtung des Pöbels ausgesetzt ist, denn die Inder und Buddhisten sind alle Anhänger der Lehren der Reinkarnation und des Karma. Mit anderen Worten: sie glauben, daß die Persönlichkeit des Menschen nur eine vorübergehende Erscheinung sei und daß früher oder später nach dem Tode die ihm innewohnende geistige Kraft wieder eine andere Persönlichkeit ins Dasein rufe, reinkarniere, deren Leben aber in einem gewissen Zusammenhange mit der früheren Persönlichkeit stehe. Sie glauben weiter, daß alles dem Karmagesetze der göttlichen Gerechtigkeit unterliegt, sodaß, wenn die erste Person ein lasterhaftes Leben geführt hat, die zweite Person, mit der ersteren eine gemeinsame geistige Individualität besitzend, dafür zu leiden hat.

Die Lehre von der Reinkarnation oder der Wiedereinverleibung des Geistes in menschliche Körper und die Lehre von Karma oder der göttlichen Gerechtigkeit, von deren Wahrheit ca. 400 Millionen Menschen auf diesem Erdballe überzeugt sind, sind zu großartig, um in einem kurzen Vortrage dargelegt werden zu können. Sie beruhen aber kurz gesagt darauf, daß der Charakter eines Dinges das Wesentliche,

und die Form, in welcher dasselbe auftritt, nur eine Erscheinung ist. —

Diese Unterscheidung des wahren Wesens von seiner äußeren Erscheinung ist es, welche die wissenschaftlichen und religiösen Systeme der Weisen des Orients von denen des Westens unterscheidet. Nach gewissen Anschauungen des Westens ist der Mensch ein gebildeter Affe. Nach den Anschauungen der indischen Weisen, die auch mit denen der Philosophen des Altertums und mit den Lehren der christlichen Mystiker übereinstimmen, ist der Mensch ein Gott, der während des irdischen Lebens durch seine eigenen tierischen Neigungen an ein Tier (seine tierische Natur) gebunden ist. Der ihm innewohnende Gott verleiht dem Menschen die Weisheit. Das Tier verleiht ihm die Kraft. Nach dem Tode erlöst der Gott sich selber vom Menschen dadurch, daß er den tierischen Körper verläßt. Da der Mensch dieses göttliche Bewußtsein, wenn auch sehr unbestimmt, in sich trägt, so hat er die Aufgabe, seine tierischen Leidenschaften zu bekämpfen und sich mit Hülfe des Göttlichen in ihm über dieselben zu erheben, eine Aufgabe, welcher das Tier nicht gewachsen ist, und die auch nicht von diesem verlangt wird.

Wenn ich von den „Religionen des Ostens" spreche, so meine ich damit die breite Grundlage, auf welcher alle diese Religionen beruhen, wenn sie auch in den verschiedenen Systemen verschiedene Verzweigungen bilden. Es liegt uns nichts daran zu untersuchen, inwiefern sich die einzelnen religiösen Sekten des Ostens von einander unterscheiden. Wenn wir die allen gemeinsame Grundlage kennen, so haben wir einen Ueberblick über das Ganze, und wir werden dann begreifen, daß auch das Christentum auf derselben Grundlage beruht, denn es giebt nur eine einzige allgemeine und ewige Wahrheit, und was in irgend einer Religion wahr ist, das hat darin seine Wurzel.

Das Wort „Religion" stammt von „religere" und bedeutet die Erkenntnis des Verhältnisses, in welchem der Mensch zu seinem geistigen Ursprunge steht. Mit anderen Worten: Religion ist die Erkenntnis der wahren Natur des Menschen und seiner Stellung im Weltall.

Um nun diese Art von Religion zu studieren, ist es nötig, daß wir uns von allen gewöhnlichen Begriffen desjenigen, was man „Materie" nennt, frei machen und die ganze Welt als eine bloße Erscheinungsform auffassen, einem Bilde vergleichbar, das auf einer Wand durch eine Zauberlaterne hervorgerufen ist und wieder verschwindet, sobald das Licht in der Laterne erlischt. Wir können die Welt, wenn wir wollen, mit Schopenhauer, der die indische Lehre erfaßt hat, als ein Produkt von Wille und Vorstellung, oder noch besser mit Jakob Böhme als den Ausfluß des göttlichen Universalwillens betrachten, dessen Resultat die Vorstellung ist. Wir können dies auch in anderen Worten ausdrücken, indem wir sagen: Brahm (Gott) ist Alles in Allem. Wie die Bilder einer

Zauberlaterne durch das Licht derselben entstehen, so bilden sich die körperlichen Dinge, aus welchen die Erscheinungswelt besteht, infolge der ihnen innewohnenden göttlichen Kraft.

In diesen Erscheinungsformen gehört auch der Mensch. Nach den Lehren der Inder ist der sichtbare Körper des Menschen nur ein sehr geringer Teil des wirklichen, aber für die äußeren Sinne unsichtbaren Wesens des Menschen, vergleichbar einem Nebelfleck am Himmel, der sich über Millionen von Meilen erstreckt, von dem aber bloß der innere leuchtende Fleck deutlich wahrnehmbar ist.

Die Welt ist nach diesen Anschauungen ein allgemeines Bewußtsein, das in verschiedenartigster Weise, in Mineralien, Pflanzen, Tieren, Menschen, Göttern und anderen Wesen zum Ausdruck gelangt, und dem Charakter dieser Wesen entsprechende Formen bildet. Auch der Mensch ist eine solche Bewußtseinsform und aus Bewußtseinsformen zusammengesetzt. Es findet in seinem Denken und in seinen Gefühlen ein fortwährender Wechsel von Bewußtseinsformen, ein beständiges Hin- und Herwogen zwischen dem Höheren und Niederen statt. Jetzt ist das Meer seines Gemütes von Leidenschaften bewegt, dann tritt wieder Ruhe ein. Diese Bewußtseinsformen bilden die verschiedenen „Ich“ im Menschen, von denen ich anfangs gesprochen habe. Denn der Mensch ist dasjenige, was er fühlt und denkt, und mit seinem Fühlen und Denken wechselt auch seine Bewußtseinsform, sein äußeres „Ich“. Man kann auch ohne Reinkarnation ein „ganz anderer Mensch“ werden. Nur das wahre, das göttliche Ich, von dem die meisten Menschen nichts wissen, ist unsterblich und ewig.

Die Inder und Buddhisten und auch die christlichen Mystiker teilen nun diese Bewußtseinsformen, welche den Menschen konstituieren, in verschiedene Gruppen ein, welche ich hier flüchtig erwähnen will, da, wie Sie sehen werden, die Feuerbestattung darauf bezug hat. Leider kann ich Ihnen, da die Zeit kurz bemessen ist, nur die allgemeinen Grundgesetze dieser Einteilung mitteilen.

Die höchste Bewußtseinsform ist die göttliche Atma oder dasjenige, was wir als den Gottmenschen im Menschen kennen, eine Bewußtseinsform, deren bloß diejenigen teilhaftig sind, in denen das göttliche Leben erwacht ist, die, mit anderen Worten, wahre Christen sind, ob sie nun ihren äußeren Meinungen nach dem indischen, jüdischen, mohammedanischen oder anderem oder gar keinem Systeme angehören.

Daß sich der göttliche Geist oder die Atma nicht in seiner Vollkommenheit in einer tierischen Seele offenbaren kann, werden Sie alle begreiflich finden. Das höhere geistige Erkennen, in welcher sich das Göttliche in der menschlichen Seele offenbart, wird von den Buddhisten „Buddhi“ genannt. Auch in der christlichen Lehre heißt es, daß niemand zum Vater kommen kann, ausgenommen durch den Sohn. Dies heißt (so behaupten die Inder), daß der Mensch erst zum göttlichen

Bewußtsein kommen muß, ehe er die Gottheit in ihrer wahren Größe erfassen kann. Wer diesen Zustand erlangt, der ist ein „Buddha“, d. h. ein Erleuchteter.

Dieser geistigen Seele des Menschen gegenüber steht ein tierisches Bewußtsein, oder „Kama-rupa“ (die durch die Begierde zum irdischen Dasein hervorgerufene Form, in welcher die leidenschaftlichen und sinnlichen Begierden ihren Sitz haben und die jeder Mensch in sich fühlt, wenn sie auch mit dem Seziermesser noch nicht wissenschaftlich nachgewiesen ist.

Zwischen der „Atma-Buddhi“ und der „Kama-rupa“ befindet sich das eigentliche menschliche Bewußtsein, das von den Buddhisten „Manas“ genannt wird. Es ist das, was man im Englischen „Mind“ und im Deutschen als das Gemüt oder den Menschengeist bezeichnet. In ihm ist der Sitz des reinmenschlichen Denkens und Wollens und seiner intellektuellen Fähigkeiten, die wie die Samenkörner in einem Acker darin enthalten sind. Die „Manas“, aber nicht der göttliche Geist, sind es, welche beständig vom Höheren und Niederen beeinflußt werden, und in Beziehung darauf sagt Goethe im „Faust“:

> Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
> O lerne nie den andern kennen.
> Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen;
> Die eine hält in derber Liebeslust
> Sich an die Welt, mit klammernden Organen,
> Die and're hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Die niedrigste Bewußtseinsform ist der tierische Körper. Da nach den Lehren der Inder alles in der Welt ein Ausdruck des Universalwillens ist, und da jeder Willensgattung ein ihr eigentümliches Bewußtsein innewohnt, so kann der Körper des Menschen auch nichts anderes als eine gewisse Bewußtseinsform sein. Daß er aber ein eigenes und von den Manas verschiedenes Bewußtsein hat, dafür sprechen die Reflexbewegungen z. B. bei Epilepsie, wo der Geist seine Kontrolle über die Muskeln verliert. Dieser Körper des Menschen, welcher der äußerliche Ausdruck des inneren Menschen und der Gegenstand unserer Anthropologie ist, ist das einzige Ding in der großartigen Konstitution des Menschen, das der „exakten“ wissenschaftlichen Forschung zugänglich ist, denn da sich die exakte (d. h. äußere) Wissenschaft nur äußerlicher Mittel bedienen kann, so kann sie sich auch bloß mit äußerlichen, sinnlich wahrnehmbaren Dingen beschäftigen. Zu einer tieferen Erkenntnis wäre eine Eröffnung der inneren geistigen Sinne, d. h. eine höhere geistige Entwickelung nötig.

Dieser äußere tierische Körper ist es, welcher bei der Feuerbestattung verbrannt wird, nachdem er durch den Tod sein Bewußtsein und seine Empfindung verloren hat, und der so schnell als möglich zerstört werden sollte, damit er nicht durch seine chemischen Zersetzungsprodukte Schaden unter den Lebenden anrichtet.

Aber zwischen dem physischen Körper, dem das Lebensprinzip innewohnt und dem intellektuellen Prinzip des Menschen (den Manas), befindet sich noch ein anderes Ding, nämlich der von Theophrastus Paracelsus, Cornelius Agrippa und vielen anderen Mystikern beschriebene „Astralkörper", welcher von den Indern Linga-sharira genannt wird. Dieser Astralkörper ist ein gar sonderbares Ding und hat gar seltsame Eigenschaften. Er ist nämlich das genaue Ebenbild des äußeren Körpers, und sein Bewußtsein kann sich unabhängig von demjenigen des äußeren Körpers offenbaren. Er ist einigen unter uns als der „Doppelgänger" bekannt, und er ist die geheimnisvolle, von der Wissenschaft noch nicht aufgeklärte Ursache unzähliger Geistererscheinungen und geheimnisvoller Erfahrungen. Im gesunden Menschen ist dieser Astralkörper innig und unzertrennlich mit dem äußeren Körper verbunden. Während mancher Krankheiten oder anderer anormaler Zustände kann sich jedoch die Verbindung desselben mit dem äußeren Körper lockern und solche Personen können dann ihren eigenen „Geist" zu sehen glauben, oder werden sogenannte Medien. Es ist nichts besonders Seltenes, daß in einer schweren Krankheit ein Patient sich beklagt, daß außer ihm noch eine andere Person im Bette liege, die eigentlich er selber sei. Kurz gesagt, es tritt hier eine Spaltung des Bewußtseins ein, welche sich in zweierlei Formen offenbart.

Wir würden nicht sobald damit fertig werden, wollten wir die Eigenschaften, welche von den Indern diesem Astralkörper zugeschrieben werden, genauer besprechen. Für unseren heutigen Zweck genügt es zu sagen, daß dieser Körper, vom äußeren Standpunkte aus betrachtet, ein halbmaterielles Ding ist, welches mit dem äußeren Körper aufs innigste zusammenhängt und sich auch nach dem Tode nicht von ihm trennt, solange noch eine Spur des Letzteren vorhanden ist.

Die Inder lehren, daß, wenn der Mensch stirbt, d. h. wenn Atma-Buddhi-Manas den Körper verläßt, er zwei Leichen zurückläßt, nämlich den ganz toten physischen Körper und den Astralkörper, welcher je nach Umständen ganz unbewußt, halbbewußt oder sogar ganz seiner selbstbewußt sein kann.

Der Astralkörper hat nämlich ebenso wie alle anderen Prinzipien, welche die Konstitution des Menschen ausmachen, seine eigene Form des Bewußtseins, die sich während des Lebens je nach Umständen in dieser oder jener Richtung entfaltet. In einem Menschen z. B., welcher während des Lebens bloß nach dem Edlen, Erhabenen und Geistigen strebt, wird das Bewußtsein des Astralkörpers (welches das rein tierische und nichtintelligente Prinzip begreift) bloß gering sein. In einem andern dagegen, der sich ganz den Leidenschaften, dem Hasse usw. ergiebt, kann dieses Bewußtsein des Astralkörpers, welches sozusagen in ihm konzentriert wird, noch sehr lange fortdauern, wenn auch der Körper schon in Zersetzung begriffen ist. Ein solcher Mensch wird (so sagen die indischen Weisen) nach dem Tode ein „Bhut", d. h. ein Teufel oder Gespenst. Er hat

dann keine Vernunft, um sich selbst beherrschen zu können (da dieselbe den höheren Prinzipien, welche ihn verlassen haben, angehört). Er handelt seinem Drange und seiner Natur gemäß. Es ist nicht meine Absicht, auf verschiedene merkwürdige Geschichten von Vampyren usw. einzugehen, welche diesen von Gott verlassenen Astralmenschen zugeschrieben werden. Ich will bloß bemerken, daß das Schrecklichste, was sich ein Inder vorstellen kann, ist, nach dem Tode ein „Bhut" zu werden. Man kann, wenn man will, alle diese Dinge für Aberglauben erklären. Ich habe aber auch schon Personen kennen gelernt, welche „hellsehend" waren und behaupteten, daß sie auf den Kirchhöfen Gestalten darin begrabener Leichname schweben sehen und daß dieser Anblick so ekelhaft sei, daß, wenn jedermann diese Gabe des inneren Gesichtes besäße, das Verbrennen bald allgemein werden müßte, da man keine Kirchhöfe mehr dulden würde.

Diesen Astralkörper vom Leichname zu befreien und ihn seiner Auflösung in die ihm zugehörigen Elemente zuzuführen, ist einer der Zwecke, welche die Inder bei der Leichenverbrennung im Auge haben.

Ich habe heute zufälligerweise in Goethe's „Faust" geblättert, und es fiel mir folgende auf Obiges sich beziehende Stelle auf:

> Man kann auf garnichts mehr vertrauen;
> Sonst mit dem letzten Atemzuge fuhr sie (die Seele) aus,
> Ich paßt ihr auf, und wie die schnellste Maus,
> Schraps hielt ich sie in festverschloss'nen Klauen.
> Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
> Des schlechten Leichnams ekles Haus nicht lassen;
> Die Elemente, die sie hassen,
> Die treiben sie am Ende schmählich fort.

Gerade dies ist es, was in diesem Sinne die Feuerbestattung bewirkt, denn was die Fäulnis nur langsam zu stande bringt, das thut das Feuer, als das gewaltigste aller Elemente, sehr schnell.

Augenscheinlich bezieht sich die „Seele", von der Mephistopheles spricht, auf den Astralkörper und das mit ihm verbundene tierische Element „Nephesch", denn das göttliche im Menschen, „Ruach", kann nicht vom Teufel geholt werden. Nur das Böse fällt den bösen Prinzipien anheim. Daß aber der Astralkörper etwas Materielles ist und dennoch den ganzen physischen Körper durchdringt, ist nichts besonders Merkwürdiges, denn wir wissen ja, daß z. B. Silber auch etwas sehr Materielles ist und dennoch durchdringt es, wenn es in seiner salpetersauren Verbindung in Wasser aufgelöst wird, die ganze ebenfalls materielle Flüssigkeit. Und wie sich nun beim Zusatze von etwas Kochsalz das Silber wieder als Chlorsilber ausscheidet und sichtbar wird, so kann auch durch verschiedene krankhafte Zustände in der Konstitution des Menschen, ein Austritt oder eine Offenbarwerdung des Astralkörpers eintreten.

Der größte von allen deutschen Philosophen, Jacob Böhme, aus dessen Schriften die meisten unserer neuen Philosophen ihre Ideen ge-

schöpft haben, vergleicht das Astralleben mit dem Feuer; die Seele ist die Flamme; der Geist das Licht. Das Holz ist der sichtbare Körper. Wenn nun das Licht mit der Flamme verschwunden ist; so kann dennoch das Holz oder die Kohle noch eine zeitlang glühen, und gleicherweise kann auch das Feuer der Leidenschaft oder der Begierde, wenn die geistige Seele entflohen ist, die niederen Willensformen noch für geraume Zeit in einem Scheinleben erhalten.

Zum Schlusse erlaube ich mir zu bemerken, daß nach den Lehren der Inder der Tod weiter nichts ist, als eine Verwandlung. Das, was göttlicher Natur, d. h. unsterblich ist, scheidet sich von dem Unreinen und Sterblichen ab, und jeder Teil folgt dem Gange seiner weiteren Entwickelung. Daß nicht der ganze Mensch unsterblich ist, zeigt der bloße Anblick eines Leichnams. Wenn aber der Mensch etwas Unsterbliches in sich hat, und wenn es etwas Göttliches im Menschen giebt, so muß, da Gott unsterblich ist, auch das Göttliche im Menschen unsterblich sein. So lange aber der Mensch sich dieses Göttlichen nicht bewußt ist, wird ihm auch die Unsterblichkeit desselben ebensowenig nützen, als es jemanden etwas nützen würde, eine Million zu besitzen, ohne daß er etwas davon erführe. Wer aber das Göttliche in sich findet, der findet damit auch seine eigene Unsterblichkeit und erkennt sie und hat keine weiteren Beweise nötig, daß er wirklich unsterblich ist. Beweise sind nur nötig für dasjenige, was man nicht erkennt. Dasjenige, was man erkennt, bedarf keines anderen Beweises, als, daß man es weiß.

Wir befinden uns hier im Saale des „Wissenschaftlichen Klubs“, und über mir ist angeschrieben: „Wissen ist Macht“. Dies ist auch vollkommen richtig. Das wahre Wissen verleiht Macht nach außen und innen. Allein es ist nicht alles wahres Wissen, was man als solches zu betrachten gewohnt ist. Vieles, was als Wissenschaft heutzutage betrachtet wird, besteht aus Meinungen, welche in der Zukunft anderen Meinungen Platz machen werden, wie auch Sie alte Meinungen verdrängt haben, die früher als Wissenschaft galten. Alles, was man durch bloße logische Schlußfolgerung und nicht durch eigene Wahrnehmung kennen gelernt hat, möchte ich als ein bloß negatives Wissen bezeichnen, ohne ihm deshalb seinen Wert abzusprechen. Wenn ich z. B. sage: 3 mal 3 ist 9 und deshalb ist 6 mal 6 gleich 36, so meine ich damit, daß aus dem angeführten Grunde und nach den Regeln der Arithmetik 6 mal 6 nichts anderes als 36 sein kann. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß ich weiß, was sechsunddreißig eigentlich ist, denn um dieses zu wissen, müßte ich zuerst wissen, was die Zahl eins ihrem Wesen nach ist. Wenn ich aber diese Frage stelle, so bleibt der Verstand stille stehen und kann nicht weiter. Er ist eine Frage, die nur durch das innere Gefühl beantwortet werden kann.

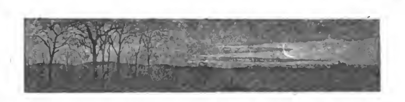
Dieses Eins, d. h. Gott, in sich kennen zu lernen, ist die höchste Wissenschaft und Kunst. Wenn wir die Zahl Eins in uns kennen gelernt haben, dann können wir auch mit Leichtigkeit alle Zahlen, die sich

aus ihr entwickeln, verfolgen. In dieser Erkenntnis des Eins beruht die Erkenntnis Gottes im Menschen, d. h. die Selbsterkenntnis der Wahrheit in sich.

Der Zweck des Lebens ist zu dieser Selbsterkenntnis der Wahrheit zu gelangen; vom Tode erwarten wir keinen andern Gewinn, als die Befreiung vom falschen Schein. Die Feuerbestattung ist das erhabenste sichtbare Zeichen und Symbol dieser Befreiung; denn wie sich der nutzlos gewordene tote Körper im Feuer verzehrt und dadurch wieder zu der Natur, seiner Mutter, zurückkehrt, so geht auch im Feuer der göttlichen Liebe die Selbstsucht des Menschen zu Grunde, und in der Flamme der wahren Erkenntnis kehrt der göttliche Geist wieder zu seinem Ursprunge im Lichte zurück.

Ich habe mit einigen aufgeklärten christlichen Theologen über die Frage des Begrabens von Leichen gesprochen, und dieselben waren der Ansicht, daß die religiöse Rechtfertigung dieses Gebrauches in dessen Symbolik beruhe. Das Begrabenwerden des Körpers bedeute das Eingehen der Seele in den Ursprung, woraus sie gekommen ist. Nach meiner Ansicht wäre die Feuerbestattung ein hierzu besser passendes Symbol. Die Erde bedeutet das Materielle, das Feuer den Geist. Für eine im Materiellen wurzelnde Lebensanschauung möchte das Begraben passen; für ein Zeitalter der nahenden geistigen Erkenntnis ist wohl dasjenige Symbol, welches ein Aufgehen des Menschengeistes im Feuer der Gotteserkenntnis bedeutet, das Richtige.

Schließlich möchte ich noch eines Umstandes erwähnen, der, soviel ich weiß, bisher in Erörterungen über die Feuerbestattung nicht hinreichend betont worden ist; nämlich die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens. Die meisten Leute glauben, daß so ein schreckliches Ding in unserm zivilisierten Europa gar nicht mehr vorkommen könne, da wir ja gerichtlich beeidigte Leichenschauer und dergleichen haben. Wer aber die auf den Scheintod bezügliche Litteratur kennt, der weiß auch, daß es selbst heutzutage nichts besonderes seltenes ist, daß ein scheinbar toter Mensch begraben wird, um dann im Grabe zu erwachen und, im Sarge eingezwängt, eines entsetzlichen Todes zu sterben. Solche Fälle von im Sarge wieder erwachten Scheintoten kommen sehr selten ans Licht; ihre Entdeckung hängt von selten eintretenden Zufällen ab; dennoch finden sich in der Tagespresse häufig solche Ereignisse erwähnt, und das Buch von Friederike Kempner „über die Notwendigkeit der Errichtung von Leichenhäusern" enthält eine Menge von Beispielen von wiedererwachten Scheintoten, sowohl vor, als nach deren Begräbnis. Solange wir das eigentliche Wesen des Lebens nicht kennen, sondern nur mit dessen Erscheinungen oder Offenbarungen bekannt sind, giebt es auch kein Mittel sich vor dem schrecklichen Schicksal eines Wiedererwachens im Grabe zu schützen, als die, entweder das Abwarten des Eintrittes eines vorgeschrittenen Grades der Zersetzung, oder die Verbrennung.



Der Tod des Kusses.

Von

Dr. Max Kaltenborn.

✻

Der „Kuß des Todes" ist ein allbekanntes Gleichnis, das einer freundlichen Würdigung des Sterbens entspringt, einer Stimmung, die den Tod nicht schrecklich findet, sondern als Befreier von irdischem Leid und von der Qual des Daseins begrüßt. Selbst das lebensfreudige hellenische Altertum sah den Tod, den Bruder des Schlafes, in diesem Lichte. Ich erinnere an Lessings Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", und an Schillers Götter Griechenlands:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
An das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe".

Dagegen wird die Wendung: „Der Tod des Kusses" weniger bekannt sein, und man wird begierig sein, zu erfahren, was sie bedeutet. Es ist ein Gleichnis, das sich bei mystischen Theosophen findet, welches das letzte Ziel der mystischen Bestrebungen andeuten soll. Dieses liegt nämlich nicht in dem leiblichen Tode, in dem die Mystik niemals einen endgültigen Abschluß des individuellen Daseins gesehen hat, sondern in dem anderen Tode, dem Seelentode, der weit jenseits des bloß leiblichen liegt und der, — eine scheinbare Paradoxie und Coïnzidenz des höchsten Gegensatzes[1]) — identisch ist nicht mit dem anderen (geistigen) Tode, den die christliche Eschatologie als drohendes Ende der Sündenlaufbahn nennt, sondern mit dem ewigen Leben. Denn selbstverständlich kann ein ewiges Leben kein zeitlich individuelles sein, sondern nur als endgültiges Aufgehen in die Gottheit gedacht werden, als Abschluß jenes Anfanges, der ὁδὸς ἄνω, oder des δεύτερος πλοῦς, wovon Schiller singt:

[1]) Vergl. Bruno in „Lichtstrahlen aus Bruno's Werken" v. L. Kuhlenbeck, S. 101, 102.

„Arm in Arme, höher stets und höher
Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des höchsten Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit".

Es ist das Nirwana des Buddhismus, das nur der Unverstand als totes Nichts auffaßt,[1]) die Resorption in das Brahm, die endgültige Verneinung des Willens zum Leben, die Apotheose, Deifikation oder Henosis: „Wir bekennen es frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese, unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — nichts". (Schopenhauer.)

Diese Vereinigung der Seele mit Gott findet man in der kabbalistischen Theosophie unter dem Bilde eines Kusses dargestellt. So lesen wir bei Frank in seiner „Kabbala" (S. 181):

„Wenn wir wissen wollen, wie die Seele sich durch die Liebe mit Gott vereinigt, so müssen wir folgende Worte eines Greises hören, dem der Sohar (das Buch des Glanzes) nach Simon ben Jochaï die wichtigste Rolle zugeteilt hat: In einem der verborgensten und erhabensten Teile des Himmels ist ein Palast, den man den Palast der Liebe nennt; dort sind die tiefsten Mysterien, dort sind die Seelen, die vom himmlischen König geliebt werden, dort wohnt der himmlische König, der Heilige, mit den heiligen Seelen und vereinigt sich mit denselben durch Liebesküsse".

„Von dieser Idee aus wird der Tod des Gerechten „ein Kuß Gottes" genannt.

Dasselbe Bild findet sich schon im Talmud, der von Mose sagt, daß er durch einen Kuß Gottes gestorben sei.

„Dieser Kuß", sagt der Text ausdrücklich, „ist die Vereinigung der Seele mit der Substanz, von der sie stammt".

„Durch diese Idee, fährt Frank fort, werden wir auch leicht begreifen, warum bei allen Interpreten des Mysticismus die zärtlichen, wenn auch oft profan gemeinten Ausdrücke des „hohen Liedes" in solcher Verehrung gestanden. „Ich gehöre meinem Geliebten und mein Geliebter gehört mir", sagt Simon ben Jochaï vor seinem Tode, und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, derselbe Ausspruch schließt auch Gersons Abhandlung „Ueber die mystische Theologie". So sehr auch die Zusammenstellung dieses mit Recht berühmten Namens und des großen Fénélon mit denen, die im Sohar figurieren, befremden möge, so würde es doch nicht schwer fallen, den Beweis zu führen, daß man in den „Betrachtungen über mystische Theologie" und in der „Erklärung der Maximen der Heiligen" (explications des maximes des saints par Fénélon) durchaus

[1]) Vergl. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung IV. § 71. (Frauenstädt's Ausg. I. S. 486).

nichts anderes findet, als diese Theorie von der Liebe und Anschauung, deren letzte Konsequenz niemand mit solchem Freimute ausgesprochen hat, als die Kabbalisten. Unter den verschiedenen Stufen der Existenz, die die Kabbala die „sieben Hallen" nennt, ist eine Stufe, die mit dem Namen des Allerheiligsten bezeichnet ist, wo alle Seelen mit der höchsten Seele sich vereinigen und wechselseitig sich ergänzen. Da tritt alles in die Einheit und Vollkommenheit zurück, alles vereinigt sich in einer einzigen Idee, die sich über das Weltall erstreckt und es ganz erfüllt; aber der Grund dieser Idee, das Licht, welches in ihm verborgen liegt, kann nicht erfaßt und erkannt werden; man erfaßt nur die Idee, welche aus demselben emaniert. Endlich kann nicht in jenem Zustande das Geschöpf vom Schöpfer unterschieden werden; dieselbe Idee erleuchtet sie, derselbe Wille belebt sie; gleich Gott gebietet die Seele dem Weltall und was sie, befiehlt er, vollführt Er".

Dieser Tod des Kusses, den Frank im Vorstehenden auf die Kabbala zurückführt, ist auch das letzte Ideal des eroico furioso, des Helden und Schwärmers bei Giordano Bruno, wie sich aus den Erläuterungen desselben zu seinen folgenden beiden Sonetten ergiebt:[1])

Es niste einsam sich mein Geist als Aar
Auf hoch entlegenem Felsen! Stark Verlangen,
Viel Kunst und Fleiß ist nötig, zu gelangen
Auf jene Höhe, wo mein Flügelpaar

Hegt der Gedankenküchlein flügge Schaar,
Die, mag auch Wolkenschatten sie umfangen,
Sich aufwärts heben werden, sonder Bangen
Zum höh'ren Ziel, zum Aether licht und klar.

Des Schicksals Flugbahn, die noch finster liegt,
Wird licht, und Du wirst einen Führer finden,
Den nur die Blinden nennen einen Blinden.

Dem Adler, der sich auf den Winden wiegt,
Muß jeder Gott des Weltalls gnädig sein.
Er wende von mir sich, bin ich nicht sein!

Dazu bemerkt Bruno: „Der Fortschritt wird hier durch ein geflügeltes Herz dargestellt, das aus einem Käfig, in dem es bis dahin müssig und ruhig trauerte, entflohen, in der Höhe nistet und seine jungen Küchlein, seine Gedanken, aufzieht, bis die Zeit gekommen ist, wo alle die Hindernisse schwinden, welche durch tausend äußere Umstände und die innere natürliche Schwäche bereitet werden. Jetzt also vermag er sich zu einem erhabeneren Dasein zu erheben, sich höheren Zielen und Idealen zuzuwenden. Kräftigere Schwingen haben jene Seelenvermögen erhalten, die auch Plato schon durch zwei Fittiche symbolisiert, und er folgt der Führung jenes Gottes, den der blinde Pöbel für rasend und blind achtet, nämlich der Liebe, welche durch die Gnade des Himmels mächtig ist, ihn umzu-

[1]) Sonett 19. Dialoghi degli eroici furori I. 4.

wandeln, so daß er jener anderen Natur teilhaft wird, nach der er trachtet, und jenes Zustandes, von dem getrennt zu sein, er als Elend und Verbannung empfindet. Daher sagt er: „Er wende von mir sich, bin ich nicht sein!“ wie er auch nicht ohne Grund jenen anderen Vers zitieren könnte:

„Du hast mich verlassen, mein Herze,
Und Du, Licht meiner Augen bist von mir gewichen!“

Hiernächst beschreibt er den Seelentod, den die Kabbalisten den „Tod des Kusses“ nennen, der im hohen Liede Salomos gemeint ist, der also beginnt:

„Er küsse mich mit dem Kuß seines Mundes!“
Denn seine Liebe ist lieblicher als Wein“.

Andere nennen ihn einen Schlaf, weil der Psalmist sagt:

„Denn wird er Schlaf ergießen über meine Augen,
Und meine Augenlider werden in Schlummer sinken,
Und ich werde süßen Frieden und Ruhe haben in Ihm!“

So nämlich spricht die Seele, die lebensmüde und in sich selber erstorbene, während sie noch lebt in ihrem Ideal. —

Das andere hierher gehörige Sonett Brunos ist das folgende[1]):

Seht her! Von Amors Hand steht mir geschriebrn
In's Angesicht die Chronik meiner Leiden!
Willst, Unbarmherzige, Du Dich ewig weiden
An meiner Qual, Dich unerhört zu lieben?

Das Firmament ist wolkengrau geblieben,
Nur, weil Du noch nicht aufthun willst der beiden
Holdsel'gen Augen Wimpern, die von Seiden!
Gieb einen Blick! Die Nebel laß zerstieben!

Bei Deiner Schönheit, bei der Liebe mein,
— Sei jene noch so groß, ihr gleich ist diese —,
O Schönste, mach ein Ende dieser Pein!

Sieh! Diese Hölle wird zum Paradiese,
Fällt in ihr Grau'n und ihre Nacht ein Schein
Aus Deines Augenpaares Doppelsonne!

Ja, soll ich sterben oder soll ich leben,
Auf jeden Fall mußt Du den Schleier heben!
O sieh mich an! und Sterben wird zur Wonne!

Hierzu bemerkt Maricondo (Bruno): „Das Angesicht, auf dem man die Geschichte seiner Leiden lesen kann, ist die Seele, sofern sie für die Aufnahme höherer Gaben empfänglich ist, bezüglich deren sie im Zustande der Möglichkeit und Fähigkeit, aber noch ohne Wirklichkeit und Vollendung

[1]) Sonett 47. Dialoghi degli eroici furori II. 1, 7.

ist, die sie erst vom göttlichen Regen erwartet. Darum ist es schön gesagt: Anima mea sicut terra sine aqua tibi![1]) und an anderer Stelle: Os meum aperui[2]), und noch anderwärts: Spiritum, quia mandata tua desiderabam[3])".

„Sodann wird von der Sprödigkeit und Unbarmherzigkeit in demselben metaphorischen Sinne gesprochen, in dem ja auch von einer Eifersucht, einem Zorn, ja selbst einem Schlafe Gottes gesprochen wird. Lediglich, um damit die Schwierigkeit zu kennzeichnen, die es macht, ihn auch nur sozusagen von hinten zu sehen, d. h. ihn aus seinen Wirkungen und aus den geschaffenen Dingen zu erkennen. So verhüllt er seiner Augen Licht durch die Wimpern und hellt den trüben Himmel des menschlichen Geistes nicht auf, zerstreut nicht den Nebel der Rätsel und Gleichnisse. — Zum Schluß fleht er die Gottheit an, ihn nicht länger durch diese Verneinung zu betrüben, da sie ihn ja mit dem Glanz ihrer Blicke zugleich töten und ihm das ewige Leben verleihen könne: sie möge ihn nicht dem Tode entziehen und überlassen dadurch, daß sie ihm ihr Licht verschleiert durch ihre Wimpern".

Cesareo: „Meint er vielleicht jenen Tod der Liebenden, der aus der höchsten Wonne entspringt, den die Kabbalisten mors osculi (den Tod des Kusses) nennen? der das ewige Leben selber ist, das der Mensch der Anlage nach in dieser Zeitlichkeit, der Wirklichkeit nach in der Ewigkeit haben kann?"

Maricondo: „Allerdings!"[4])

---

[1]) Meine Seele sehnt sich nach dir, wie die Erde ohne Wasser.

[2]) Ich habe meinen Mund geöffnet.

[3]) O Geist, weil ich diese Befehle erwünschte.

[4]) Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der Sonette Bruno's bietet L. Kuhlenbecks Gedichtsammlung: Lorbeer und Rose (Verlag von Hugo Andres & Co., Frankfurt a. O.) Die Dialoge degli eroici furori selbst findet man übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen von Dr. Kuhlenbeck in dem von Pastor Dr. Barth herausgegebenen Evangelischen Archiv (Georg Nauck's Verlag in Berlin).





Veilchen und drei Stäbchen.

Eine psychologische Episode.

Von[1])

Raymond Norman.

❦

Ich bin weder ein Skeptiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch zähle ich mich zu den Anhängern der modernen Psychologie; gewöhnlich schließe ich mich der Mehrheit an und begnüge mich damit, die Existenz unbekannter Kräfte für durchaus möglich zu halten. Ein einziges Ereignis in meinem Leben hat diese Ueberzeugung wachgerufen, und dieses ist so völlig außergewöhnlich, daß ich glaube, durch dessen Veröffentlichung den Interessen der Psychologie förderlich sein zu können. Die Thatsachen sind folgende:

In St. Helliers in der englischen Grafschaft Southwester starb am 15. Juni 1889 William P. Murchison an Gift. Zur Zeit seines plötzlichen Todes bestand seine Familie nur aus ihm und seinem Neffen Hartley Prescott, für den er eine herzliche Zuneigung hegte, wenngleich die Charakterverschiedenheit zwischen dem anmaßenden, hochmütigen und herrschsüchtigen, launenhaften Manne und dem leicht erregbaren, aber unbefangenen und aufrichtigen Jüngling ziemlich bedeutend war. Nie hatten die zwei einen ernsten Zwist gehabt, bis sich Hartley wenige Monate vor Murchison's Tode mit Kathleen Clarence verlobte, ohne zuvor den Rat seines Onkels eingeholt zu haben, der schon längst in betreff der Zukunft seines Neffen eigene Pläne gefaßt hatte und überdies einer Verbindung mit der Familie des „Künstlers" Clarence durchaus abgeneigt war.

Manche scharfe Auseinandersetzung hatte schon stattgefunden, ohne jedoch die Sachlage zu verändern; trotz des rücksichtslosen Drängens ließ sich Hartley zur Aufhebung seiner Verlobung nicht bewegen. Da führte Murchison gewaltsam eine Entscheidung herbei, indem er kurzweg den

[1]) Aus dem Englischen (Lucifer) übersetzt von Adolf Wilkens.

Bruch Hartleys mit Kathleen verlangte und diese wie ihre Familie einer äußerst unzarten Kritik unterzog. Das war zu viel für Hartley: in jäh aufflammendem Zorne fuhr er von seinem Stuhle auf und erklärte, daß er nicht länger in einem Hause bleiben werde, wo man seine Braut beleidige. Indem er das Zimmer verließ, rief ihm sein Oheim zu, er möge nur sehen, daß er so bald wie möglich zu dem elenden Künstler komme.

Zwei Tage darauf war William Murchison tot. Die Leichenschau ergab eine Strychninvergiftung. Hartley Prescott wurde wegen vorsätzlichen Mordes verhaftet und angeklagt.

Kathleen Clarence und ihr Vater waren von der Unschuld Hartley's unbedingt überzeugt und waren rastlos bemüht, Beweise für dieselbe zu liefern; doch vergebens: sie hatten keinen Erfolg. Endlich baten sie mich, die Angelegenheit zu übernehmen.

Ich ging darauf ein. Sehr bald hatte ich durch Unterredungen mit Prescott und der Familie seiner Braut die Ueberzeugung von seiner völligen Unschuld gewonnen und machte mich eifrig daran, alles mögliche zur Aufklärung der dunklen That zu thun. Die Aussichten freilich waren nichts weniger als günstig. Mehr und mehr häuften sich die belastenden Momente. Am schwerwiegendsten war die Aussage Symmonds, des langjährigen Hausfaktotums. Dieser erklärte, daß der junge Prescott nach einem heftigen Wortwechsel mit seinem Onkel in höchster Erregung dessen Zimmer verlassen und geäußert habe, für so anmaßende alte Leute sei es Zeit, von der Bildfläche zu verschwinden. Dann sei er ausgegangen und an diesem wie am nächsten Tage bis zum späten Abend von Hause fortgeblieben; am Morgen des 15. Juni habe ihn Murchison in die Bibliothek geschickt mit dem Auftrage, aus einer dort aufbewahrten Schachtel ein Pulver zu holen, welches er gegen einen zeitweilig auftretenden Kopfschmerz benutzte. Als er die Schachtel leer fand, habe er den alten Mann nicht wieder stören wollen und deshalb Prescott gefragt, ob er vielleicht wisse, wo noch mehr von diesem Pulver aufbewahrt sei; zuerst habe ihm dieser ärgerlich erwidert, er kümmere sich nicht um „dieses elende Pulver“; dann aber habe er ihn nach kurzem Nachdenken in das Arbeitszimmer seines Onkels geführt und ihm dort in dem Fache eines großen Schreibzeugs eine Anzahl kleiner Packete in grauem Papier gezeigt; da sie ganz das äußere der bisher benutzten Pulver hatten, habe er selbst eines davon genommen und seinem Herrn gebracht, der es wie gewöhnlich im Morgenkaffee eingenommen habe.

Schwerwiegende Bedeutung erhielt diese Aussage in Verbindung mit der des Apothekers Charles Smythe, welcher bezeugte, daß Prescott am Abend des 13. Juni in anscheinend aufgeregter Stimmung bei ihm erschienen sei und ein Strychninpulver gekauft habe mit der Angabe, seine alte Dogge vergiften zu wollen. Diese Aussage wurde von Hartley Prescott bestätigt, er fügte hinzu, daß er bei seiner Heimkunft die Papierhülle des Pulvers beschädigt gefunden und deshalb durch ein anderes Papier ersetzt habe, welches er zufällig bei sich trug; welcher Art dieses

gewesen, konnte er nicht angeben, ebensowenig vermochte er zu sagen, auf welche Weise das Pulver zu den übrigen gekommen sei.

Die Sache stand also für den armen Prescott sehr schlecht. Sein heftiger Wortwechsel mit dem Onkel und die erregten Aeußerungen über ihn, der Umstand, daß er Strychnin gekauft, ohne es zu dem angegebenen Zwecke zu verwenden und ohne den Verbleib desselben nachweisen zu können, die Thatsache ferner, daß er selbst dem Diener das todbringende Pulver gezeigt, — das alles vereinigte sich zu einem erdrückenden Belastungsmaterial. Man brauchte nur mit einfachem Menschenverstande die einzelnen Momente miteinander zu verknüpfen, um zu der Ueberzeugung von Hartley's Schuld gezwungen zu werden.

Und doch konnte ich diese Ueberzeugung nicht gewinnen. Es schien mir schon undenkbar, daß die feinfühlige Kathleen mit ihrem reinen Gemüt einem Manne volles Vertrauen schenken konnte, der eines überlegten Mordes fähig sein sollte. Es mußte sich ein Beweis seiner Unschuld bringen lassen. Ich hoffte, daß irgend eine unscheinbare Kleinigkeit noch Licht in dieses Dunkel bringen könnte.

In Grübeln versunken, saß ich in meinem Lehnstuhl. So manches Rätsel hatte ich gelöst; sollte es mir nur hier nicht gelingen, hier, wo so viel auf dem Spiele stand, wo es ein Menschenleben zu retten galt? — Da plötzlich spürte ich ein eigenartiges Gefühl; es war, als ob jemand mich ansah in der Absicht, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Ich erhob mich, warf einen Blick auf mein Arbeitszimmer, öffnete dann die Thür zu dem anstoßenden Schlafzimmer und sah hinein: — es war nichts zu bemerken. Ich trat zurück und — ich weiß nicht: war ich mehr erstaunt oder erschrocken? — in dem soeben verlassenen Sessel erblickte ich eine menschliche Gestalt. Wie sie in mein Zimmer gelangt sein konnte, war mir unerklärlich. Ein Eintritt durch das Schlafzimmer war nicht denkbar und die Vorderthür hatte ich wie gewöhnlich verschlossen, um bei der Arbeit nicht gestört zu werden. Von Geistern hatte ich schon gehört und hätte fast meinen Gast dieser wunderlichen Zunft zugezählt, wenn nur eine äußere Erscheinung irgend welchen Anhaltepunkt für diese Vermutung geboten hätte.

Wirklich, ein lieblicheres Bild hatte mein Junggesellenheim noch nicht gesehen: der alte Polsterstuhl schien ordentlich stolz auf seine neue Gesellschaft zu sein. Es war ein Mädchen von 10 oder 11 Jahren; ihr braunes Haar war aufgelöst und umhüllte in dunkelglänzenden Wellen die kindliche Gestalt; ihr liebliches Gesicht glühte vor Erregung, und die glänzenden weitgeöffneten Augen verrieten die Spannung eines Kindes, welches ein Geheimnis zu erzählen hat. Ihre Kleidung bestand aus einem einfachen weißen Nachtgewande, unter dessem Saum die nackten kleinen Füßchen neugierig hervorsahen.

Ich fühlte, daß ich etwas sagen müsse. „Kleine", wendete ich mich zu ihr, „wäre es nicht Zeit für dich, zu Bett zu sein?" Es war eine sonderbare Anrede, dessen war ich mir bewußt; doch war meine Ver-

wirrung so groß, daß ich im ersten Augenblicke außer stande war, einen besseren Gedanken zu fassen.

Das Kind machte eine unruhige Bewegung und sagte: „Wissen Sie nicht? ich habe Ihnen etwas zu erzählen!“

„„Wirklich? Was kann das sein?““

„O, wissen Sie denn nicht, Hartley hat es garnicht gethan, es ist alles nur ein Mißverständnis. Ja“, fuhr sie fort, während ich in grenzenlosem Erstaunen und fieberhafter Spannung sie wortlos anstarrte, „ja, ich bin hierher gekommen, um Ihnen zu erzählen, was Sie wissen müssen“. — Es klingt schrecklich unsinnig. Ein Schatten von Verdrießlichkeit flog über ihr Gesichtchen. „Sie werden es kaum verstehen können, ich kann es selbst nicht, aber es wird alles klar werden. Lassen Sie es mich aufschreiben, so wird es am besten sein“.

Ich reichte ihr Papier und Stift und sah sie einige Worte niederschreiben.

Dann erhob sie sich. „Ich muß jetzt gehen, ich bin müde, und es ruft mich jemand, glaube ich; achten Sie auf das, was ich geschrieben habe, ich bin sicher, daß es Ihnen helfen wird“.

Schnell huschte sie in mein Schlafzimmer, einen Augenblick sah ich noch ihr weißes Gewand und das glänzend braune Haar in der Dunkelheit schimmern; als ich mit dem Licht in der Hand ihr hastig folgte, war sie verschwunden.

Ich schüttelte den Kopf: eine seltsame Geschichte!

Als ich in das Arbeitszimmer zurückkehrte, ergriff ich das Blättchen Papier mit der Schrift des Kindes. „Veilchen am Halse und drei Stäbchen“ las ich. Was konnte das bedeuten? Ich las wieder und wieder, ohne doch irgend welchen Sinn in diesen geheimnisvollen Worten finden zu können. Wie sollte ich damit dem armen Hartley helfen können? Vergebens zermarterte ich meinen Verstand, ich konnte keine Erklärung finden, weder für das Wesen meines merkwürdigen Besuches, noch für die dunklen Worte seiner Botschaft. Ganz erschöpft begab ich mich endlich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen war es meine erste Sorge, nach dem Papier zu sehen. Es befand sich wirklich in dem Pulte, dem ich es am Abend vorher anvertraut hatte. Es war kein Traum: das rätselhafte Erlebnis hatte in der That stattgefunden. Wie ich Nutzen davon haben könnte, war mir immer noch unklar. Da ich aber fühlte, daß mich das dumpfe Brüten im Zimmer auch nicht weiter bringen würde, entschloß ich mich, auszugehen, in dem dunklen Gefühl, daß mir irgend ein Zufall Hülfe bringen könnte.

Eine kurze Strecke war ich gegangen, als ich auf der andern Straßenseite ein kleines Mädchen bemerkte, welches in einem Korbe kleine Veilchensträußchen anbot. Das erinnerte mich sofort an das Erlebnis der letzten Nacht. Ich trat zu ihr, um eins der süß duftenden Blumensträußchen zu kaufen. Während sie aus allen Taschen ihres Kleides Wechselgeld zu-

sammensuchte, blickte ich flüchtig in das nahe Schaufenster eines mir bekannten Buchhändlers. Da entschlüpfte mir ein lauter Ruf grenzenloser Ueberraschung; vor mir sah ich ein Buch mit dem Titel: „Veilchen am Halse und drei Stäbchen". Mit einer halb neugierigen, halb ungläubigen Spannung trat ich rasch in den Laden, um das Büchlein anzusehen. Ich durchflog den Inhalt und legte es enttäuscht wieder zurück; es war nichts als eine der literarischen Erscheinungen, die unter einem auffälligen Titel den wertlosesten, alltäglichen Inhalt bergen.

Schon im Begriff, unverrichteter Sache den Laden zu verlassen, hörte ich in meiner Nähe eine weibliche Stimme, deren Wohlklang meine Aufmerksamkeit erregte. Ich sah auf und bemerkte die sympathische Erscheinung einer jungen Dame, deren ganzes Wesen Klugheit und Lebhaftigkeit verriet. Einen Augenblick verweilte ich bei ihrem Anblick, als ich plötzlich etwas an ihr bemerkte, was mich in eine unbeschreibliche Erregung versetzte: sie trug am Halskragen ihres Kleides ein Veilchensträußchen, und dieses war an einer Brosche befestigt, die aus drei goldenen Stäbchen bestand. Eine Flut von Gedanken durchstürmte mich: sollte ich hier einen Anhaltspunkt für die Lösung des unglückseligen Geheimnisses finden, welches Hartley Prescott zu vernichten drohte?

Ich ließ alle Zurückhaltung außer acht, bat den Inhaber des Ladens, mich dem jungen Mädchen vorzustellen, und ersuchte diese um eine Unterredung. Sie schien erstaunt über meine Bitte, erfüllte sie aber, da sie wohl merken mußte, daß es sich hier um etwas außergewöhnlich Wichtiges handele.

Sobald wir allein waren, fragte ich sie direkt, ob sie Herrn Murchison gekannt habe. Nachdem sie dies unter tiefem Bedauern über das schnelle Ende des alten Mannes bejaht, hielt ich es für angebracht, ihr bis in die Einzelheiten alles zu erzählen, was über diesen traurigen Fall zu sagen war, und schloß mit dem Bericht über mein Erlebnis in der letzten Nacht.

Tief ergriffen hatte sie meinen Worten gelauscht. Was sie mir aber nun mitteilte, enthielt das, was ich mit aller Mühe bisher vergebens gesucht hatte — den Beweis für Hartley's Unschuld. Sie war am Tage vor Murchison Tode bei diesem gewesen, um als Tochter eines in seinem Dienste ergrauten und gestorbenen Dieners in einer wichtigen Angelegenheit seinen Rat zu erbitten. Wie früher hatte sie einen Seiteneingang benutzt und war durch den Wintergarten unbemerkt in die Bibliothek gelangt, wo sie Murchison antraf. Dieser war im Begriff, wichtige Briefe zu beenden und bat sie, ihm aus seinem auf dem Tische liegenden Taschenbuche einige Postmarken zu geben. Sie sah ein Taschenbuch liegen und fand die Marken in demselben. Als sie es wieder zur Seite legen wollte, entfiel ihm ein kleines Päckchen in grauem Papier. Herr Murchison bemerkte es. „Ah, mein Pulver! Ich hoffe, daß Sie dergleichen nie brauchen!" sagte er und legte das Päckchen in das Schreibzeug zu den andern. Nach Beendigung der Unterredung war das junge Mädchen dann ebenso unbemerkt gegangen wie gekommen.

Dadurch wurde die ganze Angelegenheit aufgeklärt. Es stellte sich heraus, daß Hartley am 15. Juni in der Bibliothek mit Briefeschreiben beschäftigt war, als er seinen Onkel kommen hörte. Um ein Zusammentreffen zu vermeiden, verließ er rasch das Zimmer und vergaß dabei sein Taschenbuch einzustecken, welches dem seines Onkels äußerlich ähnlich war. Murchison hatte es später für das seinige gehalten und in der kurzen Zeit bis zu seinem Tode den Irrtum nicht bemerkt. So war mein sehnlichster Wunsch erfüllt: Prescott's Unschuld war erwiesen, er war frei. Welch' eigentümlichen Umständen er aber den Beweis seiner Unschuld verdankte, das verriet ich niemandem, auch nicht, als mich ein Zufall auf die Spur zur Erklärung dieses meines persönlichen Geheimnisses leitete.

Kurz nach Prescott's Freilassung folgte ich einer Einladung der Familie Clarence. Als ich das Empfangszimmer betrat, schien es mir leer zu sein. Im Begriff das Zimmer zu verlassen, hörte ich aus einer Ecke ein leichtes unbestimmtes Geräusch; ich bemühte mich im Halbdunkel, die Ursache zu entdecken, trat näher — und sah in einem Sessel, sanft schlummernd die liebliche Erscheinung meines nächtlichen Gastes.

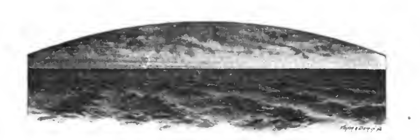
Diesmal war kein Zweifel möglich, es war wirkliches irdisches Leben, was ich vor mir sah; um auch den letzten Rest von Ungewißheit zu verscheuchen, beugte ich mich über das zarte Wesen und drückte einen leisen Kuß auf das süße Gesicht. Zwei leuchtende Augen thaten sich auf, in denen sich ein Schein naiven kindlichen Verdrusses spiegelte. Sie richtete sich auf und sagte mit vorwurfsvoller Stimme: „O, ich glaube, es ist nicht schicklich für einen Herrn, eine junge Dame zu küssen, wenn sie schläft!"

In diesem Augenblicke trat Kathleen Clarence in das Zimmer, ohne Einleitung richtete ich an sie die Frage: „Beschäftigen Sie sich mit Mesmerismus?"

Sie sah mich betroffen an, gab mir aber dann die Antwort, die mir den rechten Weg zur Aufklärung meines Erlebnisses zu zeigen schien. „Ja", sagte sie, „ein wenig, wenn sich mein Schwesterchen Sybille nicht wohl fühlt. Haben Sie sich selbst schon in Mesmerismus versucht?"

„Nein", sprach eine kindliche Stimme hinter uns, „aber er küßt junge Damen, wenn sie schlafen". Clarence hatte also an jenem Abend ihr Schwesterchen mesmerisiert; dieses war in Trance verfallen, während dessen durch den lebhaften Wunsch der jungen Dame, ihres Bräutigams Unschuld bewiesen zu sehen, die astrale Erscheinung im Zimmer des Advokaten und die hellseherischen Aeußerungen hervorgerufen wurden.





Eine sonderbare Nacht.

Von

Gizella Mařov.

✱

Kein Phänomen erklärt sich an und aus sich selbst, nur viele zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, was für Theorie gelten könnte. Goethe.

Ein schriller Ton der Lokomotive, das Vibrieren der Signalglocke durch das weitläufige Bahnhofgebäude, ein letztes Abschiedswinken mit Hand und Auge — und hinein in den grauenden Morgen brauste der Dampfwagen.

Außer mir waren nur noch zwei Frauen im Koupee, einander augenscheinlich gänzlich fremd. Bald jedoch verband sie das lebhafteste Gespräch und alle Leiden und Freuden der Hausfrau wurden bis zur Unmöglichkeit erschöpft. — Ich hatte, wie gewöhnlich, meine Kriegslist angewendet, d. i. beim ersten Läuten mich in die Ecke geflüchtet, die mir die schönste Aussicht eröffnete und mir den möglichst freien Ein- und Ausgang aus dem gewöhnlichen Gewirre schwätzender Menschen, lärmender Kinder und einem chaotischen Gemenge von Schirmen und Schachteln ermöglichte.

War ich für gewöhnlich etwas schwerfällig im Gespräche mit mir völlig fremden Personen, so trieb mich heute eine beinahe krankhafte Scheu, den gewöhnlichen Redensarten vom Wetter und verschiedenen Reiseerlebnissen auszuweichen. Eine böse, folgenschwere Wendung meines Lebens hatte mich genötigt, die etwas forcierte Reise von 24 Stunden beinahe ununterbrochener Bahn- und Kutschenfahrt nach einer nötigen Beratung von einigen Stunden sofort wieder zurück zu machen. Wie erwähnt, war das Wetter auch unfreundlich, also passend zu meiner düsteren Stimmung. Alles Grau in Grau. Ich lehnte mich, fröstelnd in meinen Plaid gewickelt, zurück und entwirrte im Geiste das urplötzlich und ungeahnt über mich hereingebrochene Mißgeschick, welches mir einen trüben Blick in die Zukunft eröffnete. Schwere Nebel verhüllten die im Lenzesschmucke

prangende Gegend und ein feiner Regen drang mir bei jedem Versuche, aus dem Fenster zu blicken, wie Nadelspitzen ins Antlitz. Ich hatte Zeit genug, meinen Betrachtungen nachzuhängen. Von zarter Jugend an wechselte rasch das Bild sorgloser Kindheit mit schwerem Insichverschließen. Wie erwähnt, stand ich eben wieder an einem jener Wendepunkte im Leben, die oft verhängnisvoll für uns werden, besonders wenn wir uns nicht mehr selbst angehören, sondern knospende Menschenblüten ein heiliges Recht auf unseren Schutz haben. Und Gottlob! dies Bewußtsein eben giebt uns Kraft in kritischen Lagen unser Gleichgewicht zu bewahren und macht uns aufmerksam, wie wenig wir thaten, um unsere Stelle im Leben würdig auszufüllen, die einem jeden, sei es Mann oder Weib, darin zugewiesen ist. Besonders wird es dem Weibe schwer, dessen Geschlecht sie in enge Grenzen zwängt, das richtige Maß zu finden, um den Ansprüchen der Welt und der Häuslichkeit gerecht zu werden. Viel wird am Weibe gemäkelt, und mit Recht, ich gebe es zu. Aber eines sollte man an ihr schätzen: das warme Gefühl, das sie dem bewahrt, dem sie es zuerst geweiht und das durch alle Fährnisse, Schicksale und Irrungen wieder verjüngt wie ein Phönix aus der Asche steigt. — Wie des Mannes ganze Thatkraft nach außen, auf das mühsame Bauen der Existenz gerichtet ist, so ist auch seine Liebe stürmisch, unaufhaltsam, und weicht zumeist nach kurzem Freudentaumel einer stillen Gleichgültigkeit, die er dann mit dem Titel „Freundschaft" schmückt.

Der warme Händedruck, der innige Blick, das sanfte Wort zur rechten Zeit gesprochen, nach dem des Weibes Seele lechzt und geizt, mißachtet meist der Mann, um ein Frauenherz dauernd an sich zu ketten und zerstört selber die ersten Stufen, die zu ruhigem Glück und Verständnis führen. —

Jedoch dieses Thema mögen weisere als ich erwägen. Auf einer langen Fahrt, wo irren da nicht die Gedanken hin und versenken sich in ein Meer von unlösbaren Rätseln! Da wehte mir ein scharfer Luftzug Wolken des Kohlenstaubes entgegen und der Schaffner, welcher in der geöffneten Waggonthür stand, rief den Namen der Station herein. Es war mein Ziel. Rasch nahm ich die Handtasche auf und stand bald auf dem Bahnhofe zu T . . . ., trübe in die öde Landschaft blickend.

Um den Qualen mit einer zusammengewürfelten Gesellschaft im Omnibus zu entgehen und um rascher an mein Ziel zu gelangen, nahm ich eine Kutsche, mit zwei lebensmüden Gäulen bespannt, die mich langsam über die holperige und vom Regen durchweichte Straße zogen. Nur schlecht von dem Schutzleder gegen den vom Winde gepeitschten Regen geschützt, lehnte ich, in dumpfe Apathie versunken, in der Ecke, alle Unbilden der Witterung mit stumpfem Gleichmute ertragend. Ich sann und sann, schmiedete Pläne und verwarf sie wieder, als ich überrascht gewahr ward, daß es zu regnen aufgehört hatte. Mit Jubel begrüßte ich die erste, nach ermüdender Fläche auftauchenden Hügel. Auf ermunterndes Zurufen des Bauern zogen die Pferde kräftiger an, und rasch lenkten wir in die Baumreihe, die zu dem Städtchen N . . . . führt.

welches anmutig an Bergen lehnt, die allmählich wieder zu Hügel versinkend, sich wellenförmig in der Ebene verlieren. Noch drei Stunden thalaufwärts — und dort lag das Schloß meiner Väter in einem fruchtbaren, von einer sanften Bergkette umschlossenen Thale. — Eine Flut von Erinnerungen durchstürmte mein Herz. Hier hatte ich in Gesellschaft einer teuren Jugendfreundin die fröhlichen Spiele der Kindheit gespielt, gejubelt, geweint und gelacht; dort saßen wir oft im dämmernden Schatten alter Linden und horchten gierig den Märchen von Elfen und Feen und wünschten, es möchte auch uns eine gütige Fee erscheinen und in ihr paradiesisches Reich entführen. Doch umsonst! Die Hand böser, feindlicher Mächte lastete, als wir den ersten Jugendtraum träumten und dann später noch, schwer auf uns. Die gütige Fee jedoch erschien nie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das alles zog an meinem Geiste nebelgleich vorüber, als ich an dem Rütteln des Wagens merkte, daß wir in einen Hofraum einfuhren. Doch nicht in den Schloßhof, in den meine Phantasie vorangeeilt, sondern in den Posthof zu N . . ., wo müßige Knechte die einsam Reisenden begafften.

Meine Geduld sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Die Verwandten, die ich, von meinem Kommen benachrichtigt, schon hier zu finden hoffte, waren aus mir unbegreiflichen Gründen noch nicht hier. Eine peinliche Stunde des Wartens verging. Ich war so nervös aufgeregt, daß ich, auf mehrmaliges Anfragen des Kellners wegen einer Stärkung diese mit einem unwilligen Kopfschütteln ablehnte. Um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, studierte ich die wenigen Kupferstiche an den Wänden, unter welchen das in hohen Farbentönen gemalte Brustbild unseres Monarchen, verräuchert und verstäubt, den Hauptschmuck bildete. Nachdem ich jede Einzelheit darin bis zum Ueberdrusse studiert, hörte ich das Rollen eines Wagens. In froher Erwartung eilte ich an das Fenster Ich hatte mich nicht getäuscht, denn schon traten meine Verwandten ein und nach herzlicher Begrüßung zogen wir uns in ein separates Zimmer zurück, um dort ungestört den Zweck meiner Reise zu beraten. Es war 9 Uhr Abends, als ich in den Omnibus stieg, der mich wieder zurück zur Bahnstation bringen sollte. Die Nacht war finster und der Regen floß in Strömen. Das Gefährt nahm sich phantastisch genug aus. Ein langer, schwerfälliger Kasten, mit sechs Pferden bespannt, an dem zwei Laternen mit ihrem düsterroten Lichte nur einen fahlen Schein vor sich sandten. Das Koupee, in welchem ich saß, war in völliges Dunkel gehüllt und ein unheimliches Gefühl erfaßte mich, allein zu fahren, ohne mich selbst dem Kutscher, einem Slowaken, verständlich machen zu können. Da, kurz bevor wir noch aus der Stadt polterten, hielten wir vor einem Hause und ein Herr stieg in das Koupee. Einsam, und sowohl durch die Verhältnisse, als durch diese Reise abgespannt, dankte ich Gott, noch einen Reisegefährten zu erhalten, der seiner Sprache nach zu den gebildeten Ständen gehörte. Ein Gespräch wurde angeknüpft, das uns bald den Glanz und den Duft der Wiener Salons und den Genuß des Theaters wachrief. Ich erfuhr,

daß er Maler sei und außerdem sich bemühe, in dem Städtchen, in das ein Unglücksstern ihn getrieben, so viel als möglich Proselyten für den Tempel Thaliens zu werben, um in den Winterabenden die Einförmigkeit der Kleinstadt erträglicher zu machen. —

Bisher war ich seinem Gespräche mit Teilnahme gefolgt und hatte mir Mühe gegeben, die Lethargie, die mich mehr und mehr überkam, gewaltsam niederzukämpfen. Doch umsonst! — es gelangte nur noch ein unverständliches Brausen an mein Ohr. Gegen die Kälte nicht genug vorgesehen, begann ich am ganzen Leibe zu zittern und die aus allen Ritzen und Fugen der Kutsche eindringenden Regentropfen erhöhten diesen unangenehmen Zustand. Meine Stirne brannte fieberheiß; das Blut drängte zu meinem Herzen und beklemmte mir den Atem. Mechanisch drückte ich meinen Kopf an die feuchte Fensterscheibe. Da, o Wunder! sah ich den Himmel in hellster Sternenpracht erglänzen und Sterne lösten sich vom Firmament und flogen gleich Meteoren durch die Luft. Pfeilgeschwind schossen sie dahin, in ihrer wilden Hast sich kreuzend, berührend. Wenn aber zwei Sterne sich trafen, dann war's ein blitzähnliches Aufleuchten von Myriaden bläulicher Funken die rings umher zerstoben. War's ein Blendwerk meiner Sinne? Doch nein! da, dicht vor meinen Augen flogen die strahlenden Fünkchen wie Glühwürmchen in der Luft und übersäeten mit magischem Glanze die zartkeimenden Saaten. Mein Auge hing geblendet an diesem Phänomen. Plötzlich erinnerte ich mich an meinen Reisegefährten, den ich im Taumel der Bewunderung vergessen hatte und ich verlieh meiner Ueberraschung Sprache. Doch wie unangenehm berührte mich der spöttische Ton, in welchem er sagte: „Sie sehen Sterne, wo ich nichts als undurchdringliche Nacht erblicke! Sie scherzen wohl, der Regen strömt vom Himmel, überzeugen Sie sich selbst!" — Nach diesen Worten öffnete er ein Fenster und ein eisigkalter Regen spritzte uns ins Antlitz. Draußen tiefe Nacht.

Ich versuchte noch schwach, meine Behauptung aufrecht zu erhalten, doch, da ich den Unglauben in seiner Stimme hörte, zog ich mich wieder in meine Ecke zurück, fröstelnd mich bemühend, etwas Schlaf zu finden. Endlich nickte ich ein; doch wüste, grausige Träume nahmen meine erregten Sinne gefangen, aus denen mich nach kurzer Zeit ein erhöht unsanftes Rütteln des Wagens riß. — Ich fuhr empor. Mein Auge ward von blendender Helle getroffen. Um die Ursache kennen zu lernen, bog ich mich gegen das Fenster. Was ich sah, war traurig genug. Einige vereinzelte Hütten standen in hellen Flammen und der scharfe Nordwind zerrte diese wie spielend über die weite Ebene. Beim hellen Feuerscheine sah ich Männer, bemüht ihre Habe zu retten, während Weiber händeringend und ihre Kinder umklammernd gellende Angsttöne ausstießen, die schaurig mit dem Heulen des Sturmes verschmolzen. Ich hörte sie, und dennoch waren es eigene Laute wie aus weiter Ferne. Ich sah, wie das verzehrende Element unaufhaltsam raste, bis die Hütten zu glühenden Aschenhaufen versanken; doch immer noch leckten die Flammen gierig am

Boden, qualmenden Rauch hinter sich lassend. Grauen und Mitgefühl wechselten in meiner Brust. Ich wollte sprechen, rufen, doch die Zunge hing wie gelähmt am Gaumen. Fieberheiß brannte meine Stirne, wild jagten meine Pulse. Der Wagen kam schwerfällig an den rauchenden Trümmern vorbei. — Schlief mein Begleiter, daß er nichts von diesem Elende wahrnahm? War der Fuhrmann ganz abgestumpft für jede menschliche Regung, daß ihn der Jammer seiner Mitmenschen nicht einmal zu augenblicklichem Stillstehen zwang! —

Endlich gelang es mir wieder, die Sprache zu finden und ich machte meinen Reisegefährten auf die Szene vor uns aufmerksam. — „Feuer! taghell brennende Hütten" wiederholte er abgebrochen, wie jemand, der etwas Unglaubliches nicht zu fassen vermag. „Wo denken Sie hin! wir fahren in einer ganz unbewohnten Ebene. Uebrigens sehe ich nur tiefe Nacht und endlosen Regen". Nach diesen Worten zog er sich scheu aus meiner Nähe, soviel, als es der schmale Raum des Wagens erlaubte, in seinen Winkel zurück, als fürchtete er, mit einem Verrückten zu sprechen.

Verrückt? Ja, wahrhaftig, ich fühlte es, daß es der Wahnsinn sei, der so siedend heiß in mir tobte! Wie sonst wäre ich im stande gewesen, diese Phantasmagorien eines überreizten Hirnes zu sehen! O Gott! hätte doch diese unselige Fahrt schon ein Ende! Wenn ich doch schlafen könnte! — So kreuzten sich die Gedanken in meinem fiebernden Kopfe. Ich mußte unwillkürlich jener armen Wüstenreisenden gedenken, die vom verzehrenden Durste gepeinigt, vom Samum gequält, schier verschmachtend phantastische Luftspiegelungen vor dem matten Blicke gaukeln sehen. Herrliche Landschaften, blühende Eilande mit hüpfenden Springbrunnen und ewig grünen Hainen. — Ja, gewiß, die „Fata Morgana" der Haide war es, die meiner aufgeregten Phantasie die tollsten Bilder vorgaukelte. Ich klammerte mich an diese Idee, denn sonst hätte ich wirklich fürchten müssen, toll zu sein, oder mindestens auf dem besten Wege es zu werden. — Mittlerweile war der Feuerschein mehr und mehr erblaßt, nur ein trüber Rauch durchleuchtete seltsam die schweigende Finsternis und aus dem moorigen Boden hüpften unheimliche, bläuliche Flämmchen, vom Winde bald zu feurigen Zungen gedehnt, bald wieder in sich selbst versinkend, um an einer anderen Stelle wieder aufzutauchen. Unwillkürlich gedachte ich jenes Ammenmärchens, dem ich als Kind mit Grausen und mit Lust gelauscht, nämlich: daß es die Seelen böser Verstorbener seien, die durch ihr sündhaftes Leben die Ruhe im Grabe verwirkt haben und nun als Flammen nachts den Reisenden schrecken oder ihn vom rechten Wege ablenken, um ihn hinab in die Tiefe zu ziehen. — Es liegt Moral darin, wie in jedem Märchen. — Wie oft jagt der Mensch dem trügerischen Glanze von Ehr' und Ruhm rastlos sein Leben nach, nach dem ersehnten Ziele ringend, das, glaubt er ihm endlich nahe zu sein, zum gähnenden Abgrunde wird, der ein Leben voll rastlosen Hastens und Mühen, eine Welt voll Hoffnungen verschlingt und öde, trostlose Nacht zurückläßt! —

Ich blicke nach meinem Reisegefährten. Seine tiefen regelmäßigen Atemzüge verkündeten, daß er schlief. Bald versank auch ich wieder in einen unruhigen Halbschlaf, der mich mehr ermattete als erquickte. So fuhren wir geraume Zeit; endlich schien sich etwas Ruhe in mein Gemüt senken zu wollen; ich konnte keinen bestimmten Gedanken mehr festhalten. Verworrne Bilder zogen an meiner Seele vorüber und bleiern schlossen sich meine Augen. Ich mochte eine Weile so geruht haben, als ein Lichtschein meine Augenlider zwang, sich zu öffnen. War ich wach? hielt ein Traum meine Sinne umfangen? Ich rieb mir die Augen, fühlte mich, betrachtete den schlafenden Maler, um dessen gewiß zu sein. Vor meinen Augen lag das Meer, das seine wildempörten Wogen emporschleuderte, welche sich ächzend an dem weißen Thurme brachen, der majestätisch seinen gigantischen Bau in die Wolken trug. Bald glühte das Rettungslicht hoch oben in dunkelrother, grüner oder blauer Farbe, je nachdem das Licht bei seiner kreisenden Bewegung in die farbigen Glaskugeln schien. Mein Blick hing gebannt an diesem erhabenen Werke, welches Menschenhände erbauten, um die Seeleute in der Nacht vor den Klippen zu warnen und ihnen Rettung zu bieten.

Wars abermals ein Blendwerk? Deutlich hob sich das weiße Gestein des Pharus aus der Dunkelheit, weithin glühte das Rettungslicht. Und immer ruhiger ward die empörte See und bald lag sie friedlich hingeschmiegt an dem kolossalen Bau, der ernst wie eine Sphinx emporragte. Ich schloß die Augen, öffnete sie wieder und noch immer sah ich die zwei Gebilde von Natur und Kunst. — Das erstere mit der Beute spielend, sie bald wild emporschleudernd, bald mit einer ungeheuren Sturzwelle begrabend und sie im Wirbel der Brandung, in die Tiefe ziehend —, das letztere mit seinem milden Lichte, den um ihr Leben Kämpfenden Mut zuwinkend. —

Mitten aus diesen Betrachtungen weckte mich ein gellender Schrei. Mein Blut stockte. Wars der letzte Verzweiflungsruf eines Unglücklichen, der, seine letzte Kraft zusammennehmend, den Rettungshafen vergebens zu erreichen suchte? Einen Moment schloß ich die Augen, um das Entsetzliche nicht sehen zu müssen, ein schriller Ton jedoch zeigte mir den Postillon, der an der geöffneten Wagenthür stand und in diesen gellenden Tönen das Signal zum Aussteigen gab. Ich warf einen scheuen Blick hinter mich. Verschwunden war der Leuchtturm; keine wogende See, nichts als Nacht und Regen, der stromweise die Ebene tränkte. Vor mir das Bahnhofsgebäude, auf dessen Perron gähnende Lastträger der Passagiere harrten.

Mein Reisegefährte fuhr aus dem Schlummer auf und pries sich überglücklich am Ziele der Wagenfahrt zu sein. Auf seine Frage, ob ich geschlafen, antwortete ich mit einem kurzen „Nein“, mich hütend von meiner neuen Vision zu reden. Dankend nahm ich seinen Arm, an den ich mich wie eine Trunkene klammerte und warf mich, an Leib und Seele ermattet, auf das harte Sopha, in stumpfer Ergebung den Dampfwagen erwartend. Ich mußte unwillkürlich lächeln, als ich bemerkte, wie mich

mein Reisegefährte verstohlen und scheu betrachtete, gewiß nach Spuren des Wahnsinns suchend, den er mir zuzumuten schien.

In dem von Passagieren aller Art angefüllten Zimmer war eine drückende Atmosphäre. Volle zwei Stunden mußte auf den Zug gewartet werden. Ermüdet, abgespannt von der Reise und den jüngsten Erlebnissen, war dies eine Qual für mich. Endlich ertönte das Signal. Alles drängte hinaus und suchte so schnell wie möglich einen guten Platz zu bekommen, was in dieser vom Regen durchwirbelten Finsternis keine geringe Aufgabe war. Ich hatte mich aus diesem Wirrwarr schreiender und fluchender Menschen glücklich in ein Koupee gerettet und machte mir's so bequem wie möglich. Doch die furchtbar erregte Phantasie ließ sich nicht so leicht beruhigen. Wüste Traumbilder ängstigten meinen unruhigen Halbschlaf, aus dem mich erst das Aussteigen der Dame neben mir weckte. Der Regen hatte endlich aufgehört, doch noch immer blickte der Himmel düster, als würde das leuchtende Tagesgestirn sich niemals Bahn brechen. Hier und da schimmerte wohl ein fahler Schein durch die wogenden Wolkenmassen, doch gleich wieder verhüllte ein dunkler Wolkenball das zarte Andämmern. — Müde, wie ich war, begrüßte ich mit Jubel die ersten Turmspitzen der Weltstadt, meine zweite, meine teure Heimat. Der Zug fuhr schnaubend in den Perron ein. Noch eine kurze Fahrt und ich fühlte mich von weichen Kinderarmen umschlossen und ich küßte die rosigen Gesichter, die mit zärtlicher Besorgnis in meine Züge blickten. Ich preßte sie an mein Herz und dankte dem Himmel, daß die grausige Fahrt zu Ende war.

Bemerkung.

Da diese Arbeit schon vor meiner Uebernahme der Redaktion zum Abdruck bestimmt war, so habe ich die Aufnahme nicht verweigert. Ich sehe in den Erscheinungen einfache Hallunzinationen infolge der Hirnerschöpfung. Die übersinnliche Quelle derselben wäre sehr schwer zu erweisen, entbehrt auch hier des Zusammenhanges mit den Erscheinungen, da jede Andeutung über Vergangenheit oder Zukunft der Wirklichkeit fehlt. Die Leser werden trotzdem diese Bilder mit Interesse beachten. Dr. G.





Früchte und Nüsse als alleinige Nahrung.

Ein Beitrag zur Ernährungsfrage.

Von

L. Delius.

✻

Was hat das Ernährungsproblem mit dem Programm der „Sphinx“ zu schaffen? — wird man fragen. Auch die Leser des „Theosophist“ mögen sich verwundert haben, als sie in der März-Nummer 1892 dieses Organs der Theosophischen Gesellschaft einen Aufsatz „The food of Paradise“ (die Nahrung des Paradieses) entdeckten. Zu einer kurzen Besprechung der Ernährungsfrage berechtigt mich das Vorgehen der „Sphinx“, die das vegetarische Regime häufig im Zusammenhang mit geistiger Entwickelung erwähnte, so daß manche Leser der „Sphinx“ nach meiner Beobachtung die vegetarische Ernährung für die richtige halten, wie die skeptische Verstandeswelt den Okkultismus und Vegetarismus als unzertrennliche Zwillingsverirrungen aufzufassen pflegt.

Unsere Leser möchte ich hiermit auffordern, sich einmal mit den Grundsätzen des anti-vegetarischen oder, richtiger: des Anticerealien-Systems bekannt zu machen, das wohl seinen wissenschaftlichen Hauptvertreter in Dr. med. E. Densmore gefunden hat. Angeregt durch die Schriften dieses Arztes (deutsch von H. B. Fischer bei Max Spohr-Leipzig[1]) wurde in England vor einigen Jahren eine Gesellschaft zur Beförderung einer reinen Diät von Früchten und Nüssen (im Gegensatz zur Stärkemehlkost: Brod, Ceralien und Vegetabilien) gegründet, deren Organ, die Monatsschrift „The natural food“ (die natürliche Nahrung), eine auf folgende Grundsätze sich stützende Gesundheitslehre vertritt:

„Früchte und Nüsse enthalten alle Elemente der Knochen, Muskeln, des Blutes und der Nerven in angenehmer und leicht

[1]) Dr. E. Densmore: „Die Nahrung des Paradieses“, Preis 50 Pfg., „Schrotbrot und Entzündung“, Preis 40 Pfg., „Obst als Nahrung“, Preis 50 Pfg., „Wie die Natur heilt“, Preis 1 Mk. 50 Pfg.

verdaulicher Form, während ebenso der in ihnen aufgespeicherte Kohlenstoff und die Salze ausreichen, den Menschen bei robuster Gesundheit und lebensvoller Thätigkeit zu erhalten. Wir glauben, daß der Mensch das Maximum seiner natürlichen Lebensdauer nur bei einer Diät von Früchten und Nüssen erreichen kann, 1., weil sie behufs ihrer gehörigen Assimilation von allen bekannten Ernährungsarten die geringsten Anforderungen an die Lebenskraft des Menschen stellt; und 2., weil sie von allen bekannten Nährmitteln die kleinsten Mengen erdiger Niederschläge im Organismus zurückläßt. Das Reservekapital an Lebenskraft, welches der Mensch zu bilden im stande ist, wird von dieser Diät weniger als von irgend einer andern erschöpft; folglich bleibt ein größerer Teil davon für die Aufrechterhaltung der Lebensfunktionen, also für die Verlängerung des Lebens übrig. Was ist die Ursache der Schwäche und des Verfalls im Greisenalter? Nach unserer Meinung ist es die Thatsache, daß die unnatürliche Diät des Menschen einen erdigen Niederschlag in den Gliedern und in den Capillargefäßen zurückläßt, welche allen Organen das sie nährende und aufbauende Blut zuführen. Dieser Niederschlag ist zweifelsohne die unmittelbare Ursache von dem, was wir das Greisentum und die Steifheit des Alters nennen und was nur ein anderer Ausdruck dafür ist, daß die Blutkreislaufgefäße entweder ganz oder teilweise durch die aus der genommenen Nahrung abgesonderten Niederschläge verstopft sind. Früchte und Nüsse enthalten nun ein Minimum erdiger und das Maximum sofort verdauungsbereiter Nährstoffe. Die wissenschaftliche Erkenntnis, daß des Menschen Verdauungsorgane so eingerichtet sind, daß der größere Teil der Nahrung in den Hauptmagen und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil im zweiten Magen, d. h. Zwölffingerdarm, verarbeitet wird, muß den Naturforscher wie den wissenschaftlich geschulten Mann ohne weiteres zu der Einsicht führen, daß von jeder Einmischung in diese Absicht der Natur und von jeder Substitution irgend einer Nahrung, dessen größerer Teil notwendigerweise in dem kleinen Magen zur Verdauung gelangt, als ganz natürliche Folge nur eine Verderbnis der Verdauungs-Organe, eine Schwächung der Lebenskraft und eine Vorbereitung von Verdauungs- und Nervenkrankheiten erwartet werden kann. Ohne Ackerbau konnte der Mensch keine Cerealien produzieren. Daß letztere das Ergebnis menschlicher Arbeit und Entwickelung sind und von der Natur nicht freiwillig hervorgebracht werden, ist durch die Wissenschaft vollauf bewiesen worden. So sagt Balfour in seinem „Lehrbuch der Botanik“ (S. 108): „Weizen ist der abnorme Zustand einer gewissen Pflanze. Wir sind in Verlegenheit, wo wir den Urtypus oder die Urart zu suchen haben“. Bentley schreibt in seinem „Manual of Botany“ (S. 697): „Die Ursprungsgebiete unserer wichtigen Cerealien oder körnertragenden Pflanzen sind gänzlich unbekannt“. Ohne Cerealien, ohne Fische, ohne Fleisch, ohne Milch und deren Produkte, (die Viehzucht und die Benutzung der Milch kam bei dem Menschen offenbar erst in Aufnahme, nachdem er aus dem Ur- und Naturzustand herausgetreten war), was blieb da dem Menschen für seinen Lebensunterhalt übrig, als Früchte und

Nüsse? Und da diese Früchte von der Natur nur in einem warmen Klima zu allen Zeiten freiwillig hervorgebracht werden, so muß ein solches Klima des Menschen ursprüngliche Heimstätte gewesen sein".

Ich habe hier kurz aus den Schriften Dr. Densmores über dessen Ernährungssystem einige Sätze herausgenommen, aus denen sich der Leser über die Hauptpunkte orientieren kann, auf welche diese Lehre hinausläuft. In der That erscheint mir dieselbe so wohlgestützt und betrifft so wichtige Fragen, daß ich dem Leser, der die Densmoreschen Schriften noch nicht kennt, dieselben zur Anschaffung wärmstens empfehle.

Sind damit so günstige Resultate erzielt, daß es sich auch der Mühe lohnt, der Sache näher zu treten? Allerdings! Es liegen die günstigsten Resultate in vielen Fällen vor, wo diese Ernährungsweise konsequent durchgeführt wurde. Ich will nur einen der frappantesten anführen, von dem der „Theosophist" vom März 1892 spricht.

Hier handelt es sich um einen Hindu-Gentleman, der — wie Col. Olcott berichtet — eine der höchsten amtlichen Stellungen in Indien einnimmt und ein Mann von glänzender Begabung ist. Derselbe hatte, ehe die Unterredung mit Olcott stattfand, während der letzten sechs Monate von natürlicher Nahrung, d. h. von Früchten und Nüssen gelebt. Durch eine amerikanische Abhandlung über diesen Gegenstand, welche er zufällig zu lesen bekam, wurde seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Die Gründe des Verfassers leuchteten ihm ein, so daß er beschloß, an sich selbst einen Versuch anzustellen. Seine amtliche Stellung verursachte ihm eine große Sorgenlast in Folge der zahllosen Einzelheiten der seiner Aufsicht anvertrauten Amtsgeschäfte, und wiewohl er von der Natur mit einer starken Konstitution ausgerüstet ist und mäßig lebt, fing er mit höheren Jahren doch an, die Warnungssymptome einer geschädigten Gesundheit zu verspüren. Er bekam einen Anfall von Diabetes, welche nichts anderes als eine tiefeingewurzelte Verdauungsstörung ist. Er litt an Schlaflosigkeit, obwohl er nach schwerer Tagesarbeit sich außerordentlich ermüdet fühlte. Er befolgte nun aber nicht die zögernde Art des Ueberganges, sondern vertauschte auf einmal die Cerealienkost mit Früchten und Nüssen. Innerhalb 24 Stunden fühlte er sich wie ein junger Mann; alle Symptome des Diabetes verschwanden, sein Geist fühlte sich klarer, sein Körper gestärkt, sein gesunder Schlaf kehrte zurück. Nach ungefähr sechsmonatlicher Anwendung dieser Diät fühlt er sich jünger, stärker und geistig klarer, als er je seit vielen Jahren gewesen ist. Seine Tagesdiät hat er so geregelt: Um 6 oder 7 Uhr Morgens eine Tasse Kaffee mit Milch; 11 Uhr vormittags drei oder vier Bananen, einige Mandeln oder Nüsse, ein Apfel, Paar Orangen oder andere Früchte der Saison, acht oder neun Unzen (eine Unze = 18,83 Gramm) gekochte Milch, hin und wieder auch ein Paar getrocknete Früchte, wie Feigen, Datteln, Pflaumen, Rosinen u. s. w., von 7 Uhr Abends dieselbe Mahlzeit wie Vormittags 11 Uhr. Er genießt kein Brot, keinen Reis, keinen Weizen. Er hat keine nennenswerte Verringerung seines Körpergewichts erfahren, er ist im Gegenteil muskulöser

als bei der früheren Cerealienkost geworden. Er hat auch andere bewogen, das an sich selbst angestellte Experiment zu versuchen, und das Zeugnis aller stimmt mit dem seinigen dahin überein, daß sie sich stärker, gesünder und geistig lebhafter fühlen als früher. Unter ihnen befinden sich zwei Brahminen, welche beim Beginn des Experiments durchaus gesund und frei von jeder Krankheit waren. Einer von ihnen ist im Hauptquartier zu Advar wohlbekannt und bekleidet ein hohes öffentliches Amt. Alle diese Herren sind freudig bereit, ihr Zeugnis zu Gunsten der hier zum Ausdruck gelangten Angaben abzulegen.

Und die Vegetarier? rühren diese sich denn nicht für ihr System?

Gewiß thun sie dies, wie man in der lehrreichen Broschüre „Kurze Darstellung des Systems der stärkemehllosen Kost" von Dr. Densmore und seiner Controverse mit A. F. Hills, Präsidenten der Londoner vegetarischen Gesellschaft, nachlesen kann. Hills ist in seinen Ausführungen etwas langatmig. Er schreibt, wie Dr. Densmore sich ausdrückt, „mit einer in bezaubernde Reize getauchten Feder, erfreut den Leser mit wunderschönen Satzwendungen, mit musikalischen Cadenzen"; allein Dr. Densmore bleibt auf keine Einwendung des Gegners gegen das Anti-Cerealiensystem die klare und schlagende Antwort schuldig.

✠

Dr. Görings „Vater unser"-Kompositionen.

(Selbstanzeige.)

Zwei Kompositionen sind im Verlage der H. Sächsischen Hofbuchhandlung von Hermann Beyer und Söhnen in Langensalza erschienen, in denen ich den Sinn des „Vater unser" musikalisch andeute. Ich suche jede Bitte einzeln zu charakterisieren und ihre individuelle Stimmung wiederzugeben. Durch Beifügung einer Erklärung „Symbolik der Musik zum Vater unser" auf der Rückseite jeder Ausgabe habe ich genau angegeben, wie beide Kompositionen aufgefaßt werden sollen. Das „Vater unser" in B-dur ist volkstümlich gehalten, das in Es-dur wendet sich mehr an Musiker. Das erste ist Frau Gräfin Luise von Schwerin zur Rabenau zum Andenken an die Schloßandachten in Schwerinsburg, das zweite Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels geb. Prinzessin von Reuß-j. L. gewidmet. Vorläufig sind beide Stücke für eine Stimme bearbeitet, doch läßt sich meine Harmonisierung ohne große Mühe für drei- oder vierstimmigen Gesang verwenden. Beide sind für Orgel, Harmonium und Klavier bestimmt und sollen dazu beitragen, die Auffassung der erhabenen Worte zu vertiefen, die so oft gedankenlos gesprochen und deshalb in ihrem vielseitigen, überreichen Inhalte garnicht erfaßt werden. Außer der Einführung in Familienkreisen, besonders bei Hausandachten habe ich auch an ihre Benutzung in Schulen und Kirchen gedacht, in denen sie sich auch schon eingebürgert haben. Der geringe Preis (40 Pf.) ermöglicht ihre Verbreitung. Im nächsten Hefte unserer Zeitschrift werde ich die Musiksymbolik beider Stücke eingehend erklären. Dr. Göring.

✠

Verbreitung guter Volkslitteratur.

Der Verein zur Verbreitung guter Kolportagelitteratur sagt in seinem Aufrufe:

Wer für die Zeichen der Zeit ein offenes Auge hat und das Leben unseres Volkes in allen seinen Aeußerungen verfolgt, dem kann es nicht entgangen sein, daß hinsichtlich des Lesestoffes, aus dem die breiten Schichten unseres Volkes ihre geistige Nahrung beziehen, die schreiendsten Notstände vorhanden sind.

Man nehme sich nur einmal die Zeit, hinunterzusteigen in die Kellerwohnungen unserer Großstädte und in den dichtbevölkerten Hinterhäusern der Arbeiterviertel von Etage zu Etage zu gehen.

Man wird dort Haufen von Lesestoff finden, der den Unglauben predigt, der die Begehrlichkeit fördert, der mit dem Verbrechen spielt, der die Roheit den Menschen ins Herz pflanzt, der der Sozialdemokratie Vorschub leistet.

Sieh' Dir das Blatt an, welches der Kutscher auf dem Bock in der Hand hält, schau' in das Heft, das in der Küche Deine Magd heimlich liest — sieh' das, und Du wirst Dich nicht mehr darüber wundern, daß die Millionen weder von einer göttlichen, noch von einer menschlichen Autorität etwas mehr wissen wollen und die Fäuste ballen wider jeden, der einen Thaler mehr in der Tasche hat als sie selbst.

Es ist der Schauerroman, seine Verfasser und seine Verleger, die wir der Vergiftung unseres Volkes anklagen müssen.

Als „hunderttausendköpfiges Publikum" werden in der „Fachzeitung für den Kolportagebuchhandel" vom 10. November 1891 die Leser des Schauerromans bezeichnet, und jedermann, der in diesen Zweig des Buchhandels hineingeblickt hat, weiß, daß die Auflage eines Schauerromans vielfach 100000 erreicht, ja übersteigt. Rechnen wir durchschnittlich 50 Hefte auf einen solchen Roman, so sind es nicht weniger als fünf Millionen Giftpfeile, welche unserm Volk in einem einzigen dieser Machwerke in die Seele dringen. Und wie viele solcher Romane kommen jährlich in 50 oder 100 Lieferungen auf den Markt! Die oben angeführte Zeitung behauptet, daß der vielbesprochene Kolportageroman des „glücklichen" Berliner Verlegers Weichert „Der Scharfrichter von Berlin" eine Geldbewegung von mehr als 5 Millionen Mark hervorgerufen habe. Wer nur einen Blick hineingeworfen hat in den letztgenannten Roman, der muß es sehen und bezeugen, daß, wenn die Angabe wahr ist, unser Volk vor einem tiefen Abgrund steht.

Ueber die verderbliche Wirkung dieser Schundlektüre sind sich alle einsichtigen Leute einig.

Unsere Brüder und Schwestern müssen von diesem Abgrund hinweggezogen werden.

Aber wie ist zu helfen?! Wer will helfen?!

Wir müssen sorgen, daß bessere Schriften an stelle der schlechten kommen! Dazu reichen aber die Bücher und Traktate nicht aus, die von

christlichen Schriften-Vereinen und Traktat-Gesellschaften herausgegeben werden. Diese arbeiten mit großem Eifer und vielem Segen. Aber ihre Schriften kommen nicht an die in Gefahr stehenden Massen heran. Ihre Schriften reden meist zu sehr die Sprache Kanaans und zeigen sich den glaubenslosen Massen schon in ihren Titeln als „fromme" Lektüre oder als unbequeme Mahner an. Die gottentfremdeten Menschen, für die sie bestimmt sind, weisen sie von vornherein von der Hand.

Unser Volk will nicht bloß direkt erbaut sein, es will auch unterhalten werden. Ja, die große Masse will nichts als Unterhaltung und verschlingt alles, was ihr geboten wird. Hier heißt es eingreifen. Man schaffe solche Schriften, die das Verwerfliche und Verderbliche des Schauerromans vermeiden, die aber doch von den großen Massen willig genommen werden.

Wie sollen solche Schriften beschaffen sein? Man schaffe Romane, die gleich den berüchtigten Heften des „Scharfrichters von Berlin", des „Schinderhannes" und anderer Machwerke in Zehnpfennig-Lieferungen erscheinen; Romane, die spannend geschrieben sind und gleich der „Schauerlektüre" vom Volke „verschlungen" werden; Romane, die an stelle des zersetzenden Giftes heilsame Tropfen enthalten.

Man schaffe Romane in Zehnpfennigheften, die dem Volke eine wirklich spannende, packende Unterhaltung bringen; Romane, die unserem Volke Vaterlandsliebe und Königstreue im rechten Licht darstellen, die durch Schilderung edler Charaktere die Gemüter ergreifen, bildend und veredelnd auf den Leser wirken, die durch kernige Beispiele echter Freiheitsgedanken zur Nacheiferung anspornen und in denen der Mittelpunkt ein christlicher ist; solche Romane werden auch noch heute große Anziehungskraft ausüben.

Wie müssen die Schriften verbreitet werden? Das muß im wesentlichen durch den Kolportage-Buchhandel geschehen. Diesem, der die Schauerromane verbreitet, stehen alle die Thüren offen, durch die auch unsere Schriften Eingang finden müssen. Den Kolportage-Buchhändler müssen wir für die guten Schriften gewinnen.

Man weise nicht kopfschüttelnd diese unsere Forderung ab. Dem Stande der Kolportage-Buchhändler geschieht Unrecht, wenn man um einer Anzahl fragwürdiger Existenzen willen über alle den Stab bricht. — Der Kolportage-Buchhändler ist Geschäftsmann, er verbreitet mit Vorliebe das, was das Volk gern nimmt, und was ihm ordentlich etwas einbringt.

Welche Forderung ergiebt sich daraus für uns? Schafft Schriften, die das breite Volk gern nimmt, und an denen der Kolportage-Buchhändler, dessen Fleiß und Intelligenz wir brauchen, auch verdient, was ihm zukommt. Und der Kolportage-Buchhandel wünscht selbst, bessere Lektüre zu verbreiten, als es die Schauerromane sind. Seine und unsere Wünsche begegnen sich. So ist vor kurzem wieder in einer Versammlung von Kolportage-Buchhändlern in Berlin der Ausspruch laut geworden: „Wir vertreiben weit lieber gute Bücher, wenn wir beim Volke dafür Absatz

finden". Dies müssen wir im allgemeinen als richtig und thatsächlich anerkennen. Besonders in jüngster Zeit geht durch den Kolportage-Buchhandel ein entschiedenes Verlangen nach besserer Volkslektüre.

Wohlan, laßt uns eingreifen hier, wo es not thut! Wir sind im Sinne der vorliegenden Darlegungen bereits vorgegangen. Wir haben in Berlin eine Verlagsbuchhandlung für diese Zwecke begründet. — Wir haben das gethan im Vertrauen auf die thatkräftige Hilfe aller derer, die unser Volk lieb haben. Zahlreiche Beiträge sind uns bereits zugegangen, aber freilich noch lange nicht genug. Darum geht unsere Bitte immer aufs neue hinaus ins Land:

Wer will uns ferner helfen in unserer wichtigen Arbeit? Es helfe, wer da kann! Jeder gebe nach seinem Vermögen, der Wichtigkeit der Sache angemessen. Besonders willkommen sind uns Jahresbeiträge, und seien sie noch so klein. Freundlichst bewilligte Beiträge werden an unsere Geschäftsstelle U. Meyer, Deutscher Kolportage-Verlag, Berlin SW. 61, Johanniterstraße 6, oder an die Adresse des mitunterzeichneten Pastors Ernst Evers, Berlin SW. 61, Johannistisch 6, erbeten, doch nehmen auch die übrigen Unterzeichneten solche gern entgegen. Listen für Geldsammlungen stehen zu Diensten. Wen unsere Sache interessiert, der wolle in Bekanntenkreisen für dieselbe wirken. Zur Orientierung empfehlen wir das Schriftchen: „Was liest unser Volk?" Dasselbe ist gratis von unserer Geschäftsstelle zu beziehen.

Soweit der Aufruf, dem ich den größten Erfolg wünsche.

Der Verein zur Verbreitung guter Kolportage-Litteratur

als Vorstand die Herren: Dr. jur. Andrae, Landgerichtsdirektor, Landsberg a. W. — von Brauchitsch, General-Leutnant, Direktor der Kriegsakademie, Berlin W. — Büff, Landgerichtsrat, Kassel. — Engel, Chefredakteur des „Reichsboten", Berlin SW. 46. — Ernst Evers, Pastor, Berlin SW. 61, Johannistisch 6. — Louis Großkopf, Fabrikant, Königsberg i. Pr. — Graf von Harrach, Landrat a. D., Mitglied des Abgeordnetenhauses, Gr.-Sägewitz. — Graf von Hohenthal, Königl. Kammerherr, Schloßhauptmann, Dölkau bei Zöschen, R.-B. Merseburg. — Friedr. Krebs, Fabrikant, Frankfurt a. M. — Adolf Meyer, Kirchenrat, Superintendent und Hofprediger, Ebersdorf (Reuß). — Ulrich Meyer, Buchhändler, Berlin SW. 61. — Metzenthin, Kommerzienrat, Brandenburg a. d. H. — Niese, Gymnasiallehrer, Berlin O., Fruchtstr. 55. — Dr. G. Oertel, Real-Gymnasial-Oberlehrer, Leipzig, Arndtstraße 58. — von der Osten-Jannewitz, Major a. D., Gr.-Jannewitz, Pommern. — Julius Pape, Buchhändler, Hamburg (Firma: Heroldsche Buchhandlung). — Riemschneider, Pastor, Gudersleben, Reg.-Bez. Magdeburg. — J. Schniewind, Fabrikbesitzer, Elberfeld. — Tiesmeyer, Pastor, Bremen. — Wallichs, Gymnasial-Direktor, Rendsburg. — Pfarrer Lic. Weber, M.-Gladbach.

Ich bemerke dazu, daß die „Theosophischen Schriften" in erster Linie unter das Volk gebracht werden sollten, wenn man gegen den Materialismus und Atheismus wirken will. Mancher wird durch die Theosophie für das Göttliche im Menschen und für die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele wiedergewonnen, der von der Kirche abgefallen ist und in der Sozialdemokratie vom Geistigen auf das nur Materielle gelenkt wird. Die „Theo-

sophischen Schriften" nebst ihrem Litteraturkreis sollten deshalb auch durch den Kolportage-Buchhandel unter das Volk, unter Handwerker und Arbeiter, besonders in Fabriken gebracht werden. Sie umfassen bis jetzt zwanzig Hefte, deren Inhalt ebenso in das Seelenleben eingreift, wie er geeignet ist, einen klärenden, versöhnenden und zur Thatkraft drängenden Einfluß auf das soziale Leben auszuüben.

(Die Reihenfolge der erschienenen Hefte ist auf dem Umschlag verzeichnet.)

*

Glaubwürdige Fernwirkung.

Bei dem zweifelhaften Charakter vieler Fälle von Fernwirkung ist es wertvoll, einzelne Thatsachen zu kennen, deren Wirklichkeit nicht bestritten werden kann. Ich habe zwei erlebt.

Heute früh 6 Uhr, 18. Februar 1895, begleitete ich in der Winterdunkelheit einen Freund und gewissenhaften Mitarbeiter der „Sphinx", nach einem inhaltreichen Verkehre in Berka an der Werra, an die Bahnstation. Ich hatte mir die Autosuggestion gegeben, um 4 Uhr früh aufzuwachen, obgleich ich bis 1 Uhr hatte arbeiten müssen. Kurz nach dem Erwachen hörte ich es 4 Uhr vom Rathausturm schlagen.

Auf dem Wege sah ich in der Dunkelheit nur das ausdrucksvolle Gesicht mit den blauen magischen Augen astral plastisch vor mir, während der interessante Gastfreund mit bewunderungswürdiger Ortsfindigkeit vor mir her den Weg durch die Schneewüste bahnte, die einen Eingeborenen hätte irreleiten können.

Nach seiner Abfahrt ging ich zurück und arbeitete bis 12 Uhr. Ungewöhnlich ermüdet durch den Mangel an Schlaf legte ich mich kurz vor dem Essen etwas hin. Kaum lag ich, als Fräulein Schnell mich rief. Ich antwortete: „Ja, sofort!" Da hörte ich noch ganz deutlich von Fräulein Schnells Stimme die Worte: „Ach so, er liegt im Bett!"

Dieses laute Selbstgespräch fiel mir — als Gegensatz zu ihrem klugen und taktvollen Wesen — so auf, daß ich nach Tisch Fräulein Schnell auf Ehre und Gewissen fragte, ob sie diese Worte g e s p r o c h e n habe. In zuverlässiger Aufrichtigkeit v e r n e i n t e sie dies, wie ich erwartet hatte. „Haben Sie es gedacht?" fragte ich. „Ja", antwortete sie, „nach dem Klang Ihrer Stimme war ich überrascht, daß Sie nicht in Ihrem Arbeitszimmer waren, wo ich Sie vermutet hatte, als ich anklopfte. Ich dachte also, Sie lägen im Bett, und war etwas erstaunt. Aber g e s a g t habe ich n i c h t s, sondern ging gleich wieder hinunter".

Ich hatte also in der durch Ueberreizung gesteigerten inneren Wahrnehmungsfähigkeit die fremde Vorstellung empfangen und sofort als Gehörseindruck projiziert. Das war ein e c h t e r Fall von Telepathie.

Aehnliches erlebte ich am 15. Dezember 1889 früh 9 Uhr in Berlin. Am Abend vorher war ich mit dem Nachtzug von Berka-Gerstungen nach Berlin gereist. Früh 9 hörte ich, völlig wach, deutlich die für mich unvergeßlich charakteristische Stimme meiner Mutter, wie sie weinend meinen Namen rief und laut schluchzte. Ich teilte ihr dies mit, bekam aber

schon am 14. Dezember die Mitteilung von ihr, daß sie während der ganzen Nacht meine Bahnfahrt mit ihren Gedanken begleitet und am andern Morgen im Gedanken an mich geweint habe. Näheres bestätigte ihre am 15. Dezember ankommende Antwort auf meinen Brief.

Alle Einzelheiten ihres am 22. Januar 1890 unerwartet an Influenza erfolgten Todes hatte ich in Träumen am 1. November 1889 in Berlin und am 18. Januar 1890 in Berka a. W. — völlig im Gegensatze zum Inhalte meines wachen Bewußtseins — vorausgesehen. Ebenso hatte ich alle Einzelheiten bei der Beerdigung meines jüngsten Bruders Ernst am Morgen des Tages geträumt, an welchem (30. Dezember 1888) unsere Familie das Telegramm von seinem völlig unerwarteten, durch einen Unglücksfall herbeigeführten Tod desselben erhielt. **Dr. Göring.**

Hippokratisches Gesicht.

Eine ganz besonders unangenehme Art des „zweiten Gesichtes“, die glücklicher Weise seltener vorkommt, ist die, daß der mit dieser Sehergabe belastete andere Menschen, die er sieht oder mit denen er gar redet und die noch ganz gesund sind oder mindestens so scheinen, aber denen in kurzer Zeit der Tod bevorsteht, mit einem Leichengesicht (hippokratischen Gesicht) sieht, gerade sowie sie auf ihrem Todtenbette aussehn werden.

Mitte Juni vorigen Jahres erzählte im Feuilleton des „Pesti Napló“, der ungarische Abgeordnete Johann Hock Erinnerungen an seine jüngste Pariser Reise und insbesondere an den früh verstorbenen Abgeordneten Bernhard Pataki.

Nachdem Hock mit den Sehenswürdigkeiten der Seine-Stadt gesättigt war, nahm er die bereitwillig angebotene Führerschaft Patakis zu einem Besuche an der Grabstätte Béla Grünwalds und zu einem Gang nach der Morgue in Anspruch. Auf der Fahrt vom Kirchhofe nach der Morgue erzählte Hock seinem Führer und Landsmann Pataki, daß es schon vier Monate vor dem Selbstmorde Grünwalds Jemanden gegeben, der dieses tragische Ende geahnt habe.

— Ich begreife die Sache nicht, bemerkte Pataki.

— Auch ich nicht; aber was ich erzähle, ist Thatsache. Erinnern Sie sich des armen verstorbenen Emerich Visi?

— Des Redakteurs des „Nemzet“?

— Ja, des Nämlichen, der so plötzlich an einem Herzleiden starb. Von diesem stattlichen, kräftigen Manne glaubten wir, er werde der Zeit Trotz bieten. Ein halbes Jahr vor seinem Tode sah ihn Béla Grünwald auf der Straße; und als Grünwald hernach in den Klub (der Nationalpartei) kam, trat er mit den Worten ein:

— Der arme Visi steht am Rande des Grabes.

Wir nahmen die Sache für einen Spaß und meinten, Visi sei kerngesund.

— So redet Ihr, sagte Grünwald kopfschüttelnd, weil Ihr ihn täglich sehet. Ich aber habe ihn sechs Monate nicht gesehen und als ich ihn vorhin auf der Straße erblickte, sah ich auf seinem Antlitz einen Augenblick die facies hippocratica.

Nach dem Tode Visis kehrte Grünwald aus Mentone heim. In seinem ersten Gespräch erinnerte er uns an seine Worte.

— Sagte ich es Euch nicht? Ich habe in dem Antlitze Visis die zum Tode veränderten Züge gesehen.

In diesem Augenblicke trat Albert Kováts in den Saal. Als Béla Grünwald den Gegenstand weiterspann, wandte Albert Kováts sich zur Thüre. Ich folgte ihm.



— Was giebts, Albert?

— Laß mich; mir ist so weh im Herzen; ich kann den armen Menschen nicht ansehen.

— Wen?

— Grünwald. Auch ich sah in seinem Antlitz das hippokratische Gesicht.

Ein halbes Jahr später wurde Grünwald mit durchschossener Schläfe aus der Seine gezogen und seine Leiche in der Morgue agnosziert.

In der Morgue angekommen, erzählte Pataki dem Abgeordneten Hock, wie er die Leiche Grünwalds agnosziert hat. Dort auf der letzten Bank rechts lag er, wo jetzt jene Frau mit dem breiten Schädel liegt, schloß Pataki seine Erzählung.

In diesem Augenblicke schaute Hock seinen Führer an.

— Kommen Sie, um Gotteswillen, sonst wird mir übel. Mir ist, als ob diese ganze Eismasse auf meiner Brust läge.

Lächelnd führte Pataki seinen Gast hinaus.

— Man muß sich an diesen Anblick gewöhnen, sagte er. Den Parisern ist die Morgue ein Ort der Zerstreuung. Sie aber sind vor Schrecken ganz blaß.

„Ich hatte nicht die Kraft", schließt Hock, „ihm die Wahrheit zu sagen. Nicht der Anblick der Leichen hatte mich erschreckt, sondern sein Antlitz. Als ich ihn in der Morgue angeschaut hatte, sah ich an ihm den hippokratischen Zug wie in dem Gesichte der toten Frau mit dem breiten Schädel".

Wir schieden traurig. Er übergab mir seine (bei mir noch jetzt verwahrte) Visitkarte, auf welche ich sofort die Worte schrieb: „Morgue. Facies hippocratica. 27. Juli 1892".

Ein halbes Jahr später brachten die Blätter die Nachricht von dem unerwarteten Ableben Bernhard Patakis.

❦

Schriften der Brüdergemeine.

Die Brüdergemeine, die sich aus kleinen Anfängen zu einer Geistesmacht emporgerungen hat, besitzt ihren eigenen Verlag in der Unitäts-Buchhandlung zu Gnadau (Provinz Sachsen). Aus denselben empfehle ich unsern Lesern folgende Veröffentlichungen:

1. Die evangelische Brüdergemeine in Herrnhut, ihre Gründung, Ausbreitung, Lehre und Einrichtung. Von Dr. theol. Hahn. (Preis 10 Pfg.) Diese Schrift giebt auf 22 Seiten ein lebendiges Bild von dem Kampfe der Gemeinde um ihr Geistesleben und berichtet, wie sie nach dem Tode von Johann Huß als „Unitas fratrum" seit 1457 in Böhmen und Mähren zusammenhielt, sich an die Waldenser und später an Luther anschloß, bis sie in härtester Bedrängnis eine Zufluchtsstätte bei dem Grafen von Zinzendorf auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz seit 1722 fand, sich von da aus rasch ausbreitete und viele Gemeinden bildete: Herrnhut 1722, Niesky 1742, Gnadenberg und Gnadenfrei 1743, Neusalz 1744, Ebersdorf und Zeyst 1746, Barby 1748, Neuwied 1750, Kleinwelke 1751, Neudietendorf 1753, Gnadau 1767, Gnadenfeld 1782 u. a. Eine ausgedehnte Thätigkeit in der äußeren und inneren Mission erhöht von Jahr zu Jahr ihr segensreiches Wirken.

2. Mitteilungen aus der Brüdergemeine zur Förderung christlicher Gemeinschaft. 1. Heft: Januar 1895. (12 Monatshefte 5 Mk.) Diese Zeitschrift will über Gegenwart und Vergangenheit der Brüdergemeine berichten. Das vorliegende Januarheft enthält eine Mahnung

zu gemeinsamem Wirken im Sinne Jesu, eine Neujahrspredigt von Tietzen, einen lebensvollen Bericht über die kleine Missionsgemeine Beröa in der westlichen Provinz von Süd-Afrika, Missionsbilder aus Suriname und ein fesselndes Lebensbild von Jens Buck, geboren 8. Oktober 1782, gestorben 30. Januar 1841.

3. Maria nach den vier Evangelien. Ein Liederkranz von Klara K. (Preis 30 Pfg.) Diese Gedichte zeigen frommen Sinn. Karl Gerok beurteilt sie so freundlich, daß ich mein Urteil zurückhalten darf. Sie sind zum besten des „Michaelisstiftes" in Gefell herausgegeben worden, welches als Rettungsanstalt für junge Mädchen am 29. September 1849 vom Superintendenten Bauerfeind gegründet wurde und zwischen Hof und Schleiz liegt.

4. Die heilsame Lehre in Auszügen aus älteren Schriften reformierter Gottesgelehrten. (Preis 40 Pfg.) Auf 373 Seiten werden überaus wertvolle Aussprüche älterer reformierter Theologen zusammengestellt, die im Sinne der Mystik zu deuten sind.

5. Reden an die Kinder von Spangenberg. (Preis 75 Pfg.) Es sind 42 Reden, welche Spangenberg von seinem 81. bis 87. Jahre in Herrnhut an die Kinder gehalten hat: einfach, echt religiös, gedankenreich.

6. Die Geschichte der letzten Tage des Menschensohnes. (Preis 50 Pfg.) Eine Zusammenstellung der Leidensgeschichte Jesu nach dem Wortlaute der Evangelien, in Abschnitten nach den Tagen der Leidenswoche. Großer Druck.

7. Ziehkästchen mit Bibelsprüchen. (50 Pfg.) Wertvoll für den Familienkreis. Ein Kästchen mit Karten, deren jede einen Bibelspruch und einen Liedvers enthält.

8. Biblische Spruch-Lotterie. (75 Pfg.) Enthaltend 1152 Bibelstellen, die als Lose gezogen werden.

9. Loosung-Lotterie. (20 Pfg.) Enthält die einzelnen Tage des Jahres in Loskarten.

10. Abreiß-Kalender für 1895. (75 Pfg.) Enthält für jeden Tag einen Spruch aus dem alten und neuen Testament.

11. Losungen und Lehrtexte. (Geb. 50 Pfg.) Die allgemein beliebte Sammlung von je einem Spruche aus dem alten und neuen Testamente für jeden Tag des Jahres nebst je einem Liedvers und einem Bibeltexte für jeden Tag. Diese Ausgabe ist wohl schon über die Erde verbreitet. Für jedes Jahr erscheint eine neue Zusammenstellung.

Dr. Göring.

Berichtigung.

Ohne mein Wissen ist die letzte Notiz im Märzhefte gedruckt worden. Inhalt und Form, inbegriffen den Zusatz „Redaktion" verantwortet allein die Verlagshandlung.

Dr. Göring.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring: Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh.: E. Appelhans) in Braunschweig.



Rundschau über alle Gebiete des Schönen.

Herausgeber:

Ferd. Avenarius.

„Der einzige Kunstwart wiegt mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunst Zeitschriften".

Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.

Vierteljährlich Mk. 2.50

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag.

Probehefte kostenlos auf Wunsch.

Kunstwart-Verlag

Georg D. W. Callwey, München.

Dringende Bitte!

„Wer einem ehrlichen Mann in sicherer Lebensstellung (Staatsbeamter) bei Kenntnis der näheren Verhältnisse ein Darlehen geben würde, wird um Angabe seiner Adresse unter F 25 an die Expedition gebeten".

Soeben erscheint:

R. Fugmann

„Heiter ist die Kunst, Erhaben und heiterer das Leben".

Aphorismen. Preis 1 Mk. geb. 1,60 Mk.

— Eine sinnige Geschenkgabe. —

In allen Buchhandlungen und direkt von **W. Besser, Leipzig, Markt 2.**

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig**

In unserem Verlag erscheinen jetzt in kurzen Zwischenräumen:

Theosophische Schriften.

Zur Ausgabe gelangte:

- Heft I. **Die Sphinx der Theosophie.** Von Annie Besant. 2. Aufl.
- „ II. **Karma, die theosophische Begründung der Ethik.** Von Hübbe-Schleiden. 2. Aufl.
- „ III. **Der Weltberuf der Theosophischen Gesellschaft. Ein Vortrag.** Von Gyanendra Nath Chakravarti.
- „ IV. **Karma im Christentum.** Von Dr. Hübbe-Schleiden.
- „ V. **Die Lehre der Wiederverkörperung im Christentum, ein verklungener Ton des Christentums.** Von Hübbe-Schleiden.
- „ VI. Dr. **Franz Hartmann, ein Vorkämpfer der Theosophie.** Von Dr. Hugo Göring.
  Selbsterkenntnis und Wiederverkörperung. Von Dr. Franz Hartmann. Preis 40 Pf.
- „ VII. **Theosophie gegen Anarchie.** Von Dr. Ernst Ewald.
  Theosophie und Anarchie. Offener Brief an Herrn Dr. Ernst Ewald.
- „ VIII. **Wie die Theosophie dem sittlichen und sozialen Elend entgegenwirkt.** Von Landgerichtsrat Krecke in Berlin. 2. Aufl.
- „ IX. **Theosophie und soziale Fragen. Rede auf dem Theosophen-Kongreß zu Chicago gehalten.** Von Annie Besant.
- „ X. **Die geistige und die geschichtliche Bedeutung der theosophischen Bewegung.** Von Hübbe-Schleiden.
- „ XI. **Yoga, die Wissenschaft der Seele.** Von G. R. S. Mead.
- „ XII./XIII. **Mystik und Weltende.** Von Dr. Franz Hartmann. Preis 40 Pf.
- „ XIV./XV. **Ein Interview über Theosophie** zwischen einem Berichterstatter des „New York World" und Annie Besant. Uebersetzt von Ludwig Deinhard. Preis 40 Pf.

Preis des einzelnen Heftes 20 Pfennig.

Mai 1895 XX, 111.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1895.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der **Abonnementspreis** beträgt halbjährlich (ein Band): einzelne Hefte:

für **Deutschland und Österreich**	**M. 9,—**	**M. 2,— (portofrei)**
„ **Frankreich**	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ **England, Indien und Kolonien**	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ **Amerika**	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig** entgegen.

— **Post-Zeitungsliste Nr. 6442.** —

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung“ erhalten die „Sphinx“ gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx“ an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XX, 111. Mai 1895.

Religion und Moral.

Von[1])

Graf Leo Tolstoy.

Sie fragen mich: 1. was ich unter dem Worte „Religion" verstehe, und 2. ob ich die Sittlichkeit unabhängig von der Religion, wie ich sie verstehe, für möglich halte?

Ich werde mich nach Kräften bemühen, diese im höchsten Grade wichtigen und schön gestellten Fragen in bester Weise zu beantworten.

Dem Worte „Religion" werden gewöhnlich drei verschiedene Bedeutungen zugeschrieben.

Die erste ist die, daß die Religion eine bestimmte, den Menschen von Gott gegebene, wahrhafte Offenbarung und die, aus dieser Offenbarung hervorgehende Gottesverehrung ist. Diese Bedeutung wird der Religion von denjenigen Menschen zugeschrieben, die an irgend eine der bestehenden Religionen glauben und deshalb diese eine Religion für die allein wahre halten.

Die zweite, der Religion zugeschriebene Bedeutung ist die, daß die Religion eine Zusammenstellung gewisser abergläubischer Gebräuche und die aus diesen Gebräuchen hervorgehende abergläubische Gottesverehrung ist. Diese Bedeutung wird der Religion von denjenigen Menschen zugeschrieben, die überhaupt an nichts oder nicht an die Religion glauben, die sie definieren.

Die dritte, der Religion zugeschriebene Bedeutung ist die, daß die Religion eine, von klugen Leuten ausgesonnene Zusammenstellung von

[1]) In Nr. 41 der „Ethischen Kultur" 1893 teilte der Herausgeber Professor v. Gizycki mit, daß er an hervorragende Zeitgenossen die Frage gestellt habe: 1. Was verstehen Sie unter Religion? 2. Glauben Sie, daß es eine von der Religion unabhängige Moral geben kann? Auf diese Frage sandte Graf Tolstoy seine vom 28. Oktober 1893 datierte Antwort ein, deren Anfang in den Nr. 52 und 53 der „Ethischen Kultur" veröffentlicht wurde. Sie setzte sich noch in längeren Ausführungen durch drei weitere Nummern fort und schloß mit den Sätzen, die wir zum Schluß hier wiedergeben.

Gebräuchen und Gesetzen ist, welche notwendig sind um der Volksmassen Willen, sei es als Trost, oder als Zügel ihrer Leidenschaften, oder auch als Mittel, um diese Volksmassen zu beherrschen. Diese Bedeutung wird der Religion von denjenigen Menschen zugeschrieben, die gleichgiltig sind gegen die Religion, als Religion, die sie aber für ein nützliches Werkzeug der Regierung halten.

Der ersten Bedeutung nach ist die Religion eine unzweifelhafte, unwiderlegbare Wahrheit, deren Verbreitung unter den Menschen durch alle möglichen Mittel zum Wohle der Menschheit nicht nur wünschenswert, sondern unbedingt notwendig ist.

Der zweiten Bedeutung nach ist die Religion eine Sammlung abergläubischer Sitten, von denen die Leute durch alle möglichen Mittel zu befreien für das Wohl der Menschheit nicht nur wünschenswert, sondern unbedingt notwendig ist.

Der dritten Bedeutung nach ist die Religion eine gewisse, für die Menschen nützliche Einrichtung, die zwar unnötig ist für Leute höherer Bildung, jedoch durchaus notwendig zum Troste des rohen Volkes, sowie zur Beherrschung desselben, und die deshalb unbedingt aufrecht erhalten werden muß.

Die erste Definition ist ähnlich derjenigen, die ein Mensch über die Musik abgeben würde, wenn er sagte, daß die Musik gerade jenes, ihm bekannte und von ihm bevorzugte Lied sei, welches einer möglichst großen Anzahl Menschen zu lehren wünschenswert wäre.

Die zweite Definition ist ähnlich derjenigen, die ein Mensch über die Musik aufstellen würde, wenn er die Musik nicht versteht und deshalb nicht liebt, wenn er sagte, daß die Musik ein Erzeugnis von Tönen vermittelst der Kehle und des Mundes oder der Hände über gewissen Instrumenten sei, und daß man die Menschen möglichst rasch von dieser unnützen, wenn nicht gar schädlichen Beschäftigung abbringen müßte.

Die dritte Definition ist ähnlich derjenigen, die ein Mensch über die Musik abgeben würde, wenn er sagte, daß die Musik eine nützliche Beschäftigung zum Erlernen des Tanzens oder des Marschierens sei, und daß man sie für diese Zwecke aufrecht erhalten müßte.

Die Verschiedenheit und Unvollständigkeit dieser Definitionen kommen daher, daß sie alle nicht das Wesen der Musik erfassen, sondern nur deren Merkmale, je von dem Gesichtspunkte des Definierenden aus, erklären. Genau dasselbe ist mit den drei Definitionen der Religion der Fall.

Der ersten Definition nach ist die Religion dasjenige, woran der Mensch, der sie definiert, mit Recht glaubt.

Der zweiten Definition nach ist sie dasjenige, woran, nach den Beobachtungen des Definierenden, andere Leute mit Unrecht glauben.

Der dritten Definition nach ist sie dasjenige, woran es nützlich ist den Menschen den Glauben beizubringen.

In allen drei Definitionen wird nicht dasjenige definiert, was das Wesen der Religion ausmacht, sondern der Glaube der Menschen an das, was

sie für Religion halten. Bei der ersten Definition stellt sich der Glaube desjenigen, der die Religion definiert, unter den Begriff der Religion; bei der zweiten Definition geschieht dasselbe mit dem Glauben der andern an das, was diese andern für Religion halten; bei der dritten Definition ist es der Glaube der Menschen an das, was ihnen für Religion ausgegeben wird.

Was aber ist der Glaube? Und warum glauben die Menschen an das, woran sie glauben? Was ist der Glaube und woher ist er entstanden?

In der Mehrzahl der Menschen der Kulturmasse gilt die Frage für entschieden, daß das Wesen jeder Religion in der aus abergläubischer Furcht vor unbegreiflichen Naturerscheinungen entstandenen Offenbarung und in der Vergötterung dieser Naturkräfte und deren Anbetung besteht.

Diese Ansicht wird ohne weitere Kritik, auf guten Glauben von der ganzen Kulturmasse unserer Zeit angenommen und stößt nicht nur auf keinen Widerspruch von Seiten der Männer der Wissenschaft, sondern findet größtenteils gerade unter diesen die genauesten Bestätigungen. Wenn auch mitunter Stimmen von Leuten laut werden, wie Max Müller und anderen, die der Religion eine andere Entstehung und eine andere Bedeutung zuschreiben, so werden diese Stimmen nicht gehört und bleiben unbemerkt inmitten der allgemeinen, einmütigen Erkenntnis der Religion als überhaupt einer Kundgebung des Aberglaubens und der Unwissenheit. Vor kurzem noch, im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, wenn auch die am weitesten vorgeschrittenen Leute den Katholizismus und den Protestantismus und die Orthodoxie verwarfen, wie es die Encyclopädisten am Ende des vergangenen Jahrhunderts thaten, so leugnete doch niemand von ihnen, daß die Religion überhaupt eine notwendige Lebensbedingung für jeden Menschen immer war und ist. Abgesehen von den Deïsten, wie Bernhardin de St. Pierre, Diderot und Rousseau, stellte Voltaire Gott ein Denkmal auf und Robespierre veranstaltete Festlichkeiten zu Ehren des Allerhöchsten Wesens. In unserer Zeit hingegen, dank der leichtsinnigen und oberflächlichen Lehre des Auguste Comte, der aufrichtig glaubte, gleich der Mehrzahl der Franzosen, daß das Christentum nichts anders sei, als der Katholizismus, und der deshalb im Katholizismus die vollständige Verwirklichung des Christentums sah, ist es von der Kulturmasse entschieden und festgestellt — wie sie überhaupt stets gerne und schnell die niedrigsten Vorstellungen annimmt — ist es entschieden und festgestellt, daß die Religion bloß eine bekannte und bereits längst überlebte Phase der Entwickelung der Menschheit ist, die deren Fortschritt hemmt. Es wird festgestellt, daß die Menschheit bereits zwei Perioden durchlebt hat: eine religiöse und eine metaphysische, und jetzt in eine dritte, höhere — wissenschaftliche — eingetreten ist, und daß alle religiösen Erscheinungen unter den Menschen nichts weiter sind, als das Sichausleben eines dereinst notwendig gewesenen geistigen Organs der Menschheit, welches längst seinen Sinn und seine Bedeutung verloren hat, in der Art etwa wie der Nagel

der fünften Zehe des Pferdes. Es wird festgestellt, daß das Wesen der Religion in der durch die Furcht vor den unerklärlichen Naturkräften hervorgerufenen Anerkennung imaginärer Wesen und in deren Anbetung besteht, wie es im Altertum Demokritos glaubte und wie es die neuesten Philosophen und Religions-Historiker bestätigen.

Aber abgesehen davon, daß die Anerkennung unsichtbarer, übernatürlicher Wesen oder eines solchen Wesens nicht immer aus Furcht vor den unbekannten Naturkräften entstand oder entsteht, wie es Hunderte der am weitesten vorgeschrittenen und hochgebildeten Männer vergangener Zeiten, wie Sokrates, Descartes, Newton und ebensolche Leute unserer Zeit bezeugen, welche, und zwar gewiß nicht aus Furcht vor unbekannten Naturkräften, höhere, übernatürliche Wesen oder ein solches Wesen anerkennen, — was keine Bestätigung der Meinung ist, daß die Religion aus der abergläubischen Furcht der Menschen vor den unbegreiflichen Naturkräften entstanden ist, — bleibt thatsächlich die Hauptfrage unbeantwortet: woher ist in den Menschen die Vorstellung unsichtbarer, übernatürlicher Wesen entstanden?

Wenn die Menschen Furcht hatten vor Donner und Blitz, so hätten sie eben den Donner und den Blitz gefürchtet; weshalb aber ersannen sie irgend ein unsichtbares, übernatürliches Wesen, wie Jupiter, der sich irgendwo befindet und zuweilen Pfeile auf die Menschen wirft?

Wenn die Menschen durch den Anblick des Todes betroffen wurden, so hätten sie eben den Tod gefürchtet; weshalb ersannen sie denn die Seelen der Gestorbenen, mit denen sie in imaginäre Beziehung zu treten begannen?

Vor dem Donner konnten die Menschen sich bergen, vor dem Schrecken des Todes konnten sie fliehen; ein ewiges und machtvolles Wesen aber, von dem sie sich abhängig dünken, und die lebenden Seelen der Gestorbenen ersannen sie nicht bloß aus Furcht, sondern aus irgend welchen andern Gründen. Und in eben diesen Gründen ist offenbar das Wesen enthalten, was Religion genannt wird.

Ueberdies: jeder Mensch, der jemals, sei es auch nur in der Kindheit, ein religiöses Gefühl empfunden hat, weiß aus eigener Erfahrung, daß dieses Gefühl in ihm nicht durch äußere, schreckliche, materielle Erscheinungen wachgerufen wurde, sondern stets durch ein inneres, mit der Furcht vor unbegreiflichen Naturkräften in keinerlei Beziehung stehendes Bewußtsein seiner Nichtigkeit, seiner Vereinsamung und seiner Sündhaftigkeit.

Und deshalb kann ein Mensch aus äußerer Beobachtung wie aus persönlicher Erfahrung erkennen, daß die Religion nicht eine Anbetung von Gottheiten ist, die durch abergläubische Furcht vor unbekannten Naturkräften hervorgerufen wird, wie sie den Menschen nur in einer gewissen Periode ihrer Entwickelung eigen zu sein pflegt, sondern etwas von der Furcht wie von dem Bildungsgrade des Menschen durchaus Unabhängiges, das durch keine Entwickelung der Kultur vernichtet werden kann, weil das Bewußtsein der Endlichkeit des Menschen inmitten des

unendlichen Weltalls, und seiner Sündhaftigkeit, d. h. der Nichterfüllung alles dessen, was er hätte thun können und thun müssen, aber nicht gethan hat, immer bestanden hat und immer bestehen wird, solange der Mensch Mensch bleibt.

In der That: jeder Mensch, sobald er aus dem tierischen Zustande der Kindheit und der ersten Jugend heraustritt, während welcher Zeit er lebt, bloß geleitet von jenen Bedürfnissen, die seine tierische Natur ihm bietet, jeder Mensch, der zum vernünftigen Bewußtsein erwacht ist, kann nicht umhin, zu bemerken, daß um ihn her alles lebt und, unabweichbar einem bestimmten ewigen Gesetze unterworfen, sich erneuert, ohne zu sterben; und daß er allein sich als ein von der ganzen Welt losgelöstes Wesen erkennen muß, das zum Tode verurteilt ist, zum Verschwinden im unbegrenzten Raume und in unendlicher Zeit und zum qualvollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit seiner Handlungen, d. h. zum Bewußtsein, daß er schlecht gehandelt hat und besser hätte handeln können.

Und, wenn er dies begriffen hat, kann jeder vernünftige Mensch nicht umhin, nachzudenken und sich zu fragen: wozu diese kurze, unbestimmte, schwankende Existenz inmitten dieser ewigen, fest bestimmten und unendlichen Welt?

Wenn der Mensch eintritt in das wirkliche menschliche Leben, kann er diese Frage nicht umgehen.

Diese Frage steht immer vor jedem Menschen, und jeder Mensch beantwortet sie immer auf die eine oder die andere Weise. Die Antwort aber auf diese Frage ist gerade das, was das Wesen jeder Religion ausmacht. Das Wesen jeder Religion besteht nur in der Antwort auf die Frage: wozu lebe ich und in welcher Beziehung stehe ich zu der mich umgebenden, unendlichen Welt?

Die ganze Metaphysik der Religion aber, alle Lehren über die Gottheiten, über die Entstehung der Welt, alle äußere Gottesverehrung, die gewöhnlich für Religion angenommen wird, sind bloß, je nach geographischen, ethnographischen und historischen Bedingungen, verschiedene, die Religion begleitende Merkmale.

Es giebt keine Religion, von der allererhabensten bis zur allerrohesten herab, die nicht diese Feststellung der Beziehung des Menschen zu der ihn umgebenden Welt oder zu deren Ursprunge in ihrer Grundlage enthielte. Es giebt keine einzige noch so rohe Ceremonie, wie auch keinen noch so raffinierten Kultus, in deren Grundlagen nicht dasselbe enthalten wäre.

Jede religiöse Lehre ist die von dem Stifter der Religion ausgesprochene Beziehung, in welcher er als Mensch sich selbst und infolgedessen alle anderen zu der Welt, zu deren Entstehung oder zu deren Ursprunge anerkennt.

Diese Beziehungen äußern sich auf die mannigfaltigste Weise, je nach den ethnographischen und historischen Bedingungen, in denen sich der Stifter der Religion sowie das Volk befindet, welches sich diese Religion aneignet; überdies werden diese Aeußerungen durch die Nachfolger des

Lehrers stets auf das verschiedenartigste ausgelegt und entstellt, und somit wird gewöhnlich auf Jahrhunderte, mitunter auf Jahrtausende das Verständnis der Massen beeinflußt; und dergleichen Beziehungen des Menschen zum Weltall, d. h. Religionen, giebt es anscheinend viele; thatsächlich jedoch sind der Grundbeziehungen des Menschen zu der Welt oder zu deren Ursprunge nur drei: 1. die ursprüngliche, persönliche, 2. die heidnische, d. i. der Gemeinschaft, der Familie oder des Staates, und 3. die christliche oder göttliche. Streng genommen sind der Grundbeziehungen des Menschen zu der Welt nur zwei: die persönliche, die den Sinn des Lebens in dem Wohle der Persönlichkeit anerkennt, welches einzeln oder im Verein mit andern Persönlichkeiten errungen wird, — und die christliche, die den Sinn des Lebens im Dienste dessen anerkennt, der den Menschen in die Welt gesetzt hat. Die zweite Beziehung des Menschen zu der Welt dagegen, die heidnische, d. i. die der Gemeinschaft, ist thatsächlich bloß die Erweiterung der ersten.

Die erste und älteste dieser Beziehungen, die noch jetzt unter den Menschen angetroffen wird, welche sich auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung befinden, besteht darin, daß der Mensch sich als ein sich selbst genügendes Wesen anerkennt, welches in der Welt lebt, um in derselben das möglich größte persönliche Wohl zu erringen, unabhängig davon, wie sehr das Wohl anderer Wesen darunter leidet.

Aus dieser ersten Beziehung zu der Welt, in welcher sich jedes Kind bei seinem Eintritt in das Leben befindet, und in welcher die Menschheit auf der ersten Stufe ihrer Entwickelung gelebt hat, wie noch jetzt viele einzelne, sittlich rohe Menschen und wilde Völker leben, sind alle heidnischen alten Religionen entstanden, wie auch die niedrigsten Arten späterer Religionen in ihrer entstellten Form:[1]) der Buddhismus, der Taodismus, der Mohammedanismus und das Christentum, alle in ihrer Verunstaltung. Aus dieser Beziehung zum Weltall ist auch der jüngste Spiritismus entstanden, dessen Grundlage auf der Erhaltung der Individualität und des Wohles derselben beruht. Alle heidnischen Gebräuche: das Wahrsagen, die Vergötterung dem Menschen gleicher Wesen oder Heiliger, die für ihn beten, alle Opferungen und Gebete um Spendung irdischer Güter und um Bewahrung vor Unheil, entspringen aus dieser Beziehung des Menschen zum Leben.

Die zweite, heidnische Beziehung des Menschen zu der Welt, d. i. die der Gemeinschaft, die von ihm auf der folgenden Stufe seiner Ent-

[1]) Der Buddhismus, obwohl er von seinen Anhängern die Entsagung von den irdischen Gütern und dem Leben selbst verlangt, gründet sich auf dieselbe Beziehung der sich selbst genügenden und zum Wohle prädestinierten Individualität, zu der sie umgebenden Welt, nur mit dem Unterschiede, daß das wirkliche Heidentum das Recht des Menschen auf Genuß anerkennt, der Buddhismus dagegen bloß auf die Abwesenheit der Leiden. Das Heidentum nimmt an, daß die Welt dem Wohle der Individualität dienen muß. Der Buddhismus dagegen nimmt an, daß die Welt vergehen muß, da sie die Leiden der Individualität hervorbringt. Der Buddhismus ist bloß ein negierendes Heidentum.

wickelung festgestellt wird, eine Beziehung, die hauptsächlich dem Mannesalter eigen ist, besteht darin, daß der Sinn des Lebens nicht in dem Wohle eines einzelnen Individuums, sondern in dem Wohle einer gewissen Vereinigung von Individuen anerkannt wird, wie: Familie, Geschlecht, Volk, Staat, sogar Menschheit (Versuch der Religion der Positivisten).

Bei dieser Beziehung des Menschen zu der Welt wird der Sinn des Lebens von der Individualität auf die Familie, auf das Geschlecht, auf das Volk, auf den Staat, folglich auf eine gewisse Vereinigung von Individualitäten übertragen, deren Wohl dabei als Zweck der Existenz angesehen wird. Aus dieser Beziehung entstehen alle patriarchalischen und Gemeinschafts-Religionen gleichen Charakters: die chinesische und die japanische Religion, die Religion des auserwählten Volkes, der Juden, die Staats-Religion der Römer, unsere kirchliche Staats-Religion, die durch Augustinus auf diese Stufe herabgesetzte und allgemein mit dem ihr nicht zukommenden Namen als christlich bezeichnete Religion, sowie die beabsichtigte Menschheits-Religion, d. i. die der Positivisten.

Alle Gebräuche der Anbetung der Ahnen in China und Japan, der Vergötterung der Imperatoren in Rom, der ganze komplizierte hebräische Kultus, der den Zweck hat, den vom auserwählten Volke mit Gott geschlossenen Bund aufrecht zu erhalten, alle Familien-, Gemeinschafts-, kirchlich-christlichen Gebete für die Wohlfahrt des Staates und für die militärischen Erfolge beruhen auf dieser Beziehung des Menschen zu der Welt.

Die dritte Beziehung des Menschen zu der Welt, die christliche, in welcher sich unwillkürlich jeder alte Mensch befindet und in welche jetzt, meiner Meinung nach, die Menschheit tritt, besteht darin, daß der Sinn des Lebens von dem Menschen nicht mehr in der Erreichung seines persönlichen Zweckes oder des Zweckes einer beliebigen Gesamtheit erkannt wird, sondern nur darin, dem Willen zu dienen, der ihn und die ganze Welt hervorgerufen hat, also nicht zur Erringung seines eigenen Zweckes, sondern zur Erreichung der Zwecke dieses Willens.

Aus dieser Beziehung zum Weltall entsteht die uns bekannte religiöse Lehre, deren Keime bereits in der Lehre der Alten ruhten: der Pythagoreer, der Therapeuten, der Essener, der Aegypter, der Perser, der Brahmanen, der Buddhisten und der Taodsen in ihren höchsten Repräsentanten, die aber ihren vollen und letzten Ausdruck erst im Christentum, in dessen wahrer, unverfälschter Bedeutung erhalten hat. Alle Gebräuche der alten Religionen, die aus dieser Auffassung des Lebens entsprangen, und alle äußeren Formen der Gemeinschaften unserer Zeit, wie die der Unitarier, der Universalisten, der Quäker, der Serbischen Nazarener, der Russischen Duchoborzy und aller sogenannten rationalistischen Sekten, alle ihre Predigten, Lobgesänge, Versammlungen und Bücher sind religiöse Kundgebungen dieser Beziehungen des Menschen zum Weltall.

Alle möglichen Religionen, welcher Art sie sein mögen, verteilen sich notwendigerweise in diese drei Beziehungen des Menschen zum Weltall.

Jeder Mensch, der aus dem tierischen Zustande herausgetreten ist, erkennt notwendigerweise die eine oder die andere oder dritte dieser Beziehungen an; und in dieser Anerkennung besteht eben die wahre Religion eines jeden Menschen, zu welchem Glauben nominell er sich auch bekennen mag.

Jeder Mensch macht sich ganz entschieden irgend eine Vorstelluug von seiner Beziehung zum Weltall, weil ein vernünftiges Wesen nicht in der es umgebenden Welt leben kann, ohne in irgend welcher Beziehung zu derselben zu stehen. Da nun die Menschheit bisher nur drei solcher Beziehungen zu dieser Welt ausgearbeitet hat, und uns folglich nur diese drei bekannt sind, hält sich jeder Mensch unbedingt an eine der drei bestehenden Beziehungen, er mag wollen oder nicht, zu einer der drei Grund-Religionen, in die das ganze Menschengeschlecht eingeteilt wird.

Die weitverbreitete Behauptung der Menschen der Kulturmasse der christlichen Welt, daß sie eine so hohe Stufe der Entwickelung erreicht hätten, daß sie bereits keiner Religion mehr bedürften und keine besäßen, bedeutet deshalb thatsächlich nichts anderes, als daß diese Leute, indem sie die christliche Religion, die einzige unserer Zeit angemessene, nicht anerkennen, der niedrigsten oder Gemeinschafts-Familien-Staats-Religion, oder der ursprünglichen heidnischen Religion anhängen, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein. Ein Mensch ohne Religion, d. h. ohne irgend welche Beziehung zum Weltall, ist ebenso unmöglich, wie ein Mensch ohne Herz. Er kann, möglicherweise, nicht wissen, daß er eine Religion besitzt, wie ein Mensch mitunter nicht wissen kann, daß er ein Herz hat, aber ohne Religion wie ohne Herz kann ein Mensch nicht existieren.

Die Religion ist jene Beziehung, die der Mensch zwischen sich und der ihn umgebenden unendlichen Welt oder zu deren Entstehung und deren Ursprung anerkennt; und der vernünftige Mensch kann nicht umhin, sich in irgend einer Beziehung zu derselben zu befinden.

Sie werden vielleicht einwenden, daß die Feststellung der Beziehung des Menschen zum Weltall nicht Sache der Religion sei, sondern vielmehr der Philosophie, oder überhaupt der Wissenschaft, wenn man die Philosophie als einen Teil derselben betrachtet. Ich glaube das nicht. Ich denke im Gegenteil, daß die Annahme, die Wissenschaft überhaupt, die Philosophie mit eingeschlossen, könne die Beziehung des Menschen zum Weltall feststellen, durchaus irrig ist und die Hauptursache jener Verwirrung der Begriffe über Religion, Wissenschaft und Sittlichkeit bildet, die in den Kulturschichten unserer Gesellschaft existiert.

Die Wissenschaft, die Philosophie mit eingeschlossen, kann nicht die Beziehungen des Menschen zu der unendlichen Welt oder zu deren Ursprunge feststellen, und zwar schon deshalb nicht, weil, bevor irgend eine Philosophie oder irgend eine Wissenschaft entstehen konnte, bereits dasjenige existieren mußte, ohne welches keinerlei Gedankenthätigkeit und keinerlei Beziehung des Menschen zu der Welt überhaupt möglich ist.

Wie es nicht möglich ist, daß der Mensch vermittelst einer beliebigen Bewegung die Richtung findet, in welcher er sich fortbewegen muß, jede Bewegung aber notwendigerweise sich in irgend einer Richtung vollziehen muß, ist es auch unmöglich vermittelst der geistigen Arbeit der Philosophie oder der Wissenschaft die Richtung zu finden, in welcher diese Arbeit ausgeführt werden muß, sondern jede geistige Arbeit vollzieht sich in irgend einer ihr bereits angewiesenen Richtung. Eine solche Richtung aber wird jeder geistigen Arbeit stets von der Religion angewiesen. Alle uns bekannten Philosophien, angefangen von Plato bis Schopenhauer, sind stets unbedingt der ihnen von der Religion angewiesenen Richtung gefolgt. Die Philosophie Plato's und seiner Nachfolger war eine heidnische Philosophie, welche die Mittel zur Erlangung des höchsten Wohles des einzelnen Individuums, wie der Gesamtheit der Individuen, im Staate erforschte. Die mittelalterliche, aus derselben heidnischen Lebensanschauung entsprossene kirchlich-christliche Philosophie erforschte die Mittel der Rettung der Individualität, d. h. der Erlangung des höchsten Wohles der Individualität im zukünftigen Leben, und brachte in ihren theokratischen Versuchen bloß Abhandlungen über die Organisation des Wohles der Gemeinschaften.

Die neueste Philosophie von Kant und Hegel hat die gemeinschafts-staatlich-religiöse Lebensanschauung zur Grundlage. Die pessimistische Philosophie von Schopenhauer und von Hartmann ist, indem sie sich von der hebräischen religiösen Weltanschauung freimachen wollte, den religiösen Grundlagen des Buddhismus verfallen. Die Philosophie war immer und wird stets nichts anderes sein, als die Erforschung dessen, was aus der, von der Religion festgestellten Beziehung des Menschen zum Weltall entspringt, da vor der Feststellung dieser Beziehung kein Material zu philosophischer Forschung vorhanden war.

Dasselbe gilt von der positiven Wissenschaft im engen Sinne des Wortes. Eine derartige Wissenschaft war immer und wird stets nichts anderes sein, als die Erforschung und das Studium aller derjenigen Gegenstände und Erscheinungen, die der Erforschung einer gewissen, von der Religion festgestellten Beziehung des Menschen zum Weltall unterworfen scheinen.

Die Wissenschaft war immer und wird immer nicht das Erlernen von „Allem“ sein, wie die Männer der Wissenschaft heutzutage in aller Treuherzigkeit glauben (dies wäre auch unmöglich, da die der Erforschung unterworfenen Gegenstände eine unzählige Menge bilden), sondern nur das Studium dessen, was die Religion in regelmäßiger Ordnung und je nach dem Grade ihrer Bedeutung aus der ganzen zahllosen Menge der Gegenstände, der Erscheinungen und der Bedingungen, die der Erforschung unterliegen, hervorhebt. Und deshalb ist die Wissenschaft nicht eine einzige, sondern es giebt ebensoviele Wissenschaften, wie es Religionen giebt. Jede Religion wählt bloß einen gewissen Kreis von Gegenständen, die der Erforschung unterliegen, und deshalb trägt die Wissenschaft jeder besonderen

Zeit und jedes besonderen Volkes unbedingt den Charakter derjenigen Religion an sich, von deren Standpunkte aus sie die Gegenstände betrachtet.

So war die heidnische Wissenschaft, die zur Zeit der Renaissance wieder auftrat und die auch jetzt in unserer Gesellschaft unter dem Namen der christlichen blüht, immer und ist nichts anderes, als die Erforschung aller jener Bedingungen, unter welchen der Mensch das höchste Wohl erringt, sowie aller jener Erscheinungen der Welt, die ihm dasselbe verschaffen können. Die Brahmanische und die Buddhistische philosophische Wissenschaft war immer bloß die Erforschung derjenigen Bedingungen, unter welchen der Mensch sich von den ihn quälenden Leiden befreit. Die hebräische Wissenschaft (der Talmud) war stets bloß das Studium und die Erklärung derjenigen Bedingungen, die der Mensch erfüllen mußte, um seinen Vertrag mit Gott zu wahren und das auserwählte Volk auf der Höhe seines Berufes zu erhalten. Die kirchlich-christliche Wissenschaft war und ist die Erforschung derjenigen Bedingungen, durch welche die Erlösung des Menschen erlangt wird. Die wahrhaft-christliche Wissenschaft,[1]) die, welche eben erst entsteht, ist die Erforschung derjenigen Bedingungen, durch welche der Mensch die Forderungen des höchsten Willens, der ihn gesandt hat, erkennen und dem Leben anpassen kann.

Weder die Philosophie, noch die Wissenschaft kann die Beziehung des Menschen zum Weltall feststellen, weil diese Beziehung festgestellt sein muß, bevor eine beliebige Philosophie oder Wissenschaft ihren Anfang nehmen kann. Sie können dies auch schon deshalb nicht, weil die Wissenschaft, die Philosophie mit einbegriffen, die Erscheinungen durch Ueberlegung und unabhängig von der Stellung des Forschenden, wie von den ihn beherrschenden Gefühlen, erforscht. Die Beziehung aber des Menschen zum Weltall wird nicht nur durch die Vernunft bestimmt, sondern auch durch das Gefühl, d. h. durch das ganze Zusammenwirken der geistigen Kräfte des Menschen. So viel man dem Menschen auch einflößen und erklären mag, daß alles wirklich Existierende nur Ideen sind, daß alles nur aus Atomen besteht, oder daß das Wesen des Lebens Substanz oder Wille ist, oder daß Wärme, Licht, Bewegung; Elektrizität verschiedene Erscheinungen einer und derselben Energie sind, alles dies wird dem Menschen, diesem fühlenden, leidenden, sich freuenden, fürchtenden und hoffenden Wesen, seine Stellung in der Welt nicht klar machen. Diese Stellung und darum die Beziehung zum Weltall wird ihm bloß von der R e l i g i o n angewiesen, die zu ihm sagt: Die Welt existiert für Dich, darum nimm von diesem Leben alles, was Du von ihm nehmen kannst; oder: Du bist ein Glied des von Gott geliebten Volkes, diene diesem Volke, erfülle alles, was Gott vorgeschrieben hat, und Du wirst mitsamt dem auserwählten Volke das höchste Dir erreichbare Wohl erlangen; oder: Du bist das W e r k z e u g eines höheren W i l l e n s, der Dich in die Welt gesandt hat, damit Du das Dir vorausbestimmte Werk vollführst.

[1]) Die esoterische Wissenschaft, Theosophie und praktische Mystik. (Der Herausgeber).

Erkenne diesen Willen und erfülle ihn und Du wirst das Beste für Dich gethan haben, was Du thun konntest.

Die nicht auf religiöse Lehre gegründeten Vorschriften der weltlichen Moral sind vollkommen dem gleich, was ein Mensch thun würde, der, ohne jede Kenntnis von Musik, sich auf den Platz des Kapellmeisters stellen und vor den, ihre gewohnte Thätigkeit ausübenden Musikern mit den Armen in der Luft herumfechten würde. Durch Inertie und durch das, was die Musiker von den früheren Kapellmeistern gelernt haben, würde die Musik noch eine Zeit lang fortdauern; es ist aber offenbar, daß das Schwenken des Dirigentenstabes von einem, der keine Musik versteht, nicht nur von keinem Nutzen sein, sondern entschieden mit der Zeit die Musiker verwirren und das Orchester zerstören würde. Eine solche Verwirrung beginnt in den Gedanken der Menschen unserer Zeit vorzugehen, infolge der Versuche der Leiter, den Menschen eine Sittenlehre zu geben, die nicht auf jene höhere Religion begründet ist, welche die christliche Menschheit sich anzueignen beginnt und teilweise sich bereits angeeignet hat.

Es wäre thatsächlich wünschenswert, eine Sittenlehre ohne Beimischung des Aberglaubens zu besitzen; die Sache ist aber die, daß die Sittenlehre nur eine Folge der festgestellten bekannten Beziehung des Menschen zum Weltall oder zu Gott ist. Wenn nun die Feststellung einer solchen Beziehung sich in abergläubisch erscheinenden Formen äußert, so muß man, damit dieses nicht der Fall sei, sich bemühen, diese Beziehung vernünftiger, klarer und genauer auszudrücken oder sogar die ungenügend gewordene frühere Beziehung des Menschen zum Weltall zu vernichten und an deren Stelle eine höhere, klarere und vernünftigere zu setzen, keinenfalls aber eine auf Sophismen oder auf nichts gegründete, sogenannte weltliche, nicht religiöse Moral zu ersinnen.

Die Versuche, eine Moral mit Umgehung der Religion zu gründen, sind ähnlich dem, was Kinder thun, die eine Pflanze, die ihnen gefällt, zu versetzen wünschen und deren Wurzel, die ihnen nicht gefällt, und die ihnen unnütz scheint, abreißen und die Pflanze ohne Wurzel in die Erde stecken.

Ohne religiöse Grundlage kann es keine wahre, echte Moral geben, wie es keine echte Pflanze ohne Wurzel geben kann.

Und somit beantworte ich Ihre beiden Fragen und sage: die Religion ist eine gewisse, von dem Menschen festgestellte Beziehung seiner besonderen Individualität zum unendlichen Weltall oder zu dessen Urgrund. Die Moral aber ist die, aus dieser Beziehung hervorgehende beständige Richtschnur seines Lebens.





Das sprechende Bild von Urur.

Eine Erzählung zur Einführung in die Theosophie.

Besprochen von

Dr. Franz Hartmann.

✻

Der Organismus einer Vereinigung von Menschen gleicht dem Organismus eines einzelnen in vieler Beziehung. Beide nehmen ihre Nahrung von außen auf und damit auch eine Menge von Stoffen, die nicht assimilierbar sind und deshalb entweder in brauchbaren Nahrungsstoff umgewandelt oder als Unrat ausgeschieden werden müssen; findet diese Umwandlung oder Abscheidung nicht statt, so tritt eine Gärung ein, durch welche schließlich der ganze Organismus in Fäulnis übergeht und sich zersetzt, während andererseits der Organismus gerade dadurch gekräftigt wird, daß er unter den ihm zugeführten Elementen das Beste sich zu eigen macht und den Widerstand des Unbrauchbaren überwindet. So wurde das Christentum stark durch die Kämpfe, welche es nach innen und außen durchzumachen hatte; es hat durch die ihm innewohnende Kraft nicht nur den Widerstand der römischen Kaiser, sondern was noch viel wichtiger ist, die in seinem Busen aufgewachsene Schlange der Inquisition und teilweise auch das Jesuitentum überwunden; der Aberglaube, welcher ihm Nahrung zuführte, muß der Erkenntnis Platz machen, aus der Selbstliebe und dem Sektarianismus die göttliche Liebe auferstehen; dann erst wird das verklärte Christentum in seiner Reinheit vor uns stehen und als dasjenige erkannt werden, was es in Wirklichkeit sein soll.

Unter allen Vereinigungen, die jemals zum Zwecke der Veredlung des Menschengeschlechtes, zur Verbreitung einer höheren Weltanschauung und zum Studium der mystischen Kräfte in der Natur gebildet wurde, hat wohl noch niemals eine ähnliche eine solche schnelle Verbreitung gefunden, als die von H. P. Blavatsky und Col. Olcott gegründete „Theosophical Society", welche im Jahre 1878 mit einer einzigen Loge in London anfing und heute beinahe 400 Logen oder über die ganze Welt verbreitete Zweigvereine besitzt. Die Zwecke dieser universellen und internationalen Vereinigung sind:

1. Einen Kern zu bilden, in welchem nicht über die allgemeine Menschenliebe und Humanität bloß theoretisch gesprochen, schwadroniert und leeres Stroh gedroschen, sondern in welchem diese Gesetze praktische Anwendung finden und um welchen diese erhabenen Ideen krystallisieren und verkörpert ins Leben treten können.
2. Das Studium der ältesten Bücher der Weisheit zu betreiben und die Wichtigkeit desselben bekannt zu machen. Nicht um philologische Wortfuchsereien und Ableitungen von Worten, Satzstellungen und dergleichen Aeußerlichkeiten handelt es sich dabei, sondern um ein tiefes Eingehen in den Geist derjenigen Religionswissenschaft, welche die Quelle aller Religion und Wahrheitserkenntnis ist.
3. Die in der Natur und im Menschen verborgenen mystischen und magischen Kräfte kennen zu lernen. Auch hier handelt es sich nicht um bloße Spekulationen über die Geschichte des Mystizismus, Spiritismus und dergleichen, noch um eine Befriedigung der wissenschaftlichen Neugierde in bezug auf das, was diese mystischen Kräfte wohl sein könnten, wenn man sie hätte, sondern um die Herstellung der Bedingungen, unter welchen sich die höheren Seelenkräfte entfalten, denn man kann nur in Wirklichkeit dasjenige selber erkennen, was man selber besitzt. Ohne diese im einzelnen stattfindende Evolution ist alle Beschäftigung mit Okkultismus und dergleichen nichts als ein leerer Zeitvertreib und führt nicht zur mystischen Erkenntnis, sondern zu krankhaftem Mystizismus, Mediumschaft und zum Verluste des Höchsten, nämlich der Herrschaft über das Selbst.

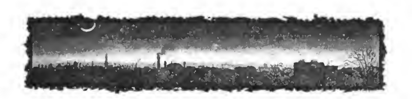
Das ist die Grundlage, auf welcher die „Theosophische Gesellschaft“ aufgebaut wurde, die Prinzipien in ihrer Konstitution niedergelegt sind. Es ist da von keinem Dogma oder Glaubensartikel, von keinem Personenkultus die Rede. Die „Theosophische Gesellschaft“ soll eine freie Vereinigung freier Geister sein, in welcher kein Mitglied sich an den Rockzipfel eines andern hängt, sondern jeder danach trachtet, auf eigenen Füßen zu stehen und in seiner eigenen Seele das Licht der Gottesweisheit zu finden. Nach diesen Grundsätzen, und nach diesen allein, nicht aber nach ihren unvermeidlichen krankhaften Auswüchsen, sollte die „Theosophische Gesellschaft“ als solche beurteilt werden. Wenn unter ihren Mitgliedern einzelne gefunden werden, welche nicht fähig sind, diese Prinzipien zu begreifen oder denselben gemäß zu handeln, so liegt die Schuld nicht daran, daß sie Mitglieder einer auf so vorzüglicher Grundlage beruhenden Vereinigung sind, sondern daran, daß sie Menschen sind und ihre menschlichen Schwächen noch nicht überwunden, das Licht der Theosophie noch nicht gefunden haben. Auch besteht die „Theosophische Gesellschaft“ nicht aus einer Gesellschaft von Theosophen oder von Leuten, welche glauben, bereits Theosophen zu sein, sondern aus solchen, welche danach streben wollen, Theosophen zu werden, d. h. die Erkenntnis des eigenen unsterblichen Selbst zu erlangen. Wenn man solche im Dunkel irrende

Menschen auf die Hindernisse, über welche sie stolpern, aufmerksam macht, ihnen die Schwächen zeigt, welche sie zu überwinden haben, um das wahre Licht zu finden, so ist dies kein Angriff auf die Prinzipien der Gesellschaft, sondern ein Angriff auf diejenigen Elemente, welche ihrer Gesundheit und ihrem Aufblühen hinderlich sind. Nur durch die Ueberwindung des Irrtums gelangt man zur Erkenntnis der Wahrheit.

Der Verfasser des „Talking Image of Urur" hat in diesem Werke es versucht, der Verbreitung der wahren Theosophie einen Dienst zu erweisen, indem er in humoristischer Weise die Aufmerksamkeit auf allerlei im Garten der „Theosophischen Gesellschaft" wachsendes Unkraut aufmerksam machte. Die äußerst unterhaltend und spannende Erzählung ist, wenn auch unter einer teilweise erdichteten Form, dennoch gewissermaßen eine historische Beschreibung der „Theosophischen Gesellschaft", als dieselbe noch in ihrem Keime lag, und teilweise ein Stück seiner Autobiographie. Die darin auftretenden Personen sind sozusagen „zusammengesetzte Photographien" von heute noch lebenden und bekannten Persönlichkeiten, d. h. Typen von Charakteren, welche im Jahre 1884 an der Geburtsstätte der modernen Theosophie eine Rolle spielten. Von vielen Seiten wurde die in diesem Buche enthaltene Komik für unübertrefflich erklärt, und die Heldin desselben, „das sprechende Bild", nämlich H. P. Blavatsky selbst fand großen Gefallen daran. Andererseits kann dasselbe als eines der besten Lehrbücher über Theosophie betrachtet werden; denn nur dadurch, daß man uns zeigt, was die Theosophie nicht ist, kann es uns klar werden, was sie ist; denn die Gottesweisheit ist selbst ein Licht, das keine menschliche Lampe nötig hat, um sie zu erleuchten; wohl aber bedarf es oft einer starken Hand, um die Wolken zu zerteilen, welche das ewige Licht vor unsern Blicken verhüllt.

Die in diesem Werke enthaltene Satire erstreckt sich nicht bloß auf diejenigen, von denen es heißt: „O Herr! beschütze mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden kann ich mich selber bewahren", sondern besonders auch auf diejenigen „Entlarver", welche ohne für geistige oder metaphysische Dinge das geringste Verständnis zu haben, dennoch über dieselben ein Urteil fällen und als Unverständige vor der Welt als „Sachverständige" paradieren wollen. Sie sind diejenigen, von denen es heißt, daß jedesmal, wenn das Licht des Genies einen dunkeln Winkel der Erde erleuchten will, der kurzsichtige Gelehrte mit seinem Kerzenlicht kommt und das Zimmer mit Rauch erfüllt. Blinde Fanatiker, welche am Personenkultus hängen und die „Theosophische Gesellschaft" gerne nach einer sektiererischen Richtung drängen und in enge Grenzen einzwängen möchten, haben das „Talking Image of Urur"[1]) für einen Angriff auf diese Gesellschaft gehalten; die klar denkenden Köpfe unter den Mitgliedern derselben haben dasselbe als eine Stütze zur Erhaltung der Freiheit erkannt.

[1]) „The Talking Image of Urur" by Dr. F. Hartmann. London. Gay & Bird publishers. 27. King William St. Wat Strand.



Theosophie und die theosophische Gesellschaft.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

Theosophie ist diejenige Weisheit, welche alle großen Religionen und Philosophien aller Zeiten mit einander gemein haben und die deshalb wichtiger und wertvoller ist als das, was die verschiedenen Systeme unterscheidet. Der Grundgedanke dieser „göttlichen Weisheit" (das ist die wörtliche Uebersetzung des zuerst vom Apostel Paulus gebrauchten griechischen Wortes Theosophie) ist der, daß dem Menschenwesen ein individueller Geisteskern zu Grunde liegt, der göttlicher Natur ist und der göttlichen Vollendung fähig, und daß es die Aufgabe des Menschen ist, diese Vollendung seines Wesens selbstthätig mit allen seinen Kräften zu erringen.

Den Grundzügen dieser göttlichen Weisheit, insbesondere in den uralten Quellen der morgenländischen Religionsphilosophien nachzuforschen und die Ergebnisse dieser Forschungen zu verbreiten und volkstümlich zu machen, das ist das erste Hauptziel jener Theosophischen Bewegung, die seit etwa 20 Jahren durch die ganze Kulturwelt hindurchgeht und die sich seit 10 Jahren auch in den Ländern Europas geistigen Boden erworben hat. Das weitere sich ergebende Hauptziel der Bewegung ist, möglichst viele zur lebendigen Verwirklichung solcher Weisheit in sich selber anzuregen und sie darin zu fördern.

Die bisher einzige Vertretung dieser Theosophischen Bewegung, soweit sie international alle Länder, Erdteile und Menschenrassen umfaßt, findet sich in der Theosophischen Gesellschaft, die in 400 Zweiggesellschaften über die ganze Erde verbreitet und zweckmäßig organisiert ist. Diese Gesellschaft ist selbstverständlich nicht identisch mit Theosophie. Jeder Mensch kann Theosoph sein und kann sich theoretisch oder praktisch der Theosophie widmen, ohne deshalb Mitglied jener Gesellschaft sein zu müssen. Ja, es mag viele aufrichtige Theosophen in der Welt geben, die bisher niemals von der Gesellschaft gehört haben. Immerhin ist sie die

einzige Organisation, welche die ganze Menschheit umfaßt, und es ist wohl auch nicht wahrscheinlich, daß sich eine zweite neben ihr bilden wird, welche die ganze Erde umspannt.

Mag daher die Theosophische Gesellschaft auch sehr unvollkommen sein, wie denn ja keine menschliche Organisation vollkommen ist, so werden diejenigen, welche einen Anhalt für ihre theosophischen Interessen und Bestrebungen wünschen, immer gut thun, sich solcher bestehenden Organisation anzuschließen; fallen ihnen daran Mängel und Fehler ins Auge, so sollten sie das ihrige dazu thun, die Organisation zu verbessern. Denn selbst wenn man das Bestehende zerstört und etwas Neues zusammenstellt, so ist man noch kaum sicherer, daß dieses nicht bald ebensoviel Mängel wie die alte Organisation zeigen wird. Und die Hauptfrage für die Möglichkeit, notwendige Verbesserungen durchzuführen, ist doch nur der gute Wille der Beteiligten. Dieser aber scheint sich bisher in der Theosophischen Gesellschaft gezeigt zu haben, obwohl er in einer solchen weitverzweigten Korporation selbstverständlich sehr viel langsamer wirken muß als in einer einzelnen Person.

Neuerdings ist in einigen öffentlichen Blättern viel Lärm darüber gemacht, daß eine Gesellschaft, wie die theosophische, die sich die höchsten, idealsten Ziele setzt, durch einige ihrer leitenden Mitglieder und Hauptvertreter schwer blosgestellt worden sei, da diese Lug und Trug zu ihren Zwecken angewendet haben, während doch das Motto der Gesellschaft ist: „Kein Gesetz über der Wahrheit!"

Leider sind die behaupteten Thatsachen im wesentlichen wahr; indessen wird durch die Vergehen einzelner Mitglieder der Gesellschaft diese selbst nicht kompromittiert, wenn nicht etwa die Leitung derselben diese Persönlichkeiten weiter gelten läßt. In dieser Hinsicht ist es nun freilich wiederum wahr, daß trotz des besten Willens der Gesellschafts-Leitung in früheren Jahren eine völlige Ausrottung des Uebels nicht möglich war. Nur dessen Unterdrückung, wo immer es sich zeigte, geschah; und der Tod der ersten Urheberin solcher Täuschungen befreite endlich die Gesellschaft von dem peinlichen und schädigenden Druck, der auf ihr lastete.

Man atmete allgemein auf und glaubte sich nun von dem Uebel für immer befreit. Doch das erwies sich als ein Irrtum. Ein noch lebendes Mitglied der Gesellschaft, der bisher als deren Vice-Präsident betrachtet wird, setzte die Täuschungen seiner gewissenlosen Lehrerin fort. Aber jetzt erhoben sich sofort alle anderen leitenden Persönlichkeiten in der Gesellschaft und suchten das Material zu sammeln, um die Thatsachen festzustellen. Sobald dies gelungen war, wurde dem Beschuldigten der Prozeß im Disziplinar-Verfahren der Gesellschaft gemacht. Dieser Prozeß wurde leider durch technische Rechts-Einwendungen von dem offenbar Schuldigen gewonnen. Aber jetzt kam der Gesellschaft eines seiner Mitglieder mit einem Gewaltakte zu Hülfe. Dieser Akt erforderte einen schweren Vertrauensbruch; aber der junge Mann, der ihn selbstlos zum Besten der Gesellschaft beging, handelte einem Winkelried gleich, der sich selbst den Lanzen vieler

gerechter Vorwürfe preisgab, um „der Wahrheit eine Gasse" zu bahnen. Er erreichte seinen Zweck; und alle, die aufrichtig Wahrheit lieben, sind ihm dankbar, wenn sie ihn gleichzeitig auch von dem schweren Vorwurfe, sein Ehrenwort gebrochen zu haben, nicht freisprechen können.

Worin liegt nun aber die besondere Schwierigkeit, welche die Theosophische Gesellschaft mit der Ausrottung von Selbsttäuschung und von Betrug in einer ganz besondern Richtung hat?

Es handelt sich hier um das Mißverständnis einer Wahrheit, welche die Grundlage aller eingreifenden geistigen Bewegung ist. Ist auch eine solche Wahrheit, richtig verstanden, unbestreitbar, so ist es doch meistens sehr schwer, deren richtiges Verständnis gerade dem Nächstbeteiligten klar zu machen, selbst dann schwer, wenn die offenbaren Thatsachen wieder und wieder beweisen, daß das Mißverständnis und der Mißbrauch solcher mißverstandenen Wahrheit Lug und Trug erzeugt. Es mag vielleicht gar manchem widersinnig erscheinen, wenn ich sage, daß es mir sogar erfreulich ist, zu sehen, daß solches Mißverständnis und solcher Mißbrauch sich sofort selbst durch Lug und Trug diskreditiert und daß dadurch tiefergehender Schaden verhindert wird.

Die Wahrheit, um die es sich hier handelt, ist die, daß jede große Geistesbewegung und so auch die der Theosophischen Gesellschaft, nie in den Gehirnen einzelner Menschen ihren Ursprung hat, sondern stets Ausfluß der ganzen Geisteswelt ist, aus der sogar einzelne höher entwickelte „übermenschliche" Individualitäten durch Inspiration der „leitenden" Persönlichkeiten mitwirken. Intuition, Begeisterung, Mediumschaft, Genie sind alles nur verschiedene Ausdrücke für eben dieselbe Thatsache. Sie ist im höchsten Grade subjektiv; und selbst da, wo ein solcher Einfluß dem redenden oder handelnden Menschen fühlbar wird, ist es ein Irrtum und ein Mißverständnis, wenn er das, was ihm selber subjektiv genug erscheinen mag, auch für andere objektiviert. Besonders schlimm aber wird dieser Mißbrauch dann, wenn der Betreffende sich dadurch das Ansehen höherer Autorität anmaßt.

Solange jemand das, was ihm „einfällt" oder das, was ihm im Zustand inneren Bewußtseins gegeben wird, mit seiner eigenen Vernunft und seinem eigenen Gewissen prüft und danach deshalb, weil es ihm weise und gut erscheint und nur soweit es ihm so erscheint, unter seiner eigenen Verantwortung ausgiebt, solange handelt er recht; und er wird dadurch andere zu selbständigem Prüfen und Nachdenken anregen. Sobald er aber anderen mit irgend welcher Autorität, und nun gar mit „übersinnlicher" Autorität imponieren will, so thut er unter allen Umständen unrecht. Deshalb, sage ich, ist es verhältnismäßig gut und erfreulich, daß sich solche Versuche in der Theosophischen Gesellschaft stets dadurch gerächt haben, daß dabei Lug und Trug sofort ausgefunden und an den öffentlichen Pranger gestellt worden sind.

Beiläufig mag hier ewähnt werden, daß es aus demselben Grunde trotz der vielen verkannten Wahrheiten und echten „magischen" Thatsachen,

die der Spiritismus in sich birgt, doch stets gut und erfreulich ist, daß auch seine Wahrheiten und Thatsachen durch Lug und Trug ihrer Vertreter (der „Medien“) beständig wieder diskreditiert werden. Es ist durchaus nicht wünschenswert, daß jetzt, wo die Philosophie endlich die Tyrannei der Theologie abgeschüttelt und wo die gebildete Welt sich von dem Zwange unverstandener Dogmen befreit hat, daß nun neue Lehren, ungeprüft auf Autorität und Glauben, eingeschmuggelt werden. Nicht ein besonderer Inhalt unseres Intellekts ist das Erstrebenswerteste, sondern dessen Kraft und Umfang, nicht Dressur unseres Charakters, sondern dessen Stärke und Reinheit. Selbständigkeit des Denkens und des Strebens nach dem Wahren und dem Guten, das allein sei unser erstes Hauptziel.

Allerdings ist jede solche Diskreditierung wahrer Erkenntnis und wahrer Thatsachen von diesem Standpunkte aus immer nur sehr relativ erfreulich. Besser wäre es natürlich, wenn dies nicht mehr nötig wäre, wenn der langsame Prozeß des Reifens und der Umwandlung von der Beschränktheit zur Unabhängigkeit, von der Finsternis zum Licht, schneller möglich wäre oder wenn wir gar das Endziel schon erreicht hätten. Doch alles Dasein ist ja nur ein Kampf und alles Geistesleben ein beständiges Ringen nach größerem Dasein und nach höherem Bewußtsein. Die Lust des Ringens ist endlos, die des Besitzes kurz, denn sie treibt immer nur zu weiterem Ringen.

Besonders unerfreulich ist die Aufdeckung von Lug und Trug natürlich für die Organisation einer Gesellschaft, wie der Theosophischen, wenn eine ihrer leitenden Persönlichkeiten als Betrüger entlarvt wird. Indessen kann es andrerseits das Vertrauen in die Leitung der Gesellschaft nur heben, daß diese selbst die ersten Schritte zur Prüfung und Aufdeckung des Betruges that. Erst als sich die Organisation selbst zu schwach erwies, um zum Ziele zu gelangen, wurde zur öffentlichen Entlarvung geschritten; und diese erfüllt nun die ganze angelsächsische Welt in allen fünf Erdteilen mit erstickendem Staube.

Dank jedoch dem offenbar guten Willen der maßgebenden Persönlichkeiten in der Gesellschaft breitet sich diese gerade unter dem Antriebe solcher schweren Krisis bisher am schnellsten aus. Durch alle solche Bedrängnisse ist die Gesellschaft immer nur stärker geworden; sie ward weiterhin bekannt als vorher und wuchs an Mitgliederzahl. Auch hat ihre geistige Kraft im Kampfe mit sich selbst noch mehr als in dem mit äußeren Widerständen zugenommen. Solche inneren Prüfungen wirken wie die Krankheiten bei Menschen; sie reinigen den Körper und befreien ihn von schädlichen und belästigenden Stoffen. Und nach überstandener Krankheit fühlt der Körper sich um vieles kräftiger und frischer als vorher.

Vor allen dienen solche Krisen allen den Mitgliedern, die sie mit überstehen, dazu, sich von allen fremden Einflüssen mehr unabhängig zu machen und stets mehr und mehr der Gottesstimme in dem eigenen Innersten getreu zu horchen und getreu zu bleiben. Und sie dienen weiter auch den Leitern und Vertretern der Gesellschaft dazu, immer nachdrücklicher als

bisher die Gesellschaft insgesamt und jedes einzelne Mitglied darauf hinzuweisen, daß sie sich nicht auf fremde Autorität verlassen sollen, sondern — insbesondere in allen geistigen Fragen und Angelegenheiten — stets nur den selbstlosen Intuitionen ihrer eigenen Vernunft und ihres eigenen Gewissens streng zu folgen haben.

In diesem Sinne habe ich jetzt vorgeschlagen und die Zustimmung des Präsidenten und einiger hervorragender Mitglieder der Gesellschaft dazu erhalten, daß der soeben ausgesprochene Gesichtspunkt nunmehr auch in den Satzungen der Gesellschaft zum Ausdruck gebracht werde. Demgemäß soll ein Endzweck der Gesellschaft in den „Rules and regulations" so angegeben werden, wie es ungefähr der folgenden deutschen Formulierung entspricht:

Die Anregung und Förderung jedes Einzelnen, seine eigene Geistesvollendung zu erstreben, den selbstlosen Intuitionen seiner eigenen Vernunft und seines eigenen Gewissens treu zu sein und seinen höchsten Idealen nachzuleben.

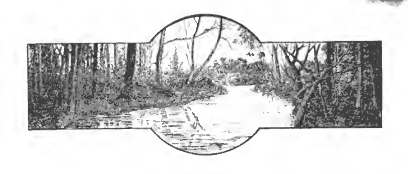
Solcher Hinweis wird am besten als beständige Erinnerung dienen und wird auch die schwächeren Mitglieder davor schützen, daß sie sich nicht von fremden, angeblich „höheren" Autoritäten bedrücken lassen, sondern stets mit voller Selbstverantwortlichkeit auf Grund ihrer eigenen unparteiischen Urteilskraft weiter forschen und voranstreben.

Wie dieser neue Anlauf zur Verwirklichung des Wahren und des Guten seinen Fortgang nehmen, und was das Ergebnis im Verlauf des Jahres sein wird, müssen wir abwarten. Es ist aber zu hoffen, daß auch jetzt wieder die Gesellschaft, wie das Gold aus dem Feuer, geläutert aus diesem Krankheitsausbruche hervorgehen möge, daß alle Schlacken unlauterer Persönlichkeiten ausgeschieden werden und alle Thorheiten, Unverstand und Gehässigkeiten im geistigen Streben wie Staub und Unrat verbrennen mögen, damit dann der Geisteskern der Theosophie um so glänzender erstrahle. Die Gesellschaft freilich ist nur eine Form, und keine Form ist ewig und unwandelbar; was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben. Doch das Leben, mit dem die Gedanken und die Ziele der Theosophie die Gesellschaft erfüllen, es ist göttlich; es kann nicht vergehen. Der Geist wechselt seine Erscheinungsform; doch er stirbt nie. Göttlich ist seine Wahrheit, seine Weisheit.

Bemerkung der Redaktion.

Seit Januar habe ich vorstehende Arbeit des Herausgebers von der Aufnahme in die „Sphinx" zurückgehalten, da ich mit dem Inhalte derselben nicht übereinstimme. Ich lasse sie nur auf wiederholten Wunsch des Verfassers und der Verlagsbuchhandlung abdrucken, lehne aber jede Verantwortung dafür ab. Dr. Göring.





Gedanken über die Theosophie und die „Theosophische Gesellschaft".

Von

Dr. med. **Franz Hartmann,**
Herausgeber der „Lotusblüten".

Der Zweck der „Theosophischen Gesellschaft" ist das Suchen nach Wahrheit. Ein Meister sprach:[1])

Wenn ein Mensch sich entschlossen hat, den Weg zur Wahrheit zu gehen, aber auf sich allein angewiesen und schwach ist, so kann er leicht in seine alten Fehler zurückfallen. Stehet deshalb zusammen; seid einander behülflich und unterstützet euch gegenseitig in euren Bemühungen.

„Seid gegen einander wie Brüder; eins in der Liebe, eins in der Heiligkeit, eins in eurem Eifer für die Wahrheit.

Verbreitet die Wahrheit und verkündet die Lehre in allen Teilen der Welt; damit am Ende alle lebenden Geschöpfe Bürger des Reiches der Gerechtigkeit werden".

Es giebt nur eine einzige und alleinige Wahrheit und Wirklichkeit. Sie ist kein Stückwerk und nicht aus Theorien zusammen geflickt. „Sie ist das Dasein selbst und so groß wie das Weltall, welches eine Offenbarung der Wahrheit ist. Da sie unermeßlich, unendlich und unbeschränkt ist, so kann sie auch von dem beschränkten Menschenverstande nicht erfaßt und begriffen werden; das persönliche „Selbst" ist viel zu klein, um die Wahrheit zu umfangen. Es giebt kein anderes Mittel sich ihr zu nahen als die Selbstlosigkeit, das Aufgeben der Täuschung des eigenen „Selbst". Nur das Unendliche und Ewige im Menschen kann das Unendliche im Weltall erkennen.

Die Erkenntnis der unendlichen Wahrheit ward „Theosophie" genannt. Das Mittel zur Erlangung der Selbstlosigkeit ist die Ausübung der göttlichen Liebe.

[1]) Gautama Buddha.

Unter „göttlicher Liebe“ versteht man die grenzenlose, allesumfassende Liebe, welche sich auf alle Geschöpfe erstreckt; denn eine bloß teilweise oder beschränkte Liebe wäre nicht vollkommen und daher nicht göttlicher Natur.

Die Liebe ist diejenige Kraft, welche alle Wesen verbindet, und alle Welten zusammenhält.

Der Ausgangspunkt auf dem Wege der Wahrheit ist deshalb die innerliche Verbrüderung der Menschen durch die Kunst der selbstlosen Liebe, eine Verbrüderung, welche in einer äußerlichen allgemeinen Vereinigung ihren äußerlichen Ausdruck finden kann.

Wo die Vereinigung nur äußerlich ist und innerlich keine Verbrüderung vorhanden ist, da ist eine solche scheinbare Vereinigung nur eine Lüge und hat keinen Wert.

Die Wahrheit ist eine Einheit und wird nicht in der Zwietracht oder durch Streitigkeiten und Disputationen, sondern nur durch die Liebe zur Einheit und Eintracht gefunden. Deshalb ist auch die erste Grundlage der „Theosophischen Gesellschaft“ nicht das Kämpfen für die Wahrscheinlichkeit irgend einer Hypothese oder Theorie, auch nicht der blinde Glaube an die Aussagen dieser oder jener Person, sondern „einen Kern von Menschen zu bilden, um welchen die allgemein anerkannten Ideen der allgemeinen Menschenliebe und Verbrüderung krystallisieren und verwirklicht werden können“. Eine Gesellschaft, deren Zweck die Gotteserkenntnis ist, muß nicht die Vielwisserei, sondern die Liebe zur Grundlage haben. Mitglieder einer Gesellschaft, die sich mit der Erforschung heiliger Dinge beschäftigen will, müssen selbst heilig sein oder nach Heiligkeit streben; denn nur der Geist Gottes im Menschen, nicht aber der tierische Mensch erfaßt die göttliche Natur und ergründet ihre heiligen Tiefen.

Eine solche geistige Verbrüderung braucht gar keine äußerliche Organisierung zu haben, und die Mitglieder brauchen sich gegenseitig äußerlich gar nicht zu kennen; in der Gemeinschaft der Weisen sind alle Teilnehmer durch den Geist der Erkenntnis verbunden und alle Eins.

In der Erlangung der Erkenntnis, nicht in der Ausfertigung von Diplomen besteht die Initiation.

Die Grundlage der Erkenntnis der Wahrheit ist die selbstlose Liebe, aber die Liebe ist noch nicht die Erkenntnis selbst.

Um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, dazu müssen die Irrtümer zerstört werden, welche dem wahren Wissen im Wege stehen.

Dies geschieht durch die Lehre.

Wären die Menschen nicht blind für das Licht der Wahrheit und taub für das Wort Gottes, das in dem Herzen eines jeden spricht, so wäre kein äußerlicher Unterricht nötig; die Weisheit selbst ist die beste Lehrmeisterin.

Da aber die Menschen dieses Licht nicht erkennen und die Stimme der Wahrheit nicht hören, so sind sie darauf angewiesen, durch äußerliche

Beobachtungen, Vergleiche und Schlußfolgerungen sich Meinungen in bezug auf die Wahrheit zu bilden.

Hierdurch werden nur Gründe zur Annahme von Wahrscheinlichkeiten, nicht aber die Wahrheit selber erlangt.

Auf dieser Art von Dünken und Wähnen beruht alles theoretische Wissen in bezug auf dasjenige, was jenseits der Grenze der äußerlichen Sinneswahrnehmung liegt.

Es giebt aber noch eine andere und bessere Art, um auf den Weg zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Dieser Weg ist die Lehre, welche von denjenigen erteilt wird, welche zur innerlichen Erleuchtung und göttlichen Selbsterkenntnis gelangt sind. Solche Menschen werden Adepten oder Mahatmas (große Seelen) genannt. Die eigentlichen, wenn auch der Mehrzahl der Mitglieder unbekannten Gründer der „Theosophischen Gesellschaft" sind gewisse Adepten in Asien, auch „asiatische Brüder" genannt. Dieselben üben zu gewissen Zeitperioden, wenn die Verhältnisse dazu geeignet sind (am Ende eines jeden Jahrhunderts) ihren Einfluß aus, um der Menschheit auf dem Wege des geistigen Fortschrittes zu helfen und sie der Verwirklichung ihrer höchsten Ideale näher zu bringen.

Das äußerliche Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist in diesem Jahrhunderte die von H. P. Blavatsky gegründete „Theosophische Gesellschaft".

Die „Theosophische Gesellschaft" unterscheidet sich deshalb von allen ähnlichen religiösen, philosophischen und wissenschaftlichen Vereinigungen dadurch, daß sie in Verbindung mit geistig erleuchteten Menschen steht, welche auf einer Stufe der geistigen Entfaltung und Entwickelung stehen, von deren Höhe sich der Alltagsmensch gar keinen Begriff machen kann, und deren Möglichkeit der nur weltlich Gelehrte nicht ahnt.

Die Methode, durch welche die Adepten Unterricht erteilen, besteht hauptsächlich darin, daß sie ihre Gedanken auf ihre Schüler übertragen, ihre Kenntnis dem Geiste derselben direkt mitteilen, ihre Lehren in ihre Herzen einsprechen.

Hierzu ist es vor allem nötig, daß der Schüler eine ihn hierzu befähigende geistige Organisation besitzt. Seine eigenen Kenntnisse und persönlichen Eigenschaften kommen dabei wenig oder gar nicht in Betracht. Das Licht des aus großer Belesenheit entspringenden Eigendünkels ist gerade dasjenige, was das Empfängnis des Lichtes der Weisheit verhindert; der eigene Größenwahn macht den Menschen unfähig, die Größe der Gotteserkenntnis zu empfinden; das Festhalten an falschen Theorien macht das Erkennen der Wahrheit unmöglich.

Diese Dreiheit von Eigendünkel, Größenwahn und Dogmatik scheint sich in England dem Erwachen der Wahrheit in den Seelen der Menschen als ein unüberwindliches Hindernis in den Weg zu stellen.

Wird es der Wahrheit in Deutschland in diesem Jahrhunderte besser gelingen?



Das Dämonische der Indianer.

Von

Dr. Ludwig Kuhlenbeck

in Jena.

Die rücksichtslose Ausrottung einer ganzen, höchst eigenartigen Menschenrasse, der nordamerikanischen Indianer, eine ergreifende, kulturhistorische Tragödie, eilt unaufhaltsam ihrem Schlusse zu.

Die Tage, die der Seherblick Hiawathas kommen sah, sind schon fast vorüber:

„Und ich sah, ich sah sie alle,
Die Geheimnisse der Zukunft,
Jene fernen, fernen Tage,
Sah ein Wandern nach dem Westen,
Vieler unbekannter Völker;
Alles wimmelte von Menschen,
Rastlos strebend, wirkend, kämpfend,
Viele Sprachen redend, dennoch
Wie beseelt von einer Seele.
In den Forsten klang ihr Axtschlag,
Ihre Städt' und Thäler dampften;
Ueber Seen und über Ströme
Rauschen ihre Donnerboote.
Darnach schlich viel düst'rer, trüber
Ein Gesicht, gleich fernen Wolken.
Sah zerstreut all' uns're Stämme,
Ganz vergessend meines Rates,
Sich einander jäh bekriegen.
Sah die Reste unsres Volkes
Westwärts flieh'n, verwildert, elend,
Wie vom Sturm zerfetzte Wolken,
Wie des Spätherbst's welke Blätter. — —

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo nicht einmal mehr ein Buffalo Bill oder Dr. Carver das Material für ihre theatralischen „wild west-schows“ aus den Resten einst so stolzer Nationen wird zusammenbringen können.

Schon im Jahre 1890 bezifferte sich die Gesamtzahl der noch lebenden Indianer in den Vereinigten Staaten nur noch auf 844 704 Köpfe. Die Parole der rücksichtslosen Landspekulanten des Yankeetums heißt eben: the only good Indian is a dead one. (Der einzig gute Indianer ist der tote Indianer.) Die Aufteilung des letzten Indianer-Territoriums verbunden mit zwangsweiser Zerstreuung der wenigen noch vorhandenen Indianerfamilien wird nicht mehr lange aufzuschieben sein. Vielleicht, daß man dann, wie es in Australien nach einer Jahrzehnte lang systematisch verfolgten Ausrottungs-Politik mit der eingeborenen Rasse jetzt geschieht, zuguterletzt noch sentimentale Anwandlungen für die letzten Repräsentanten einer untergehenden Menschenart empfinden und dieselben, wie wertvolle Museumsstücke, leider vergeblich zu konservieren versuchen wird. Eine solche Anwandlung humanerer Empfindungen würde aber schon jetzt zu spät kommen. Das Schicksal der roten Rasse ist besiegelt, weil man ihr die notwendige Zeit zu allmählicher Anpassung an eine höhere Kultur nicht gegeben hat. Diese Thatsache einfach mit der Darwinistischen Modetheorie vom „Kampf ums Dasein“ und der dadurch „gebotenen“ Ausrottung nicht anpassungsfähiger Individuen und Rassen abthun zu wollen, erscheint mir als Brutalität. Will man das brutale Konkurrenzprinzip auch auf die menschlich-sittliche Welt übertragen, so läßt uns die vermeintliche Veredelungstendenz desselben im Stich, es sei denn, daß man beispielshalber den zähen Neger, den Chinesen oder gar den „ewigen“ Juden für einen edleren Menschheits-Typus gelten lassen möchte, als den letzten Mohikaner. Auch wer seine Studien bezüglich der roten Rasse nicht auf Coopers Romane beschränkt hat, muß die im großen und ganzen vortreffliche und höchst eigentümliche physische, moralische und intellektuelle Uranlage derselben anerkennen. Und sicherlich sind es nicht eben die besseren Seiten einer „höheren“ Kultur gewesen, welche es sich haben angelegen sein lassen, diesen ursprünglich eigenartigen Typus der Menschheit zu Grunde zu richten. Jeder Kenner der Geschichte der nordamerikanischen Indianer-Kriege muß zugeben, daß die letzteren ebensoviele Schmutzflecke auf dem Sternenbanner bilden, und daß die Indianer-Politik der U. S. von Anfang an bis auf den heutigen Tag aus einem Kettengewebe von Heuchelei, Vertragsbrüchen und Grausamkeiten besteht.

Ich möchte den Indianer Nordamerikas so wenig für minderwertig und daher im bessern Sinne kulturunfähig gelten lassen, daß ich seine Ausrottung vielmehr gerade deshalb bedaure, weil dadurch die Erde um eine genial angelegte und hoffnungsvolle Rasse betrogen ist.

Die Natur des nordamerikanischen Indianers läßt sich als eine in vieler Hinsicht urwüchsig geniale bezeichnen. Der Indianer macht im Gegensatz zu dem mehr affenartig und komisch berührenden Typus der schwarzen oder gelben Rasse schon seinem Aeußeren nach eher einen

„dämonischen" Eindruck. Dämonisch ist aber das über die gewöhnliche Menschlichkeit hinausgehende Geniale, mag dieses nun mehr in der Richtung des Willens oder der Vorstellung gravitieren. In der Richtung des Willens bezeichnen wir die Genialität als Heroismus, Genialität der Vorstellung und besonders der Phantasie ist Poesie. Der nordamerikanische Indianer ist gleichermaßen poetisch und heroisch veranlagt. Einerseits bezeichnet ihn schon Schoolcraft mit Recht als

a man without a fear,
a Stoic of the wood [1])

und andrerseits gesteht selbst der gewiß objektiv und rein wissenschaftlich, ohne Sentimentalität urteilende Anthropologe Waitz, der Indianer sei voll ursprünglichster Poesie, wie seine Sprache und Ausdrucksform; Kirklam meint, der indianische Krieger lasse sich nur mit den Griechen Homers einigermaßen vergleichen, vielen Indianerfehden fehlte nichts als ein Homer, um sie zu Iliaden zu verarbeiten.

Schon Hamann, der Magus des Nordens, hat die Poesie die Muttersprache des Menschengeschlechts genannt, und du Prel nennt Poesie die paläontologische Weltanschauung, mit Recht, sofern nachweisbar kulturgeschichtlich die poetische Anschauung und Ausdrucksform der prosaischen vorausgeht. Der nordamerikanische Indianer lebt noch ganz in dieser paläontologischen Anschauungsweise und Ausdrucksform und offenbart darin eine Genialität, wie wir sie bei anderen Naturvölkern vergeblich suchen, seine Sprache ist durch ihren unnachahmlichen poetischen Zauber und ihre darauf beruhende packende Rhetorik bezeichnend. Ein Muster derselben, die Rede eines Choktaw-Häuptlings, gesprochen 1843 in Erwiderung auf die des Agenten der Vereinigten Staaten, mag dafür angeführt werden:

„Bruder, wir haben Deine Rede gehört, wie wenn sie von den Lippen unseres Vaters käme, des großen weißen Häuptlings in Washington, und mein Volk hat mir aufgetragen, zu Dir zu sprechen. Der rote Mann hat keine Bücher, und wenn er seine Meinung mitteilen will, wie sein Vater vor ihm, so spricht er sie aus durch seinen eigenen Mund. Er fürchtet die Schrift. Wenn er selbst spricht, weiß er, was er sagt, der große Geist hört ihn. Schrift ist die Erfindung der Bleichgesichter, sie gebiert Irrtum und Streit.

Der große Geist spricht — wir hören ihn im Donner, im brausenden Sturm, in der mächtigen Woge — aber er schreibt niemals, Bruder! Da Du jung warst, waren wir stark, wir kämpften an Deiner Seite, jetzt aber ist unser Arm gebrochen. Ihr seid groß, mein Volk ist klein geworden. Bruder! meine Stimme ist schwach, Du kannst sie kaum hören; sie läßt nicht den Ruf eines Kriegers erschallen, sondern die Klage eines

[1]) Ein Mann, der Furcht nicht kennt,
Ein Stoiker des Waldes.

kleinen Kindes; ich habe sie verloren durch die Klagen über das Unglück meines Volkes. Dies sind die Gräber der Geschiedenen, in diesen alten Fichten hörst Du das Rauschen ihrer Geister. Ihre Asche ist hier und wir sind zurückgeblieben, um sie zu schützen. Unsere Krieger sind fast alle weit nach Westen gezogen, aber hier sind unsere Toten. Sollen auch wir gehen und ihre Gebeine den Wölfen überlassen? Bruder! Wir haben zweimal geschlafen, seitdem wir Dich reden hörten. Wir haben darüber nachgedacht. Du willst, daß wir unser Land verlassen sollen, und sagst uns, ja es sei der Wunsch unseres Vaters. Wir möchten sein Mißfallen nicht erregen. Wir verehren ihn, wie seine Kinder. Aber der Choktaw denkt immer nach. Wir brauchen Zeit, um zu antworten.

Bruder! Unsere Herzen sind voll. Vor 12 Wintern haben unsere Häuptlinge unser Land verkauft. Jeder Krieger, den Du hier siehst, war gegen den Vertrag. Wenn die Toten hätten mitsprechen können, wäre er nimmer zu Stande gekommen; aber ach! obwohl sie rings umher standen, konnte man sie nicht sehen, noch hören. Ihre Thränen kamen in den Regentropfen herab und ihre Stimme im klagenden Winde, aber die Blaßgesichter wußten nichts davon und nahmen unser Land. — Bruder! Wir wollen jetzt nicht klagen, der Choktaw leidet, aber er weint nimmer. Euer Arm ist stark, und wir vermögen nichts gegen ihn; aber das Bleichgesicht betet zum großen Geist, und so thut der rote Mann. Der große Geist liebt Wahrheit. Da Ihr unser Land wegnahmt, versprachet Ihr uns ein anderes. Dort steht Euer Versprechen im Buche. Zwölfmal sind die Blätter von den Bäumen gefallen, aber wir haben kein Land erhalten. Unsere Häuser sind uns genommen worden. Der Pflug des weißen Mannes gräbt die Gebeine unseres Volkes aus der Erde. Wir wagen nicht, unsere Feuer anzuzünden, und doch habt Ihr gesagt, wir sollten hier bleiben, und Ihr wolltet uns Land geben.

Bruder! Ist das Wahrheit? Aber wir glauben jetzt, daß unser große Vater unsere Lage kennt, er wird uns hören. Wir sind nun trauernde Waisen in unserem Lande, aber unser Vater wird uns bei der Hand nehmen. Wenn er sein Versprechen erfüllt, wollen wir auf seine Rede antworten. Aber wir können jetzt nicht darüber nachdenken. Der Kummer hat uns zu Kindern gemacht. Wenn unsere Sache geordnet ist, werden wir wieder Männer sein und mit unserem großen Vater reden über den Vorschlag, den er uns gemacht hat.

Bruder! Du stehst im Dienste (in den Mokassins) eines großen Häuptlings, Du sprichst die Worte eines mächtigen Volkes und Deine Rede war lang. Mein Volk ist klein, sein Schatten reicht kaum bis an Deine Knie, es ist zerstreut und ist fortgegangen. Wenn ich rufe, höre ich meine Stimme in der Tiefe der Wälder, aber keine Antwort kommt zurück. Meine Worte sind deshalb wenige. Ich habe nichts mehr zu sagen, als Dich zu bitten, das Du meine Rede dem großen Häuptling der Bleichgesichter mitteilst, dessen Bruder neben Dir steht".

Diese Rede ragt keineswegs über den Durchschnitt indianischer Be-

redsamkeit sehr hervor. Schon dieser Hinweis auf das indianische Ausdrucksvermögen, welches doch immerhin einen Maßstab für die geistige Veranlagung bietet, — denn die Sprache ist das Werkzeug des Geistes —, könnte genügen, um die Behauptung gründlich abzufertigen, als ob die Rothaut eine minderwertige Menschenrasse bedeckte. Man müßte dann entweder Bücherweisheit und andressierte Fähigkeiten mit natürlicher Intelligenz verwechseln, oder selber auf dem brutal niedrigen Standpunkt jener Trapperweisheit stehen, die dem Indianer die Seele abspricht, um sich das Gewissen wegen der aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Indianer-Politik des Yankeethums zu beruhigen, eine Weisheit, die übrigens schon in der alten Tragödie „Pontiac", die wahrscheinlich von William Rogers verfaßt ist, vertreten wird:

Orsbourn:

I fear their ghosts will haunt us in the dark.

Honnyman:

It's no more murder than to crack a louse.
That is, if you've the wit to keep it private.
And as to haunting, Indians have no ghosts,
But a they live like beasts, like beasts they die.
I've killed a dozen in this selfsame way,
And never yet was troubled with their ghosts.

Orsbourn:

Then I'm content, my scrouples are removed.[1])

Die niedere Intelligenz des Indianers soll vornehmlich durch seinen Aberglauben bestätigt werden.

Nun ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Indianer Nordamerikas, wie alle Naturvölker in der That vielfach sehr bizarren Superstitionen huldigen. Ob freilich in bedeutend höherem Grade, als auch zur Zeit noch die niederen Massen der sogenannten Kulturvölker, dürfte nicht so leicht zu entscheiden sein. Eine vergleichende Statistik zwischen den beispielshalber bei den unteren Yankee-Klassen grassierenden abergläubischen Vorstellungen und denen irgend eines Indianerstammes ist noch nirgends versucht worden. Andrerseits fiel es bereits den ersten Gelehrten, die sich

[1]) Orsbourn:
Ich fürchte, ihre Geister werden uns im Finstern beunruhigen.
Honnyman:
S' ist nicht mehr Mord, als eine Laus zu knacken,
Das heißt, wenn Ihr nur so viel Witz habt, es geheim zu halten!
Und was das Spuken angeht, Indianer haben keine Seelen,
Sondern, wie sie gleich Tieren leben, so sterben sie wie Tiere.
Ich habe schon ein Dutzend auf diesem Wege getötet
Und ward doch noch nie durch ihre Geister heimgesucht.
Orsbourn!
Dann bin ich beruhigt, meine Skrupeln sind beseitigt.

die Erforschung der indianischen Religionsvorstellungen zur Aufgabe machten, auf, daß letztere im wesentlichen auf einen ziemlich geläuterten und oft geradezu erhaben anmutenden Pantheismus oder auch, wenn man will Monotheismus, auf den Glauben an Gitsche-Manittu, den großen Geist hinausliefen, also auf eine Naturreligion, über die bei den Kulturvölkern, wenn wir von den offenbarten positiven Religionen absehen, auch viele große Denker nicht hinausgekommen sind. Ein Vorwurf, der den meisten Blaßgesichtern, die sich mit der Erforschung und Darstellung indianischen Aberglaubens bisher befaßt haben, nicht erspart werden kann, heißt Oberflächlichkeit.

Gemildert wird derselbe nur durch denjenigen Mangel psychologischen Wissens, welcher die rein negative Aufklärung überhaupt kennzeichnet.

Die oberflächliche bloß negative Aufklärung verkennt nämlich durchweg die Möglichkeit, das auch den bizarrsten abergläubischen Vorstellungen und Praktiken ein thatsächlicher Kern zu Grunde liegen kann, der der Beachtung wert ist. Schon daß gewisse ohne weiteres von ihr zum Aberglauben gerechnete Ueberzeugungen, wie z. B. diejenige von abnormen Fähigkeiten der menschlichen Seele, wie Hellsehen, Fernsehen und Fernwirken sich in allen Zeiten und allen Breiten wiederfinden, daß der Westfale und Schotte in dieser Hinsicht übereinstimmt mit dem orakelgläubigen Hellenen und dem „medizin“-gläubigen Indianer, hätte sie stutzig machen sollen. Liegt ferner nicht ein auffälliger Widerspruch darin, diese Rothäute, die auf dem Kriegspfad und in der Ratsversammlung nicht selten so erstaunliche Proben ihres natürlichen Scharfsinns in der Aufdeckung fremder Listen und Intriguen an den Tag legen, die zudem mit oft ungläubiger Sinnesschärfe begabt sind, andrerseits als völlig unkritische Opfer einer verächtlichen Gaukelei zu betrachten, als welche ja die sogenannte indianische Medizin von Blaßgesichtern gemeinhin abgethan zu werden pflegt? Auch die keineswegs mühelose Methode, durch welche sich der indianische Medizinmann bildet, und der außerordentliche Charakter einzelner hervorragender Medizinmänner, ich werde im folgenden einige Beispiele geben —, hätte die psychologische Forschung aufmerksamer machen sollen. Aber freilich sagt schon Heraklit:

„Durch seine Unglaubhaftigkeit entschlüpft das Wahre dem Erkanntwerden“.

Unsere gewöhnliche, materialistische Ethnologie findet in der indianischen „Medizin“ nichts anderes, als plumpe indianische Gaukelkünste. Wir dagegen wollen untersuchen, ob sie damit Recht hat oder ob nicht doch auch hier unter der Spreu bizarrer, dem Zivilisationsmenschen unverständlicher Praktiken einige Weizenkörner, nämlich übersinnliche Seelenkräfte und abnorme psychologische Phänomen sich verbergen, für deren Entwickelung Naturvölker überhaupt, ganz besonders aber, wie es scheint, die der indianischen Rasse, günstiger veranlagt sein dürften, als die von der Natur vielfach abirrende höhere Kultur.



Sein letzter Besuch.

Erlebnis einer jungen Frau.

Ein Beitrag zum Rätsel des Astralkörpers.

Von

Catharina von Siegroth.

> Ich hatt' einen Kameraden,
> Einen beſſer'n find'ſt du nit.

Paul Burow, der Sohn einer mittelloſen Doktorswitwe, war mein beſter Freund und Spielgefährte.

Als Nachbarskinder zuſammen aufgewachſen, erſetzte er mir den Mangel an Geſchwiſtern, und ließ es mir nie zum Bewußtſein kommen, daß ich ein einſames Kind war. Der verzogene Liebling meiner Eltern, war ich wild und herrſchſüchtig wie ein kleiner Teufel. Der um wenige Jahre ältere Knabe fügte ſich anſcheinend meinen Launen, ohne ſich etwas zu vergeben und verſtand es meiſterlich, den kleinen weiblichen Unband in Schranken zu halten, was ſo leicht keinem gelingen wollte. Er war mir außerdem ein treuer Berater in allen kindlichen Angelegenheiten, half mir bei meinen Schulaufgaben und teilte meine Vorliebe für Kaninchen, Meerſchweinchen und Vögel, deren ich eine ganze Anzahl beſaß.

Oft mußte er ſich dieſerhalb Neckereien von ſeinen Kameraden gefallen laſſen. Dann gab es blutige Köpfe und zerſchundene Geſichter, von deren Herkunft ich in meiner Harmloſigkeit keine Ahnung hatte. Außer Paul beſaß ich eine einzige Freundin, der ich gleiche Rechte einräumte, ſie war die Tochter eines Kaufmanns und mir in treuer Freundſchaft ergeben.

So waren die Jahre hingegangen. Paul, zum Jüngling herangereift, bezog die Univerſität, um ſich, gleich ſeinem verſtorbenen Vater, dem Studium der Medizin zu widmen. Die Trennung von meinem Freund und Jugendgeſpielen war der erſte herbe Schmerz in meinem Leben, ich ſchluchzte zum Erbarmen und konnte nur mit dem Hinweis getröſtet werden, daß wir uns ja von Zeit zu Zeit wiederſehen würden, wenn er zu den Ferien nach Hauſe käme.

Als dies zum ersten Male geschah und der schmucke Student mit Cerevis und buntem Korpsband bei uns eintrat, kannte meine Freude keine Grenzen.

Seine überschlanke hohe Gestalt neigte sich zwar wie müde etwas nach vorn und die feurigen dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen, aber ich verstand mich auf die besorgniserregenden Anzeichen eines allzuangestrengten Studiums nicht und legte ihnen deshalb keine Wichtigkeit bei.

Der brennende Ehrgeiz des Jünglings einerseits, sowie die Notwendigkeit, seine Studien möglichst rasch zu beendigen, trieben ihn unaufhaltsam vorwärts.

Er stand bereits im neunten Semester und bereitete sich vor, sein Staatsexamen abzulegen, als ich mich nach kurzer Bekanntschaft mit einem jungen Assessor verlobte.

Es war meine erste Liebe und die Verhältnisse lagen beiderseits so günstig, daß unseren Wünschen nach einer baldigen Vereinigung, nichts im Wege stand.

Paul war der erste, dem ich in der Ueberschwenglichkeit der jungen Liebe mein Glück mitteilte.

Nach acht Tagen ungeduldigen Harrens erhielt ich endlich eine Antwort, die mich in ihrer schroffen Kürze fast beleidigte.

„Liebe Käthe", schrieb er mir, — „ich kann Dir nach der vollzogenen Thatsache nur Glück wünschen, und thue dies hiermit in der alten treuen Freundschaft, die ich Dir stets bewahren werde. Empfiehl mich Deinem Herrn Bräutigam und sei bestens gegrüßt von

Deinem Freund Paul".

Ich zürnte. War das mein alter Freund, auf dessen innigsten Anteil an meinem Glück ich so fest gerechnet?

Wir hatten in stetem Briefwechsel gestanden, und ich hatte nie verfehlt, ihm von allen Vorkommnissen in meinem jungen Leben zu berichten, was er seinerseits durch eben so genaue Schilderungen seiner gegenwärtigen Verhältnisse erwiderte. Und nun auf einmal diese pedantische Kürze, die kaum zu einer Fortsetzung des Briefwechsels ermutigte! Mißmutig barg ich den Brief tief unter meinen Sachen und wich den Fragen meines Bräutigams ängstlich aus.

Er schien etwas zu ahnen und lächelte seltsam, wenn von Paul die Rede war, was mich noch mehr verwirrte und schließlich in eine gereizte Stimmung gegen den Abwesenden hineintrieb.

Monate waren seitdem verstrichen, in denen ich von Paul nichts mehr gehört hatte. Die einzige, die mir über ihn hätte Auskunft geben können, seine Mutter, vermied es, über ihn zu sprechen, und ich mochte nicht direkt fragen.

Unsere Verbindung war für das Frühjahr festgesetzt worden. Mein Bräutigam hatte eine Anstellung als Amtsrichter in einer kleinen Stadt erhalten, aber ich folgte ihm willig und guten Muts, denn ich liebte ihn von Herzen und hoffte auf eine glückliche Zukunft.

Es war wenige Tage vor unserer Hochzeit, die an meinem Geburtstag gefeiert werden sollte.

Meine Mutter war von den anstrengenden Vorbereitungen etwas erschöpft und hatte sich frühzeitig niedergelegt, mein alter Papa pflegte um diese Zeit sein Kasino zu besuchen. So war ich ganz allein und ordnete eifrig an allerhand Wäschestücken, die am nächsten Tage abgeschickt werden sollten.

Da ertönte die Korridorklingel. Das Stubenmädchen erschien mit einer Visitenkarte und fragte, ob ich den Besuch des Herrn empfangen wolle.

„Dr. med. Paul Burow“ las ich und stieß einen Freudenschrei aus. Vergessen war alles, was zwischen uns gelegen, über die Freude des Wiedersehens.

Aufgeregt stürmte ich ihm entgegen.

Aber wer war das, der so seltsam bleich über die Schwelle trat? — Fieberisch glänzten die hohlen Wangen, und die tiefeingesunkenen Augen brannten in unheimlicher Glut. „Paul??“ — kam es halb fragend, halb zagend von meinen Lippen. Wie ein eisiger Krampf legte es sich auf mein Herz und machte es fast stillstehen vor niegefühlter Bangigkeit. Seine farblosen Lippen verzerrten sich zu einem unheimlichen Lächeln.

„Du findest mich verändert, Käthe? Nun ja, die Studien haben mich etwas angegriffen, aber Du siehst dafür desto wohler und blühender aus! Freilich eine Braut, und noch eine so glückliche dazu!“ — Er brach ab, seine düster flammenden Blicke ruhten mit einem rätselhaften Ausdruck auf mir, der mir das Blut rascher durch die Adern trieb. „Setze Dich, Paul“, bat ich beklommen und schob ihm einen Sessel hin. Er ließ sich schwer niederfallen und lehnte den Kopf hintenüber. So glich er mit geschlossenen Augen einem Sterbenden. Ich betrachtete ihn entsetzt und überlegte, ob ich die Mutter rufen sollte, um das fürchterliche Alleinsein mit ihm zu beenden.

Plötzlich schüttelte er die Lethargie ab und rückte sich zurecht.

„Du hast nun Dein Ziel bald erreicht, Käthe“, hob er mit matter, klangloser Stimme an. „Denkst Du noch manchmal der vergangenen Zeiten?“

„O Paul, wie kannst Du so fragen, mein bester, mein treuester Freund“, rief ich und heiße Thränen entstürzten, ohne daß ich es hindern konnte, meinen Augen. Er lächelte matt: „War ich Dir das? — Aber nicht mehr!“ kam es in plötzlicher Bitterkeit von seinen Lippen.

Ich hatte den Doppelsinn seiner Worte nicht verstanden. „O gewiß auch jetzt noch!" beeilte ich mich zu erwidern und faßte seine bleichen abgezehrten Hände fest in die meinen. Er drückte sie mit seinen schwachen Kräften und sah mich wieder an mit Blicken, die mir tief in's Herz drangen und das sorgfältig gehütete Geheimnis seiner Seele bloßlegten. Ich wußte mit einem Male alles. Ein schneidendes Weh durchzitterte mein Herz und raubte mir fast die Besinnung dem todkranken Freunde gegenüber. Dazu gesellte sich eine unerklärliche Angst vor den leuchtenden Blicken, die mit faszinierender Gewalt auf mir ruhten. Ich versuchte das Gespräch auf ein unverfängliches Thema zu leiten und bat ihn, mir von seinem Aufenthalt in der Residenz zu erzählen, von seinen Freunden, seinem Examen, seinen Zukunftsplänen. . . .

Er ließ mich ruhig reden und unterbrach mich mit keinem Wort. Nur seine Augen redeten die Sprache glühender Leidenschaft, die lange und gewaltsam unterdrückt, plötzlich zum Ausbruch gekommen. Rauhe Hustenstöße erschütterten mit einem Male seinen schwachen Körper, er schien sich gar nicht erholen zu können. Eiskalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, besorgt stützte ich seinen Kopf, das Mitleid mit dem kranken Freunde überwog alle Bedenken. Da fühlte ich mich wie mit eisernen Klammern festgehalten und eisige Lippen preßten sich fest auf meinen Mund.

„Käthe, Käthe, warum hast Du mir das gethan?" tönte es dicht an meinem Ohr. Ich schloß in halber Bewußtlosigkeit die Augen und hatte nicht die Kraft, den Todkranken abzuwehren. Als ich mich wieder erholte, hatte er sich erhoben und stand mir in ruhiger Haltung gegenüber.

„Leb' wohl, Käthchen, nach dem Vorgefallenen ist Dir kein Geheimnis mehr, was Dir ewig hätte verborgen bleiben müssen. Verzeihe mir, wenn Du kannst, ich werde Deinen Frieden nie mehr stören!" —

Ich hatte nicht den Mut, ihm ein Wort des Vorwurfs zu sagen, seine dunklen Augen blickten so unsagbar traurig auf mich herab, daß ich mich tief erschüttert fühlte. Wir reichten uns schweigend die Hand. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal zurück. „Ich reise heut' Abend noch ab, aber an Deinem Geburtstag hörst Du noch einmal von mir". Ich erschrak, wußte Paul, daß mein Geburtstag zugleich mein Hochzeitstag sein sollte? Ich hatte es ihm absichtlich verschwiegen.

Die wenigen Tage bis dahin legte ich in seltsam gedrückter Stimmung zurück. Es war, als ob keine rechte Freude, keine hochzeitliche Stimmung mehr in mir aufkommen könne. Oft ertappte ich mich darüber, daß ich mit wachen Augen träumte, und was ich dann sah, war seine verfallene Gestalt, die dem Grabe zuwankte. — Hätte es wohl anders sein können und war ich verantwortlich für das frühe Ende des Treuen? — Schwere seelische Konflikte begannen mich zu martern und waren durch nichts zu bannen, so sehr ich mich auch mühte, meinen Angehörigen ein heitres

Gesicht zu zeigen und sie nichts von den Vorgängen in meinem Innern ahnen zu lassen. So war der bedeutungsvolle Tag herangekommen. Unser Haus war mit Besuch überfüllt, die festliche Feier war in ein Hotel verlegt worden, da unsere Wohnung nicht geräumig genug war. Vom frühen Morgen an hatte ich in seltsamer Beklemmung auf eine Nachricht von dem Freunde gewartet, aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß eine Botschaft von ihm eintraf.

Die feierliche Handlung war vorüber, ich hatte mit dem Manne meiner Wahl das bindende „Ja" getauscht und kehrte an seinem Arm aus der Kirche zurück. Dann vereinigte uns die gemeinsame Festtafel mit den geladenen Gästen. Ich hatte viel scherzhafte Vorwürfe über mein bleiches Aussehen hinnehmen müssen, mein Gatte, dem die Veränderung meines Wesens nicht entgangen, schaute mich oft besorgt an und forderte mich zum Trinken auf in der Hoffnung, daß der Wein meine blassen Wangen röten werde.

Die Tafel war aufgehoben, die junge Welt rüstete sich zum Tanz, den ich mit meinem Gatten eröffnete. Noch immer lastete es auf mir wie ein Verhängnis. All der Jubel und die Heiterkeit um mich her konnte das Gefühl nicht bannen, daß etwas kommen müsse, ein Etwas, vor dem mir graute, und das ich doch herbeisehnte mit aller Kraft und Gewalt meiner Seele. In gespannter Erwartung blickte ich nach der Thür — und da kam es auch — Paul selbst in feinster Salontoilette. Er schritt gerade auf mich zu und reichte mir mit tiefer Verbeugung die Hand zum Gruß. Dann bat er mich mit leiser Stimme um einen Tanz.

Ich sah ihn erschrocken an. „Es wird Dich zu sehr angreifen, Paul, Dein schlimmer Husten". . . .

Er lächelte seltsam. „Willst Du mir die Bitte abschlagen, Käthe?" —

„Nein, nein", beeilte ich mich zu erwidern, „aber darf ich Dich nicht zuvor meinem Manne vorstellen?"

„Später, Käthe, jetzt komm!" — Es klang gebieterisch; ehe ich etwas erwidern konnte, hatte er meine Taille umschlungen und raste mit mir durch den Saal, drei- bis viermal, bis ich nicht mehr konnte.

Erschöpft lag ich in seinem Arm. Er hielt mich fest und zog einen wunderschönen Veilchenstrauß hervor.

„Deine Lieblingsblumen, Käthe, dafür gieb mir ein Reis aus Deinem Myrthenstrauß". — Ehe ich etwas erwidern konnte, hatte er einen Zweig aus meinem Brustbouquet gezogen und war verschwunden. Fast betäubt blickte ich ihm nach. Da rief mich die Stimme meines Gatten in die Gegenwart zurück. Besorgt zog er meinen Arm in den seinen und führte mich zu einem Sitz.

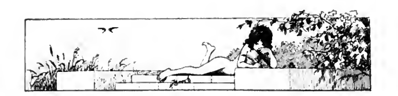
„Wer war der Mensch, der wie ein Wahnsinniger mit Dir tanzte?"

Ich blickte auf die Blumen in meiner Hand, die seltsam berauschend zu mir aufdufteten. „Paul", — erwiderte ich mit halber Stimme. Mein Gatte sagte nichts, aber er blickte suchend umher. Paul Burow war

und blieb verschwunden, niemand hatte ihn nach dem Tanz mit mir gesehen.

Wenige Tage später erhielten wir einen Brief mit breitem Trauerrand. Er meldete uns den Tod des hoffnungsvollen jungen Mediziners, der an demselben Tag und derselben Stunde, als er sich auf unserer Hochzeit gezeigt, seinem Lungenleiden erlegen war. Von seiner Mutter erfuhr ich später noch folgenden seltsamen Umstand: Seine Freunde hatten dem Verblichenen einen schönen großen Veilchenstrauß in die Hände gegeben und waren nicht wenig erstaunt, denselben am nächsten Morgen nicht mehr vorzufinden. Dafür umschlossen die starren Finger ein kleines Myrthenreis, von dem niemand wußte, wie es dahingekommen; — ich aber berge die welken Blüten als letzte Gabe des treuesten Freundes noch heute tief in meinen Sachen, und wenn ich sie hervorziehe,, deucht mir, daß sie nichts eingebüßt von der Frische und Lieblichkeit ihres Duftes und mir einen leisen Gruß aus jenem Lande zuflüstern, in das er vorangegangen.





Das „Vater unser“ musikalisch erklärt.

Von

Dr. Hugo Göring.

✱

Die Symbolik der Musik ist in vielen Fällen verständlicher und wirkt oft eindringlicher als das Wort, das Symbol der Begriffe. Wer die Sprache der Musik nicht versteht, der ist für mein Bewußtsein etwas Zweidimensionales, eine Fläche, ein Schemen ohne Höhe und Tiefe. Der Mangel an Musikverständnis setzt nicht selten ein welkes, verkümmertes, jedenfalls nicht aktives Gemüt voraus. Menschen ohne Musik sind etwas Hölzernes, Starres, Steinernes, ja oft Brutales. Wem Musik Herzenssache ist, dem kleidet sich jeder Gedanke, jedes Gebet, jeder Wunsch, jeder Gemütseindruck in Musik.

So war es mir Bedürfnis, das „Vater unser“ durch Gesang mehr zum Ausdruck zu bringen, als es bei dem Auswendigsprechen desselben möglich ist. Eine Aeußerung der sinnigen Gräfin G. v. S., man müsse bei jeder einzelnen Bitte eine Pause machen, da jede ein selbständiges Gebet enthalte, bei dem man sich viel zu denken habe, brachte mich auf den Gedanken, die einzelnen Teile des „Vater unser“ durch musikalisch individualisierende Charakteristik als selbständige Gedanken zu kennzeichnen, wie es die religiös edel fühlende Comtesse G. v. S. als Geistesbedürfnis empfunden hatte.

In der Einsamkeit des Landlebens beeinflußte mich keine musikalisch fremde Anregung. Auch kannte ich keine Komposition des „Vater unser“, die mich auf bestimmte Wege der Nachahmung hätte führen können. Die einzige, die mir überhaupt bekannt war, und die ich in meinem neunten Lebensjahre in Berka a. d. Werra von Pfarrer Hohmann in der Kirche hatte singen hören, bestand meiner Erinnerung nach in einem einfachen Spiel mit vier Tönen vom Grundton bis zur Quarte und konnte mir wegen des Mangels an Charakteristik und wegen der das Einzelne verwischenden Zeitenferne, in der ich sie als Kind gehört hatte, nicht als Vorbild gelten. Ohne viel Vorbereitung und ohne Studierstuben-

qual schrieb ich meine Komposition im Momente der Entstehung in Ermangelung von Notenpapier auf eine Holzscheibe. Der Tonlage der Harmoniums wegen spielte und übte ich es mit den Sängern und Sängerinnen des Landes in C-dur ein, übertrug es aber für den Druck in B-dur. In dieser Ausgabe ist es in der Hofbuchhandlung von Hermann Beyer und Söhnen in Langensalza (Preis 40 Pf.) erschienen. Zum Andenken an die Einführung in Schwerinsburg habe ich es Frau Gräfin Luise von Schwerin zur Rabenau gewidmet.

Ich habe mir folgendes dabei gedacht: Die Anrede „Vater unser" fordert zu innerer Sammlung und Andacht auf. Das habe ich durch langsames Herabgehen der drei Töne von f bis d ausgedrückt; die Sammlung wird in der Begleitung durch das tiefe f abgeschlossen. — Die Bewegung der Töne in Sekunden soll die kindliche Vorstellung von Gott in den Worten „Der du bist im Himmel" ausdrücken. — In der ersten Bitte „Geheiliget werde dein Name" erhebt sich die Andacht zum Preise Gottes: deshalb steigt der Ton von f bis b; mit dem Aufgang zur nächsten Höhe nimmt zugleich die Stärke des Tones zu; der Rhythmus in der Zusammenstellung einer halben Note mit je zwei Viertelnoten deutet ebenfalls die gehobene Stimmung an. — Die zweite Bitte „Dein Reich komme" enthält eine weit umfassende Vorstellung, die weiteste Ausdehnung des Gottesgedankens in der Menschheit: deshalb sind die Töne breit, choralartig einfach, sie haben den Ausdruck der Würde und Hoheit; die Einfachheit liegt in den Sekunden. — Die dritte Bitte „Dein Wille geschehe" macht eine Aenderung des $^4/_4$-Taktes in $^6/_4$-Takt nötig: die Töne sprechen das liebende Hingeben an den höchsten Willen aus; „wie im Himmel, also auch auf Erden" steigert diesen Ausdruck der Liebe; die Melodie kehrt zum $^4/_4$-Takt zurück; das Tempo steigert sich; in volksliedeinfacher Terz mit folgenden Sekunden wird die Versinnbildlichung des Gedankens angedeutet. — Die vierte Bitte „Unser täglich Brot gieb uns heute", welche in schlichten Worten etwas äußerlich Notwendiges berührt, dessen Wertschätzung jedoch nicht übertrieben werden darf, wird durch den Uebergang nach F-dur eingeleitet; die Töne haben den Ausdruck natürlicher Einfachheit und innerer Ruhe; am Schluß gehen sie zurück, wodurch ruhiges Vertrauen, frei von sorgenvoller Angst, angedeutet wird.

Im Gegensatz zu dem bisherigen Inhalte des Gebetes wendet sich die fünfte Bitte „Und vergieb uns unsre Schuld" zu der rätselhaften Nachtseite des Bewußtseins und Lebens, zu der Frage der Schuld und Sünde: das ungelöste Rätsel, die Frage, auf die wir keine Antwort haben, spricht sich in der Wiederkehr des gleichen Tones f aus. Das schmerzliche Bewußtsein der Schuld, die Ergebung in die hilflose Lage, die stille Demut, die Resignation, die in der Bitte um etwas Unverdientes liegt, wird durch das Pianissimo und die Begleitung in moll gezeichnet. Der Schluß der Bitte „Wie wir vergeben unsern Schuldigern" zeigt in Worten und Tönen die Lichtseite des Gedankens: Zusicherung freundlicher Gesinnung und darum freudige Hoffnung und Zuversicht auf Gottes Güte.

Rückkehr zu F-dur, Sexte von c bis a, dann in der Begleitung die Wiederholung wiegender Bewegung; die Stärke des Tones: mezzo forte. —

Die sechste Bitte „Und führe uns nicht in Versuchung“ erhöht noch die schmerzliche Besorgnis; deshalb wird der Ton als Symbol ängstlicher Spannung gesteigert; außer Pianissimo bewegt sich die Begleitung in moll. — Die siebente Bitte „Sondern erlöse uns vom Uebel“, der Ausdruck der Hoffnung und ruhigen Zuversicht, beginnt mit der nach oben gehenden, an den letzten Ton anschließenden Sexte, dem natürlichen Symbol gehobener Stimmung infolge der Befreiung von dem quälenden Druck des Gemütes. Die Melodie schreitet in den einfachsten Tonstufen bis zur nächst tieferen Oktave, wodurch die Spannung immer mehr zu innerer Ruhe gelöst wird. — Der Schluß „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“, schreitet von demselben Tone in sich steigernden Terzen bis zur Oktave empor als Sinnbild des wachsenden, sich erhöhenden und verstärkenden Jubels: daher auch größte Stärke des Tones und breite Fülle der Begleitung. — Im „Amen“ kehrt die ursprüngliche Sammlung zu stiller Andacht in geschlossenem Ernste zurück: daher das zweimal, pianissimo, in dur, dann in moll begleitete B.

Eine zweite Erklärung des „Vater unser“ komponierte ich in Es-dur. Diese ist Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels geb. Prinzessin von Reuß j. L. gewidmet und in dem Verlage der Herzoglichen Sächsischen Hofbuchhandlung von Hermann Beyer und Söhnen in Langensalza erschienen (Preis 40 Pf.). Diese Komposition versucht eine noch mehr individualisierende Zeichnung der einzelnen Teile des Gebetes. Die Tonart Es-dur bedeutet an und für sich schon Würde und Ernst. Nach der Sammlung zur Andacht wird ein fast erzählender Ton gewählt zur Zeichnung der volkstümlichen Vorstellung von Gott. Der Ausdruck der Ehrfurcht als Gedankeninhalt der ersten Bitte liegt in moll, in den einfachen Intervallen, in dem Gang von g bis es. In der zweiten Bitte wird als vorwiegendes Gefühl das der Ergebung gegenüber der größten Geisteswirkung Gottes durch die Töne ausgesprochen.

Die Melodie der dritten Bitte bedeutet einen entschlossenen Anlauf zur Erfüllung des höchsten Willens. Die Rückkehr zu tieferen Tönen, ebenso die einfachen Tonstufen versinnbildlichen in der vierten Bitte die Demut ohne Ueberschätzung des äußeren Lebens. Das Pianissimo, moll, das langsame Tempo und die Terzen weisen auf Schmerz und düstere Stimmung als Grundgedanken der fünften Bitte, von der es in der sechsten zu Angst und Schmerz übergeht, während die siebente in ernster Demut abschließt. Der Schluß drückt wie in der ersten Komposition Preis und Jubel aus, nur in einer einfacheren Wendung, aber in der gleichen Form der Steigerung. „Amen“ wird durch den Grundton und die tiefer liegende Sekunde ausgesprochen.

Soviel über beide Stücke, die für Orgel, Harmonium und Klavier geschrieben sind und ohne alle Mühe unter genauer Benutzung meiner

Harmonisierung für drei- und vierstimmigen Gesang verwendet werden können. Hoffentlich tragen beide Interpretationen des Gebetes dazu bei, den Sinn der erhabenen Worte auch ohne stundenlange Erklärung richtig aufzufassen, während der vielseitige, überreiche Inhalt des „Vater unser" nur zu oft von Kindern wie selbst auch von Erwachsenen durch die abstumpfende Art des Auswendiglernens verwischt und verflacht wird. Deshalb empfehle ich ihre Einführung in Schule, Kirche und bei Hausandachten.

Erst nachdem beide Bearbeitungen gedruckt waren, bemühte ich mich um die Kenntnisnahme anderer Kompositionen dieser Worte. Mit Hilfe des Herrn Kantor Rödiger in Berka a. d. Werra, der als Dirigent des Kirchenchores und der Liedertafel eine reiche Kenntnis der Kirchenmusiklitteratur besitzt, lernte ich vier Bearbeitungen kennen.

Die Komposition von C. H. Rink (geb. 1770, gest. 1846) in Es-dur klingt mir wie ein Schlachtgesang. Nur einige stilvolle Bindungen weisen auf kirchlichen Charakter. Keine Individualisierung des Inhaltes läßt sich hören. Die Musik eignet sich für jedes Siegeslied. Erst in der Lobpreisung wird ein Anlauf zu Tonmalerei genommen — durch Oktaven — jedoch fehlt der Ausdruck der Steigerung.

Die Bearbeitung von C. G. Mühle (1792—1847) in F-dur leidet vor allem an dem Mangel, daß der Text des „Vater unser" willkürlich verändert und teilweise wiederholt wird. Das ganze hat den Typus eines Preisliedes, ist für ein „Vater unser" nicht einfach genug, es ist zu breitem orchestralem Aufbau angelegt, entbehrt aber einer Charakteristik der vielseitigen Stimmung in den sieben Bitten. Ein Ansatz zu dramatischem Ausdruck liegt in der Darstellung des Gedankens „Und führe uns nicht in Versuchung", wozu chromatische Tonstufen genommen werden. Der Schluß wird wiederholt.

J. G. Töpfer hat eine Melodie von größter Einfachheit, jedoch nicht ohne Anmut geschrieben. Indessen fehlt alle Charakteristik, sodaß das ganze vielfach monoton wirkt. Die Tonart ist Es-dur.

Rempt hat das „Vater unser" in D-dur geschrieben. Es beruht auf der Wiederkehr weniger Töne und zeigt etwas mehr Wechsel als das vorige, verzichtet aber ebenfalls auf eine Charakteristik des ganzen.

29. Januar.





Unsterblichkeit.

Antwort auf die Rundfrage.[1])

Von

Felix von Weingartner,

Kapellmeister am Königlichen Opernhause zu Berlin.

Die Frage, ob nach dem Tode ein bewußter Kern unseres Wesens übrig bleiben möge, kann von verschiedenen Standpunkten aus beantwortet werden. Der in Naturkunde und Philosophie Unterrichtete wird sich die Errungenschaften jener beiden Wissenschaften gegenwärtig halten, der Strenggläubige wird im Sinne seiner Religion antworten, und andere werden sich vielleicht weder um Religion, noch um Wissenschaft kümmern, sondern lediglich nach der Sprache des eigenen Gefühles urteilen, welches bei Beantwortung der gestellten Frage sicherlich auch eine große Rolle spielt.

Wenn ich in einem Teile des Nachstehenden den Versuch mache, nach Maßgabe meiner derzeitigen wissenschaftlichen Kenntnisse und meiner daraus entspringenden Gedanken eine Antwort zu geben, so muß ich von der Ueberlegung ausgehen, was wir eigentlich unter „Bewußtsein" verstehen und in wie weit dieses mit unserer Körperlichkeit verbunden, also durch das Absterben der letzteren zerstörbar ist oder nicht. Unser Bewußtsein setzt sich zusammen aus den Vorstellungen, welche wir von der anschaulichen, uns umgebenden Welt besitzen, wozu auch die Vorstellung von unserem eigenen Körper zu rechnen ist; ferner aus dem Erkennen der Regungen unseres Willens, sowie aus der Fähigkeit zu denken.

Sämtliche Vorstellungen, welche wir von der anschaulichen Welt besitzen, werden durch die Funktionen der Sinnesorgane unserem Gehirne übermittelt, welches der Träger dieser Vorstellungen ist und — wie Kant überzeugend nachgewiesen hat — vermöge der ihm a priori angehörigen Anschauungsformen, Raum, Zeit und Kausalität, uns die Dinge neben-

[1]) Vgl. „Sphinx", Juni 1894.

einander, nach einander und in Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung zueinander erscheinen läßt. Ohne unser Gehirn und die vermittelnde Thätigkeit der Sinnesorgane, wenn wir also nicht sehen, hören, tasten, riechen und schmecken könnten, hätten wir weder von der uns umgebenden Welt, noch von der Gestalt unseres eigenen Körpers die geringste Kenntnis, denn auch von dem Aussehen des letzteren, sowie von seiner Stellung zu den anderen Wesen und Dingen können uns nur die Sinnesorgane und durch diese unser Gehirn Kunde geben. Stirbt und verwest also, was zweifellos ist, im Tode auch das Gehirn, so müssen mit ihm notwendigerweise auch alle Vorstellungen, welche wir von uns selbst und den anderen Wesen und Dingen haben, muß also mit einem Worte das Bild derjenigen Welt, in welcher wir zu leben und uns zu bewegen gewohnt sind, mitsterben und vergehen.

Daß dies der Fall sein muß, erläutert die allgemein bekannte Thatsache, daß wir in der tiefen Narkose, während welcher unser Gehirn vorübergehend in Unthätigkeit versetzt wird, alle Vorstellungen verlieren und mit offenen Augen und Ohren nichts sehen noch hören, überhaupt keinerlei Sinnesempfindung haben. Zu glauben, daß wir nach dem Tode als nicht materielle Wesen ohne Gehirn und Sinnesorgane (als „Geister" oder „Seelen") weiter sehen, hören, tasten, riechen und schmecken, d. h. Vorstellungen der anschaulichen Welt haben könnten, wäre ebenso widersinnig, als wenn wir meinten, ein Spiegelbild könne fortbestehen, wenn der Spiegel zertrümmert worden ist.

Doch sind es nicht allein die Vorstellungen der anschaulichen Welt, welche unser Bewußtsein ausmachen. Zu letzterem gehört auch die Erkenntnis von den Regungen unseres Willens, welche als solche mit der anschaulichen Welt nichts zu thun haben. Der Wille (zum Leben), welcher nach Schopenhauers Lehre überhaupt das primäre „Ding an Sich", der erste Grund unseres Daseins ist, stellt sich uns hauptsächlich in zwei mächtigen Trieben, nämlich im Selbsterhaltungs- und im Fortpflanzungstrieb dar, welch letzteren Schopenhauer so überaus treffend den Selbsterhaltungstrieb der Gattung nennt. Auf diese beiden Triebfedern können alle anderen Regungen des Willens, welche unser Thun und Handeln leiten, mehr oder minder zurückgeführt werden. Ich spreche hier nicht von der sogenannten „Willenskraft", welche etwa ein genialer und dabei energischer Mensch anwendet, um seine große Idee zu verwirklichen, denn bei derartigen Individuen, welche zu den seltensten Ausnahmen zählen, ist der Wille in den Dienst des Denkens und des Intellekts gestellt, wird also geleitet, statt wie gewöhnlich selbst Leiter zu sein. Sonst aber geht bei den allermeisten Menschen die ganze Zeit des Lebens damit hin, das zur Erhaltung des Lebens Nötige, also gewissermaßen die Möglichkeit des Lebens sich zu erwerben, ferner sich Nachkommen zu schaffen und diese wieder so zu erziehen, daß auch sie im stande sein können, ihr Leben zu fristen. Damit ein jeder diesen Bestrebungen nach

Möglichkeit ungehindert nachgehen könne, sind die Staaten gegründet worden, werden Kriege geführt, große Vereinigungen geschaffen; aus den Hemmungen des Erwerbs oder der Verhinderung, dem Liebesbedürfnis folgen zu können, entstehen die ungeheuersten Feindschaften, Verschwörungen, Morde und Selbstmorde mit allen den unzähligen Verwicklungen, welche sie im Gefolge haben, erscheint also thatsächlich die Geschichte der Menschheit vom Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb fast ausschließlich regiert.

Diese beiden wichtigsten Triebfedern für das Thun und Treiben der Menschheit, die egoistischen Motive der Erhaltung des Individuums und der Gattung, als welche sich der Wille uns darstellt, können aber nur in unser Bewußtsein gelangen, indem sie den Charakter von Vorstellungen annehmen, d. i. durch unser Gehirn uns Kunde von ihrem Dasein geben. Es ist z. B. eine ausgemachte Thatsache, daß ein Mensch, welcher nicht ißt, zu Grunde gehen muß. Der Selbsterhaltungstrieb sucht dies zu verhindern und bringt sich zur Kenntnis, indem die Nerven des Magens derartig auf das Gehirn einwirken, daß dort die Vorstellung des Hungers entstehen und der Mensch, welcher sich dessen bewußt geworden ist, nunmehr in der Lage sein kann, seinen Hunger zu stillen, d. i. sich selbst zu erhalten. Der Hunger ist thatsächlich der vom Menschen in dieser Form erkannte Selbsterhaltungstrieb. In ähnlicher Weise entstehen durch die Einwirkung der Nerven der Haut auf das Gehirn die Vorstellungen von Hitze und Kälte und es ergeht dadurch an den Menschen die Nötigung, seinen Körper stets in derjenigen Temperatur zu halten, welche zum Leben notwendig ist, also sich zu bekleiden und entsprechend zu wohnen. Es ist nichts anderes als wieder der Selbsterhaltungstrieb, welcher in dieser Nötigung vom Menschen erkannt wird.

Aber auch um kleinere und scheinbar unwichtigere Regungen und Befehle des Willens zu erkennen und zu befolgen, z. B. um eine Bewegung des Armes oder des Beines auszuführen, muß die betreffende Willensregung im Gehirn erst so zum Bewußtsein kommen, daß dieses seinerseits die motorischen Nerven und diese wieder die Muskeln des betreffenden Gliedes zweckentsprechend beeinflussen und die gewollte Bewegung dadurch ausgeführt werden kann. In der Narkose, worin das Gehirn vorübergehend unthätig gemacht wird, ist die selbständige Bewegung unmöglich, und es wird hinwiederum ein Glied gelähmt, wenn man seine motorischen Nerven durchschneidet und dadurch die Verbindung mit dem Gehirn abgebrochen wird.

Mithin ist das Gehirn zum Erkennen der Regungen des Willens geradeso wie zum Erzeugen von Vorstellungen unumgänglich notwendig. Es steht und fällt dieses Erkennen als Teil unseres Bewußtseins ebenso wie die Vorstellungen mit dem Dasein des Gehirnes; es ist ohne letzteres unmöglich und muß mit dem Tode verschwinden. Ein „Geist“ oder eine „Seele“ ohne Gehirn, welche Willensregungen erkennen sollte, ist daher undenkbar.

Bei den Tieren besteht das Bewußtsein ausschließlich aus den beiden bisher besprochenen Faktoren, nämlich den Vorstellungen und dem Erkennen der Willensregungen. Beim Menschen kommt als sehr wichtiger Unterschied von den Tieren noch ein dritter Faktor des Bewußtseins, nämlich die Fähigkeit zum Denken, hinzu. Die Fähigkeit zum Denken entspringt aus der, ebenfalls nur dem Menschen eigenen Fähigkeit, aus gegebenen Vorstellungen Begriffe zu bilden. Die Begriffe sind entweder real oder ideal. Die realen Begriffe beziehen sich auf die anschauliche Welt. Z. B. das Kind, welches mehrere Bäume gesehen hat, wird bald jeden Baum als solchen erkennen, weil es sich aus den Vorstellungen „dieser Baum" und „jener Baum" usw. den Begriff „Baum" gebildet hat. Die idealen (moralischen) Begriffe beziehen sich auf die Handlungen der Menschen, welche einerseits nach der Heftigkeit der Willensregung, welche die Handlung hervorruft und andererseits nach der Bezähmung, welche die Willensregung erfährt, gemessen werden und ihren Wert erhalten. Jedem Menschen ist es z. B. durch den Selbsterhaltungstrieb instinktiv geboten, sich möglichst viele Mittel zur Fristung seines Lebens herbeizuschaffen. Wer diesem Trieb entgegen dem notleidenden Mitmenschen von seinem Besitz mitteilt, ist „wohlthätig". Wer seine aus dem Fortpflanzungstrieb entstandene Sinnlichkeit mäßigt und bezwingt, ist „keusch". Wohlthätigkeit, Geiz, Keuschheit, Sinnlichkeit sind ideale (moralische), Baum, Tisch, Pferd, Wasser reale Begriffe.

Beide Arten entspringen aus den Vorstellungen oder in Verbindung mit diesen aus der Erkenntnis der Willensregungen, und wenn wir als Träger sowohl der Vorstellungen als auch der Erkenntnis von Willensregungen das Gehirn kennen, so werden wir auch den Sitz der Begriffe nur dort zu suchen haben, und so erscheint uns das Verbinden, Trennen, Ordnen und Sichten der Begriffe als eine hauptsächliche Thätigkeit des menschlichen Gehirnes und zwar gerade als diejenige Thätigkeit, welche wir das „Denken" nennen, weshalb auch ein Denken ohne Gehirn gerade so unmöglich ist, wie ein Vorstellen oder Erkennen von Willensregungen ohne dasselbe.

Auch die „Phantasie" gehört in das Gebiet des Denkens. Aus den Begriffen konstruiert sich der mit Phantasie Begabte gleichsam auf rückläufigem Wege wieder einzelne Vorstellungen (der Maler zeichnet einzelne Bäume und Landschaften, der Dichter schafft einzelne Charaktere und Situationen), welche dann aber in der anschaulichen Welt thatsächlich nicht vorhanden sind. Die Phantasie ist gewissermaßen das umgekehrte Denken, weshalb wir im Leben auch den geradezu absoluten Unterschied zwischen Verstandesmenschen und Phantasiemenschen zu bemerken Gelegenheit haben. Doch hat die Phantasie ebenso wie das Denken ihren Sitz im Gehirne, weil sie ebenso wie letzteres mit Begriffen und Vorstellungen arbeitet.

Wenn wir nun erkannt haben, daß alle drei Faktoren, welche das menschliche Bewußtsein ausmachen, nämlich Vorstellung, Willenserkenntnis

und Denken mit Einschluß der Phantasie ihren Sitz im Gehirne haben, so erscheint uns letzteres als der einzige und alleinige Träger, ja als die unerläßliche Vorbedingung des Bewußtseins. Sowie eine tote Hand nicht schreiben kann, so kann ein totes Gehirn nicht vorstellen, keine Willensregungen erkennen und nicht denken oder Phantasie besitzen, mit einem Wort kein Bewußtsein haben. Wer vom Standpunkte der Naturwissenschaft und der Philosophie aus die gestellte Frage beantworten will, wird die Möglichkeit des Uebrigbleibens eines bewußten Wesenskernes nach dem Tode verneinen müssen.

Doch wird es verhältnismäßig sehr wenigen Menschen möglich sein, sich auf diesen Standpunkt zu stellen, weil das Studium der Naturwissenschaften und die Kenntnis der beiden großen Weisen Kant und Schopenhauer, welche die philosophische Einsicht zu einer vorher ungeahnten Höhe und Klarheit geführt haben, keineswegs etwas allgemeines ist. Wir treffen sehr gebildete und in ihrem Fache tüchtige Männer an, welche von der „Kritik der reinen Vernunft" und von der „Welt als Wille und Vorstellung" höchstens die Titel kennen.

Weit allgemeiner ist die Kenntnis von den Religionslehren, welche dem Kinde schon in der frühesten Jugend eingeprägt werden. Die meisten Menschen werden also genötigt sein, sich über die Unsterblichkeitsfrage dort Rat einzuholen.

Die erhabensten Religionen, deren das Menschengeschlecht jemals teilhaftig geworden ist, sind der Buddhaismus und das Christentum, insoweit seine ursprüngliche Form, wie es sein Stifter verkündigt hat, aus den erhaltenen Quellen noch zu erkennen ist. Der Buddhaismus, für dessen Studium und Verbreitung sich jetzt in Europa glücklicherweise ein strebsames Regen kundgiebt, verhält sich zur Frage der persönlichen Unsterblichkeit vollkommen verneinend. Er lehrt sogar, daß ein Glaube an die Fortdauer des einzelnen Individuums ein gewichtiges Hindernis gegen die Erlangung der Vollendung im Nirvana sei, welches die vollständige Aufhebung des Willens zum Leben, ein Aufhören des Daseins ohne Rückkehr in dasselbe ist.

Jesus von Nazareth hat, wie aus vielen Stellen der Evangelien hervorgeht, allerdings von einem neuen Reiche Gottes gesprochen, in welchem nur die Gerechten wohnen, aus dem aber die Gottlosen verbannt werden sollten. Auch die Toten sollten zu diesem Zweck auferweckt und die Guten von den Bösen geschieden werden. In allen vier Evangelien findet sich aber keine einzige Stelle, woraus ausdrücklich hervorginge, daß Jesus eine Trennung des menschlichen Individuums in einen sterblichen Leib und eine unsterbliche Seele gelehrt habe. Er spricht von einem bevorstehenden Gerichte, welches über die Menschheit hereinbrechen solle, wie von einem Ereignis, welches jeden Tag eintreffen könne. Solange er mit einer beglückten Schar einfacher, guter Menschen an den Ufern des Sees Genezareth wandelte, wo der unendliche Liebesgenius, welcher

die Brust dieses Mannes beseelt hat, durch nichts gehemmt wurde, ist kein derartiges Wort von ihm verzeichnet. Erst als er in Jerusalem kurz vor seinem Tode die „Hochburg des Pharisäertums“ (wie sich Renan im „Leben Jesu“ ausdrückt) selbst angegriffen und sein Leiden, welches bald darauf am Kreuze endigte, durch die Engherzigkeit der Priesterkaste und die Unfähigkeit der Jerusalemiten, ihn zu verstehen, bereits begonnen hatte, kommen Drohungen gegen die Stadt Jerusalem und später gegen die ganze Welt über seine Lippen. Seine Phantasie hatte das „Reich Gottes“ in idealer Schönheit ausgebaut und seine Ueberzeugung, daß dieses Reich kommen müsse, war in ihm so mächtig geworden, daß er an ein langes Bestehen des gegenwärtigen Zustandes der Dinge überhaupt nicht mehr glaubte. Nichts geringeres, als ein Zusammenbruch der ganzen Welt mußte der Gründung des Gottesreiches vorausgehen. Er sah bereits alles in greifbarer Deutlichkeit vor sich. Die Sterne würden vom Himmel fallen, Krieg und Pest würden sich verbreiten, Verwüstung werde auf der Erde herrschen, wie Daniel es prophezeit habe; dann sieht er sich selbst verklärt in den Wolken erscheinen und an der Seite seines göttlichen Vaters mit dem er sich in himmlischer Einfalt Eins fühlt, ein Reich der Liebe und Eintracht auf Erden gründen, wie es niemals zuvor dagewesen war.

Von alledem spricht Jesus wie von einem Ereignisse, welches in der allernächsten Zeit bevorstehe. „Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschehe“ (Matth. 24, 34; Mark. 13, 30; Luk. 21, 32). Er giebt seinen Jüngern und Getreuen Vorschriften, wie sie sich in dieser Zeit verhalten sollten. (Matth. 24, 16—26; Mark. 13, 20—37; Luk. 21, 8—36). Alles deutet darauf hin, daß er sich den Eintritt dieser Ereignisse zu seiner und seiner Jünger Lebzeiten gedacht habe.

In Bezug auf Jerusalem sind seine Prophezeiungen merkwürdig in Erfüllung gegangen; 37 Jahre nach seinem Tode ist Jerusalem in furchtbarster Weise zerstört worden; aber die ganze Welt, welcher er den baldigen Untergang vorhergesagt hatte, steht heute noch und wir müssen es schmerzlich empfinden, daß dieses ideale Reich der Liebe, welches Jesus so nahe glaubte, nur in seinem Herzen bestanden hat.

Als die letzten Jünger und Zeitgenossen Jesu gestorben waren und man wohl einsehen mußte, daß seine Prophezeiung vom Untergang der Welt nicht so bald in Erfüllung gehen würde, waren die damaligen Verbreiter seiner Lehre offenbar genötigt, um die Worte Jesu „Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschehe“ nicht für hinfällig erklären zu müssen, ein Geschlecht „im Geiste“ anzunehmen, welches die Wiederkunft des Herrn erwarten solle und die Prophezeiung von der Scheidung der Guten und Bösen, welche der verklärte Jesus an seinen Zeitgenossen vornehmen wollte, auf die Seelen der Verstorbenen zu übertragen, was später allmählich zum kirchlichen Glaubensdogma von der Unsterblichkeit der Seele und der persönlichen Wiedervergeltung geführt hat.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, einer Vermutung Ausdruck zu geben, deren Richtigstellung ich den Forschern und Gelehrten überlassen muß. Ich halte dafür, daß der eigentliche Ursprung des Unsterblichkeitsdogma in Griechenland zu suchen sei. Ein seltenes, glückliches Zusammentreffen von Klima, Bodenbeschaffenheit und höchst wahrscheinlich auch bevorzugte Paarung seit Jahrhunderten hatte daselbst ein Geschlecht erstehen lassen, welches an Adel des Geistes und Körpers von keinem anderen auf der Erde jemals übertroffen worden ist. Dem Griechen mochte sich der Zweifel aufdrängen, ob die herrliche Erscheinung, als welcher ihm der zu so großer Vollkommenheit herangewachsene Mensch seiner Nation erscheinen mußte, mit dem Tode ein für allemal ein Ende fände. Dieser Gedanke mußte für ihn, der im Vollgenuß eines heiteren und glücklichen Lebens stand, etwas unsäglich Trauriges und Beängstigendes haben, und da die indische Lehre von der Wiedergeburt in Griechenland gänzlich unbekannt war, so ließ er in seiner Phantasie, gewissermaßen um sich über die Angst vor dem völligen Aufhören des Lebens hinwegzuhelfen, die für ihn so überaus schöne und ideale Gestalt des Menschen auch nach dem Tode, wenn auch nur als Schatten, fortleben. Sein Elysium und sein Tartarus sind so ziemlich dasselbe, wie unsere Himmel und Hölle, und es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß diese Begriffe direkt aus der griechischen Mythologie dem Christentum aufgepflanzt sind, umsomehr, als das Ableben der Zeitgenossen Jesu, welches eine seelische Verlängerung der menschlichen Lebensdauer notwendig machte, um die Prophezeiung des Stifters nicht zu desavouieren, ungefähr zusammenfällt mit der Ausbreitung des Christentums unter den asiatischen Griechen. —

Was das persönliche Gefühl gegenüber der Unsterblichkeitsfrage anbelangt, so ist nicht zu leugnen, daß vielen Menschen die Aussicht auf ein Fortleben nach dem Tode und ein im irdischen Sinne gedachtes Wiedersehen mit Personen, welche wir geliebt haben, Trost und Freude gewährt, während ein völliges Aufhören desjenigen, was wir Leben nennen, Schauder erweckt. Wenn aber auch die Wissenschaft keinen Grund für die Annahme eines Fortlebens des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode kennt, und der Buddhaismus, sowie die ursprüngliche Verkündigung des Jesus von Nazareth nichts von der Fortdauer einer Seele weiß, so ist damit doch nirgends gesagt, daß der Tod den Uebergang in ein leeres „Nichts" bedeute. Hier ist vor allem auf die Lehre von der Wiedergeburt, sowie auf Schopenhauers wissenschaftliche Ausgestaltung dieser Lehre (vom Willen) zu verweisen. Näher darauf einzugehen, verbietet die hier gestellte Frage, in welcher ausdrücklich nur von einem bewußten Wesenskern die Rede ist, während das Uebrigbleiben eines nicht bewußten Wesenskernes, welcher sich bis zur endlichen Erlösung immer wieder ein neues Bewußtsein schaffen müßte, von den vorstehenden Ausführungen nicht berührt wird.

Wenn wir uns über den Zustand nach unserem Tode dennoch eine Vorstellung machen wollen, so können wir uns das völlige Schwinden

unseres Bewußtseins nur wie einen tiefen, traumlosen Schlaf denken, in welchem keinerlei Eindrücke der Außenwelt auf irgend welchem Wege zu uns gelangen können; ein Zustand, welchen wohl schon jeder auf das sehnlichste herbeigewünscht hat, und welcher um so weniger etwas Schreckhaftes an sich hat, als mit dem Schwinden des Bewußtseins ja auch die Empfindung für die Zeit, welche lediglich eine Anschauungsform unseres Gehirnes ist, vollständig erloschen sein wird und es uns demnach gleichgültig sein kann, ob wir nach unserem Tode Minuten oder Jahrtausende schlafen werden.

Bemerkung.

Der als Kapellmeister geniale, als Dichter und Komponist hochbegabte Künstler Felix von Weingartner, dessen feinfühlige und warmherzige Natur ihn mir persönlich besonders wert macht, tritt mir noch näher, weil er sich an der Unsterblichkeitsenquete beteiligt und im Kampfe um eine idealistische Weltanschauung mit offenem Visier dasteht. Er schließt sich den in der Schulwissenschaft geltenden Argumenten für die alleinige Abhängigkeit des seelisch-geistigen Lebens vom Gehirn an. Seine Anknüpfung an Kants und Schopenhauers Gedankenkreis bietet aber schon das Uebergangsglied zu einer Kette von Beweisgründen gegen den Materialismus. Die Grundlehre beider, der transscendentale Idealismus, nach welchem wir vermöge unserer Organisation die Vorstellung von Zeit, Raum und Kausalität als Formen unserer Anschauung, als angeborene Erkenntnisanlage in uns tragen, führt uns schon weit über die sinnenmäßige Beschränktheit unseres Gehirnbewußtseins hinaus in eine Welt des Unerkennbaren. Daß diesem eine weit über die Sinneswelt hinausgehende Wirklichkeit zu Grunde liegt, beweist die Unwiderstehlichkeit, mit welcher die Probleme des Unendlichen sich immer wieder dem nach Harmonie des Kosmos suchenden Verstande und dem nach sittlicher Weltordnung sich sehnenden Gemüte aufdrängen. Die Telepathie als Thatsache bestätigt vieles, was die Religionen als Offenbarung darstellen. — Die religionsgeschichtlichen Auffassungen des Verfassers betrachte ich als künstlerische Kühnheiten, die wohl nicht leicht ein Historiker zuläßt. Die „Theosophischen Schriften" enthalten das, was an Weingartners Ausführungen fehlt.

Mit vorstehender Arbeit beginnt die Reihe der Antworten auf die Unsterblichkeitsrundfrage. **Dr. Göring.**





Friede auf Erden!

Von

Rudolf Geerlng.

*

Bald sind 2000 Jahre verflossen, seit auf Bethlehems Fluren das „Friede auf Erden“ vom Himmel ertönte; bald 2000 Jahre, seit der große Friedefürst die Menschen lehrte, daß sie alle eines Vaters Kinder sind und daß jeder seinen Nächsten lieben soll, wie sich selbst. Aber noch haben die Menschen seine Worte nicht verstanden, noch sind sie weit davon entfernt, ihre Schwerter zu Pflugeisen umzugestalten.

Aber es muß doch Tag werden! Und wenn ihr, hartherzige Männer, euch dem Friedensworte verschließt, so muß euch eine Frau den Weg weisen und euch zurufen: „Die Waffen nieder!“ Einzelne haben diesen Weckruf verstanden, er hallte wieder im Süden und Norden.

Ihr Theosophen, hier ist ein Werk praktischer Theosophie durchzuführen, helfet mit bei der Arbeit in dieser großen Sache! Wer kämpfen will, muß die Waffen zu führen wissen und muß, wenn er siegen soll, die Kampfweise des Feindes kennen, auch wenn er für den Frieden kämpft.

Vor allem wird man euch Schwärmer nennen. Ihr seid aber daran gewöhnt, daß man euch diesen Ehrentitel beilegt. Unser edler Zeitgenosse J. P. Rosegger sagt in einem Aufsatze, „Krieg oder Frieden“[1]: „Ein Protest gegen den Krieg, oh diese Schwärmer! so höre ich ausrufen. Wie sagt doch ein vaterländischer Dichter? „„Was Großes auf Erden geschehen, vollbrachten die Schwärmer!““ — Also wären die Schwärmer praktische Idealisten, die schließlich Recht behalten!“

Ferner wird man euch nachweisen, daß der Krieg sein müsse, weil die Geschichte uns zeige, daß diese segensreiche Institution von jeher bestanden habe und zur Völkerentwickelung notwendig sei: Kampf heiße die Losung auf allen Gebieten der Natur. — Hat es aber nicht auch eine

[1]) Allerlei Menschliches, S. 128. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Zeit gegeben, da der Einzelne seinen Bruder bekämpfte? Und doch sind an die Stelle der brutalen Gewalt Gesetze getreten. Warum sollten internationale Gesetze zum Schutze des Völkerfriedens unmöglich sein? Eben weil Entwicklung das große Weltgesetz ist, darum muß alles Niedere, Tierische abgestreift werden und alles Große, Göttliche durchdringen. Hat es, soweit unsere Geschichte reicht, auch je diese völkerverbindenden Einrichtungen gegeben, wie sie unser Jahrhundert zeitigte? Wo waren Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffe? Mir scheint, daß diese Erfindungen uns zeigen müßten, daß die Zeit der Ausschließung und Befeindung dessen, was über der Landesgrenze liegt, vergangen sei. Wettbewerb, nicht Kampf, ist die Losung, und die Entwicklungslehre zeigt uns im Gegenteil, daß der Fortschritt in der Vereinigung der Einzelnen zum Ganzen besteht.

Vaterlandsfeinde wird man euch nennen; denn ihr wollt ja euer Land entwaffnen, damit es von den Nachbarvölkern geknechtet werde. — Nein, das sei ferne. Ein einzelner Staat kann und darf nicht abrüsten. Aber wo ist ein Volk, das den Krieg wünschte? Einzelne Preßorgane, die den geringsten Anlaß aufgreifen und ihn als sensationelle Neuigkeit aufbauschen, um Haß zu schüren und Feindschaft zu nähren, sind doch nicht für die Stimmung des Volkes maßgebend. Nein, wir sind Freunde des Vaterlandes; wir wollen dasselbe nicht nur vor den Schrecken des Krieges bewahren, wir wollen es auch davon abhalten Menschenblut zu vergießen, um es vor den Folgen zu schützen, die es sich selbst dadurch zuziehen würde.

Man wird euch der Feigheit beschuldigen. Ihr fürchtet euch, dem Tode in's Auge zu blicken! — Abgesehen davon, daß wohl ebenfalls ein gewisser Mut dazu gehört, den herrschenden Vorurteilen zum Trotz seine Meinung zur Geltung zu bringen, weiß ich auch, daß mancher tapfere Soldat in den Reihen der Friedensfreunde kämpft; und wohl jeder, der die Schrecken des Krieges und die Gräuel des Schlachtfeldes aus eigener Anschauung kennt und der einst selbst unerschrocken gekämpft hat, wird unserer Bewegung freundlich gesinnt sein. Derselbe Moltke, der sich seinerzeit zu Gunsten des Krieges geäußert hat, sprach sich in späteren Jahren in entgegengesetztem Sinne darüber aus.

Am betrübendsten ist es, wenn Geistliche ihr hohes Amt so sehr verkennen, daß sie glauben dem Kriege das Wort reden zu müssen. Erst kürzlich warnte ein solcher vor dem Humanitätsdusel der Friedensapostel und berief sich auf das Walten Gottes, das man als guter Christ auch in der Kriegsgeschichte erkennen müsse. Er hob die Wichtigkeit der Kriege zur Förderung echter Humanität hervor, indem er auf die Kolonialkriege, die der Barbarei ein Ende machten, hinwies.

Es giebt auch Leute, die allen Ernstes behaupten, der Krieg sei notwendig, um edle Eigenschaften der Menschen, wie Mitleid und Barmherzigkeit zur Bethätigung zu wecken. Bei wem aber die edlen Gefühle so tief liegen, daß sie nur durch solche Gewaltmittel ans Tageslicht gezogen

werden könnten, bei dem werden diese göttlichen Keime durch die Gräuel des Krieges viel eher ganz ertötet.

Ein mitleidiges Lächeln nur wird mancher euch „Utopisten" gönnen. Man nenne mir aber nur eine einzige hohe Idee, die nicht anfänglich als Utopie verhöhnt worden wäre! Utopisten waren die ersten Christen, die Reformatoren, die Kämpfer für Gewissensfreiheit und die Gegner der Sklaverei. Der Völkerfriede ist aber kein entfernter liegendes Ideal als irgend eines der genannten es war.

Ebenso hohl wie die anderen Einwände ist der, daß der Krieg notwendig sei um Uebervölkerung zu verhindern. Nach jedem Kriege nimmt die Zahl der männlichen Geburten im Verhältnis zu den erlittenen Verlusten zu. Aber abgesehen davon, dürfte man mit dem gleichen Recht auch keine Epidemien bekämpfen, da dieselben doch ebenfalls ein Mittel zur Verhütung der Uebervölkerung sind.

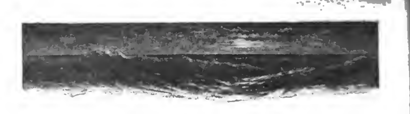
Zur Erreichung des hohen Zieles müssen vor allem die geltenden Vorurteile beseitigt werden. Dazu können Lehrer und Erzieher vieles beitragen. In den Herzen der Jugend darf durch einseitige Behandlung der Geschichte der Nationalhaß nicht mehr groß gezogen werden. Das Wort „Erbfeind" muß aus unsern Schulbüchern gestrichen werden und Nationalgefühl darf nicht länger mit nationalem Egoismus verwechselt werden.

Ferner müssen Zeitungen, die in gewissenloser Weise zu Spekulationszwecken Kriegsgerüchte verbreiten, verfolgt und bestraft werden. Wer nicht Gelegenheit hat direkt für die Sache zu wirken, der schließe sich einem Friedensverein an, oder verbreite die Organe solcher Vereine. Ich weise namentlich auf die Zeitschriften „Der Friede" und „Die Waffen nieder!" hin, die stets ausgezeichnete Artikel zur Förderung dieser Bestrebungen enthalten.

Wirken wir alle, jeder nach seinen Mitteln und Gaben, für das hohe Ziel, so wird auch die Zeit der internationalen Schiedsgerichte nicht mehr fern sein. Wir arbeiten aber nicht für unser eigenes Wohl, sondern für das der Menschheit; deshalb wird uns auch der Gedanke, daß wir die Früchte des Baumes, den wir pflanzen, nicht genießen werden, nicht abhalten mit allen Kräften zu kämpfen unter dem Banner, auf welchem die Worte der himmlischen Botschaft leuchten:

„Friede auf Erden!"





Ein lehrreiches Erlebnis.[1]

Von

Gizella Mlaßov.

❦

. . . . Ich bin ein armer Geist
Verdammt auf eine zeitlang, Nachts zu wandern,
Und Tags gebannt in ew'ge Feuerglut,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweggeläutert sind . . . .

Shakespeare (Hamlet I, 5.)

Ich war gestorben. Nicht eines plötzlichen, unerwarteten Todes, nicht nach einer langen, schmerzlichen Krankheit, mir und anderen zur Qual — sondern gestorben an einem schleichenden Uebel, für das die Aerzte keinen Namen wissen, nachdem sie vergebens mit dem Seziermesser in dem Muskel, „Herz" genannt, geforscht haben.

Gestorben am Leben! d. i. an dem tötenden Bewußtsein, ein schales, unbefriedigtes Leben zu führen, das niemand Bedürfnis und Freude bot und so eine ekle Kette verhaltenen Groll's, unausgesprochener Gefühle wurde, die sich fest und fester um das arme, zuckende Ding schloß, das allmählich seine Aufgabe, mir durch seine bald wilden, bald unregelmäßig gegen mein Brustfell pochenden Schläge zu sagen: „Du lebst", einstellte. Ich hatte diese Arbeitseinstellung vorhergesehen, ja mit Spannung — erwartungsvoll, als „erlösungverheißend", begrüßt.

Meine Augen waren geschlossen — nach außen — doch aus meinem Innern strahlte es hell und klar, und deutlich konnte ich alles wahrnehmen, was von dem Augenblicke an, wo mein geistiges „Ich" sich von dem körperlichen getrennt hatte, — mich betreffend — vorging; die momentane Verwirrung derjenigen, die gewohnt waren, mich als eine Art „perpetuum mobile" zu betrachten, das gleichmäßig seine Pflicht erfüllte Tag für Tag.

[1] Die Ausgestaltung eines solchen Erlebnisses ist genau so subjektiv, wie die des fortlebenden Bewußtseins nach dem Tode. Bei anderer religiöser Erziehung würden auch die Bilder des Erlebnisses eine dementsprechend abweichende Lehre bieten.

(Der Herausgeber.)

Und nun war ich durch einen höheren Ratschluß, oder wie die Skeptiker sagen, durch eine Störung, die in der menschlichen Maschine entstanden war, dem ohnmächtigen Kampfe um dies freudlose Dasein entrückt. Ein Ruck, ein Mißklang, und das kunstvolle Gefüge der Nerven und Muskeln hatte aufgehört zu leben. Atom, das Du gewesen in der unendlichen Schöpfung, zerstäube und geselle Dich zu anderen Atomen, die gleich Dir unstät im Weltenraume irren, um vielleicht zu dem Werden einer neuen Welt beizutragen. Noch einmal und immer wieder: ich war gestorben, tot. Und wer mirs als Autor dieser posthumen Schilderung bestreiten will, dem ersuche ich, in die Stadt N. zu gehen, (die meinem körperlichen und geistigen „Ich" so lange als Kerker gedient) sich in die Sakristei der Domkirche zu verfügen und dort, nach ausdrücklicher Bitte an den Seelsorger, Einblick in das Kirchenbuch zu nehmen, wo genau mein Name, Alter, Religion und Tag meines irdischen Hinscheidens verzeichnet sein wird. Auch könnte man den Arzt und den Meßner befragen; außer diesen die Leidtragenden; wenigstens solche, die in tiefen Schmerz und Trauerfahne gekleidet sein werden und nach dem altrömischen Spruche: „De mortuis nil nisi bene" nur Liebes und Gutes sagen werden; auch die guten Freunde und Bekannten, die nach langem, pietätvollem Aufzählen meiner guten Eigenschaften später und allmählich einem vertrauten Kreise ihre freundschaftlichen Bedenken, ihre richtigen Mutmaßungen und noch richtigeren und liebevolleren Schlüsse aus der Eigenart meines Wesens gezogen — kopfschüttelnd mitteilen werden. Tot zu sein! davor hatte ich mich nie gefürchtet; im Gegenteil, ich hatte seit langem dem Erlöser erwartungsvoll entgegengesehen und hatte, als er mich rief, ihm meine Hand vertrauensvoll gereicht — wußte ich doch, er führe mich in das höhere Leben ein.

Und mein Hoffen ward erfüllt. Ich schwebte empor in nebelumwallte Höhen, bis wir an eine hohe Pforte kamen, die sich geräuschlos öffnete. Ich sah eine Riesenhalle, deren Kuppel sich ins Unendliche verlor. Die Stützpfeiler ruhten auf den zwei Polen, die tief unter mir wie ein Riesendiamant erglänzten. Mein geistiges Auge war so geschärft, daß ich deutlich ihre grotesken Eispyramiden und Eisfelder schauen konnte und zwischen ihnen, wie bunte Kaleidoskopbilder, die schimmernden Meere, die farbenprächtigen Ufer der Flüsse in den Tropen, die Städte mit ihrer ewig hastenden Kultur, die stolzen Bauten, die die armen Sterblichen monumental nennen und in denen ihr Bienenfleiß Kunst und Industrie vergangener Völker anhäuft. Doch dies alles tief, weit unter mir — und ein schwarzer Ameisenhaufen, geschäftig hin und her jagend — die Menschen.

Und ich erinnerte mich ihrer Sorgen und Qualen, ihrer Schmerzen und Freuden, ihrer erniedrigenden Armut und ihres prunkenden Reichtumes, ihrer geträumten Würden und Größe — und ich mußte befreit lächeln.

* * *

Der Saal war mit einer unübersehbaren Menge von durchsichtigen Behältern gefüllt, aus einem mir unbekannten Stoffe, die bald in Säulen geordnet, bald zu Pyramiden getürmt waren und aus denen ein zartes Licht schimmerte. Ich schaute fragend auf meinen Führer. „Das sind die Herzen aller vor Dir Verstorbenen, aus allen Zonen und Ländern. Jedes findet hier seinen Platz und jedem werdenden Wesen wird ein Pulsschlag davon übertragen, so wie es seinen ersten Atemzug auf der Erde thut. So kommt es, daß die Leidenschaften und Tugenden, die Laster und Gebrechen, Gewohnheiten und Sitten unter Euch stets dieselben bleiben und es Euch Menschenkinder oft wie eine seltsame Erinnerung an ein einstiges Gewesensein anmutet. —

Nur manchmal in Jahrhunderten erscheint einer, den Gott selber mit seinem göttlichen Odem beseelte, und der kommt zu Euch, um Euch vergebens den Weg des Heils und des Friedens zu weisen. Denn Ihr, im blinden Unverstande, faßt nicht sein unendliches Erbarmen und Ihr steinigt und geißelt ihn". —

Eine Thräne löste sich aus dem Auge des „Ewigen" meines göttlichen Führers und siehe, sie fiel nieder auf einen hellen Wolkenstreif und schimmerte dort im milden, feuchten Lichte.

„Erst bis es Euch gelungen" (wieder beantwortete der Führer meine stumme Frage) „Euch frei zu machen von allen irdischen Schlacken, als da sind, Eigendünkel, Größenwahn, Neid, Eifersucht und kleinliche Sorge um Euer irdisches Wohl; während Ihr die Marter eines zum Entbehren geschaffenen, d. i. gezwungenen Kreuzganges tausender Eurer unglücklichen Brüder trunkenen Auges sehet, Schlacken, die wie Giftblüten trotz Eurer Bücherweisheit Eure Seele umwuchern — dann erst wird das Zucken dieser armen Herzen aufhören und als ein mächtiger, allbelebender Pulsschlag die Welt beherrschen — die dann sein wird das Reich der Liebe und des Lichts". — — —

Und ich erblickte in einer der Schalen ein Herz und hörte die ungestümen, nach Befreiung ringenden Stöße und sah darin eine klaffende Wunde, entstanden durch die Lieblosigkeit der Menschen und wie ich jetzt klar erkannte durch eigene Schuld.

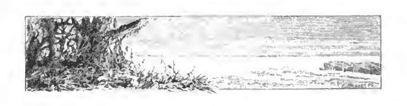
* * *

Und schaudernd enteilte ich und fand mich wieder am Ausgange des Saales, den eine Riesensphinx hütete. Ich blickte in die starren Augen, die auf einmal seltsam zu leuchten begannen und mich mit süßer Wärme durchströmten, daß ich mich leichter und freier fühlte, und ein Funke von Verständnis durchrieselte mich mit seligem Schauer.

„Trachte sie ganz zu verstehen, sie das ewige Rätsel und Du bist erlöst. Du hast das wahre Licht gefunden". —

So klang es leise in mir nach und sanfter Wohlgeruch deutete mir die Stelle, wo mein göttlicher Führer verschwunden. Doch sein Odem hatte in mir den Glauben entfacht und der wurzelt fest und fester in meinem Herzen — so lang' ich noch atme. — Denn ich schlug die Augen auf und fühlte an dem nun regelmäßigen Pochen meines Herzens, daß ich die momentane Erstarrung meines Körpers nur als eine höhere Warnung zu betrachten habe, mich hier vorzubereiten zur Wanderschaft in das Reich des Lichts. Dank, tausend Dank! Denn ich glaube, hoffe und harre! —





Unsere Freiheit.

Von

Paul Zanzky.

Eine theosophische Frage: Inwiefern ist unser Atman an die Gesamtheit unseres Lebens, oder aber an eine Regung der letzten Stunde, der letzten Minute, fast möchte ich sagen der letzten Sekunde gebunden, die nicht mehr Zeit hatte, sich zu bekräftigen, welche aber dennoch unserem Leben einen neuen Stempel aufgedrückt hätte, wofern es irdisch nicht erloschen wäre? Ist es nun diese Regung, die nicht einmal laut werden konnte, welche weiterwirkt, oder schreitet das Fazit der Lebensjahre über sie hinweg, sie als Null betrachtend? Wäre Paulus für sich ein Saulus geblieben, nach der Vision auf dem Wege nach Damaskus, nachdem er seinen Irrtum erkannt und bereut hatte, wofern ihn eine fiebernde Krankheit hinweg gerafft und ihm keine Zeit gelassen hätte, für das Christentum mehr, als zuvor gegen dasselbe zu thun?

Die Frage ist meiner Ansicht nach nicht nur wichtiger, als sie auf den ersten Anblick scheinen dürfte, sondern von der allerhöchsten Bedeutung. In der That scheint es zunächst sehr einfach, das Leben als ganzes zu betrachten und daraus etwaige Folgen zu ziehen; und im landläufigen Gange wird dagegen sehr wenig zu erwidern sein. Das weiß nicht nur der Materialismus, sondern auch derjenige, welcher sich ernstlich mit der Unfreiheit des Willens beschäftigt hat. Indessen beweisen uns gerade Thatsachen, daß ein Ereignis, welches von außen auf uns hereinstürmte, unser ganzes Leben in ein neues Fahrwasser warf, in welchem wir mit sichererem Blick weitersegelten, als zuvor, obwohl wir nicht danach gestrebt, nichts dafür gethan hatten.

Hier liegt jene verborgene Angel, welche auf jeden Menschen lauern kann, nenne man sie Vorsehung, Fügung, Zufall, Notwendigkeit, äußere Verknüpfung, endliches Sichfinden oder wie man wolle. Sie liegt da, für den dogmatisch Gläubigen, für den Freigeist, für den Materialisten. Sie läßt verschiedene Erklärungen zu, aber sie läßt sich nicht leugnen. Vielleicht

verspottet sie einer, den sie nur geritzt hat; aber mancher wird ernst vor ihr und ein anderer stillheiter. Sie hält dich, sie mahnt dich; du suchst ihr zu entrinnen und vermagst es nicht. Und es ist zu deinem Heil.

Indessen, wo hebt dieses Heil an? Ist die elfte Stunde noch früh genug, ist es auch der Dreiviertelschlag oder gar der Anklang der zwölften Stunde? Es kann hier von keiner formellen Reue in der Todesstunde die Rede sein, welche von allen Priesterkasten ausgenutzt worden ist und noch wird; sondern nur von jener plötzlichen inneren Ueberzeugung, daß fortan alles anders gestaltet werden müßte .... wenn es eben noch Zeit wäre! Doch die Sekunde rinnt und wir versinken! Ward uns das Heil? Ich glaube ja!

War es eine lebenslange Sehnsucht, eine plötzliche Einkehr, eine Einsicht wider Willen, die uns bezwang — sie krönte unser Leben, vielleicht im Abschluß, ohne sichtbare Folgen zu hinterlassen; aber wofern es ein Weiterleben giebt, ist sie die Ursache zu solchen Folgen, welche nicht mehr beseitigt werden kann. Im Gegenteil: Sie selber hat alles beseitigt; sie hat unser Leben aufgehoben, es wäre denn, daß sie noch mit ihm zu kämpfen hätte, als der Fessel, die sie zerbrach, ohne sich von ihr zu befreien.

Demnach wäre es nicht die lebenslange Handlung, die unser Atman bestimmt, sondern die letzte Ueberzeugung, die äußerste Hingabe, die friedvollste oder erschreckendste Aufklärung. Und in ihnen wäre unsere Freiheit zu suchen. Gebunden an den dunklen Pfad des Lebensganges, auf dem alle Sterne erlöschen, geleitet uns vielleicht einer hinüber, der uns erst erstehen soll, wenn wir nur redlich nach ihm verlangen. Wir selber sind eben nicht wir, d. h. unser Leib, unsere Abkunft, unsere Umgebung; wir sind auch der Gedanke, die Sehnsucht, die Erkenntnis, welche uns von außen kommen, welche uns einladen, aus uns herauszutreten, uns dem zu vermählen, das schöner ist als wir und freier dahinschwebt als unser gebundenes Verlangen.

Das möchte ich unsere Freiheit nennen, in der unser Wesen sich wohl fühlen kann. Daß ein jeder prüfte, was ihn bedrückt, und ob es nicht ein etwas giebt, das ihn davon befreit. Es gab so viele Lebensläufe, die in einem einzigen Vorbilde aufgingen und den Frieden fanden; wie sollte uns unter den vielen Bildern nicht eins leuchten, in dem wir uns selber fänden? Wo bliebe da der Zwiespalt, der von uns fiele, wie Schuppen vor einer neuen Haut, die uns verwahrt? Nur müßte die Kleinmütigkeit, wie der Hochmut, das Sichgehenlassen, wie der Stolz, die Scham, der Spott, das gelehrte Wissen, alles Fertigsein, abgethan werden. Die tiefste Erkenntnis leuchtet dem für sie empfänglichen Blicke; die Freiheit wird dem Fessellosen.



Lilienzauber von Maria Janitschek. — Leipzig 1895. — Verlag „Kreisende Ringe".

Wie es Blumen giebt, welche trotz Mehltau und Frost das Bild der Reinheit bewahren, die ihnen eigen ist, so wandeln Wesen durch das Leben, vollen Anteil an ihm nehmend, ohne ihr höheres Selbst zu verlieren. Solche Menschen schildert uns die Verfasserin in den Persönlichkeiten der drei vorliegenden Erzählungen, denen jener Reiz gemein ist, trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere, ihrer Lebenslage, des Gesellschafts- und Bildungskreises, in dem sie sich bewegen. Wir möchten sagen, es spricht eine gewisse geistige Keuschheit aus ihnen, die zu der sittlichen hinzutritt: das Bewußtsein, etwas wert zu sein, erhöht durch das Streben, immer würdiger vor sich selber zu erscheinen. Wie verschieden die Wege sind, dieses Ziel zu erreichen, ein jeder Natur entsprechendes Ziel, folgen wir ihnen mit Sympathie, denn reich ist des Lebens Gehalt und umfassend der Blick der Erzählerin. Vor allem sind es volle und seltene Gestalten, die aus der Herde hervorragen und die eigene, wie die Lebensaufgabe ernst, doch erreichbar auffassen.

Paul Lanzky.



Das Symbol der Theosophie.

Das okkulte Siegel versinnbildlicht die Lösung des Welträtsels. Die Schlange ist an sich das Bild der Weisheit; die sich in den Schwanz beißende Schlange bedeutet die Ewigkeit alles Daseins, wie der Kreis ohne Anfang und Ende ist. Am Kopf- und Schwanzende der Schlange kreuzen sich zwei Linien, durch welche die sich kreuzenden Strebensrichtungen beim Beginn jeder einzelnen Entwickelungsform angedeutet werden. Von jedem Ende eines Kreuzstabes zweigt sich ein Strich senkrecht ab: dies soll heißen, daß das Kreuz sich dreht und leuchtet. Dieses Kreuz wird von einem Doppelkreis umgeben, welcher die Eibildung ausdrückt. — Innerhalb des Schlangenkreises sind zwei ineinander geschobene Dreiecke: sie bedeuten die Weltentwickelung; das schwarze Dreieck versinnbildlicht die anfängliche Verstofflichung des Geistes und das Streben nach dem Sinnlichen — seine Spitze ist deshalb nach unten gerichtet —; das weiße Dreieck bezeichnet die Vergeistigung des Stoffes und das Streben nach dem Göttlichen — seine Spitze ist deshalb nach oben gerichtet. — In der Mitte dieser zwei Dreiecke befindet sich das ägyptische Henkelkreuz: es stellt den Menschen dar, der äußerlich mit ausgestreckten Armen ein Kreuz bildet; auch das Zusammenwirken des männlichen und weiblichen Geschlechtes wird durch diese Kreuzform angedeutet; endlich das Emporsteigen aus dem Sinnlichen in das Geistige, das „ewig Weibliche". — Dies als Antwort auf mehrere Fragen in Briefen unserer Leser.

Dr. Göring.



Religions- und Moralphilosophie der Hebräer.

So nennt Dr. Eduard Reuß die Reihe alttestamentlicher Schriften, welche den sechsten Band seines Monumentalwerkes[1]) einer Uebersetzung und Erklärung des alten Testamentes ausmachen und das ganze Unternehmen abschließen. Dieser Band enthält Hiob, das Salomonische Spruchbuch, den Prediger, die Weisheit Jesus, des Sohnes Sirachs, das Buch der Weisheit Salomos, lehrreiche Erzählungen und andere erbauliche Schriften aus den letzten Zeiten des vorchristlichen Judentums: Jona, Tobia, Susanna, die Pagen des Darius, Baruch, das Gebet Manasse's.

Es ist ein Vergnügen, sich nach diesem Werke in das alte Testament einzuarbeiten, welches nicht nur eine zuverlässige Uebersetzung des hebräischen Urtextes, sondern auch eine kulturgeschichtliche, religionsphilosophische und litterarhistorische Erläuterung jedes Buches darbietet. Eine Menge unverstandener oder verkehrt gedeuteter Stellen wird in ein neues Licht gesetzt. Vor allem werden von Reuß eine Menge vorgefaßter Meinungen über das Buch Hiob zurückgewiesen, sodaß man selbst bei Quellenkenntnis dieser hervorragendsten Dichtung des Alten Testaments durch die sonnenklare Auffassung von Reuß überrascht wird. Schon um diese Bearbeitung des Hiob willen verdient dieser sechste Band die weiteste Verbreitung, da man durch denselben in den ungeahnten Besitz eines in seinem dichterischen Werte neu entdeckten Litteraturwerkes gelangt. Obgleich ich fünf- bis sechsmal den hebräischen Text des Hiob unter genauer Beachtung der Kommentare durchgearbeitet habe, so habe ich doch durch Reuß einen weit tieferen Eindruck von diesem gewaltigen Werke bekommen als durch alle andern Hilfsmittel. Es würde zu weit führen, den Wust von Meinungen zu entwirren, mit welchem Reuß zu rechnen hatte. Von den wüstesten Versuchen zu symbolisieren bis zu der gedankenlosesten Wortanbetung mußte Reuß seinen Forschungsweg säubern. Dr. Göring.



Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Die Worte des Buches Hiob, welche als Beleg für den Glauben an Unsterblichkeit bei den Hebräern herangezogen werden, lauten in der Luther'schen Bibelübersetzung (Kap. 19, Vers 25): „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken".

Prof. Dr. Ed. Reuß übersetzt diese Stelle mit den darauf folgenden Textworten also: (Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert, 6. Band, Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1895).

---

[1]) „Das Alte Testament" übersetzt, eingeleitet und erläutert von Dr. Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic. Erichson, Direktor des theologischen Studienstifts, und Pfarrer Lic. Dr. Horst in Straßburg. (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. Preis 30 Mk., geb. 60 Mk.)

„Allein ich weiß, mein Anwalt lebt! Zuletzt
Wird er auf meinem Staube sich erheben.
Wenn diese meine Haut von mir gefallen,
Und meines Fleisches bar, erschau' ich Gott:
Ja, ich erschau' ihn als den meinigen,
Mit eigenen Augen, ich, und nicht als Gegner,
Sehnend verzehrt sich mir das Herz im Busen!"

Prof. Reuß giebt folgende Erklärung dazu: „Dies ist die berühmteste Stelle des ganzen Buches und zugleich eine der dunkelsten. Hieronymus hat übersetzt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß ich am letzten Tage von der Erde auferstehen und aufs neue mit meiner Haut bekleidet werde und Gott sehen werde in meinem Fleische". Luther folgte dieser Uebersetzung und änderte nur: „Er wird mich auferwecken". Beide Kirchen hielten an diesem Sinne fest und es blieb als gewiß, daß Hiob an Christus und an die Auferstehung des Fleisches geglaubt habe. — Dies alles hat aber im Texte keinen Grund. Der Goel oder Reichsvertreter, Sachwalter, ist nicht der Erlöser des Evangeliums, und Hiob, der sich für unschuldig hält, hat keinen Erlöser von Sünde und Schuld nötig. Der Goel Hiobs ist also sein Verteidiger gegen seine Ankläger, nämlich Gott selbst, an dessen Gerechtigkeit er auch hier noch appelliert; er muß seine Unschuld ans Licht bringen, wenn auch erst nach seinem Tode. So siegt noch in dieser äußersten Verzweiflung das religiöse Gefühl, und gerade dies giebt dem ganzen Gedichte seine wahre Weihe und sichert dem Helden unsere Sympathie. Sein Herz ist ergriffen von der tröstlichen Aussicht. Er sieht im Geiste den Anwalt sich erheben über seinem Grabe, um für ihn zu reden. Einige Worte bleiben unsichern Sinnes, aber über den Sinn des Ganzen kann kein Zweifel bestehn. Weder in Antworten der Freunde, noch in den folgenden Reden Hiobs, noch in der Entscheidung Gottes ist die geringste Anspielung auf ein künftiges Leben, und doch, wenn eine solche Hoffnung hier ausgesprochen wäre, so wäre ja alles übrige Reden überflüssig gewesen. Uebrigens stand dasselbe schon 16, 19 ff. wo es heißt:

„Doch seht! Auch jetzt noch bleibt ein Zeuge mir
Im Himmel und ein Bürge in der Höhe.
Weil meine Freunde meiner spotten, blickt
Mein Auge thränend nun zu Gott empor,
Daß er des Mannes Sache doch verfechte
Und für mich einsteh' gegen meinesgleichen.
Denn nur noch wen'ge Jahre, und ich gehe
Des Wegs, da ich nicht wiederkehren werde.
Mein Leben ist dahin; erloschen ist
Des Tages Licht und was mir bleibt — das Grab!"



Inquisition, Folter und Vivisektion.

Dr. Franz Hartmann sagt in seinen „Lotusblüten“ 1895, Seite 224 ff. über die Nachtseite der heutigen Wissenschaft:

Noch ist es nicht lange her, daß jene Dreiheit von Bosheit, Dummheit und Größenwahn, welche man früher mit dem Namen „Teufel“ bezeichnete, unter der Maske der Religion auftrat und die Inquisition und Ketzergerichte einführte. Hunderttausende fielen in kurzer Zeit diesem Scheusal zum Opfer, Torquemada allein verbrannte innerhalb vier Jahre über zehntausend Personen lebendig und verurteilte achtzigtausend zur Folter. Das harmlose Publikum bildet sich ein, daß der Geist, der diese Abscheulichkeiten ins Leben rief, für immer vom Schauplatz verschwunden sei und daß das jetzige „Zeitalter der Humanität“ eine Wiederholung ähnlicher Schandthaten unmöglich mache; aber alle Zeichen deuten darauf hin, daß derselbe Teufel nur ein wenig geruht und frische Kräfte gesammelt, nun aber bereits sein Handwerk wieder begonnen hat; diesmal aber unter einer anderen Maske, unter dem Deckmantel der Wissenschaft.

Den „Eingeweihten“ ist es nicht unbekannt, daß mit der kirchlichen Inquisition die Tortur nicht aufgehört hat; sie wurde im allgemeinen auf das Tierreich beschränkt und nur Hunde und Katzen, Kaninchen, Kälber usw. der Vivisektion unterworfen. Angeblich im „Interesse der Wissenschaft“, aber in der That völlig zwecklos und nutzlos, oder höchstens um die Neugierde dieses oder jenes Studenten zu befriedigen und ihm dasjenige vor Augen zu führen, was jeder vernünftige Mensch ohnehin schon weiß, wurden und werden heutzutage Tausende von Tieren zu Tode gequält. So bewies z. B. Professor Mantegazza, daß ein außerordentlich großer Schmerz einem Tiere dadurch verursacht werden kann, daß man ihm Nägel durch die Füße schlägt und es an ein Brett annagelt, weil dann jede Bewegung, die es zu machen versucht, die Schmerzen vermehrt. Es ist nutzlos, auf eine nähere Beschreibung ähnlicher Verirrungen der „Repräsentanten der Wissenschaft“ einzugehen, bei denen man nicht weiß, ob der Wahnsinn derjenigen, welche sie ins Werk setzen, oder die Unwissenheit der Behörden, welche sie duldet, größer ist. Baron Ernst von Weber hat die Sache ans Tageslicht gezogen, aber man hat sich damit beruhigt, daß es sich ja doch bloß um Tiere handle, und daß vielleicht das eine oder das andere Experiment für das Wohlbehagen der Menschen von Nutzen sein könnte.

Nun aber hat ein Dr. Koch eine Broschüre veröffentlicht unter dem Titel: „Medizinische Experimente an lebenden Wesen“, aus dem wir sehen, daß die Vivisektion auch gegen Menschen im Gange ist und täglich mehr zur Mode wird. Das vierte Kapitel der Schrift handelt von dem Nutzen, der auf diese Art aus Waisenkindern gezogen wird, weil, wie die Doktoren behaupten „Kälber zu teuer sind“, und wie diesen die abscheulichsten Krankheiten eingeimpft werden, an denen dann auch die Mehrzahl stirbt. Dr. Kochs Buch enthält die Einzelheiten solcher

Experimente nebst Photographien der Opfer, so daß in bezug auf die Wahrheit seiner Behauptungen kaum ein Zweifel sein kann. Nehmen wir dazu den zunehmenden Uebergang der Mediziner ins ehedem feindliche Lager der Spiritisten und Hypnotiseure, so fehlt nur noch ein kleiner Schritt bis zum Reiche des Teufels, dem Gebiete der schwarzen Magie. Dies bedeutet aber nicht etwa einen Fortschritt, sondern einen verderblichen Rückschritt, welcher die Menschheit vom Wege der Erkenntnis ablenkt und sie zur Roheit, moralischen Verkommenheit und zum Verderben führt.

Das Kalb, vor dem die Repräsentanten der modernen Wissenschaft anbetungsvoll auf den Knieen liegen, ist das eigene vergängliche Selbst. Um diesem Selbst jeden möglichen sinnlichen Genuß, jedes mögliche Wohlbehagen zu verschaffen, dazu ist dieser Wissenschaft kein Mittel zu niedrig. So folterte der Marschall von Frankreich Gilles de Laval mehr als zweihundert Frauen und Kinder auf die ausgesucht grausamste Weise zu Tode, um, wie er glaubte, ein Mittel zu finden, das den Sterbenden entfliehende Leben sammeln und sich ein „Lebenselixir" daraus machen zu können. So tötete eine russische Fürstin im vorigen Jahrhundert täglich eine von ihren Leibeignen, um sich in deren Blut zu baden und dadurch, wie sie meinte, ihre Schönheit zu konservieren. So werden heutzutage von Vivisektoren Tausende von Tieren zu Tode gefoltert in der zweifelhaften Hoffnung, vielleicht diese oder jene Theorie zu bestätigen, um sich dadurch in der Gelehrtenwelt einen Namen zu machen, und bereits Menschen diesem thörichten Zwecke geopfert. Schlimmer noch als dies sind die albernen Experimente mit Hypnotismus, welche von „Gelehrten" ohne Vernunft gemacht werden, die von den Grundgesetzen, auf denen der sogenannte Hypnotismus beruht, nichts wissen, und nichts wissen können, weil ihnen der Schlüssel hierzu, die Kenntnis der seelischen Konstitution des Menschen, fehlt. Einen Menschen zu hypnotisieren, heißt, sich dessen Willen zu unterwerfen, indem man seine Willenskraft lähmt und die eigene an dessen Stelle setzt. Dadurch, daß ein Mensch dieser Prozedur häufig unterworfen wird, verliert er nach und nach die Kraft seines freien Willens und wird zur hilflosen Puppe, mit der jeder stärkere machen kann, was er will. Selbst eine einhypnotisierte Moral hätte für den betreffenden Menschen keinen Wert, da sie nicht seinem freien Willen entspringt und deshalb seiner Entwickelung nicht förderlich ist. Wie könnte aber der von der Selbstsucht erfüllte Gelehrte, dessen Moral nur erkünstelt ist, einem anderen Menschen Tugend einhypnotisieren? Geht doch sein ganzes Streben nur darauf hin, seine wissenschaftliche Neugierde zu befriedigen und seinen Namen vor der Welt glänzen zu machen. Ehedem war es die Lüge unter der Maske der Religion, welche die Menschheit täuschte; jetzt ist es dieselbe Lüge unter der Maske der Wissenschaft, welche die ganze Welt betrügt, und dagegen giebt es kein anderes Mittel, als die Vernunft.

Die Vernunft lehrt uns, daß die wahre Heilung von Krankheiten und die Erhaltung der Gesundheit darin besteht, daß der Körper von allen Unreinigkeiten befreit und rein erhalten wird; die Wissenschaft da-

gegen hat ausgefunden, wie man den Körper vermittelst einer „Durchseuchungsmethode“ gegen Ansteckungen „immun“ machen kann, d. h. durch eine Vergiftung des Lebensäthers (Prana) wird derselbe so verunreinigt, daß er gegen noch weitere Verunreinigungen abgehärtet erscheint.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, so ließe sich dasselbe Prinzip auch auf die Moral und Religion anwenden, und vielleicht werden die Philosophen der Zukunft auf den Gedanken kommen, daß es, um sich Gewissensbisse zu ersparen, bequemer ist, sich durch einen unmoralischen Lebenswandel gegen die Mahnungen des bösen Gewissens abzuhärten, als sich die Mühe zu geben, seine moralischen Schwächen zu überwinden.

Wie aber durch eine Abstumpfung der Sinne keine höhere Empfänglichkeit gegen Sinneswahrnehmungen, und durch eine Abhärtung gegen die Einflüsterungen des Gewissens wohl Gewissenlosigkeit, aber keine erhöhte Fähigkeit zwischen gutem und bösem zu unterscheiden erlangt wird, so kann auch durch eine Durchseuchung mit tierischen Giftstoffen kein normaler körperlicher Gesundheitszustand erzeugt werden. Die Gesetze der Natur sind unabänderlich. Ihre Wirkungen lassen sich vielleicht eine Zeit lang verzögern, aber nicht abwenden. Das durch die Durchseuchungsmethode im Körper angestaute Gift wird über kurz oder lang Verheerungen anrichten, welche infolge der stattgehabten Verzögerung schlimmer sind als diejenigen, welche durch die Durchseuchung verhindert wurden. Daß aber die moderne „Wissenschaft“ von alledem nichts weiß, davon ist die Ursache, daß sie selbst nur eine Scheinwissenschaft ist, und ihre Dogmatik nur auf einer oberflächlichen Beurteilung von äußerlichen Erscheinungen, nicht aber auf einer wahren Erkenntnis des wirklichen Wesens des Menschen beruht.

Dr. **Franz Hartmann.**

Theosophische Streitigkeiten.

Die Ursache des gegenwärtigen Lärms und Unfriedens unter den „theosophischen Vereinen“ ist, daß diese Vereine nur dem Namen nach, nicht aber in Wirklichkeit t h e o s o p h i s c h e sind. „Theosophie“ ist Gotteserkenntnis, und die Gotteserkenntnis ist die g ö t t l i c h e (selbstlose) L i e b e. Deshalb ist auch die Grundlage einer jeden wahren theosophischen Gesellschaft nicht Vielwisserei, Streiterei, Rechthaberei oder Geschwätz, sondern Einigkeit, Verbrüderung, Harmonie und jene Erkenntnis, welche keinen Unterschied kennt zwischen „Freund“ und „Feind“, sondern alle Kreaturen mit gleicher Liebe umfaßt. Dasjenige, was ein Haus zusammenhält, sind nicht die Verzierungen, sondern die Kohäsion der durch Mauer und Balken verbundenen Teile. Was einen Staat zusammenhält, sind nicht die Schwätzer, Schwadronierer, Advokaten und Krämer, sondern das durch das Bewußtsein der Einheit befestigte Nationalgefühl. Desgleichen muß in einer theosophischen Gesellschaft die Grundlage des Gebäudes die Uebereinstimmung des Gefühles der Einheit und Zusammengehörigkeit, mit anderen Worten, die Harmonie der Seelen in der geistigen Erkenntnis der Wahrheit sein.

In einer Gesellschaft, welche sich „theosophisch" nennt, sollte es sich nicht vor allem darum handeln, ob die Meinung des einen oder des andern die richtige ist, sondern darum, daß jeder die Wahrheit im Herzen trägt und sie mehr als die Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit liebt. Die einzelnen Mitglieder sollten sich nicht auf den Standpunkt des „Ich bin besser als du" stellen, sondern jeder sollte im anderen nur das in ihm enthaltene Gute zu finden trachten, das „Böse" oder bös scheinende aber dem, der damit behaftet ist, überwinden helfen. Die Theosophie ist die Erkenntnis der göttlichen Liebe. Wer von dieser allesumfassenden Liebe nichts wissen will, der ist auch kein Theosoph.

Dr. **Franz Hartmann.**

❦

Theosophie und Wahrsagerei bei Epiktet.

Professor Dr. C. Hilty hat es in seinem gedankenreichen Werke „Glück" (J. Huberts Verlag in Frauenberg und J. C. Hinrichs in Leipzig Preis 3 Mk.) für wertvoll genug gehalten, den Auszug der Vorträge des Epiktet in sein Buch aufzunehmen; in diesem heißt es:

„Gehst du zu einem Wahrsager, so bedenke, daß du den Ausgang, den die Sache nehmen wird, nicht kennst, sondern eben kommst, um ihn von einem Wahrsager zu erfahren. Bist du aber ein Philosoph, so kanntest du die Gestalt der Sache schon, bevor du hingingst. Denn ist es eines von den Dingen, die nicht in unserer Macht sind, so folgt notwendig daraus, daß es weder ein Gut, noch ein Uebel sei. Bringe daher weder Lust noch Unlust mit zum Wahrsager, sonst mußt du mit Zagen zu ihm gehen, sondern gehe dahin in der Ueberzeugung, daß alles, was geschehen (dir geweissagt) werde, dir gleichgültig sei und dich nicht berühre, wie es auch sein möge, denn es kann dir ja niemand wehren, einen guten Gebrauch davon zu machen. Mutig gehe zu den Göttern, wie zu Ratgebern. Bedenke aber auch dabei, wenn dir nun ein Rat zu teil ward, was für Ratgeber du angerufen hast und wem du gehorsam wirst, wenn du nicht Folge leistest.

Gehe aber zum Wahrsager, nach der Vorschrift des Sokrates, nur in Dingen, wobei es auf den Zufall ankommt und weder die Vernunft, noch irgend eine Geschicklichkeit die Mittel darbietet, den Fall zu beurteilen. So brauchst du, wenn du für einen Freund oder für das Vaterland in Gefahr dich begeben sollst, nicht erst den Wahrsager zu fragen, ob du es thun sollst. Denn wenn dir der Wahrsager ankündigt, das Opfer sei von schlimmer Vorbedeutung begleitet gewesen, so bedeutet dies Tod oder Verstümmlung eines Gliedes oder Flucht, und doch gebietet dir die Vernunft, auch unter solchen Umständen dem Freunde beizustehen und mit dem Vaterlande die Gefahr zu wagen. Achte darum auf den größten Wahrsager Apollo selbst, welcher den aus seinem Tempel trieb, der seinem Freunde, als er ermordet wurde, nicht zur Hülfe geeilt war". Hilty's Buch „Glück" verdient in Sphinxkreisen die wärmste Empfehlung.

Dr. Göring.

❦

Gabriel Max über die heutige Kultur.

Auf die Rundfrage des Wiener Fremdenblattes (1895, Nr. 1), welches Ereignis des vergangenen Jahres die größte Befriedigung hervorgerufen habe, und was man vom kommenden Jahre vor allem wünsche, hat **Gabriel Max** in München geantwortet:

Ehrlich gesagt, kann ich nur folgendes auf die mir zugesandte Frage antworten: Da die modernen Menschen sichtlich an einem Kulturschmutz kleben, der sie vergebliche Anstrengungen machen läßt, auf den Schultern des Nächsten Befreiungsversuche davon zu machen, so kann man sicher nur jene Fortschritte als die helfenden begrüßen, die dem Menschen durch erweiterte Naturerkenntnis eine weniger seichte Weltanschauung beibringen, als sie im Allgemeinen heutzutage gelehrt wird. Ich stelle deshalb an die Spitze der Errungenschaften des verflossenen Jahres alle jene, nach allein naturwissenschaftlichen Prinzipien vorgenommenen Forschungen und Erfahrungen eines kleinen Häufleins von Gelehrten in England, Italien und Frankreich, zum Teil auch Deutschland, welche Gelegenheit gesucht und auch gefunden haben, über die erreichte Selbstständigkeit der Menschenseele *weitere* positive Thatsachen zu sammeln, die Methoden dieser Forschung zu verbessern, und welche den Mut hatten, ihre Errungenschaften durch Wort und Schrift mitzuteilen, auf die Gefahr hin, von den Mutlosen und Beschränkten einstweilen verhöhnt zu werden.

Deshalb meine ich vom kommenden Jahre nichts besseres wünschen zu können, als daß unsere jüngere Gelehrtengeneration recht viele Gelegenheit finden möge, sich zu überzeugen von Thatsachen der Natur, die nun einmal sind, und ohne deren Erkenntnis die Anthropologie des wichtigsten Teiles entbehrt, von welchem die älteren Gelehrten nichts wissen wollen und können, und daß dieselbe dadurch in den Stand gesetzt werde, den im Kot eines unlogischen Materialismus steckenden Karren unseres Wissens und sogenannten Kulturlebens und der daraus entspringenden albernen Weltanschauung wieder flottmachen zu helfen; denn Verrohung, gemeine Gesinnungsart und bedenkliche cerebralpathologische Entartung sind fast zum Charakteristikum unserer Zeit geworden!

Dem Gebiete meiner Thätigkeit wünsche ich dann vom Herzen die günstigen Folgen davon.

München, 19. Dezember 1894. **Gabriel Max.**

Theosophie und Wahrsagerei.

Der Aufsatz von Werner Friedrichsort über Kartenlegen und Wahrträume war noch nicht eine Woche unter den Lesern der „Sphinx“ (November 1894) als ich schon mit einer Flut von Anfragen nach der Adresse der Kartenlegerin überflutet wurde. Monatelang bin ich aus dem Beantworten dieser Briefe und Karten nicht herausgekommen. Noch heute fließt der Bach und scheint nicht auszutrocknen.

Da war es mir doch eine Herzenserfrischung, von einer jungen Dame in Holstein, Fräulein Anna M., der ich freiwillig die Adresse der Kartenlegerin mitgeteilt hatte, soeben folgende Antwort zu bekommen: „An die Hellseherin habe ich nicht geschrieben; ich halte es für ein Vorgreifen in Gottes Vorsehung".

Dieser in seiner Schlichtheit edle Ausdruck vertrauender und gottergebener Frömmigkeit ist ein Ausfluß echt theosophischer Gesinnung im Sinne Dr. Franz Hartmanns und Corvus (Vgl. „Sphinx", Januar 1895 und „Theosophische Schriften" Nr. 6 und 12—13). **Dr. Göring.**



Driesmans St. Troyden

ist der Verfasser der im Dezemberhefte der „Sphinx" 1894, Seite 430 ff. veröffentlichten Arbeit „Die große Liebe". Der Name war in „Sebastian Troyden" verballhornisiert worden. Es war mir leider unmöglich, etwas daran zu ändern, da ich mit dem Redaktionsmaterial den fertig gesetzten und korrigierten Fahnenabzug übernommen hatte und nirgends die Adresse des Herrn Verfassers erfahren konnte, der in Berlin NW., Schleswiger Ufer 14 wohnt. Das „St." heißt „Sankt" und gehört zum Familiennamen. **H. G.**

Für die Redaktion verantwortlich:

Dr. Göring: Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh.: E. Appelhans) in Braunschweig.

Juni 1895 XX, 112.



SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.

C. A. Schwetschke und Sohn.

1895.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig entgegen.

—— Post-Zeitungsliste Nr. 6442. ——

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum **20. Juni** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.



William Stead.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares

XX, 112. Juni 1895.

Süd-Indien.

Zweiter Reisebrief.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

✻

Nach dreiwöchiger Rast (November und Anfang Dezember 1894) in Madras oder vielmehr in dessen ländlicher Umgegend nahe der Mündung des Adyarflusses in den indischen Ozean brach ich wieder auf. Ich wollte mir im Fluge einen Gesamtüberblick über die typisch scharfe Ausprägung des Hinduismus in Süd-Indien und des Buddhismus in Ceylon verschaffen. Ein Vergleich solcher schnell hinter einander gewonnenen Eindrücke erschien mir besonders ersprießlich; und das Ergebnis meiner Studien und Erfahrungen in den folgenden vier Wochen hat meine Erwartungen vollauf gerechtfertigt.

In Süd-Indien hat der Brahmanismus oder wie man schlechtweg auch sagt: Hinduismus, sich eine besonders starke, eigenartige Geistesatmosphäre geschaffen. Vielleicht ist er hier am echtesten ausgeprägt, am wenigsten durch moderne Einflüsse beeinträchtigt; jedenfalls hat er hier einige seiner festesten Hauptsitze und einige seiner größten, schönsten Tempel. Die drei hauptsächlichsten Punkte, die für mich dabei in Betracht kamen, sind Tandjóre, Tritschinópoly und Mádura.

In allen drei Orten hat die Theosophical Society bedeutende Zweiggesellschaften, deren Mitglieder die hervorragendsten Hindus daselbst sind; und alle diese stellten sich mir freundlichst zur Verfügung. Außerdem hatte ich überall die Begleitung eines der älteren europäischen Mitglieder, die schon im indischen Dienste der Gesellschaft längere Erfahrung haben, bis Mádura die des Herrn Sydney V. Edge, des Redakteurs der Monatsschrift „Theosophist“, und von da an die des Herrn Bertram Keightley, des Generalsekretärs der indischen Sektion.

Es ist in dem mir hier gegebenen Rahmen der Darstellung nicht möglich, einzelne Unterhaltungen und Verhandlungen wiederzugeben. Mein Gesamteindruck ist aber der, daß bei gleicher intellektueller Bildungs-

stufe das geistige Leben und das Interesse an philosophischen Gesprächen und Vorträgen unter den Hindus in Süd-Indien sehr viel stärker und reger ist, als bei den buddhistischen Singhalesen Ceylons. Auch scheint der Bildungsgrad, beziehungsweise die Schulung sowohl in der Kenntnis der eigenen einheimischen Religionsphilosophie, wie auch in europäischer Wissenschaft und in der englischen Sprache, in Indien sehr viel weiter fortgeschritten, als in Ceylon. In Süd-Indien hatte ich nirgends einen Dollmetscher nötig für meine englischen Reden. In Ceylon wurde dies sogar in den englischen Buddhistenschulen für erforderlich gehalten; und ich mußte mich hier mehrfach dieser unbequemen und unvollkommenen Art der Gedankenübermittlung meiner öffentlichen Vorträge unterwerfen.

Die äußeren Umrisse meiner Reise gestalteten sich, wie folgt:

Während der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember führte uns der Nachtzug von der Egmorestation in Madras bis nach Tandjóre, wo wir vor Sonnenaufgang noch eine Stunde Schlaf im Dak Bungalou genießen konnten.

Hotels giebt es in den noch noch nicht von europäischen Lebensbegriffen berührten Städten Indiens und Ceylons nicht; und wo sich von Eingeborenen gehaltene Gasthäuser finden, werden diese doch von den anspruchsvollen Europäern nicht benutzt. Die britische Regierung hat daher in allen irgendwie bedeutenderen Orten für die europäischen Reisenden, die stets von ihren eigenen Dienern begleitet werden, Landhäuser (Bungalous) errichtet, in denen man das Nötigste an Betten und Geschirr, Badeeinrichtung und einiges Ameublement vorfindet. Ein Eingeborener ist als ständige Bedienung und als verantwortlicher Hüter des Hauses mit seinem Palmengarten und seinen Küchengebäuden eingesetzt und steht unter der Aufsicht des Local Fonds-Ingenieurs, der Regierungsbeamter ist. Diese Karawan-Serais heißen in Indien Dak (Reise oder Post)-Bungalou, in Ceylon Rest-Houses. Meistens kann man dort Nahrungsmittel erhalten. In einigen Orten Indiens aber muß man sich seine Lebensmittel mitbringen. Man thut gut, sich vorher anzumelden, da der Raum meist auf drei oder vier Betten beschränkt ist, und der Erstkommende den Vorzug hat. Uebrigens hat man seinen Platz nach 24 Stunden zu räumen, wenn sich ein Neuankömmling meldet.

Ueberall stellten uns unsere indischen Freunde europäische Wagen zur Verfügung. Mit Hilfe einer solchen Equipage besahen wir die Stadt Tandjóre. Bemerkenswert sind dort nur der Tempel und der Palast der ehemaligen Fürsten des Landes.

Der Tempel ist nicht sowohl durch seine Größe, als durch die Reinheit seines indischen Stils ausgezeichnet. Der Typus des indischen Tempelturmbaues, wie er in zahllosen Variationen immer wiederkehrt, wird unsern Lesern von den vielen in Europa leicht zugänglichen Bildern gegenwärtig sein. Auf quadratischem oder rechteckigem Grundrisse erhebt sich ein steiler hoher Pyramidenbau von regelrechten Stockwerken, eins über dem andern. Jedes Stockwerk bildet innen eine Halle oder einen

Zimmerraum mit Fenstern oder Lichtöffnungen vom Fußboden bis zur Decke an der Vorder- und Hinterseite des Turmes. Eine enge Treppe, von eines Mannes Breite, verbindet die Stockwerke. Die plastische Ausschmückung dieser architektonisch sehr gefälligen Bauwerke macht einen bunten überladenen Eindruck. Bei näherer Betrachtung findet man auch, daß zwar alle Figuren individuell ausgearbeitet sind, daß aber die häufige Wiederkehr derselben religiösen Traditionen und Ideen der Plastik einen sehr schematischen Anstrich giebt. Ueberdies, so großartig der architektonische Eindruck dieser hohen Tempelturmbauten ist, so unschön, ja meistens sogar abschreckend häßlich und widerwärtig verzerrt ist die plastische Ausschmückung. Die Phantasie der Indier ist maßlos, aber sehr entschieden auf die Anhäufung von abschreckenden Uebertreibungen des Niedrig-Realen in sinnbildlicher Darstellung gerichtet, ohne all und jeden Sinn für das ideal Schöne in realer Darstellung, wie uns die Griechen es gelehrt haben.

Bei allen größeren Tempelbauten der Hindus ist auf dem Portal (Gópura) am Eingange zum großen Tempelhofe ein Turm gebaut, ähnlich dem auf dem eigentlichen Tempelbau, nur weniger hoch. Sind mehrere äußere und innere Höfe um den innersten Tempel gebaut, so pflegt auf dem Portal von jeder der Mauern, welche die Tempelhöfe bilden, ein Turmbau zu sein, so daß man durch eine ganze Reihe solcher hinter einander liegender und auf das Heiligtum zuführender Gópuras mit Turmaufsätzen hindurchzugehen hat.

Dies ist besonders so bei dem sehr ausgedehnten Tempel des Sri Rangham (Seringham) in Tritschinópoly. Hier in Tandjóre aber ist nur ein weiter freier Hof um den Haupttempel angelegt, da kein Raum für mehr an jener Stelle ist. Dagegen führt eine längere Passage von der Straße zu dem Tempelhofe hin, und es sind hohe Gópuras am Anfange und Ende derselben errichtet.

Ich will mich nicht bei weiterer Einzelbeschreibung aufhalten, da diese keinen Wert hat heutzutage, wo die Photographie jedermann alles zugänglich macht, was es überhaupt auf der Erde zu sehen giebt. Nur was man Photographien nicht ansehen kann, mag hier Erwähnung finden. Besonders bemerkenswert für den Tandjóre-Tempel ist der schöne große freie Raum des Tempelhofes, der gepflastert und von Säulenhallen umgeben ist; in demselben befinden sich nur der große Rauchtempel und vor demselben in offener Säulenhalle ein Steinbild des Stiers Nandi, der dem Gotte Schiwa heilig ist. Merkwürdig ist, wie die Indier vor Jahrhunderten so große Steinmassen transportieren konnten. Das Stierbild ist 4½ Meter hoch und aus einem einzigen Steine gehauen. Noch auffallender ist freilich die Behauptung der Indier, daß die Krone, welche oben auf dem Turme des Haupttempelbaues liegt, ebenfalls ein einziger Stein sein soll. Dieser Tempelturm ist 200 englische Fuß, also etwa 65 Meter hoch, und die Krone von Stein oben soll 800 Doppelzentner wiegen, was auch wahrscheinlich ist. Wie haben nun die alten indischen

Architekten diesen Stein da hinaufgebracht? — Das ist ein schwierigeres Problem, als das der altägyptischen Obelisken.

Was Monolithen und was alte Zementarbeiten sind, ist übrigens oftmals schwer ohne scharfen Hammer und ohne Beschädigung der Heiligtümer festzustellen. Aber zu glauben ist den frommen Behauptungen der Indier nicht immer. Das beweist u. a. die uns im Brustton der Ueberzeugung versicherte Angabe, daß das vorerwähnte Steinbild des Nandi wüchse, daß der Stein im Laufe der Jahre merklich größer geworden sei. Wenn die Größe der Steinhäuser hier in Indien ebenso durch Wachstum von selbst zunimmt, so muß dies ein Elysium für Etagenhausbesitzer sein.

Einen sehr kläglichen Gegensatz zu diesem schönen, gut im Stand erhaltenen Schiwatempel bildete der Palast der Fürsten von Tandjóre, dem wir noch besondere Aufmerksamkeit widmeten. Er ist das Bild der tiefst gefallenen Größe. Früher müssen diese Fürsten reich und ihr Palast glänzend gewesen sein. Dieser ist ein Labyrinth von Bauten, Hallen und Höfen. Aber wie die jetzige Eigentümerin, die Prinzessin von Tandjóre, von einer Regierungspension von 100 Rupies (110 Mark) monatlich zu leben hat, so ist auch alles, was der Palast enthält, nur Ueberbleibsel früherer Macht und Herrlichkeit, meist zerrissen und zerlumpt. Wertvoll und verhältnismäßig gut erhalten ist allein die Bibliothek. Ueberaus geschmacklos ist die Vermischung europäischer Möbeln, Bilder und sonstiger Erzeugnisse mit den echt indischen. Nur das letztere interessiert den Europäer, um so mehr, da der europäische Trödelkram lauter wertloses und häßliches Zeug ist. Leider aber hat für diese heruntergekommenen Indier gerade alles europäische mehr Wert, als ihre schönsten und kunstvollsten eigenen Erzeugnisse. Der Prunksal macht so den Eindruck eines Auktionsraumes, in dem gerade der Inhalt einiger alten Rumpelkammern versteigert werden soll. Am meisten erinnerte noch an die frühere Pracht die Durbarhalle, das ist der halb offene festliche Empfangssaal. Interessant waren u. a. in der Bibliothek altindische Bilderbücher, unter denen uns besonders eine dicke Naturgeschichte der Elefanten mit Anweisung zu ihrer Zähmung und Dressur auffiel. Zum Abschied wurden wir hier, wie überall von den lebenden Elefanten des Palastes begrüßt, die jetzt wie alles andere dort in Regierungsdiensten stehen.

Am Nachmittage des 7. Januars fuhren wir mit der Eisenbahn nach Tritschinópoly und fanden daselbst am Bahnhofe sehr bequemes Unterkommen. Wir trafen dort unerwartet mit Herrn und Frau Professor Goldschmidt aus Heidelberg zusammen, die von einer Reise um die Welt und längerem Aufenthalte in Japan heimkehrten. Viele gemeinsamen Interessen und persönlichen Beziehungen machte uns den Abend zu einer angenehmen Erinnerung.

Am andern Morgen brachen wir früh auf. Unser erster Besuch galt dem Felsentempel.

Schon von weitem ward ich überrascht durch die sofort ins Auge springende Aehnlichkeit dieses Tempels mit der Akropolis in Athen, wie

sie dereinst gewesen sein muß. Im Norden der Stadt erhebt sich ein vereinzelter, aber breiter Felsen einige hundert Fuß (etwa 100 Meter) hoch. Außer einem kleineren Tempel auf der höchsten Spitze ist besonders ein großer Tempel auf zwei Drittel der Höhe kühn auf einen Felsenvorsprung hingestellt, an der andern Seite des Felsens sieht man freistehend eine kleine offene Halle, ein von zierlichen Säulen getragenes Steindach.

Der Aufstieg zur Höhe geschieht auf einer sehr breiten überdachten Steintreppe von 290 hohen Stufen. Zu beiden Seiten finden sich Tempel angelegt, wo immer der Felsen es gestattet und wo er einen Treppenabsatz ermöglicht. Alles ist überdacht, aber weit und hoch angelegt und das Ganze macht einen großartigen Eindruck.

Wenn die Höhe des Haupttempels und der offenen leichten Säulenhalle erreicht ist, führt der Aufstieg in das Freie hinaus, an der Felsenwand entlang und dann in scharfer Wendung rückwärts frei und steil zum Gipfel des Felsens hinauf. Die letzte Strecke hat man jetzt durch Geländer gesichert, da vor 45 Jahren bei einer Festprozession hier an 500 Menschen von den flachen glatten Felsstufen hinabgerutscht und in die Tiefe gestürzt sind. — Die Aussicht von oben bietet aus der Vogelschau das Bild eines weiten reichen, üppig grünen, dicht bewohnten und bebauten Landes dar. Dunkle Palmenhaine und hellgrüne Reisfelder umrahmen die Städte und Dörfer, die zum großen Teil selbst in reicher Vegetation von Banyan-(Feigen), Palmen und anderen Tropenbäumen versteckt sind.

In der Halle des untersten Treppenabsatzes hatte sich, wie meistens in den Tempeln, ein Schulmeister mit seiner allerliebsten kleinen Schar Schüler festgesetzt. Alle hockten auf dem Boden oder vielmehr saßen auf ihren Beinen. Das Getöse der laut auswendig lernenden kleinen Braunhäute ist betäubend; aber die kindliche Freude, Neugierde, das Erstaunen und zum Teil auch der Uebermut der Kleinen macht es einem sehr schwer, sich von diesem reizenden Bilde zu trennen.

Von den übrigen großen Tempeln in Tritschinópoly besahen wir genauer nur den großen Tempel des Sri Rangam, woraus die Engländer Seringham gemacht haben. Er liegt weiter nördlich, jenseits des Cauveryflusses.

Um diesen Tempel sind drei Höfe einer um den anderen gebaut, in Rechteckform, nicht ganz Quadrat. Die Langseite des äußeren Hofes ist fast einen Kilometer lang. In diesen Hof aber hat man den besten Teil der Stadt Seringham hineingebaut. Dies ist der Bazar des Ortes, das ist der Markt mit allen Kaufläden. Im nächst inneren Hofe wohnen die Brahmanen. Unter ihnen der Präsident der dortigen Theosophischen Zweiggesellschaft. Sein Haus zeugte von großem Wohlstande und Ansehen, das er genoß. Da er aber stundenlang in religiösen Ceremonien beschäftigt war, so wartete ich deren Ende nicht ab, sondern verzichtete lieber auf seine Bekanntschaft.

Die Gópuras dieses Tempels sind sehr zahlreich, so zahlreich wie die Thore, die in den langen Hofmauern zum Verkehr der Einwohner nötig sind. Die meisten dieser Gópuras sind größer und höher als die in Tandjóre, wie denn überhaupt die Dimensionen dieses Tempels zu den größten in Indien gehören. Auf Einzelbeschreibung verzichte ich; auch boten die Kunststücke der uns vorgeführten Tempelelefanten nichts besonders Bemerkenswertes dar. Sehr niedlich und manierlich sind die Elefantenkälber. Vor der Kraft der Tiere haben die Indier offenbar ebenso viel Respekt wie Mißtrauen in deren Gutmütigkeit, denn sie unterlassen nicht, jedes Tier nach dem Gebrauche gut mit den Beinen wieder anzuketten.

Der Sri Rangamtempel ist dem Wischnu geweiht. In der Regel findet sich nicht weit von einem solchen ein Shiwatempel, so auch hier. Zwei Kilometer davon ist der dem Shiwa gewidmete Tempel des Djambukishwan. Er ist kleiner und weniger gepflegt, als jener Wischnutempel, aber künstlerischer in der architektonischen Anlage und steht jenem auch nicht in der Ausführung nach. Doch konnte ich ihm nur flüchtige Blicke gönnen.

Ueberall bot sich mir im stundenlangen Verkehr mit unsern Freunden von der Theosophischen Gesellschaft, die alle den höheren Kasten der Hindus angehören, Gelegenheit zu mancherlei inhaltreichen Gesprächen. Von dem einen erlangte ich Auskunft über die religiösen und sozialen Begriffe, wie sie sich im Leben der Hindus gestalten; dem andern, die von europäischer Universitätsbildung aufgeblasen waren, mußte die Unzugänglichkeit des Materialismus klar gemacht werden; von dem dritten hörte ich die echten und die unechten Leistungen indischer Astrologen und Nadigranthams (männlicher Sibyllen) erzählen und gab ihnen dagegen einigen Unterricht in Chiromantie und Graphologie; mit dem vierten galt es, die politischen und sozialen Verhältnisse Indiens zu besprechen und ihnen die Mittel klar zu machen, wie die Völker Indiens allein auf besserer wirtschaftlicher Grundlage, als bisher, zu individueller Selbstständigkeit heranreifen können, und wie nur ein Vorwärtsschreiten zu allseitiger Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten, nicht ein Haften an den alten Vorurteilen und Einbildungen, den Geist Indiens befreien und ihn fähig machen kann zu großem Wirken, wie es der vieltausendjährigen Vergangenheit des alten Wunderlandes würdig ist. Doch das alles weiter auszuführen, sei einem späteren Briefe vorbehalten.

Ein Nachmittagszug brachte uns nach Mádura, wo uns wie überall eine Schar unserer einheimischen Freunde empfingen. Hier wie wohl auch an manchen anderen Orten sind die meisten dieser unserer Anhänger Rechtsgelehrte. Wir stiegen wiederum in dem sehr guten Dak-Bungalou, unweit der Eisenbahnstation ab und blieben dort mit unseren Freunden bis spät in die Nacht hinein in eifrigen Gesprächen beisammen.

Ich erwähnte vorher, daß die Gärten um die Dak-Bungalous meistens mit Kokospalmen bepflanzt sind. Das hat seinen Grund wohl darin, daß diese Palmen schnell hochwachsen und bald Schatten geben,

auch wegen ihrer köstlichen Früchte die einträglichste Ausnutzung des Bodens bieten. Jede Kokosnuß ergiebt ein großes Glas, etwa ¾ Liter, der schönsten Naturlimonade; und erheblichen Wert haben auch der weiße Fettansatz (Copra) und die Fiber der Schale. Aber noch einen anderen Vorteil gewährt ein Palmenhain dem europäischen Reisenden; das ist sein ästhetischer Reiz. Nichts giebt einem Garten so sehr den tropischen Anstrich, wie ein paar Dutzend schöner Palmenbäume, insbesondere, wenn die Busch- und Blumenvegetation unter denselben mit ihnen an Ueppigkeit und Fülle wetteifert. Ist dieser Anblick schon am Tage fesselnd, so wirkt er bezaubernd Nachts, wenn heller Vollmondschein von hoch oben durch die langen, dichten, sachte sich im leichten Winde wiegenden Palmenwedel strahlt und im Halbdunkel des Gartens die gespenstischen Schatten hin- und herwirft Vor 25 Jahren, als ich längere Zeit in Aequatorial-Afrika weilte, konnte mich die Pracht der tropischen Natur manchmal entzücken. Das geschieht jetzt nicht mehr leicht; aber daß solche Szenerie feenhaft ist, wenn auch nur ein einfacher Wirtsgarten, das ist, glaube ich, objektive Thatsache.

Beiläufig fragt vielleicht mancher Leser: Friert einem denn nicht in dem Nachtwinde? Oder ist es dann noch so warm, daß man transspiriert? — Die Wintermonate sind auch in Indien, wie in Europa, die kühle Zeit, und diese hat hier durchschnittlich die gleiche Temperatur, wie bei uns die sonnigen Sommertage, nur gleichmäßiger. Mitten am Tage sah ich mein Thermometer öfter bis auf 24° und 26° R. steigen und abends und morgens bis auf 20° oder 18° sinken. Aber man ist meistens hier so leicht gekleidet und man wird durch das beständige leichte Transspirieren so empfindlich, daß selbst eine Brise von 20° bis 21° R. einem oft so kühl vorkommt, daß man einen wollenen Rock anzieht. Wollzeug muß selbstverständlich ein vernünftiger Kulturmensch immer bei sich haben, da wir leider nicht so glücklich und gesund wie unsere indischen Brüder sind, die an das Nackendgehen von kindauf gewöhnt sind.

Am anderen Morgen — es war ein Sonntag, dem 9. Dezember — fanden sich wieder viele unserer Freunde bei uns im Dak-Bungalou ein und es gab wieder viel zu diskutieren, so daß uns die Zeit nicht lang wurde. Auch hatte ich am frühen Morgen schon allein einen längeren Spaziergang in die Umgegend der Stadt unternommen.

Nebenbei, unter dem Worte „Stadt" hat man sich hier nichts „städtisch" Gebautes zu denken, sondern nur eine Anhäufung von Menschenwohnungen, in denen auf weiten Raum verteilt 20000 oder 50000 oder 100000 Menschen und mehr leben. Die Straßen sind weite chaussierte Wege und nur einige derselben oder einige Netzwerke solcher Straßen sind mit unmittelbar aneinander gereihten Häusern bebaut; diese haben fast durchweg nur ein Parterre. Die übrigen Wohnungen, entweder Villen oder elende Palmblatthütten liegen zerstreut und sind unter Bäumen aller Art versteckt.

Wir waren sehr darauf erpicht, den großen Tempel von Mádura zu sehen, da wir ihn sehr hatte preisen hören. Nach dem halb verfallenen Palaste in Tandjóre verlangte mich weniger den Palast des früheren Fürsten von Mádura, Tirumala Nayak, zu sehen. Dieser ist allerdings viel schöner und besser im stande erhalten, als der Tandjórepalast, da er für Regierungsbüreaus verwertet wird. Viele und lange Bogengänge und ein Kuppelthronsaal sind seine besonderen Schönheiten.

Aber, wie gesagt, den Tempel wollten wir vor allem sehen; und es bemächtigte sich unserer daher eine leise Ungeduld, als es Nachmittag wurde, ehe sich derjenige unserer Freunde, der uns die Führung versprochen hatte, sehen ließ. Andere Freunde beruhigten uns inzwischen mit der Erklärung des Grundes dieser Verzögerung. Man wolle uns auch den Schatz von Edelsteinen zeigen, der einzig in seiner Art sei. Dazu müßten fünf verschiedene Thüren und Schlösser mit fünf verschiedenen Schlüsseln geöffnet werden. Diese fünf Schlüssel seien der Verantwortung von fünf verschiedenen Honoratioren der Stadt anvertraut. Da nicht alle fünf zum Kreise unserer Theosophen gehörten, so halte es schwer, die anderen auch mit ihren Schlüsseln zur Stelle zu bringen. Begünstigt wurden wir übrigens dadurch, daß es Sonntag war, und daß deshalb die englischen Regierungsbüreaus und Gerichte, in denen diese Honoratioren alltags amtieren, geschlossen waren und die Herren freie Zeit hatten.

Endlich gegen ein Uhr konnten wir uns in größerer Anzahl auf den Weg zum Tempel machen.

Dessen Vorhallen waren ein großer Bazar, Markthallen wohl 15 oder 20 Meter hoch, deren flaches Dach auf monolithen Pfeilern mit wechselnder Ornamentik ruhte. Was uns alles dort an echt indischer Industrie und Handarbeit an Geweben, an Messingsachen, Holzsachen, Thonwaren und dergleichen gezeigt und zum Kauf angeboten wurde, bleibe hier unbeschrieben. Mich interessierte am meisten die Technik der Buchführung eines Tamil Banquiers, der hier nach ältester Methode auf dünnen Streifen von Palmblättern mit einem Pfriem Buchstaben, Namen und Zahlen einlochend, Rechnungen ausstellte, insbesondere seine eigene Rechnung, sein Memorial und sein Hauptbuch führte. Ob wohl ein deutscher beeidigter Buchhalter mit dieser Buchführung einverstanden sein würde? Und doch ist diese Buchführung hier wohl ebenso beweiskräftig, wie die ordnungsmäßig geführten Geschäftsbücher unserer Kaufleute; und ich glaube, dies ist auch mit Recht so.

Nun kreuzten wir abermals eine sehr belebte Straße und befanden uns unmittelbar vor dem Tempelthore, das uns Einlaß gewähren sollte. Es war nicht das größte Hauptthor, das in der Mittelachse des Tempels direkt auf das Heiligtum der männlichen Gottheit, Schiwa, zuführt, sondern das Thor zur Nebenachse des Tempels, die auf das Heiligtum der Minakshi, der fischäugigen Gemahlin Schiwas, hinzielt. Das Hauptthor wird nur bei den größten Festlichkeiten geöffnet und ist, wie auch die inneren Thore dieses Zugangs, für gewöhnlich ganz geschlossen. In

der Vorhalle des Einganges, durch den wir eintraten, hatten sich auch allerhand Händler niedergelassen, so daß dies Thor dem gegenüberliegenden des Bazars, den wir verlassen hatten, glich.

Aus Rücksicht für die Feinfühligkeit unserer brahmanischen Freunde zogen wir am Eingange des Tempels unsere Schuhe aus. (Sie wurden in unseren Wagen gebracht.) Dies ist bekanntlich im ganzen Morgenlande, bei den Mohammedanern ebenso, wie bei den Hindus, die Art, wie man seine Ehrfurcht bezeugt. Die Kopfbedeckung nimmt der Orientale nicht ab, aber seine Fußbekleidung zieht er aus, weil sie staubig ist; er tritt mit reinen Füßen in das Heiligtum oder in das Gemach dessen, dem er Hochachtung zollt.

Stiefel und Schuhe mit harten Sohlen sind übrigens im Mâduratempel ebenso überflüssig, wie eine Kopfbedeckung. Denn der ganze Boden dieses Tempels ist mit großen glatten Fliesen von Granit und anderem harten Stein belegt, und der ganze Tempel ist mit flachen Steinplatten gedeckt. Er kennzeichnet sich als ein Labyrinth von vielen hohen, luftigen und schattigen Hallen und Galerien.

In diese fällt das Licht durch obere Seitenöffnungen oder durch kleine oder größere Lichthöfe ein. Ist schon dieser Tempel an sich eines der schönsten Studienobjekte für Maler, so bietet er besonders wunderbare Lichteffekte in den Uebergängen vom fast völligen Dunkel zu dem hellsten tropischen Sonnenlicht und auch in plötzlichen Kontrasten beider. Die malerischen Durchblicke durch lange Gänge und weite halb dunkele Hallen, werden besonders anziehend durch die phantastische Plastik an den zahllosen monolithen Pfeilern und Säulen und durch groteske Statuen, die freilich dem Schönheitssinn der Indier wenig Ehre machen.

Zu jedem Tempel gehört ein Bassin mit geweihtem Wasser zum Baden und wohl auch zum Trinken. Diese Bassins sind manchmal bis zu 100 Meter und mehr im Quadrat und werden nur da angelegt, wo Quellzufluß aus dem Boden das verbrauchte und verdunstende Wasser beständig ersetzt. Das Bassin im Mâduratempel ist verhältnismäßig klein, oben unbedeckt, doch von bedeckten Säulenhallen rings umgeben, während sonst diese Bassins im Freien vor den Tempeln zu sein pflegen und an allen Seiten hohe Treppenaufgänge (Ghats) haben. Das Wasser im Tempelbassin zu Mâdura steht fast gleich hoch mit dem Fußboden der umgebenden Säulengänge, und das ganze sieht daher mehr aus, wie ein großer Baderaum in einem alt römischen Patrizierhause. An den Wänden der umgebenden Säulenhallen sind in kindlichen Friesmalereien, ein Fries über dem anderen, die phantastischen Geschichten der Puranas, der indischen religiösen Märchen- und Legendenbücher, abgebildet. Sie dienen dort der volkstümlichen Belehrung und Erbauung.

Es würde hier wohl zu weit führen, wollte ich eine ausführliche Beschreibung der vielseitigen Eindrücke dieser dreistündigen Tempelbesichtigung geben. Ich erwähne deshalb nur flüchtig noch unsere Besteigung der höchsten (über 50 Meter hohen) Gôpura des Tempels, ge-

führt von zwei hübschen Tempelknaben mit Fackeln, einer vor uns, der andere hinter uns. Der Blick von oben gewährte uns eine Uebersicht über die verwickelte Anlage des ganzen Tempelbaus mit seinen beiden Hauptachsen, der Mittelachse durch das Heiligtum des Schiwa und der anderen durch das der Göttin; über beiden Heiligtümern erhoben sich mit echtem Goldblech belegte Kuppeln; auch bot sich uns dort oben ein vortrefflicher Ueberblick über die Stadt, die Umgegend und das Land bis an die fernen Berge der Nilgherries dar.

Im Tempel selbst gewährte uns die kleine Menagerie heiliger Papageien einigen Spaß. Ich hätte nie geglaubt, daß es so schöne Papageien von allen Farben überhaupt gäbe, weiße, gelbe, rote, grüne, blaue und bunte. Ein gelber war besonders schön und that besonders weise, während sein roter Kollege weniger den Schein der Würde durch kluges Schweigen zu bewahren wußte. Er schrie uns in der Tamil-Sprache an: „Wer bist Du?“ und „Was willst Du?“ Für den uns respektvoll begleitenden Volkshaufen, meistens Brahmanenknaben, war dies ein besonderes Gaudium.

Man führte uns alsdann in die Schatzkammer der Schaustücke des Tempels. Dort fanden wir in mehreren Räumen, große aus Gold und Silber getriebene Statuen von Göttern, Pferden, Elefanten und allerhand Phantasietieren, auch Baldachine und Palankine, die alle zu festlichen Umzügen gebraucht werden. Als ich diese hohen Steinkammern voll der strahlenden Edelmetallsachen betrat, überfiel mich auf das bestimmteste das Bewußtsein, was mich während unserer bisherigen Wanderung durch den Tempel nur als dunkles Gefühl der Vertrautheit mit all diesen Räumlichkeiten begleitet hatte, das Bewußtsein oder der Eindruck: „Das hast Du schon oft gesehen!“ Und doch waren gerade diese wunderlichen Gestaltungen und diese funkelnden Prachtstücke so eigenartig, daß ich etwas ähnliches mit den Augen dieses meines Körpers in dem gegenwärtigen Leben jedenfalls nicht gesehen habe.

Zum Schlusse führte man uns darnach in die Halle vor dem Eingange zum inneren Heiligtum. Als Fremde durften wir es nicht betreten, aber man erleuchtete die ganze tiefe Säulenhalle für uns, so daß wir bis hinten hinsehen konnten. Auch brachte man uns Blumensträuße und Guirlanden, die der Gottheit geweiht gewesen waren und auf ihrem Bilde geruht hatten. Unsere Bekränzung mit diesen Blumen schien in den Augen des umstehenden Volkes eine ganz besondere Ehre zu sein.

Unweit des Thores zum Heiligtum ließ man uns nun in bequemen Lehnsesseln Platz nehmen vor einem weiten Podium, über das eine dicke Sammetdecke gelegt war. Tempeldiener schleppten schwere Eisenkisten, an langen dicken Stangen hängend, heran. Und nun wurde der Juwelenschatz des Tempels vor uns ausgebreitet, der allerdings an Massenhaftigkeit, wenn auch nicht an sorgfältiger Behandlung, alles übertraf, was ich an Königschätzen in London und an deutschen Fürstenhöfen gesehen habe. Auch große Diamanten waren in reicher Zahl da, aber freilich so schlecht oder garnicht geschliffen, daß ihr Wert sich nicht zeigte. Daneben eine

Fülle von allen nur erdenklichen Edelsteinen und Perlen von unglaublicher Größe. Alles ist zu Schmuckgegenständen verarbeitet, die den Götterbildern bei den öffentlichen Prozessionen angelegt werden, ganz ähnlich wie bei katholischen Festumzügen. Auch kostbare Gewebe und Stickereien seltener Art gehörten zu diesem Tempelschatze.

Doch wenden wir uns einem ernsteren Gegenstande zu. Das thaten wir, ermüdet von dem vielen Sehen, Stehen und Gehen.

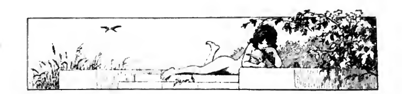
Am Nachmittage hatte Herr Keightley versprochen, in einer öffentlichen Halle einen Vortrag über „Theosophie und Hinduismus" zu halten. Das geschah in Anwesenheit von einigen hundert Hindus, vermutlich sämtlicher gebildeten, englisch redenden Indier in Mádura.

Nach Schluß des Vortrags wurde ich unerwarteterweise, da irgendwie die Aufmerksamkeit auf meine Person gelenkt worden war, aufgefordert, ebenfalls eine Ansprache an die Versammlung zu halten. Das machte mir Freude, da mir eine sympathische Stimmung in der Versammlung zu herrschen schien. Obwohl die meisten akademisch gebildeten Indier mehr materialistisch als theosophisch denken, schien mir doch aus den Augen der Anwesenden Verständnis, wenn nicht gar Zustimmung entgegenzuleuchten.

Der Abend war wiederum philosophischen und sozial-politischen Gesprächen mit Indiern gewidmet, und ich hatte reichlich Gelegenheit, deren scharfen, ich möchte fast sagen, schlauen, haarspaltenden Verstand kennen zu lernen.

Der folgende Tag sah mich auf dem kürzesten Wege zu Lande und zur See nach Ceylon.





Meine Erlebnisse mit automatischem Schreiben.

Die Geschichte der „Julie" und anderer.

Von

William Stead.

Noch ist es kein Jahr her, daß ich automatisch zu schreiben angefangen habe und seitdem ist mir beinahe jeden Tag irgend eine Mitteilung auf diesem Wege zuteil geworden. Ich habe jedoch bisher noch nichts darüber veröffentlicht, wie ich dazu gekommen bin, noch mich darüber ausgesprochen, warum ich glaube, daß diese Botschaften in der That Mitteilungen eines von meinem eigenen Ich verschieden denkenden Wesens seien. Zwar habe ich in der Aprilnummer der „Review of Reviews" über einige Mitteilungen berichtet, die ich seitens entfernt wohnender Personen empfangen habe; dies ist jedoch nur ein Zweiglein, abgepflückt von dem stattlichen Baum, den ich jetzt vor dem Leser aufpflanzen möchte.

Der Schreibende ist nicht mein Ich.

Ich will schlichtweg erzählen, wie ich zu der Sache gekommen bin und will einige Beispiele des in automatischer Weise Niedergeschriebenen geben, ohne mir ein Urteil über die Ursache dieser eigentümlichen Erscheinung zu gestatten. Vielmehr mag der Leser sich seine Meinung darüber, wie diese Niederzeichnungen zu stande gekommen seien, selbst bilden. Will man sie als von meinem „unbewußten Selbst" verfaßt ansehen — meinetwegen — nur eines bitte ich mir aus: Man möge mich nicht beschuldigen, mit **Bewußtsein** zu schreiben, wenn ich auf das bestimmteste versichere, wie ich hiermit thue, daß diese schriftlichen Erzeugnisse aus meiner Feder, die meine Hand wie gewöhnlich gefaßt hielt, geflossen sind, während ich selbst gar nichts bestimmtes schreiben wollte und also auch keine Ahnung davon hatte, was die anscheinend selbstthätige Feder auf das Papier niederschreiben würde. Ich will gar nicht untersuchen, ob meine Hand durch den Willen eines Verstorbenen oder eines Lebenden

oder auch unbewußterweise durch mich gelenkt worden sei; ich erzähle nur, daß ich die Spitze der Feder aufs Papier hielt und daß alles Uebrige der rätselhafte Schriftsteller selbst besorgte.

Wie kommt das Schreiben an mich heran?

Zwar sind Mitteilungen dieser Art mir schon zu jeder beliebigen Stunde und an jedem beliebigen Ort zu teil geworden, aber es hängt fast gänzlich von meiner freien Entschließung ab, ob sie kommen dürfen oder nicht. Nämlich, wenn ich keine Feder oder keinen Bleistift in die Hand nehme, mich nicht „passiv" mache und auf eine Botschaft warte, dann wird mir auch keine Botschaft zu teil; wie ich auch noch niemanden durch den Fernsprecher mit mir habe reden hören, wenn ich nicht die Hörleitung an mein Ohr gelegt hatte. In der That besteht zwischen dem Verkehr durch den Fernsprecher und dem durch das automatische Schreiben eine unverkennbare Aehnlichkeit, nur daß bei ersterem der Empfänger einer Nachricht durch den Absender, der am anderen Ende der Linie steht, angeklingelt zu werden pflegt. Vielleicht haben andere es anders erlebt, was mich jedoch betrifft, so bin ich nie durch die Unsichtbaren „angeklingelt" worden. Anscheinend haben dieselben keinerlei Mittel, sich mit mir in Verbindung zu setzen, wenn ich ihnen nicht meine Hand zur Verfügung stelle. Und auch dann bedienen sie sich am liebsten meiner Hand, wenn ich allein bin. Sie beklagen sich sogar häufig darüber, daß ich ihnen keine Möglichkeit, mit mir zu verkehren, gebe, wenn meine Zeit mir einmal nicht gestattet, sie eine Weile schreiben zu lassen.

Wie bereite ich mich zum Schreiben vor?

Die Vorbereitung ist die denkbar einfachste. In der Regel geht es am besten, wenn ich allein bin, aber auch in Gegenwart eines Freundes habe ich nicht wenige Botschaften erhalten. Meine Hand schreibt fast ganz gleichmäßig, wenn sie unabhängig von meinem Bewußtsein arbeitet. Nicht immer schreibt sie eine Botschaft zu Ende, vielmehr deutet sie oft nach wenigen Zeilen unvermutet an, daß das Schreiben für diesmal aufhören solle. Einst in einem kleinen Kreise Westends weigerte sich meine Hand trotz zweimaligen Versuches überhaupt zu schreiben, und als zuguterletzt ein dritter Versuch gemacht wurde, schrieb sie kurz und bündig: „Diese Sitzung soll sofort aufhören". Als Grund dieses Befehls gab das unsichtbare Schreibwesen an, es könne die Gegenwart eines zweiten unsichtbaren Wesens, welches einen gleichfalls anwesenden automatisch Schreibenden beeinflusse, nicht ertragen.

Ich pflege meine Feder ganz wie gewöhnlich in der Hand zu halten, ich lasse Handgelenk und Arm nicht auf dem Papier ruhen, um die Reibung zu vermindern; auf diese Weise kommt die Feder möglichst vollständig unter die geheimnisvolle Gewalt, welche man nennen mag, wie man will. Anfangs pflegt die Feder Neigung zu zeigen, sich in allerlei Gekritzel zu ergehen, aber schon nach kurzer Zeit schreibt sie leserlich.

Einige automatische Schreiber schreiben mit geschlossenen Augen ebenso gut als mit offenen; ich schreibe dagegen am besten, wenn ich die Worte aus der Feder kommen sehe.

Die Hauptschwierigkeit.

Eine sehr einleuchtende Gefahr entsteht, wenn meine Hand Verse schreibt, zumal gereimte Verse, denn das Reimwort läßt einen entsprechenden Reim in mir anklingen; hierdurch erregt sich mein Nachdenken, meine eigenen Gedanken vermischen sich mit denen der sich mitteilenden „Intelligenz" und das Ergebnis ist Wirrwarr. Dies ist der Hauptfehler meiner Mittlerschaft. In solchen Fällen habe ich Mühe, meine Passivität zu bewahren, der Gang meiner Gedanken verwirrt sich mit der Botschaft und alles wird verdorben. Was übrigens die Schriftzüge meiner automatischen Hand betrifft, so sind sie verschieden von meiner natürlichen Handschrift. Automatisch schreibe ich immer senkrecht oder von links nach rechts geneigt, während ich sonst von rechts nach links geneigt schreibe. Wenn eine neue Botschaft anfängt, versucht meine Hand öfters, die Handschrift des angeblichen Uebermittlers nachzuahmen; aber gleich darauf verfällt sie wieder in ihre gewöhnlichen automatischen Schriftzüge. Ich brauche nur wenige Sekunden auf eine Botschaft zu warten, aber die meisten Anfänger werden gleich mir die Erfahrung machen, daß sie sich einige Zeit in Geduld zu fassen haben.

Die Sprache des geheimnisvollen Schreibers.

Jedesmal wenn meine Hand zu schreiben anfängt, kommt zuerst der Name des angeblichen Schreibers, und der wiederholte Name bedeutet das Ende der diesmaligen Mitteilung. Nur in meiner Landessprache habe ich bisher eine Mitteilung empfangen; jedoch sind Uebermittelungen in fremden und besonders asiatischen Sprachen nicht selten. Ein gewisser Herr Glendinning empfing z. B. eine lange Botschaft in veralteten japanischen Schriftzeichen, deren Sinn so lange dunkel blieb, bis bei Gelegenheit der japanischen Ausstellung ein japanischer Student die Schrift erkannte und sie ins Englische übersetzte. Am folgenden Tage schickte mir ein Geistlicher der unabhängigen Kirche in Sheffield einige Bogen automatischer Schrift, welche die Sachverständigen des britischen Museums als ein verdorbenes Sanskrit erkannten. Aehnliches haben andere automatisch Schreibende erlebt.

Wer ist denn eigentlich der „Unsichtbare"?

Wenn wir uns nun nach dem sich mitteilenden denkenden Wesen erkundigen wollen, werden m. E. sogar die Herren Podmore und Hudson zugeben, daß ihre beliebte Erklärungsweise, nämlich die Telepathie, nicht zu erklären vermag, wie ich aus meinem eigenen Innern Botschaften, wie ich sie empfangen habe, hätte niederschreiben können. Mag die bewirkende Ursache des automatischen Schreibens sich verhalten, wie sie

wolle, niemals zögert meine Hand auch nur einen Augenblick, zu betonen, daß sie von einem persönlichen denkenden Wesen geführt werde. Dies jedoch mag immerhin noch als meine persönliche Meinung gelten. Aber alle diejenigen, welche meiner Feder sich bedienen, behaupten in diesem Punkt dasselbe. Sie stimmen alle darin überein, daß sie entweder die Geister Abgeschiedener oder Lebender seien. Jedes dieser geheimnisvollen Wesen hat seinen eigenen Charakter, der eben so verschieden ist wie der jener Männer und Frauen, denen wir jeden Tag im Leben begegnen, und wenn nun ein ausgedehnter Verkehr stattfindet, wie im Falle der „Julie", so ist die Folgerung schwer zu leugnen, daß man es mit einer deutlich bestimmten und bezeichneten Persönlichkeit zu thun hat.

Indem ich nun meine Erlebnisse durch den Druck veröffentliche, gebe ich aus entgegenstehenden Gründen nicht die wahren Namen der betreffenden Personen an. Ihre vollen Namen stehen mit allen bestätigenden Einzelheiten in dem Bericht, den ich für die „Psychical Research Society" abgefaßt habe. Hier habe ich nur mitzuteilen, daß sich diese Namen des höchsten Ansehens erfreuen, ja, einige derselben haben Weltruf, und bevor ich an die Veröffentlichung dieser Erzählungen ging, habe ich meine Arbeit ihnen unterbreitet und mir die Genauigkeit derselben in allen Teilen, welche sie persönlich angehen, bestätigen lassen. Einen Teil dieser Erlebnisse habe ich in meine Weihnachtsgeschichte „Von der alten zur neuen Welt" verflochten, von wo ich sie nun wieder an ihre richtige Stelle zurückbringe.

Was sind Briefe von dunkler Herkunft?

Wenn schließlich eine meiner Freundinnen bemerkt hat, daß mein „Spuk" in „Steadischer" Art schreibe, so erkenne ich das gerne als richtig an. Denn der Lichtstrahl, welcher durch gefärbten Krystall fällt, wird notwendigerweise durch die Farbe gedunkelt erscheinen. Während ihres Erdenwandels hat meine Freundin sich in fast völliger Uebereinstimmung in den meisten Fragen mit mir befunden, über welche ich nun nach ihrem Abscheiden angeblich von ihr herrührende Mitteilungen empfangen habe. Warum soll ich annehmen, daß durch die bloße Befreiung vom Leibe ihre Denkungsart eine ganz andere geworden sei? Dennoch nehme ich für ihre Mitteilungen keine andere Bedeutung in Anspruch, als welche sie durch die ihnen innewohnende Wahrheit selbst verdienen. Ich schrieb sie in gänzlich passivem Zustande, also ohne Beteiligung meines Wissens und Willens, nieder; das spricht doch für die Thatsache, daß sie mir aus einer außerhalb meines Ichs befindlichen Quelle zuflossen; aber selbst diese Thatsache allein macht sie noch nicht bedeutungsvoll und maßgebend. Alle automatischen Handschriften sind Briefe von dunkler Herkunft, durch eine willenlose Hand geschrieben; ich habe sie alle gleicherweise demgemäß angesehen und ich habe mir über jede einzelne derartige Mitteilung lediglich nach der Klarheit, welche sie über ihre Echtheit und die Genauigkeit ihres Inhalts gewähren, ein Urteil zu bilden gesucht.

Wie ich zu schreiben anfing.

Erst im Sommer 1892 bin ich mir der Fähigkeit automatischen Schreibens bewußt geworden. Die Sache ging so zu. Damals war eine junge Dame in meiner Schreiberstube angestellt, Tochter eines indischen Beamten, welche seit einiger Zeit jene sonderbare Fähigkeit besaß. Sie glaubte zwar selbst nicht recht an ihre Kraft und hatte anfangs gar keine Lust, dieselbe in meiner Gegenwart zu versuchen.

„Friedrich"

Als sie sich jedoch eines Tages im Frühling mit einer Freundin in Surrey aufhielt, machte sie den Versuch, ob ihre Hand schreiben würde oder nicht. Sofort wurde zu ihrer Ueberraschung ihre Hand von einer „Intelligenz" ergriffen, welche sich „Friedrich" nannte und eine sehr zierliche, reine und deutliche Schrift schrieb, die sehr gegen die Handschrift ihrer sonstigen „handlenkenden Geister" abstach. Er begann stets mit den Worten: „Hier bin ich — Friedrich". Um der gegenwärtigen Freundin Willen behauptete „Friedrich" gekommen zu sein, und die von ihm gelenkte Hand berichtete genau eine Reihe von Umständen, welche nur sie näher angingen.

Die Dame kehrte nunmehr in die Stadt zurück und erzählte mir ihr Erlebnis; nach einigem Drängen meinerseits willigte sie ein, den Versuch zu machen, ob er auch in meiner Gegenwart „Friedrich" schreiben würde. Er that es sofort, und viele Mitteilungen, teils sehr deutlichen teils ungewissen Inhalts, wurden vermittelst ihrer Hand durch den genannten „Friedrich" gemacht.

Frau D—.

Einmal schrieb „Friedrich", daß Frau D—., eine Verstorbene, deren Sohn mir bekannt war, dicht bei mir stände, beinahe meine Schulter berührend, und mir etwas zu sagen wünschte. Er machte darauf verschiedene, den Sohn betreffende Angaben, welche sämtlich sehr sinnvoll waren.

Ein anderes Mal gab er plötzlich kund, daß dieselbe Frau da wäre und ohne seine Vermittelung mir etwas zu sagen wünschte. Ich sagte darauf: „Das kann unmöglich geschehen, denn ich bin blind, taub und stumm in allen übersinnlichen Dingen". Hierauf schrieb „Friedrich", daß Frau D—. durch meine Hand schreiben könnte, wenn ich ihr dazu Gelegenheit gäbe. Ich nahm sofort einen Bleistift und wartete auf das Ergriffenwerden. Ich wartete fünf Minuten, nichts kam, meine Hand blieb völlig bewegungslos, ich legte den Bleistift wieder hin und sagte: „Es nützt ja nichts!" „Friedrich" schrieb darauf: — immer durch die Hand der jungen Dame — „Sie sind zu ungeduldig, Sie müssen Frau D—. mehr Zeit lassen". Nach einigem Sträuben sagte ich: „Ich will ihr noch einmal fünf Minuten schenken". Wieder verging dieser Zeitraum ohne Erfolg;

wieder legte ich den Bleistift hin und sagte: „dabei kommt nichts heraus. Ich bin nun einmal zum Medium gänzlich untauglich; wenn Frau D—. mir etwas zu sagen hat, muß sie es durch „Friedrich" und sein Medium thun. Ich werde niemals fähig sein, eine durch mich selbst vermittelte Schrift zu empfangen".

Eine oder zwei Wochen später schrieb „Friedrich": „Frau D—. ist wieder da und weint diesmal bitterlich".

„Was fehlt denn der guten Frau?", fragte ich.

„Friedrich" schrieb: „Sie will Herrn Stead etwas sagen, aber wegen seiner Ungeduld giebt er ihr keine Möglichkeit, sich seiner Hand zu bedienen". Ich erwiderte ziemlich grob: „Zweimal habe ich ihr dazu die Möglichkeit gegeben, aber ich will mich nicht von einem Spuk zum Narren halten lassen, der dann nicht schreiben will, wenn ihm Gelegenheit dazu gegeben wird".

„Friedrich" schrieb: „Frau D—. bittet, doch noch einmal den Versuch zu machen."

Ich darauf: „Schön, ich will noch einen Versuch mit ihr machen, aber ich habe keine Zeit dazu, mit dem Bleistift in der Hand still zu sitzen und darauf zu lauern, daß er sich bewege, da es nach meiner bisherigen Erfahrung doch nicht zum Schreiben kommt".

„Friedrich" schrieb darauf: „Frau D—. will so gern, geben Sie ihr morgenfrüh neun Minuten Zeit, ehe Sie an Ihre Arbeit gehen".

Meine erste Mitteilung.

Ich sagte zu und machte den Versuch am nächsten Morgen. Kaum hatte ich drei Minuten gesessen, als meine Hand sich zu bewegen anfing, freilich erst zitternd und fast sinnlose Zeichen kritzelnd. Aber nach wenig Augenblicken wurden diese Zeichen immer leserlicher und endlich kam aus meiner Feder langsam und deutlich, wie mit großer Anstrengung, ein Auftrag heraus wie folgt: „Ich beschwöre Sie, thun Sie alles, was in Ihren Kräften steht, meinen Sohn zu retten". Als dieser kurze Auftrag auf dem Papier stand, schien die handlenkende Kraft erschöpft, und meine Hand wollte nichts mehr schreiben.

Nun folgte eine andere Enthüllung, meine Hand wurde durch jemanden gefaßt, der sich „Heinrich Lee" nannte und folgendes mitteilte: „Ich bin ein entkörperter Geist, zu meinen Lebzeiten in Manchester war ich Ihr erbitterter Feind, nun aber bin ich da, um Frau D—. zu helfen, daß sie Ihrer Hand mächtig werde, denn ich bin stärker als sie". Von ihm empfing ich nun verschiedene Mitteilungen, von denen einige recht verständig waren; aber von den Angaben, welche er über seine eigene Person machte, bewahrheitete sich mir keine einzige, und da er verschiedene ganz unsinnige Aussagen über einige meiner Freunde machte, setzte ich ihn aufs Trockene und ließ ihn vorläufig nicht wieder schreiben. Frau D—. dagegen schrieb ordentlich, aber immer mit großer Anstrengung.

Julie.

So standen die Dinge, als ich mich für eine Zeitlang auf's Land begab, eingeladen von einem Herrn, den ich Tracy nennen will. Im selben Hause wohnte ein Fräulein E—., welche mich nach einer bewährten Hellseherin (einem Medium) fragte. „Ich kenne eine solche", gab ich zur Antwort, „wenn Sie wieder nach London kommen, will ich Sie bei Frau Davies einführen, aber warum wollen Sie eine solche Person kennen lernen?" Sie erwiderte: „Julie, meine liebste Freundin, ist voriges Jahr gestorben, wir haben unter einander die Abrede getroffen, daß diejenige, welche zuerst sterben werde, wenn es ihr möglich sei, der Ueberlebenden sich kundthun solle".

„Nun" — fuhr Fräulein E—. fort, „ist mir Julie seit ihrem Tode zweimal erschienen, das erste Mal kurz nach ihrem Tode, das zweite Mal diese vorletzte Nacht, hier in meinem Zimmer. In beiden Fällen habe ich die Erscheinung in derselben Weise gesehen; ich wurde plötzlich aus dem Schlaf geweckt und sah sie an meinem Bett stehen. Dann verschwand sie, und nur eine Helligkeit blieb eine Weile auf dem Platz zurück, wo sie gestanden hatte. Das erste Mal hielt ich's noch für eine Sinnestäuschung, da ich über ihren kürzlichen Tod auf's tiefste betrübt war, aber in der vorletzten Nacht konnte keine Täuschung obwalten. Ich sah sie ganz deutlich, ich weiß, daß es nur Julie sein kann, die ihrem Versprechen gemäß wiedergekommen ist. Sprechen aber habe ich sie nicht gehört, und der Gedanke ist mir unerträglich, daß sie mir vielleicht etwas sagen wollte, was ich nicht vernehmen konnte. Deshalb dachte ich an Sie, ob Sie nicht eine Hellseherin wüßten, die mir mitteilen kann, was Julie mir sagen will".

Meine frühere Bekanntschaft mit Julie.

Im Jahre 1890 sah ich Julie zum ersten Mal. Wir hatten gelegentlich in Briefwechsel gestanden, und daher besuchte sie mich in meinem Arbeitszimmer, als sie nach Ober-Ammergau wollte. Nach ihrer Rückkehr besuchte sie mit einer Freundin meine Familie in Wimbledon.

Auch nach ihrer Rückkehr schrieb sie mir dann und wann, denn wir verstanden uns gut in mancherlei öffentlichen Fragen, und sie war so liebenswürdig gewesen, sogar auf ihrem Ausflug durch Europa Briefe an mich zu senden als an einen, der sie wie ein „lieber Bruder" aufgenommen habe. Sie war ungefähr 30 Jahre alt, eine hingebende und begeisterte Christin und eine der vielversprechendsten und begabtesten schriftstellernden Damen meiner Bekanntschaft.

Wie sie zu schreiben anfing.

Selbstverständlich war ich sehr betroffen darüber, daß Julie wirklich innerhalb der letzten ein oder zwei Tage ihrer Freundin erschienen sein sollte; deshalb erklärte ich mit dem größten Vergnügen meine Bereitschaft,

Fräulein E—. bei Frau Russell Davies einzuführen. „Aber", fuhr ich fort, „meine Hand hat neuerdings zu schreiben angefangen, und wenn Sie nichts dagegen haben, will ich Julie fragen, ob sie sich meiner Hand bedienen will; sie kennt mich ja, obwohl nur oberflächlich, und es kann ja auf keinen Fall etwas schaden, den Versuch zu machen".

Fräulein E—. erklärte sich freudig einverstanden, und wir gingen zu etwas anderem über.

Am darauf folgenden Sonntag Morgen war ich allein in meinem Schlafzimmer, setzte mich ans Fenster mit dem Bleistift in der Hand und sagte: „Nun, Fräulein, sind Sie da und wollen sich meiner Hand bedienen — da ist sie — wenn Sie etwas an Fräulein E—. zu bestellen haben". Beinahe sofort fing meine Hand zu schreiben an, weder in meiner Handschrift, noch in derjenigen der Frau D—. oder des Heinrich Lee; die Handschrift war klar und deutlich, sie schrieb wie folgt: „Julie. — Raten Sie Fräulein E—., sich nicht zu viel Sorge um Herrn Tracy zu machen; wir werden schon auf Herrn Tracy achtgeben. — Julie". —

Ich darauf: „Ganz gut, aber woher soll ich wissen, daß diese Schrift nicht lediglich Sache meines unbewußten Ich sei? Woher soll ich wissen, daß Sie es sind, Julie? Können Sie mir einen Beweis geben?"

Meine Hand schrieb: „Ja".

Ich sagte: „Also fahren Sie fort!"

Der Minerva Beweis.

Meine Hand schrieb: „Sagen Sie Fräulein E—., sie solle sich daran erinnern, was ich ihr sagte, als wir das letzte Mal mit Minerva zusammen waren".

Das Wort „Minerva" wurde zwar sehr langsam, aber sehr deutlich durch meine Feder gebildet. Ich konnte mir bei meinem Leben nicht vorstellen, was ich beim Schreiben dieses Wortes schreiben würde. Ich bat darauf, dieses Wort noch einmal zu schreiben. Als ich nun deutlich „Minerva" las, war mir klar, daß hier ein Irrtum vorliegen müsse.

„Das ist ja aber Unsinn", sagte ich.

Dann fiel mir ein, daß „Minerva" möglicherweise ein Ort sein könne, benennen doch die Amerikaner manchmal ihre Städte mit klassischen Namen.

Ich fragte also: „Ist „Minerva" ein Ort?"

Meine Hand schrieb: „Nein".

„Ist es eine Person? Meinen Sie am Ende Minerva, die heidnische Göttin?"

„Ja".

„Aber das ist ja Unsinn. Wie können denn Sie und Fräulein E—. zur Minerva kommen?"

Da schrieb meine Hand: „Macht nichts, geben Sie diese Botschaft an Fräulein E—., sie wird sie verstehen. — Julie".

Ich war etwas enttäuscht. Immerhin bleibt es eine eigene Aufgabe und ein eigen Ding, jemandem zu erzählen, man habe eine Botschaft von

dem entkörperten Geist einer Freundin empfangen. Ich war im Zweifel, ob ich der Sache von Fräulein E—. Erwähnung thun solle. Am Ende ging ich hinunter zum Frühstück in der Meinung, es sei alles in allem besser, ihr nichts davon zu erzählen, da die Probe doch gar zu sinnlos ausgefallen sei.

Nach dem Frühstück schien es mir denn doch geraten, unter gehöriger Beobachtung der Vorsicht die Sache zu berühren, und sobald Fräulein E—. in mein Arbeitszimmer trat, sagte ich: „Ich habe eine Mitteilung empfangen, die von Julie herkommen will, aber ich habe nicht die geringste Lust, sie Ihnen zu zeigen, weil der gegebene Beweis so lächerlich ist, daß ich ihn nicht wiederholen mag". Natürlich bat sie mich nun inständig, ihr die erhaltene Botschaft mitzuteilen. Ich las ihr somit die Botschaft vor und sagte: „Das mag ja ganz gut sein, aber das kann ja jeder geschrieben haben, und was mich ärgert, ist die riesige Dummheit des gegebenen Identitäts-Beweises". Wieder bat sie inständig, ihn ihr zu nennen. Ich zögerte und sagte ihr sehr aufrichtig: „Das ist so bedenklicher Unsinn, daß die ganze Sache dadurch lächerlich wird". Schließlich mußte ich ihr, immer noch die Sache verteidigend, den Beweis vorlesen.

„Sagen sie Fräulein E—., sie solle sich daran erinnern, was ich ihr sagte, als wir das letzte Mal mit Minerva zusammen waren".

Zu meiner Ueberraschung wurde Fräulein E—. sehr ernst und sagte: „Ich erinnere mich der Sache vollkommen deutlich".

„Wessen erinnern Sie sich denn?", fragte ich; „dies ist ja Unsinn".

„Freilich", erwiderte Fräulein E—., meine Freundin sagte damals genau dasselbe, was Ihre Hand heute morgen geschrieben hat".

„Aber wie konnten Sie denn zur Minerva kommen? Das ist ja Unsinn!" Darauf lächelte Fräulein E—. „Verzeihung, ich vergaß — natürlich können Sie nichts von Minerva wissen; sehen Sie, den Namen Minerva gab Julie auf ihrem Sterbebett unserer Freundin A—."

„Wahrhaftig?"

„So ist es", fuhr Fräulein E—. fort, „wir sahen Minerva zum letzten Mal zusammen einen Tag vor Juliens Tod; Fräulein A—. war ins Krankenhaus gekommen, um unsere Julie zu begrüßen, und bei dieser Gelegenheit bat mich die Kranke, mir keine Sorge um Herrn Tracy zu machen".

Ich fiel vor Staunen fast auf den Rücken. Gerade der Umstand, der mir der höchste Unsinn zu sein schien, war nun der klarste Beweis für die Persönlichkeit des sich mitteilenden Geisteswesens geworden.

„Aber wie kam die Dame dazu, Fräulein A–. Minerva zu nennen?", fragte ich noch.

„Wohl mit Beziehung auf ihren Charakter, denke ich", gab Fräulein E—. zurück, „aber besonders auch deshalb, weil sie eine Steinbrosche trug, auf welcher der Kopf der Minerva eingeschnitten war".

Noch ein Beweis.

„Gut“, erwiderte ich, „es scheint in der That so, daß Julie durch meine Hand geschrieben hat. Ist das wirklich der Fall, so thue ich am besten, mich sofort wieder an den Schreibtisch zu setzen, und Sie können dann fragen, was Sie wollen“.

Gesagt gethan. Fräulein E—. that einige Fragen, welche sofort durch meine Hand beantwortet wurden, aber sie boten keine Gewähr dafür, daß gerade Julie die Hand lenkte. Nachdem dieses Spiel eine Weile gewährt hatte, sagte ich: „Bitte um Entschuldigung, Fräulein E—., das mag für Sie sehr interessant sein, ist es aber nicht für mich. Wollen Sie nicht erlauben, an Julie eine Frage zu richten?“

Ich redete sodann meine Hand an oder Julie, als ob sie zugegen wäre, wie folgt: „Was Sie für Fräulein E—. geschrieben haben, mag für sie sehr nett sein, ist es aber nicht für mich. Die „Minerva“ war zwar gut, ich möchte aber noch einen andern Beweis haben. Können Sie mir nicht noch einen geben?“

Die Hand schrieb: „Ja“.

„Schön“, sagte ich, „bitte, erzählen Sie irgend ein Ereignis aus Ihrem Leben, es braucht nur ein ganz gewöhnliches Ereignis zu sein, welches ich unmöglich wissen kann, aber dessen sich Fräulein E—. entsinnen kann. Können Sie das?“

Wieder schrieb die Hand: „Ja“.

„Also los“, sagte ich.

Darauf schrieb meine Hand: „Fragen Sie doch Fräulein E—., ob sie sich nicht entsinne, daß sie einst, als wir zusammen waren, gefallen sei und sich ihr Rückgrat verletzt habe“.

„Schön“, sagte ich, und las die letzten Worte, die meine Feder eben niedergeschrieben hatte, laut vor, „das ist sicherlich nach meinem Begriffe ein guter Beweis, denn ich habe nie etwas davon gehört, daß Sie sich Ihr Rückgrat verletzt haben“.

Aber als ich mich nun zu Fräulein E—. wandte, bemerkte ich, daß ihr Antlitz blaß und erschrocken aussah.

„Nun, was sagen Sie dazu?“

„Ich“, erwiderte Fräulein E—., „entsinne mich nicht, jemals mein Rückgrat verletzt zu haben“.

„Da sehen Sie“, sagte ich, meine Hand anredend, „daß Ihr Beweis gescheitert ist. Ich wünsche von Ihnen einen Beweis von Ihrer Gegenwart. Sie haben mir einen gegeben, aber Fräulein E—. hat von ihm keine Ahnung. Also ist Ihr Beweis null und nichtig“.

„Nein“, schrieb meine Hand, „das ist er nicht! Sie hat es nur vergessen!“

„Das kann jeder sagen“, erwiderte ich, „der Beweis ist doch unkräftig. Aber können Sie denn nicht Ihre Erinnerung an die Sache wachrufen?“

„Ja, das kann ich“.

„Also los damit“, sagte ich. „Wie lange ist es denn her?“

„Es ist sieben Jahre her“.

„Wo geschah es denn?“

„In Johnstown. Wir waren auf dem Wege nach Hause, als sie auf dem steinernen Rande des Fußsteiges fehltrat, niederfiel und sich am Rückenkreuz verletzte“.

Diese Kundgebung las ich Fräulein E—. vor, welche an der anderen Seite des Schreibtisches saß. Kaum hatte ich vollendet, als sie ausrief: „Nun entsinne ich mich der Sache sehr gut. Wir gingen zusammen nach Hause aus dem Schreibzimmer, ich trat fehl und fiel hin. Ich verletzte mein Rückenkreuz. O, nun ist mir die Erinnerung ganz klar“.

Ein ungewöhnlicher Briefwechsel.

Bald darauf kehrte ich nach London zurück. Als ich etwa eine Woche in London gewesen war, erhielt ich einen Brief von Fräulein E—. vom 23. Juli — folgenden Inhalts: „Wie sonderbar benimmt sich doch Julie, die mir nahe zu sein behauptet, und die mir trotzdem in meiner jetzigen, schwierigen Lage keinen Rat giebt!“

Am nächsten Tage, Sonntag den 24. Juli, in Wimbledon, sagte ich zu Julie: „Sie sehen Fräulein E—'s Brief, ich stelle Ihnen eine halbe Stunde meine Hand zur Verfügung. Können Sie ihr nicht einen Brief schreiben, gerade so, als ob Sie noch auf dieser Erde lebten?“ Ich versah den vor mir liegenden Briefbogen mit der Angabe des Tages und gab meine Hand dann frei. Sofort schrieb sie: „Meine geliebte E—. Wie können Sie sagen, daß ich Sie in Ihren Nöten ohne Führung lasse? Ich bin immer bei Ihnen und beeinflusse Sie durch liebende Gedanken. Da ich mich nur der Hand des Herrn Stead bedienen kann, werde ich Ihnen noch mehr sein. Sie müssen es aber zunächst einmal prüfen und begreifen lernen, wie es kommen kann, daß ich mit Ihnen in Verkehr trete“.

Nun folgt ein Bericht über ihre Erlebnisse nach dem Tode, den ich in der Weihnachtsnummer der Review of Reviews veröffentlicht habe. Ich wiederhole ihn hier kurz als den

dritten Beweis.

Nachdem sie beschrieben, wie sie sich außerhalb ihres Leibes wiedergefunden hatte, fuhr sie fort:

„Ich wartete ein wenig; da öffnete sich die Thür, Frau — kam herein. Sie war sehr betrübt“.

Ferner teilte sie mit, daß sie an einen Ort entrückt sei, wo sie ihre im Tode vorausgegangenen Freundinnen wiedersehen solle. Sie erzählte:

„Als wir dahin gekommen waren, sah ich mehrere Freundinnen, unter anderen waren da folgende: . . . .“ Dann beschreibt sie, wie sie zurückkam um Fräulein E—. und Fräulein A—. zu sehen, und bricht ihre Erzählung ab mit dem folgenden Satze:

„Nachdem ich Minerva verlassen hatte, wollte ich Fräulein B—. sehen".

Die halbe Stunde war nun um, ich mußte in die Kirche gehen. Ich mochte den Brief nicht abschicken; ich kannte ja die Namen nicht, welche darin erwähnt waren. Die Erzählung war so wunderbar, und ich wünschte ebensosehr, daß sie wahr sein möge als ich fürchtete, daß sämtliche Namen verkehrt sein würden, sodaß ich den Brief an Fräulein E—. nicht schicken mochte.

Am nächsten Tage schrieb meine Hand: „Schicken Sie doch bitte meinen Brief an E —.".

Ich erwiderte: „Aber Sie haben ihn ja noch nicht fertig geschrieben".

Die Hand schrieb: „Ich will ihn ein andermal fertig schreiben".

Der wahre Grund, den Brief nicht abzuschicken, war, wie gesagt, meine Furcht, daß alle Namen verkehrt sein würden. Aber da meine schreibende Hand fortfuhr, auf das Abschicken zu dringen, gab ich ihn auf die Post und erwartete mit etwas Angst und Zittern das Ergebnis. Am 29. Juli kam Fräulein E—. zu mir auf mein Arbeitszimmer. Sofort fing sie an:

„O Herr Stead, hier kann kein Zweifel mehr sein. Julie muß die Schreibende sein. Sie kennen ja nicht eine der Personen, von denen sie schreibt".

„Wie", sagte ich, indem mir ein Stein vom Herzen fiel, „sind denn die Namen alle richtig?"

„Ja", erwiderte Fräulein E—., „alle Namen sind richtig. Ich kenne sie alle; nur einen nicht".

„Wer sind sie denn?", fragte ich.

„Da zuerst Frau H—. Frau H—. war die Wärterin, welche unserer sterbenden Julie aufwartete".

„Dann die anderen. Wer war Amy?"

„Amy", sagte Fräulein E—., „war Juliens kleine Schwester, welche drei Jahre alt gestorben ist".

„Und Frau W—.?"

„Frau W—. war ihre verheiratete Schwester, welche vor einiger Zeit gestorben ist. Frau M—., wer die gewesen ist, weiß ich nicht. Der Name ist undeutlich. Aber Herr W—. war ihr Schwager, der ist auch schon tot".

Nun fühlte ich mich auf festem Grund und Boden stehen, und von jetzt an schrieb Julie während einiger Monate an jedem Sonntag durch meine Hand an Fräulein E—. Mit diesen Briefen scheint Julie nichts anderes bezweckt zu haben, als was irgend ein Mensch will, der in der Fremde weilt; denn nun, da wir von ihrer Persönlichkeit überzeugt worden waren, wünschte sie weiter nichts, als freundlich mit ihren Freunden zu verkehren, ohne sich hinfort um treffende Beweise von ihrer persönlichen Fortdauer nach dem Tode zu bekümmern.

Eine eingetroffene Weissagung.

Julie bewies schon durch ihre frühesten Mitteilungen, daß sie kommende Ereignisse vorhersagen könnte, welche selbst die zunächst betroffenen Personen nicht wußten. Ich habe bisher hiervon nichts gesagt, um nunmehr die Sache für sich selbst reden zu lassen.

Schon den ersten Tag, an welchem Julie durch meine Hand schrieb, erschreckte sie uns durch die Behauptung, daß Herr Tracy genötigt sein würde, im Herbst wieder nach Indien zu gehen. Da Herr Tracy eben erst von Indien zurückgekommen war und den Herbst und Winter geschäftlich thätig in London zu vollbringen gedachte, erschien uns diese Angabe sehr seltsam und wurde sowohl von Fräulein E—. als auch von Herrn Tracy als gänzlich unglaubwürdig belächelt. Indessen — Julie beharrte darauf, daß Herr Tracy wieder nach Indien gehen würde. Sie setzte auch Fräulein E—. die Gründe auseinander, welche eine Rückkehr nach Indien für ihn notwendig machen sollten. Sie verkündigte die Reise in den ersten Tagen des Juli und ich teilte es sofort Fräulein E—. mit und sehr bald darauf auch anderen Genossen des Hauses. Allein jeder fand den Gedanken einer Rückkehr des Herrn Tracy nach Indien lächerlich. Julie jedoch beharrte in ihrer Aussage.

Am 14. August schrieb sie:

„Seit meinem letzten Schreiben habe ich A—'s Mutter gesehen. Sie bittet mich, Ihnen mitzuteilen, daß Herr Tracy um A—'s Willen nach Indien gehen muß, wie Sie bald sehen werden. A—. wird nicht im stande sein, ohne ihn fertig zu werden. Aber das habe ich Ihnen ja schon erzählt, und nun wird der Zeitpunkt schnell herankommen, in welchem Sie nicht länger in Ihrem Unglauben verharren können. Denn Sie werden dann den Beweis für die Wahrheit meiner Worte in Händen haben".

Schon am folgenden Tage schrieb sie: „A—. wird nach England kommen, aber sie wird Herrn Tracy mit sich nach Indien zurücknehmen".

Am 14. August fragte ich sie: „Wie geht das zu, daß Sie die Sache vorhersehen können?"

Ihre Antwort: „Wir können nur das vorhersehen, was uns zu sehen gegeben ist; aber wir können nicht alles sehen, was wir sehen möchten. Ich kann z. B. nicht alles vorhersehen, was Sie thun werden, aber einige Sie betreffende Dinge kann ich vorhersehen und von diesen darf ich einiges Ihnen offenbaren. Wiederum ist anderes mir nicht erlaubt, Ihnen zu offenbaren. In dem, was ich wirklich sehe, irre ich mich so leicht nicht".

Von ihrer Fähigkeit, Dinge zu gewahren, die mir verborgen waren, gab sie gerade jetzt ein verblüffendes Beispiel.

Herr Tracy behauptete Juliens Kundgebungen und wiederholten Warnungen zum Trotz, daß er an keine Rückkehr nach Indien dächte

und daß er seine geschäftlichen Anordnungen für den Herbst in England treffen müßte.

Eines Morgens schrieb nun Julie wie folgt:

„Sagen Sie doch Fräulein E—., daß Herr Tracy seine nutzlosen Bestimmungen für die Versammlung in Manchester unterlassen möge. Er kann nicht zugleich in Manchester und in Indien sein und da er in Indien sein wird, kann er nicht in Manchester sein. Seine Anordnungen müssen rückgängig gemacht werden".

Ich hatte überhaupt noch nichts von einer Versammlung oder Vereinigung in Manchester gehört und fragte darum Fräulein E—., ob etwas dergleichen im Werke wäre.

„Freilich", erwiderte sie, „das ist ja die große Zusammenkunft in der Free Trade Hall im Herbst; wir haben eben Herrn Tracy dazu bestimmt, ihr beizuwohnen".

„Nun", sagte ich, „Julie versichert aber, daß es unnütz sei; denn Herr Tracy werde an der Manchester Versammlung nicht teilnehmen können, weil er in Indien sein werde".

„Hierin irrt sich Julie", gab sie zurück; „das ist alles Unsinn"!

Kurz darauf ward mir die neue Nachricht, daß Herr Tracy eine Einladung, in einer Versammlung in Abergavenny zu sprechen, ablehnen würde. Es war kein Ort, wo er zu reden verpflichtet war.

Ich schrieb Herrn Tracy und fragte, ob er eingeladen wäre, in Abergavenny eine Rede zu halten.

„Ja", erwiderte er, „aber ich habe die Einladung abgelehnt".

So verging die Zeit. Julie behauptete nach wie vor, Herr Tracy werde nach Indien gehen; dieser aber und Fräulein E—. halten die Sache für lächerlich. Herr Tracy macht seinen Ueberschlag, Herbst und Winter in England zu verbringen; eine Reihe wichtiger Geschäfte wird eingeleitet und über den Rest des Jahres genau verfügt.

Am 11. September schrieb Julie:

„Ich brauche über Herrn Tracy's Reise nach Indien nichts mehr zu sagen, die Sache ist erledigt, und Sie werden nicht wieder zweifeln, ob ich scherze oder im Ernst rede, wenn ich Ihnen Zukünftiges ankündige, damit Sie sich darauf vorbereiten können".

Nichts desto weniger beharrte Fräulein E—. auf ihrer Meinung, daß es Herrn Tracy völlig unmöglich wäre, nach Indien zu gehen, und auch Herr Tracy selber lehnte jeden Gedanken an die Möglichkeit der Reise ab.

Aber in weniger als einem Monat trat alles genau ein, wie es Julie vorhergesagt hatte. — Die wankende Gesundheit der A—. nötigte Herrn Tracy zur plötzlichen Rückkehr nach Indien, und alle Verabredungen wurden hinfällig, genau wie Julie es vorher angekündigt hatte.

Schwerlich möchte man in der Geschichte der Weissagungen eine Prophezeihung finden, welche anfänglich so unwahrscheinlich schien, dennoch so beständig wiederholt und schließlich so vollständig erfüllt wurde, wie diese der Julie von Herrn Tracy's Reisen nach Indien,

welche freilich eine der merkwürdigsten ist, aber wenn auch eine der merkwürdigsten, doch nur eine von vielen ähnlichen prophetischen Mitteilungen, welche ich von ihr empfangen habe.

Die Wahl in Newcastle.

Unter ihnen wähle ich eine zur Mitteilung aus, welche sowohl in Hinsicht ihrer Genauigkeit als auch ihrer Ungenauigkeit sehr merkwürdig ist.

Am 18. August besuchte mich Herr John Morley in meinem Schreibzimmer, bevor er sich zum zweiten Wahlkampf nach Newcastle begab. Er sprach von seinen Aussichten und gab traurig die Besorgnis vor seiner sicheren Niederlage kund. Bei der allgemeinen Wahl war die Wahrheit gegen ihn zu groß gewesen, um irgend welche Hoffnung auf einen Sieg zu verstatten. „Ich gehe“, sagte er, „um aus Leibeskräften zu kämpfen; aber über meine gewisse Niederlage gebe ich mich keiner Selbsttäuschung hin“.

„Ich kenne Newcastle besser als Sie“, erwiderte ich, „die Leute betrinken sich dort wohl gelegentlich, sind aber keine ausgemachten Trunkenbolde. Ich bin fest überzeugt, daß Sie herauskommen werden, freilich wird es einen harten Kampf kosten. Sie müssen sich bis aufs Blut wehren“.

Kaum hatte er mein Zimmer verlassen, als ich meine Feder ergriff und Julien fragte: „Können Sie über das Ergebnis in Newcastle etwas voraussehen?“ Sofort antwortete sie: „Ja, das kann ich. Morley wird durch eine ungefähre Mehrheit von 140 Stimmen gewählt werden“.

Ich erwiderte: „140? Meinen Sie, daß er eine Mehrheit von 140 Stimmen bekommen werde?“

„Nein“, schrieb sie.

„Wie viele denn?“, fragte ich.

„1400“, schrieb sie.

Ich: „Meinen Sie 1400 Stimmen?“

„Ja“, schrieb sie, „so wird die Sache ungefähr aussehen“. Hierauf ich: „Soll ich das Herrn Morley mitteilen?“

„Ja“, erwiderte sie, „Sie können Morley sagen, das würde seine Mehrheit sein. Er wird sich dann möglicherweise überzeugen, daß die Geisterwelt zuverlässig ist“.

„Aber wird er wirklich zu dieser Ueberzeugung kommen?“

„Nein“, schrieb sie, „er wird es doch nicht einsehen“.

Stracks schrieb ich Herrn Morley, daß laut mir gewordener Mitteilung er eine Mehrheit von 1400 Stimmen erlangen würde. Sobald sich diese Verkündigung bewahrheitet hätte, würde ich ihm die Quelle derselben angeben.

Wenn ich selbst Morley's Mehrheit hätte raten sollen, würde ich sie auf ungefähr 200 Stimmen geschätzt haben. Nämlich im nationalliberalen Klub hatte man eine Berechnung der Wahl angestellt, und in diesem

Hause des etwas zu hoffnungsfreudigen Freisinns schwankten die von den Mitgliedern gemutmaßten Mehrheitszahlen zwischen 500 gegen und 750 für Morley.

Am Abend der Wahl, bevor die abgegebenen Stimmen gezählt worden waren, hatte ein wagemutiges Mitglied auf eine Mehrheit von 1000 Stimmen gewettet; aber niemand hatte eine höhere Mehrheit vorherzusagen sich erkühnt.

Am selben Abend, bevor die abgegebenen Stimmen gezählt worden waren, teilte mir ein anderer handlenkender Geist (also nicht Julie) mit, daß Morley gewählt worden wäre. Befragt nach dem genauen Ergebnis, meinte er, die Zahlen nicht ganz deutlich erkennen zu können, annähernd seien sie folgende:

Morley	12,736
Ralli	11,299
Mehrheit	1,437.

Der Unterschied zwischen den Stimmenzahlen der beiden Kandidaten, welche mir der Geist gab, stimmte zuerst nicht mit der Zahl, die er als Morley's Mehrheit angab; ich betonte das, und er änderte eine der Zahlen entsprechend um.

Am folgenden Tage, dem 26. 9 Uhr morgens, wurde das Wahlergebnis bekannt gemacht:

Die Zahlen waren:

John Morley L.	12,983
P. Ralli L. U.	11,244
Mehrheit	1,739

Abends 6 Uhr schrieb Julie:

„Wie freue ich mich über die Wahl in Newcastle. Ich gab Ihnen Morley's Mehrheit mit 1400 an, und er hat, wie Sie sehen, 1700 — also 300 Stimmen mehr als ich gesagt habe. Die Beteiligung an der Wahl war eben größer, als ich erwartet hatte. Da haben Sie wieder einen Beweis dafür, daß ich einige Ereignisse vorhersehen kann; jetzt werden Sie wohl weniger ungläubig sein. Ich werde noch öfter in der Lage sein, Ihnen vorzeitig einiges zu Ihrem eigenen Nutzen mitzuteilen, aber Sie müssen auch daran glauben!"

Die Zuverlässigkeit.

Ich brauche wohl nicht noch mehr Beispiele anzuführen. Die Zuverlässigkeit der oben gemachten Angaben ist durch Zeugen gehörig gesichert in den ursprünglichen Schriften und Briefsammlungen, welche fast alle schon den Herren Professor Sedgwick und Myers vorgelegen haben, und welche vereint mit den bestätigenden Aussagen des Herrn Tracy, der Damen Minerva und E—., und meines Geheimschreibers durch die Psychical Research Society eingesehen werden können.

Julien's Aussagen über die andere Welt.

Julien's Mitteilungen an mich beziehen sich größtenteils auf das Jenseits. Mögen sie wertvoll oder wertlos sein, sie beziehen sich immerhin auf einen Gegenstand, dem man Wichtigkeit nicht wohl absprechen kann. Manchmal schreibt sie, was sie sagen will, ohne meine Fragen abzuwarten, aber meistens antwortet sie einfach auf die von mir gestellten Fragen.

Der Inhalt ihrer Mitteilungen.

Die große Menge der vertraulichen Mitteilungen, welche ich erhalte, bezieht sich auf sittliche Fragen, auf schuldige Pflichterfüllung, oder auf das Verhältnis zu anderen Personen. Julie lobt, tadelt, leitet, warnt oder feuert an mit äußerstem Freimut. Im ganzen überwiegt in ihren Aeußerungen das Loben und Ermutigen. Zeitweilig hat sie sich jedoch gegen mich sehr bekümmert und verstimmt gezeigt und dann pflegt sie sich mit mehr freundschaftlicher als freundlicher Heftigkeit und Kraft auszudrücken. Gelegentlich bedient sie sich zu ihren Mitteilungen auch der Hand eines anderen Freundes, und die Vergleichung dieser zwiefach gegebenen Mitteilungen ist eigenartig und anregend. Der brauchbare Gedankengehalt dieser doppelten Mitteilungen ist ganz derselbe, und Thatsachen, welche beiden Schreibenden unbekannt waren, werden uns in völlig einleuchtender Uebereinstimmung übermittelt.

Dann und wann irrt sich Julie, verwechselt Gedanken mit Gegenständen und erwartet zuversichtlich das Eintreffen von Ereignissen, welche ausbleiben. Auch jetzt z. B. ist sie oft unsicher. Juliens Angaben mögen den Leser von ihrer Aechtheit überzeugen oder nicht; aber selbst der hartnäckigste wird ihre Schönheit und geistige Wahrheit nicht leugnen wollen. Ich führe einige derselben an, nicht um ihres augenfälligen inneren Wertes willen, sondern um ein Beispiel der geistvollen Mitteilungen zu geben, welche unwissende Bestreiter als satanisch und widerchristlich erklären. Wie es sich auch mit anderen handlenkenden Geistern verhalte — Julie wenigstens scheint mir im Jenseits ebenso rechtgläubig geblieben zu sein, wie sie einst im Diesseits gewesen ist.

Im Folgenden gebe ich Auszüge aus Briefen, welche sie an Fräulein E—. geschrieben hat.

Mein Liebling, als ich dich verließ, wähntest du, ich wäre für immer von dir gegangen oder mindestens für so lange, bis auch du zu mir herübergekommen sein würdest. Aber niemals bin ich dir so nahe gewesen, als nachdem ich, wie du es nennst, gestorben war.

Ein fremdartiges, neues Gefühl.

Ich fand mich befreit von meinem Leibe, o was war das für ein fremdartiges neues Gefühl. Ich stand dicht am Bette, auf welchem meine Leiche lag. Ich sah alles in meinem Zimmer ebenso wie vorher, ehe ich meine Augen geschlossen hatte. Ich fühlte keinerlei Schmerz im Sterben;

ich fühlte nur eine große, friedliche Stille. Dann erwachte ich und stand plötzlich außerhalb meines Leibes im Zimmer. Niemand war anfangs zugegen, nur ich und mein abgelegter Leib. Zuerst wunderte ich mich, daß ich mich so wohl fühlte; dann merkte ich plötzlich, daß ich hinübergegangen war.

Ich wartete ein wenig, dann ging die Thür auf, und Frau H—. kam herein. Sie war sehr betrübt und redete mit meinem armseligen Leichnam, als ob ich es selber wäre. Ich stand da und sah sie an, aber alle ihre Gedanken waren auf den armen, alten Körper gerichtet, den ich eben abgelegt hatte. Anfangs machte ich nicht den Versuch zu sprechen, sondern erwartete ruhig das weitere. Dann fühlte ich es wie einen hellen, warmen Lichtstrom ins Zimmer kommen und ich schaute einen Engel. Sie — denn es schien mir ein weibliches Wesen zu sein — kam an mich heran und sprach:

„Ich bin gesandt, dich die Gesetze des neuen Lebens zu lehren".

„Und als ich sie so anstarrte, berührte sie mich freundlich und sprach: „Wir müssen gehen".

Dann verließ ich mein Sterbezimmer und meinen armen, alten Leichnam und ging hinaus. Wie sonderbar! Die Straßen waren voller Geister! Ich konnte sie im Vorübergehen erblicken, sie sahen gerade aus wie wir selbst. Meine Führerin hatte Flügel, die sehr schön waren; sie war ganz in Weiß gekleidet.

Anfangs gingen wir durch die Straßen, dann durch die Luft, bis wir an den Ort kamen, wo wir Freunde trafen, die uns vorausgegangen waren.

Wiedersehen und Scheiden.

Da war Herr M—. und Herr M—. und Ethel A—. und viele andere. Sie erzählten mir vieles über die Geisterwelt. Deren Gesetze, sagten sie, müsse ich kennen lernen und darnach streben, mich so nützlich wie möglich zu machen. Der Engel, der diese ganze Zeit bei mir blieb, half mir zur Erkenntnis.

Meine Geisterfreunde lebten in vielfacher Hinsicht wie einst auf Erden, sie lebten und liebten, und wenn sie auch nicht ums tägliche Brot arbeiten mußten, so hatten sie doch viel zu thun.

Dann fing ich an um dich, liebste Freundin, Leid zu tragen und ich bekam Lust, wieder zu dir zu kommen. Der Engel führte mich sanft durch die Luft dahin, von wo ich gekommen war.

Ich trat in mein Sterbezimmer, ja, da lag noch mein Leichnam, der ging mich nichts mehr an; aber wie leid that es mir, daß ihr alle über mein abgelegtes Kleid weintet! Wie gerne hätte ich mit dir gesprochen! Ich sah dich, Liebste, ganz in Thränen gebadet, und tief schmerzte es mich, dich nicht trösten zu können. Wie trieb es mich, ein paar Worte zu sagen, daß ich dir nahe wäre; aber ich vermochte nicht, mich dir vernehmlich zu machen. Wohl versuchte ich es, du aber hast nichts gemerkt. Ich fragte meine verklärte Führerin:

„Wird das nie anders werden?“

Sie sprach: „Gedulde Dich! Die Zeit wird kommen, wo Du mit ihr sprechen kannst. Aber jetzt kann sie Dich doch nicht hören und verstehen“.

Dann rief es mich fort. Ich fand mich in weiter Gegend, die ich nie zuvor gesehen hatte. Ich war allein, wenigstens sah ich niemanden. Aber in Wahrheit sind wir nie allein, Gott ist immer bei uns. Aber ich sah niemanden. Horch! da ertönte eine Stimme. Aber ich merkte nicht, woher sie kam, oder wer da sprach. Ich vernahm nur die Worte: „Julie, Dein Heiland möchte gern mit Dir reden“. Ich lauschte, aber andere Worte als diese vernahm ich nicht.

Da erwiderte ich: „Wer spricht denn da?“ Siehe da — ein flammendes Feuer, wahrhaftig ganz wie Feuer, obwohl doch eine menschliche Gestalt; ich fürchtete mich. Er aber hob an und sprach: „Fürchte Dich nicht. Ich bin dazu bestimmt, dir die Geheimnisse Gottes zu lehren“. Da erkannte ich, daß der feuergleiche Glanz der Strahlenkranz war, welcher ausgeht von der strahlenden Liebe des Unsterblichen.

Schau hin auf deinen Heiland.

Dann sprach die Gestalt im Flammenkranz zu mir: „Julie, sieh hin auf Deinen Heiland!“ Und ich schaute hin und sah ihn. Er saß auf einem Thron, dicht vor mir und sprach: „Liebes Kind, in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; hier bin ich, den Du so lange geliebt hast! Auch für Dich ist ein Platz bereit“. Ich sprach: „O Herr, wo?“ Er lächelte, und im Lichtglanz seines Lächelns sah ich die ganze Gegend sich verklären, wie sich die Alpen verklären in den Strahlen der untergehenden Sonne, ein Schauspiel, welches ich so oft von den Fenstern meines Gasthofes in Luzern betrachtet hatte. Nun erkannte ich, daß ich nicht allein war, sondern um mich und über mir waren schöne, liebe Gestalten, einige kannte ich schon von Angesicht, andere dem Namen nach, noch andere waren mir fremd. Aber alle waren lieb zu mir, und das All schien erfüllt von Liebe. Und in aller Mitte war Er, mein Herr und Heiland. Er sah aus wie ein anderer Mensch. Sein Antlitz erstrahlte von süßer Milde, wie Du sie gemalt findest von dem Italiener Fra Angelico. Er schaute mich an mit einem Wunderblick herzlicher Zuneigung und in diesem Blick atmete meine Seele auf zu einem neuen Leben. Immer ist er bei uns; bei ihm sein — heißt im Himmel sein. Unfaßlich ist's für dich, zu verstehen, wie allein das Bewußtsein von seiner Gegenwart diese Himmelwelt über Eure Erdenwelt erhebt. Wohl habe ich Dir vieles zu sagen, aber ich vermag es nicht, und Du vermagst nicht, es zu verstehen. Nur das kann ich sagen: Er ist herrlicher, als wir uns je vorgestellt haben. Er ist aller guten Gaben Quelle und Geber. Was wir Gutes, Liebliches, Reines, Edles, Liebenswertes kennen, das ist alles nur ein schwacher Abglanz seiner unendlichen Herrlichkeit. Und seine Liebe gegen uns ist so zart! O liebe E—., wir hatten einander doch so lieb, daß unsere Liebe uns manchmal zu tief und zu innig erschien —, aber die

beste Kraft unserer Liebe ist doch nur ein schwacher Abglanz seiner Liebe zu uns; denn seine Liebe ist wunderbar und wundervoll groß, und erhaben über alle Beschreibung. Liebe ist sein Name, was er ist, das ist Liebe, nichts als Liebe.

Alles darf ich Dir nicht erzählen, Du würdest es nicht begreifen. Aber ich bin seliger, als ich je auf Erden ahnen konnte. Meine Freunde sind bei mir, die mir vorausgegangen sind.

Das neue Kleid der Jugend.

Hier scheint niemand alt zu sein. Wir sind alle mit anscheinend unsterblicher Jugend bekleidet. Es steht freilich in unserem Belieben, unsere alten Leiber oder vielmehr ihre geisthafte Erscheinungsform wieder anzunehmen, aber unsere Geistesleiber hier sind jung und schön. Wohl besteht eine Aehnlichkeit zwischen dem, was wir nun sind und dem, was wir einst waren; darum mögt Ihr immerhin auf den künftigen Zustand von Eurem gegenwärtigen ahnend schließen; aber der Unterschied ist doch gewaltig. Die vom Leibe freie Seele kleidet sich bald in das neue Gewand der Jugend, welche vor jeglichem Verfall bewahrt bleibt.

Das Leben im Jenseits.

Es ist nicht leicht, Dir eine Vorstellung davon zu geben, wie wir leben und was wir thun. Müdigkeit kennen wir nicht und bedürfen des Schlafes nicht, wie einst auf Erden; auch nicht der Speise und des Trankes, dies alles hat nur der irdische Leib nötig. Hier wissen wir nichts davon. Soll ich Dir eine Ahnung unseres neuen Lebens geben, so erinnere Dich jener entzückenden Augenblicke, in welchen Du im Lichte der untergehenden oder aufgehenden Sonne glücklich und zufrieden auf eine Landschaft schautest, welche von der dämmernden Schönheit der Sonnenstrahlen umflossen vor Dir ausgebreitet lag. Sieh, da ist Friede, Leben, Schönheit und mehr als das, da ist Liebe und Freude überall, Schönheit und Liebe. Denn Liebe, Liebe ist des Himmels Geheimnis. Gott ist Liebe, und dann findest Du Dich in Gott, wenn Du Dich in der Liebe verloren hast.

Fragst Du, was wir von Eurer Welt Sünde und Sorge merken? Wir merken sie wohl und suchen sie wegzuschaffen. Aber sie drückt uns nicht, wie sie früher that; denn nun schauen wir ja die andere Seite. An Gottes erbarmender Liebe können wir nicht irre werden, denn in ihr leben wir hier. Sie ist das höchste, ja das allein wahrhaft Seiende. Sünden und Sorgen des Erdenlebens sind nur fliehende Schatten. Dennoch sind sie nicht nur auf der Erde, nein auch hier giebt es Sünde, auch hier giebt es Sorgen. Die Hölle ist auch im Jenseits sogut wie der Himmel. Aber das ist himmlische Freude, beständig der Hölle ihre Beute abzuringen.

Wir üben beständig das Rettungswerk erbarmender Liebe, durch Opfer zu erlösen. Ja wohl, wir müssen Opfer bringen, ohne sie giebt es keine Erlösung. Ist nicht das Geheimnis Christi das gleiche?

Die Seele beibt unverändert.

Ich fragte Julie: „Hat das neue Leben Ihre Ueberraschung erregt?“ „Ja“, erwiderte sie, „auf solchen Zusammenhang des irdischen Lebens mit dem himmlischen war ich nicht vorbereitet.

Wenn die Seele den Leib verlassen hat, bleibt sie ganz die nämliche, welche sie im Leibe gewesen ist. Denn das eigentliche Ich ist die Seele, deren Werkzeuge die Geisteskräfte und der Leib sind; nach dem Tode aber braucht sie den Leib nicht mehr. Aber sie behält ihre Erinnerung, Kenntnisse, Erfahrungen, Denkungsart, Neigungen, alles dies bleibt wie es gewesen ist. Nur kommt es oft vor, daß der allmähliche Verfall der fleischlichen Hülle bis zu einem gewissen Grade das wahre Ich, welches im Tode befreit wird, verdunkelt und schwächt. Der Unterschied zwischen dem äußeren Schein des Menschen und seinem wahren Sein war mir das merkwürdigste Erlebnis, als ich hinüberging.

Unser Gericht.

Das Verbot: „Richtet nicht!“ hat hier eine ganz neue Begründung erhalten; denn viel mehr als vom irdischen Leibe hängt die Entwickelung des wahren Ich vom Gebrauche ab, den es von seinen Seelenkräften macht. Hier sind Menschen, welche ihren Nebenmenschen einst niedrig und gemein vorkamen, welche aber nun weit erhabener an Reinheit und Keuschheit vor jenen dastehen, die ihr Leben lang den äußeren Schein der Frömmigkeit zur Schau trugen, während ihr Herz in aller Wollust schwelgte. Denn das Herz macht den Charakter, das Herz ist weit thätiger und mächtiger als der Leib, der auch im besten Fall nur ein armseliges Werkzeug bleibt. Deshalb werden wir durch die Gedanken und Absichten und Einbildungen unseres Herzens gerichtet, denn sie bilden und schaffen den eigentlichen Charakter des inneren Menschen, der nach dem Tode offenbar wird.

Die Macht des Gedankens.

Ein Gedanke hat weit größere Wirkungsfähigkeit, als Ihr Euch einbildet. Nicht jeder seinen Tag Verträumende ist so träge, wie Ihr wohl meint. Wenn der Einfluß eines hohen Gedankens auch vielleicht den, der ihn gedacht hat, nicht zur Arbeit treibt, so breitet er sich doch unmerklich aus auf andere mehr zur äußeren Arbeit geneigte Gemüter. Und ganz ebenso kann der Mann, der sich in seinem innersten Herzen schlimmen und schmutzigen Gedanken ergiebt, so starke Kraft ausüben, daß er vielleicht in seinen eigenen Kindern Leidenschaften erwecken und Leben zerstören kann, welche möglicherweise keine Ahnung davon bekommen, daß ihr Vater je einen unreinen Gedanken gefaßt habe.

Die Gedanken und Absichten des Herzens.

Aus diesem Grunde erscheinen vom Jenseits aus betrachtet die Dinge völlig umgekehrt. Die ersten sind die letzten, die letzten die ersten.

Ich sehe hier Uebelthäter, Mörder und Ehebrecher, welche ihre Unthaten in der irdischen Sphäre ausgeübt haben, auf einer weit höheren Stufe der Reinheit und Schuldlosigkeit stehen als andere, die, ohne je ein Verbrechen begangen zu haben, in ihrem Herzen solche Gedanken hervorbrachten und ausbrüteten, welche in anderen der Same zu furchtbaren Thaten geworden sind. Selbstredend soll hiermit nicht gesagt sein, daß Verbrechen ausüben besser sei als Verbrechen ausdenken. Nur daß die böse That nicht immer als Beweis eines schlechten Herzens anzusehen ist! Augenblicksfünden, Verbrechen, im Windstoß der Leidenschaften begangen, schaden der Seele weniger und verüben überhaupt weniger Unheil, als lang gehegte böse Gedanken, welche zuletzt die ganze Seele vergiften.

Ist der Leib abgelegt, tritt der wahre Sachverhalt ans Licht. Dann werden wir zum erstenmal erkannt, wie wir in Wahrheit sind, oder viel mehr, wie wir gedacht haben. Dieses Enthülltwerden ist entsetzlich, und sogar jetzt habe ich kaum einen schwachen Anfang gemacht, mich daran zu gewöhnen.

Die Nichtigkeit der Dinge.

Noch etwas anderes hat mich nicht wenig überrascht: das war oder vielmehr ist die Entdeckung, daß viele Dinge nichts sind. Hiermit meine ich die völlige Nichtigkeit der meisten Dinge, welche einem auf Erden als die wichtigsten erscheinen. Dahin gehören: Vermögen, Rang, Würde, Verdienst, Stellung und alle die Dinge, welche wir auf Erden höchlichst preisen — sie sind rein garnichts. Sie sind ebensowenig wie der gestrige Nebel oder das Wetter des vergangenen Jahres. Zweifellos haben sie eine Weile Einfluß gehabt, aber sie sind nicht von Bestand; sie gehen vorüber wie die Wolken und verschwinden.

Ein Ruf um Hülfe.

Ich bitte Sie um Hülfe in einer Angelegenheit, die mich sehr tief berührt. Schon längst habe ich einen Ort ausfindig machen wollen, wo die Hinübergegangenen verkehren können mit ihren zurückgelassenen Lieben. Nun ist die Erde voll von Geistern, welche sich sehnen, mit denen zu sprechen, von welchen sie geschieden sind; gerade wie ich Verlangen trug, mit Ihnen zu sprechen, ohne eine schreibfähige Hand finden zu können. Wie seltsam sieht das aus: bei Euch Seelen voller Betrübnis der Verlassenheit, bei uns Seelen, welche darüber trauern, daß sie mit ihren Lieben nicht verkehren können. Wie können diese sich mühenden und sorgenden Seelen zusammengebracht werden? Hierzu ist etwas erforderlich, was wir von hier aus nicht verschaffen können. Sie vielmehr müssen helfen. Aber wie? Unmöglich ist es nicht. Und wenn es geschehen ist, wird der Tod seinen Stachel und das Grab seinen Sieg verloren haben. Der Apostel glaubte es schon geschehen. Aber das Grab hat sich doch nicht so leicht überwinden lassen und der Tod hat seinen Stachel behalten. Wer kann uns für den Verlust unserer Lieben trösten? Nur die, welche

uns beweisen, daß sie nicht verloren, sondern uns näher sind denn je. Oder glauben Sie, daß ich meiner Freundin E—. jemals näher gewesen wäre, als seitdem ich meinen fleischlichen Leib abgelegt habe? Wahrlich, ich weile jetzt so nahe bei ihr, wie es vordem ganz unmöglich war. Nie vermochte ich vor meinem Tode in so inniger Nähe bei ihr zu sein. Aber sie würde es nicht gewahr geworden sein, noch würden Sie etwas von mir vernommen haben, wenn nicht eine freundliche Fügung Ihre Hand schreiben gemacht hätte.

Eine Vermittelung muß geschaffen werden.

Zwischen den beiden Welten muß eine Vermittelung geschaffen werden! Können Sie nicht etwas derartiges einrichten mit einem oder mehreren vertrauenswürdigen Medien? Wenn es auch nur deshalb geschähe, um den auf der Erde Trauernden, sei es auch nur einmal, die Kunde zu bringen, daß ihre sogenannten Toten leben und ihnen näher sind als je vorher; das würde doch manche Thräne trocknen und manchen Seufzer stillen. Nach meinem Dafürhalten können Sie auf die rege Mitwirkung aller hierorts sich Befindlichen rechnen.

Wir alle sind hier der freudigen Hoffnung, daß sich dieser Verkehr einstellen werde. Denken Sie doch, wie nahe es uns gehen muß, so viele unserer Lieben ohne Hoffnung trauern zu sehen, während die betrauerten Toten alles mögliche umsonst versuchen, um sie ihrer Gegenwart zu versichern. Und viele ängstigen sich tödlich, weil sie ihre Geliebten in der Hölle verloren wähnen, während in Wirklichkeit Gottes allumfassender Liebesarm sie gefunden hat. Liebe E—., sprich doch hierüber mit Minerva und siehe zu, was sich machen läßt. Es giebt keine wichtigere Sache als diese. Denn hier handelt es sich um die gewaltige Posaune des Erzengels, unter derem Klange die in den Gräbern erwachen und den Menschen wieder erscheinen sollen.

Geistige Erweckung.

Mit Erstaunen lernte ich anfangs die Bedeutung kennen, welche die Geister den Verbindungsmitteln mit den Irdischen geben. Natürlich konnte ich das Verlangen — eben weil ich es selber fühlte — mit den einst und jetzt Geliebten zu reden, leicht begreifen. Aber es ist doch noch etwas anderes dabei. Allerseits erzählt man mir, und besonders meine lieben Führer, daß die Zeit gekommen ist, in welcher eine große, geistige Erweckung unter den Nationen stattfinden soll. Diese Erweckung soll dadurch bewirkt werden, daß jeder einzelnen suchenden Seele kurz und bündig bewiesen wird: der Geist ist wirklich, die Seele dauert fort und: Gottes Geist durchdringt die Welt.

„Aber wie kann ich da helfen?“, fragte ich.

Meine Hand schrieb: „Sie sind ja ein gutes Schreibmedium. Wenn Sie Ihre Hand freundlichst allen den hiesigen Geistern zur Verfügung

stellen wollen, deren Verwandte und Freunde etwas von Ihnen hören möchten, so können Sie sich vertrauensvoll dem Ihre Hand führenden Geist überlassen. Auf jeden Fall werde ich immer erklären, weshalb dieselben ihre Hand etwa nicht gebrauchen könnten".

Worin besteht die himmlische Seligkeit?

Bei einer anderen Gelegenheit fragte ich sie: „Wodurch wird es z. B. bewirkt, daß es im Himmel so viel schöner und besser ist als auf Erden?"

Meine Hand schrieb: „Es giebt verschiedene Stufen im Himmel. Aber auch der niedrigste Himmel ist erhabener als die köstlichste Offenbarung seiner Seligkeit, die Ihr Irdischen erfahren könnt. Denn mit nichts Irdischem könnt Ihr unsern immerwährenden Liebeszustand in dieser Welt vergleichen, ausgenommen die höchste Seligkeit des Liebenden, der völlig eingenommen und völlig hingegeben ist derjenigen, die er lieb hat. Denn der ganze Unterschied zwischen dieser und jener Welt besteht darin — ohne jetzt die Frage des Leibes und der Materie zu berücksichtigen — daß wir in der Liebe, welche Gott ist, leben, und daß Ihr nur zu oft im Elend lebt, der natürlichen und notwendigen Folge des Lebens ohne Gott, der die Liebe ist.

Das Geheimnis der Welterlösung.

Auch auf Erden ist viel Liebe, wäre dem nicht so, würde sie Hölle sein: Mutterliebe, Geschwisterliebe, unschuldige Jugendliebe, Gattenliebe, Freundschaftsliebe, sei es, daß die Freundschaft zwischen Männern und Frauen oder zwischen Gliedern desselben Geschlechts besteht. Alle diese Liebesarten sind auf die Erde gesandte himmlische Strahlen, aber keiner derselben ist vollkommen. Sie sind nur gleich den von geschliffenen Diamanten ausgehenden funkelnden Strahlen, die alle in Gott zusammenfließen. Das geringste Menschenkind, welches liebt, ist, sofern es liebt, von Gottes Geist erfüllt. Hierin ruht das ganze Geheimnis der Welterlösung: Ihr müßt mehr Liebe haben und ganz allein mehr Liebe!

Liebe ist Selbstaufopferung.

Mit Recht behauptet Ihr, daß es auch eine Liebe giebt, die selbstsüchtig ist und eine Liebe, die vom Uebel ist. Der Grund dieser Thatsachen liegt eben in der Unvollkommenheit der Liebe. Das ist keine wahre Liebe, die zur Selbstsucht führt. Die Liebe, welche eine Mutter dahin bringt, ihre eigenen Kinder allein zu pflegen und alle ihre Pflichten gegen andere zu vernachlässigen, ist an und für sich kein Unrecht. Aber sie wird es, insofern als diese Mutter nicht Liebe genug für andere besitzt, so daß ihre Liebe zu den Kindern sie selbstisch macht. Ueberall, wo Liebe die Leute selbstisch zu machen scheint, besteht die Hauptverbesserung nicht darin, ihre Lieben weniger, sondern die Vernachlässigten mehr zu lieben. Zu viel können Sie niemanden lieben. Nur darin liegt der Fehler, daß wir die anderen nicht genug lieben. Ueberall vollkommene Liebe zu üben

ist das göttliche Ideal, und nur dort, wo es an Liebe fehlt, ist Gefahr, daß Unheil hereinbricht. Sogar eine sogenannte strafbare Liebe, wenn sie sich nur aus den Fesseln der Selbstsucht reißt, und Dir rechte Lust zur Arbeit, zum Gebet und zum Leben überhaupt macht, ja vielleicht Lust zum Sterben für den geliebten Menschen, den Du überhaupt nicht hättest lieb gewinnen sollen — bringt Dich doch dem Himmel näher als eine selbstsüchtige, liebeleere Ehe. Ich will dies natürlich nicht überhaupt gegen das Heiraten sagen. Sie denken wohl, dies sei eine gefährliche Lehre. Aber gefährlich ist jede wahre Lehre, darum bleibt sie doch wahr. Ohne Zweifel ist manche sogenannte Liebe selbstisch und überhaupt keine Liebe. Die Liebe z. B., welche einen Mann dahin bringt, eine Frau ins Verderben zu stürzen und sie zu verlassen, sobald er seine flüchtige Leidenschaft befriedigt hat, ist keine Liebe. Denn eine derartige Liebe trägt die größte Aehnlichkeit mit tödlichem Haß und ist Selbstsucht in der erschreckendsten Gestalt. Sicherlich ist jede wahre Liebe ihrem Wesen nach Selbstaufopferung. Unser aller Pflicht ist, nicht allein auf uns das Ergebnis unserer Handlungen zu beziehen, sondern auch auf andere, von denen einige vielleicht noch ungeboren sind. Jemanden wahr und treu lieben heißt also: uns selbst an jenes Stelle setzen und ihn lieben wie uns selbst, daß wir ihm das beste wünschen und uns selbst und unser eigenes Vergnügen zurücksetzen um seinetwillen. Das ist wahre Liebe, und wo Du sie findest, findest Du einen Abglanz der göttlichen Herrlichkeit. Darum sind Mütter oft Gott so viel näher als andere Menschen. Denn sie lieben mehr — und sind darum Gott ähnlicher, sie vornehmlich bewahren die Erde davor, eine wüste Hölle zu werden.

Gott ist die Liebe.

Wohlan, liebste Freundin, halte Dich an diese wichtigste aller Lehren. Liebe ist Gott, Gott ist die Liebe. Je größer Deine Liebe, desto größer Deine Gottähnlichkeit. Nur wenn wir innig und wahrhaft lieben, finden wir unser wahres Selbst und werden auch das Göttliche in dem geliebten Menschen gewahr. O E—. E—., könnte ich auf die Erde zurückkehren und in die Ohren der Menschenkinder reden, ich möchte immer nur das eine Wort sagen: Liebe! Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Liebe ist das Schauen des Antlitzes Gottes. Liebe ist Gott, und Gott ist Liebe. Willst Du bei Gott leben — liebe! Willst Du im Himmel sein — liebe! Denn dadurch unterscheidet sich vornehmlich der Himmel von der Erde und von der Hölle, daß im Himmel alle ihr Wesen mit dem Vollmaß der Liebe erfüllt haben, und alles Wachsen in der Gnade ist auch Wachsen in der Liebe. Liebe und immer wieder Liebe — ist das erste Wort und das letzte Wort. Außer ihr ist nichts für Gott da, welcher die Liebe ist, sie ist alles in allem, das A und des O, das Erste und das Letzte, eine Welt ohne Grenzen. O liebe E—., dies Wort ist sicherlich wahr. Dieses Wortes ist die Welt bedürftig, dieses Wort ward Fleisch und wohnte unter den Menschen — Liebe und immer wieder Liebe!

Antwort Julien's an Frau Besant.

Eine der letzten Mitteilungen, welche durch meine Hand geschrieben wurde, kam zu mir am 18. Juni. Da sie von der Verfasserin ausdrücklich zu dem Zwecke geschrieben worden ist, um in der Zeitschrift „Borderland“ (Grenzland — Land zwischen zwei Grenzen) veröffentlicht zu werden, kann ich diesen unvollkommenen Bericht über meine Erlebnisse nicht besser beschließen, als dadurch, daß ich sie ihrem Wortlaut getreu hier wiedergebe. Julie hob folgendermaßen an:

Ich möchte Ihnen gerne mitteilen, was ich durch Sie in Ihrem Artikel im „Borderland“ über das automatische Schreiben gesagt haben möchte. Ich werde das mitteilen, was m. E. das Wichtigste ist. Ich bin ja schon über die Grenze hinüber, aber ich stehe doch in beständiger Verbindung mit Ihnen im Erdenlande. Für mich ist dieser Verkehr ein großer Segen geworden. Ich begreife nicht, warum Frau Besant derartige Mitteilungen als geeignet ansehen kann, das geistige Wachstum möglicherweise zu hemmen. Wachstum beruht auf Liebe und Dienen, und beide werden in ihrem Wirken gestört, wenn eine Wand von Eisen zwischen den Grenzen aufgetürmt wird. Die Erde nur als einen geographischen Begriff aufzufassen, ist eine sehr beschränkte und gebundene Ansicht. Euer Denken ist durch das Irdische noch zu befangen. Mir und allen diesseitigen gegenüber seid Ihr noch geistig beschränkt, in kleinem Leibe eingeengt und durch das Dunkel beeinflußt; aber das wahre Selbst ist Geist, nicht fleischliches Dunkel, und das wahre Leben ist aufopfernde Arbeit und dienende Liebe. Wenn also diese Art des Verkehrs es mir ermöglicht, denen zu helfen und zu dienen, welche ich lieb habe und welche so oft bedrückt und beunruhigt sind, so könnt Ihr hieraus entnehmen, wie thöricht die Meinung ist, daß wir hierdurch in unserm geistigen Wachsen im Jenseits behindert werden sollen.

Belehrung über die Fleischwerdung.

Die Frage kommt uns in den Weg: War Jesus im Unrecht? Ward seine göttliche Natur durch seine Fleischwerdung etwa vermindert oder verletzt? Wenn nicht, dann erinnere Dich seines eigenen Beispiels! Wie er uns erlöst hat, so müssen wir andere erlösen, indem wir soweit als möglich in unseres Herrn Fußstapfen treten. Ihr könnt es mir bezeugen, ob ich in den elf Monaten, während welcher ich mit Euch Verkehr gepflogen habe, jemals an etwas anderes gedacht habe als an Euer und Eurer Freunde Wohlergehen. Würde es Euch gut gewesen sein, wenn Ihr nichts von meiner Freundschaft gemerkt hättet? Ich bin Euch immer nahe gewesen, und mehr als einmal bin ich im stande gewesen, Zukünftiges Euch zu berichten, Euch zu erklären, was geheimnisvoll schien, und überhaupt in allen Euren Werken Euch zu helfen und Mut einzuflößen. Ist hierin irgend etwas geeignet, jemanden zu verletzen? Mich wundert, daß Frau Besant so irdisch befangen sein soll, sich einzubilden, die irdische Sphäre sei ein äußerlich geographisches und nicht ein geistig begrenztes

Gebiet. Wer im Geiste des Herrn lebt, der ist der irdischen Sphäre entrückt. Der Ort ist unwesentlich, der Geist ist alles.

Die Klage des Beraubten.

Wahrlich hier giebt es Millionen frommer Seelen voll großer und brennender Liebe für die, welche sie auf Erden zurückgelassen haben: Mütter, welche ihren Kindern entrissen sind; Frauen, welche ihre Freunde und ihre Gatten verloren haben; unzählige Männer, welche ihre einzige Lebensfreude verloren haben, als sich der Abgrund aufthat zwischen ihnen und ihren Geliebten. O, liebe Freundin, wolle doch nicht so thöricht reden. Welcher Sinn liegt in der Rede: Sie mögen in der Liebe Gottes allen Trost finden? Auf welche Weise wird Gott den Menschen denn offenbar? Offenbar wird er ihnen nur dann, wenn sie lieben; wo keine Liebe, da ist kein Gott! Glaubt Ihr denn, daß wir Gestorbenen, weil wir mehr von Gottes Gegenwart schauen und weil wir mit hellerem Bewußtsein im Lichte der Liebe unseres Heilandes leben, darum diejenigen weniger lieben, welche wir auf Erden zurückgelassen haben? Ich sage Dir, nein, das gerade Gegenteil ist der Fall. Desto größer und immer größer wird unsere Liebe, je mehr wir fortdauernd in der Gnade und in der Erkenntnis des Herrn wachsen. Aber wie kommt es, daß wir uns durch eine Zwischenwand von unseren Lieben abgeschnitten finden? Einesteils ohne Zweifel durch unsere eigene Schuld, aber auch Ihr tragt ein gut Teil Schuld daran.

Die Zwischenwand muß fallen!

Ihr seid früher belehrt worden über die Gemeinschaft der Heiligen. Ihr sagt und singt in allen Weisen von den Heiligen im Himmel und auf Erden, der einigen Heerschar des lebendigen Gottes, aber wenn nun einer von uns Hinübergegangenen sich bemüht und thatsächlich Anstalten trifft, um Euch wirklich diese Vereinigung zu verschaffen und Euch das lebendige Gefühl zu schenken, daß Ihr durch eine so große Schar treuer Zeugen geleitet werdet — dann entsteht wunder was für ein Lärm! Dann heißt es: Das ist wider Gottes Willen — das hängt mit Dämonen zusammen, das ist Beschwörung böser Geister! O liebe, liebe Freundin, laß Dich doch nicht durch solche Trugwarnungen bethören! Bin ich ein Dämon? Bin ich ein böser Hausschutt? Handele ich gegen Gottes Willen, wenn ich immer und immer wieder darnach strebe, Euch stärkeren Glauben an ihn und größere Liebe für ihn und alle seine Geschöpfe einzuflößen, — mit einem Worte — Euch enger und inniger mit Gott zu vereinigen? Ihr seid Zeugen, daß ich hiernach strebe; das ist meine Freude und meines Seins Gebot. Ich würde auch darnach streben, wenn Sie mir die Benutzung Ihrer Hand weigern wollten. Denn ich vermag mehr als die meisten, weil ich Euch eine klare Vorstellung meiner Handlungsweise geben kann. Aber ich thue gegen Euch mit Eurem Wissen nur das, was an anderen geschehen ist, welche mehr oder weniger unbewußt unter dem Einfluß standen, dem sie unterworfen waren.

Segen, der von oben kommt.

Hiervon ist ein Beispiel meine liebe E—. Ich brauche jetzt nicht mehr durch ihre Hand an Sie zu schreiben, weil ich beständig mit ihr unmittelbar verkehren kann und wirklich verkehre. Ich zeige mich zwar ihren Augen nicht, aber sie weiß, daß ich dennoch immer bei ihr bin und besonders dann bei ihr bin, wenn sie am tiefsten betrübt ist. Aber wenn Sie nicht zufällig — wie Sie sagen würden — nach F—. gekommen wären, so würde E—. nur ein undeutliches Halbbewußtsein erlangt und kaum gewagt haben, meine Nähe auch nur zu hoffen. Jetzt hat sie meine Nähe erfahren. Sie mögen sie nur fragen, ob diese Erfahrung ihr nicht ein großer Segen von oben geworden ist.

O lieber, lieber Freund, Sie kennen noch nicht den Strom erfrischenden Wassers, der hervorbrechen wird, wenn Sie auf diesen Felsen schlagen, und der das Volk von dem Untergange in der öden Wüste des Unglaubens zu retten vermag. Ich spreche jetzt nicht von Religion. Ich spreche von der Liebe. Liebe in der Welt gleicht dem Wasser im Meere. Ihre Wogen wallen und branden am Ufer des menschlichen Lebens, aber Ihr hört sie, Ihr versteht sie nicht. Warum versucht Ihr nicht Eure Welt mit dieser himmlischen Liebe zu überfluten? Ist die Sache denn nicht der Mühe wert? Was ist dann wohl der Mühe wert?

Jetzt will ich nichts mehr sagen über die Vermittelung. Ihre Pflicht ist es, sie einzurichten. Aus dem „Borderland“ kann sie entstehen, ein ander Mal will ich auf Einzelheiten eingehen.

Die Gefahren.

Jetzt sollen die Gefahren dieser Vermittelung, von der so viel die Rede ist, erörtert werden; aber ich habe nur weniges darüber zu sagen. Sicher ist, daß wahrhafte Liebe auf der himmlischen Seite vorhanden ist. Aber auch der Teufel und seine Engel sind mehr als bloße Gedankenbildungen. Es giebt hier übelwollende, tückische, freche Geister, ebenso wie bei Euch. Wer den Schauplatz und Spielplatz seiner Kräfte ausdehnt, giebt zu gleicher Zeit auch mehr Raum der Versuchung, dem Schaden und der Gefahr. Aber die ganze Frage ist eine des Gleichgewichts. Folgendes wünsche ich Euch zu fragen: Brecht Ihr oder sonst jemand in der Welt etwa den Umgang mit Euren Kindern ab, wenn sie vom Lande in das weitere Leben einer großen Stadt gezogen sind, aus Furcht, daß sie Euch in den Wirbel städtischer Versuchungen und in das Wagnis von Unheil und Gefahr bringen möchten? Ihr lächelt über solche Zumutung. Warum lächelt Ihr nicht gleichfalls, wenn Eure Lieben weggegangen sind, nicht nach New-York oder Chikago oder London, sondern hinauf zu Gott?

Ich fordere ja nicht, daß Ihr eine Pforte Euren Seelen öffnen sollt, durch welche jeder beliebige hierzu Geneigte eintrete, um von ihnen Besitz zu ergreifen. Es steht in Eurer Macht, diesseits so gut wie auf Eurer Seite in gute oder in schlechte Gesellschaft zu geraten. Auch das darf ich bemerken, daß es hüben wie drüben eine Möglichkeit giebt, Be-

kanntschaften zu machen, die man schwer wieder los werden kann. So geht es z. B. auch in London. Ihr seid doch nicht davor zurückgeschreckt, vom Lande nach London zu kommen, weil es in London viele Tausende von Dieben, Trunkenbolden, Schwindlern und Menschen eines üblen und lasterhaften Lebenswandels giebt!

Die Gefahr kommt nicht gegen die Liebe in Betracht.

Sie sagten, Sie seien nach London gekommen, Ihre Arbeit zu verrichten, und darum sei es notwendig gewesen, Gefahr zu laufen. Jawohl, und obendrein ist es auch notwendig, die Gefahren des Verkehrs zu bestehen auf dem weiteren Felde der entkörperten Geister. Warum? fragen Sie. O, lieber Freund, müssen Sie wirklich noch fragen? Dann haben Sie nie geliebt, noch die stürmische Begierde, den Geliebten zu helfen, gekannt. Nur auf den Fall der Liebe will ich mich beschränken. Ich will jetzt nicht darauf kommen, was Sie glauben und wissen, auf die Wichtigkeit, die stückweise Natur irdischen Lebens zu verwirklichen. Ich begründe mein Unterfangen auf dem weit und allgemein gefühlten Schmerz des menschlichen Herzens, nicht das gewisse Bewußtsein der Gegenwart und des Daseins der durch den Tod plötzlich ihm entrissenen Geliebten zu haben, entrissen durch das, was Ihr Tod nennt, der in Wahrheit der Beginn des Lebens ist. Darum ist es unerläßlich, sich den Gefahren seitens übelwollender Geister auszusetzen, um eine bewußte Berührung mit den vorausgegangenen Geliebten unterhalten zu können.

Und diese Gefahr, glauben Sie mir, wird ungeheuer übertrieben. Sie rührt fast ausschließlich her von den herrschenden falschen und närrischen Begriffen. Wenn Ihr nur den Gedanken der Fortdauer nach dem Tode festhaltet, wenn Ihr nur dessen eingedenk seid, daß das Leben dasselbe bleibt, wenn auch die Lebensbedingungen geändert worden sind, dann werdet Ihr nicht mehr so viele Uebel zu bestehen haben wie z. B. solche, welche aus dem Wahnglauben stammen, daß Euch, wenn wir mit Euch reden, eine Art geisterhaften Erdbebens begegne, daß ein gänzlich übernatürlicher Einbruch in Eurer Leben verübt werde. Es giebt garnichts Uebernatürliches. Alles geht natürlich zu, und unser Herr ist ein Herr über alles.

Sachgemäße Ratschläge.

Aber tretet nicht voreilig mit allen und jedem in Verkehr! Suchet Eure Lieben, und wenn Ihr sie gefunden habt, verkehrt mit keinem anderen, ohne ihren Rat gehört zu haben. Niemals dürft Ihr Eure eigene persönliche Verantwortlichkeit aufgeben, und immer müßt Ihr Eure Willens- und Urteilskraft unversehrt bewahren. Es ist ganz ebenso schlimm für Euch, willenlos wie ein Leichnam in der Gewalt eines beherrschenden diesseitigen Geistes zu sein, als die Kraft Eures Willens und Urteils und Eurer Persönlichkeit gänzlich in die Gewalt irgend eines Geistes

dahinzugeben, der auf Eurer Seite noch in einem irdischen Körper lebt. Wenn Ihr uns um Rat fragt, können wir Euch helfen. Aber behaltet das Steuer immer fest in Eurer Hand.

Auf welche Weise bedient sich Julie meiner Hand?

Nur etwas über die Art, wie der Verkehr hergestellt wird. Viele Geister sind meines Erachtens nicht fähig, durch handlenkendes Schreiben mit den Irdischen zu verkehren. Dennoch wird dieses Schreiben sehr einfach bewirkt. Ich lege nicht meine Hand auf Ihre Finger, und führe Ihre Feder nicht wie man ein Kind schreiben lehrt. Die Sache geht anders zu. Ich benutze einfach Ihr Gehirn wie die Sprechmuschel eines Fernsprechers. Mein Gedanke prägt sich selbst in Ihr Gehirn — in das unbewußte Gehirn, Sie legen Ihre Hand schreibfertig hin, und sie schreibt, was ich oder andere übermitteln. Ich habe behauptet, daß auch Leute, die noch auf Erden leben, in derselben Weise Ihr Gehirn benutzen können, und Sie haben meine Behauptung bestätigt gefunden. Der Gedanke eines anderen Denkenden kann sich unvermittelt, d. h. ohne die gewöhnlichen Sinnesorgane zu benutzen, auf Ihr Gehirn übertragen. Und wenn der Gedanke erst im Gehirn ist, wird die Hand in der gewöhnlichen Weise in Bewegung gesetzt.

Ich bin nur eine mangelhafte Schreibfeder.

Wenn Sie empfänglich genug wären, könnten Sie in jeglicher Sprache schreiben, welche der mitteilende Geist gebrauchen wollte. Aber Sie sind nicht empfänglich genug. Zwar ist Ihre Empfänglichkeit groß, aber Ihr eigenes Bewußtsein ist so stark, daß es beständig in Gefahr kommt, sich aufzudringen und mit unserer Botschaft sich zu mischen. Daher wird es selbst zeitweilig eine von uns begonnene Mitteilung — und zwar in einem anderen Sinn — vollenden. Diese eifrige, anziehende Fähigkeit zum Nachdenken des Vorgedachten ist oft dem Verkehr förderlich, freilich manchmal auch ein Hemmnis.

Die Ausübung des automatischen Schreibens ist, soweit ich gesehen und gehört habe, von keinerlei Nachteil begleitet. Es ermüdet weder noch schwächt es die Kräfte. Es ist die naturgemäße Ausübung einer Naturgabe; und beschwert es Dich zu Zeiten, so können z. B. auch Deine Augen manchmal vom Sehen Schmerz empfinden. Deshalb hält aber kein Mensch die Augen geschlossen.

Findest Du, daß es Dich müde macht, so höre auf! Solltest Du jemals gewahr werden, daß es Dich weniger fähig macht, Deine irdische Pflicht auszuüben, so höre auf! Helfen wollen wir und nicht stören. Wir wollen nur helfen, auch wenn wir zu eifrig und andringend werden. Du mußt auch Dein Teil thun, achte auf die Zeichen der Gefahr und sei dann entschlossen im Handeln! Immer thue zuerst Deine Pflicht, und Du wirst nicht ins Unrecht geraten.

Julie.

Zeugnis der Edina.

Ich habe weitläufig und genau auseinander gesetzt, wie ich mit geistgeführter Hand zu schreiben angefangen habe; nicht wegen des höheren Wertes der mir gemachten Mitteilungen, sondern weil ich mit größter Sicherheit dafür einstehe, daß die Thatsachen sich genau so verhielten, wie ich sie niedergeschrieben habe, mit Ausnahme der absichtlichen Aenderungen, welche die betreffenden Personen verhüllen sollen. Aber im Hinblick auf die Beweiskraft ist noch eine weit bemerkenswertere Reihe von Mitteilungen durch die taubstumme Tochter eines angesehenen Herrn in Edinburg gemacht worden, deren Mitteilungen, betitelt: „Beweis des Daseins von Geistern“, vor einigen Monaten den Lesern der Zeitschriften „Light“ und „Two worlds“ bekannt geworden sind. Sie sind unter dem angenommenen Schriftstellernamen „Edina“ geschrieben. In „Two worlds“ vom 30. Juni 1893 giebt Edina in gedrängter Kürze eine Reihe von Aeußerungen verschiedener Offiziere, deren viele in Afganistan gefallen sind, Aeußerungen, welche wegen ihrer ausgezeichneten, ja unübertrefflichen Beweiskraft und wegen des unantastbaren Charakters des Mediums, durch welches sie vermittelt worden sind, einen hohen, ja den höchsten Rang in der Zahl der Untersuchungen behaupten, durch welche die Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode bewiesen wird.

Beweis für die Persönlichkeit des sich anmeldenden Geistes.

„Edina's“ Tochter, welche auch noch eine hochbegabte, selbstentwickelte Hellseherin ist, beschrieb einen Offizier nach dem andern, gab ihre Namen richtig an und brachte Einzelheiten ihres Lebenslaufes und ihres Todes, von welchen weder sie noch sonst einer der Anwesenden ein Wort wußte. Die Genauigkeit der in dieser Weise übermittelten Nachrichten wurde durch sehr unverdrossene Untersuchung nacheinander festgestellt und erprobt, und neue Bildnisse der Gefallenen wurden aus vielen anderen Bildern durch das Medium herausgefunden, welches die Abgebildeten hellsehend, als sie ihre Botschaften schrieben, geschaut hatte.

Ich kann über diese soldatischen Mitteilungen nicht schweigen, ohne zu erwähnen, daß von den Hunderten von Botschaften, die wir von der „andern Seite“ empfangen haben, sich keine mit jenen vergleichen kann an Zusammenhang, Verschiedenheit der Handschrift und peinlich genauer Mitteilung der Thatsachen, Daten und aller möglichen Einzelheiten. Sicherlich, diese Botschaften beziehen sich alle auf vergangene Ereignisse, und viele unter uns würden wohl gern die gegenwärtige Beschäftigung oder Stellung des Schreibenden erfahren. Aber gerade das wird aus unbekannten Gründen nicht mitgeteilt, und wir müssen uns darum bescheiden mit der beschränkten Kunde, daß sie gar sehr „lebendig“ sind, und ihre selben Charaktere, Neigungen und Eigentümlichkeiten, welche sie auf Erden besaßen, behalten haben.

Der handführende Geist.

Derselbe Artikel vom 30. Juni bringt den folgenden Bericht über die „Intelligenz“, welche angiebt, der handführende Geist der Tochter Edina's zu sein.

Meiner Tochter geistiger Begleiter giebt sich uns zu erkennen als Professor Sandringham und hat sich seit dem Frühling 1890 ständig ihrer Vermittelung bedient. Diese Person war während ihres Erdenlebens Arzt und nach ihren eigenen uns gemachten Angaben in Kendal, Westmoreland geboren. Er berichtet, daß er hier und in Deutschland ärztliche Praxis getrieben habe und muß nach meiner Berechnung ungefähr 45 Jahre alt gewesen sein, als er hinüberging“. Vor etwa zwei Jahren gab er einem Arzte dieser Stadt eine längere Mitteilung über das Thema: „Gebrauch und Mißbrauch des Hypnotismus“ und gab bei dieser Gelegenheit an, daß Sandringham nicht sein wahrer Name während seines Erdenlebens gewesen sei. Wir kennen seine Gründe für diese Verhüllung nicht, aber ich vermute einen derselben in dem Umstande, daß er erst vor einer verhältnismäßig kurzen Zeit hinübergegangen ist. Mögen diese Gründe sein was sie wollen, immerhin kann ich behaupten, daß er sich als eine sehr „wirkliche“ Person erwiesen hat, in der That, als ein wahrer Führer, Berater und Freund gegen uns alle. Er steht in lebhaftem Verkehr mit dem Medium, seine, durch meiner Tochter Hand, automatisch niedergeschriebenen Botschaften dehnen sich auf viele Hundert Seiten aus, und bei allen ist die Handschrift unveränderlich die nämliche. Während der letzten drei Jahre hat das Medium beinahe täglich ihn gesehen und mit ihm gesprochen, und ihre Kräfte stehen gänzlich unter seiner Leitung und Aufsicht. Wir haben seine Geisterphotographie durch die Arbeit des Herrn Duguid aus Glasgow erhalten — kurz — „mein Professor“, wie unsere Tochter ihn nennt, ist uns eine sehr vertraute Persönlichkeit, obschon er nun „unter dem Schleier des Jenseits“ ist.





Die „Medizin“ des nordamerikanischen Indianers.[1]

Von

Dr. Ludwig Kußlenbeck

in Jena.

Es ist schwer, eine umfassende Begriffsbestimmung dessen zu geben, was der Indianer alles mit dem Worte „Medizin“ bezeichnet. Das Wort selbst ist bei ihnen seit etwa 200 Jahren von den Blaßgesichtern übernommen, augenscheinlich weil den Blaßgesichtern zuerst das Auftreten der Medizinmänner am Krankenlager auffiel.

In den zahlreichen Zusammensetzungen, in denen jedoch der Indianer das Wort verwertet, geht die Bedeutung desselben weit über die einer magischen Heilkunst hinaus. Der Indianer kennt ein Medizinland, eine Medizinhütte, einen Medizinpfahl, einen Medizinsack usw.; am ersten möchte noch das griechische δεινός den richtigen Sinn wiedergeben, für das es ja auch im Deutschen an einem kongruenten Wortbilde fehlt; denn Ausdrücke, wie „gewaltig“, „furchtbar“ sagen hier teils zu viel, teils zu wenig; manchmal könnte man es als heilig, manchmal wieder als unheilvoll übersetzen. Der Medizinmann ist dem Indianer so wenig ein bloßer Gaukler, daß ihm vielmehr ein Arzt wie Hippokrates, ein Weiser wie Sokrates einerseits ebenso als solcher gelten würde, wie andererseits ein Feldherr wie Napoleon I oder ein Dichter wie Goethe. Der Medizinmann ist ein ἀνὴρ δεινός.

Freilich führt der Indianer eben alles Gewaltige, sei es im guten oder bösen Sinne, wieder auf mystische oder okkulte Kräfte zurück, auf das Dämonische im Sinne Goethes. Vergleiche Eckermanns Gespräche mit Goethe (Reclam II, S. 62, 190, 201, 204, 205, 207, 217, 227, 229).

Ich erwähnte schon, daß einer der ältesten Forscher des indianischen Charakters, Schoolcraft, als Hauptmerkmal desselben den stoischen Heroismus hervorhob, und nannte selber diesen Heroismus Genialität der

[1] Vergleiche Maiheft der „Sphinx“ 1895.

Willensseite des Menschen. Dieser Heroismus besonders in seiner Richtung auf das Erdulden körperlicher Strapazen und Schmerzen ist dem für Schmerz und Unbequemlichkeit überempfindlichen Zivilisationsmenschen besonders befremdlich, er ist geneigt, ihn aus einer stumpferen Nervendisposition zu erklären. In Wahrheit verhält es sich damit etwas anders. Der Indianer erzieht sich durch eine „Medizintortur“ methodisch zum heroischen Krieger. Hören wir darüber einen deutschen Maler (Rudolf Cronau), der mehrere Wochen lang auf den Jagdgründen der Dakotas Studien angestellt hat:

„Unter den Männern“, schreibt er,[1] „fielen mir einige auf, deren Arme und Beine regelmäßige Punkte und kleine Rechtecke zeigten, die wie eine förmliche Tätowierung erschienen. Als ich einen der so Gezierten fragte, wie diese Punkte hervorgebracht seien, zog er mit Daumen und Zeigefinger ein Stückchen Haut straff in die Höhe und deutete an, daß dieselbe mit einem Messer dicht unter den Fingern durchschnitten werde, so daß sich ein rundes Loch bilde. Die Arme des Gefragten wiesen nicht weniger denn je 60 bis 70 derartige Narben auf, die in regelmäßigen Stichen vier-, fünf- und sechsfach nebeneinander standen und in ihrer lichteren Färbung scharf von der eigentlichen Hautfarbe abstachen. Andere Indianer trugen auf jeder Brustseite ähnliche, etwas größere Narben; dieselben rühren von langen, unter den Brustmuskeln durchgezogenen Lederstricken her, vermittelst welcher die Indianer während der Kriegerprobe die Selbsttortur ausüben. Diese Selbsttortur findet während des berüchtigten Sonnentanzes statt, und die jungen Krieger hängen oft einen vollen Tag lang an den am Medizinpfahle befestigten Lederriemen, bevor das Gewicht des Körpers das Zerreißen der Brustmuskeln herbeiführt.

In dem Streben, den Ruf eines besonders tapferen, standhaften Kriegers zu erlangen, suchen die jungen Männer in der Erfindung von scheußlichen Selbstquälereien einander zu überbieten, namentlich waren vor zehn, zwanzig Jahren noch Selbsttorturen im Schwange, die an Grausamkeit wohl kaum überboten werden können. Mit Daumen und Zeigefinger wurde zunächst das Fleisch an Schultern und Brust emporgezogen und mit einem Messer durchbohrt, dessen Klinge an beiden Seiten sägeartig zerhackt worden war, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte.

Durch die auf solche Weise erzeugten Wunden wurden Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers geschoben, dann ließ man vom Dache der Medizinhütte zwei Lederriemen herab, die man an den Pflöcken befestigte und woran man nunmehr die Gemarterten soweit in die Höhe hißte, daß die Füße den Boden nicht mehr berührten. Darauf wurde das Fleisch der Ober- und Unterarme, der Hüften, der Schenkel in gleicher Weise durchbohrt, in gleicher Weise mit Holzpflöcken versehen und diese Pflöcke

[1]) Rudolf Cronau, Im wilden Westen, eine Künstlerfahrt. S. 54 ff.

obendrein mit dem Schilde, dem Medizinbeutel oder mit Büffelschädeln beschwert, sodann wurde der Körper soweit emporgezogen, bis auch diese Anhängsel frei in der Luft schwebten. So gewährten die Gemarterten einen entsetzlichen Anblick; Ströme Blutes rieselten an dem nackten Körper herab, schwer hing der Kopf nach vorn oder hinten über, die Zunge trat weit zum Munde heraus. Das Fleisch war da, wo die Holzpflöcke und Lederriemen befestigt waren, die den Körper in der Schwebe hielten, bis sechs oder acht Zoll emporgehoben. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis der so grauenhaft Behandelte nahezu das Bewußtsein verloren hatte, und entsetzliches Schmerzgestöhne sich mit den zum großen Geiste emporgesandten Gebeten verband. Aber schneller und immer schneller erfolgten die Drehungen, keine Sekunde der Erholung wurde vergönnt, bis auch der letzte Schmerzensschrei, der letzte Seufzer verklungen war und kein Zucken mehr verkündete, daß noch Lebensgeister vorhanden seien. So blieb der Gemarterte fünfzehn, zwanzig Minuten lang hängen, anscheinend ein lebloser Körper und nun, nachdem der Medizinbeutel der völlig kraftlosen Hand entsunken war, ließ man den Ohnmächtigen endlich wieder zum Boden hinab, nur aber, um ihn neuen Martern entgegenzuführen. Man entfernte zunächst die Holzpflöcke aus Brust und Schultern, beließ aber die übrigen nebst ihrem Gewicht, und so schleppte sich der Gequälte, nachdem er wieder zu sich gekommen, zu einem neuen Martyrium, indem er seine Hände auf einen Büffelschädel legte und sich zu Ehren des großen Geistes den kleinen, mitunter sogar auch noch den Zeigefinger der linken Hand abhacken ließ.

Während all dieser Torturen standen die Häuptlinge und Krieger als Zuschauer ringsumher, um zu entscheiden, wer am längsten zu widerstehen vermöge. Endlich wurden die Armen zur Medizinhütte hinausgeführt, aber ihre Qual hatte immer noch kein Ende, — noch waren ja die Büffelschädel, der Schild, die Anhängsel an den Pflöcken befestigt. Und nun begann der sogenannte „letzte Lauf“. Bleich und erschöpft durch Blutverlust und vier Tage langes Fasten, standen die Dulder, harrend der neuen Pein. Und jeder derselben ward auf ein gegebenes Zeichen von zwei Kriegern bei den Armen ergriffen und im schnellen Laufe fortgerissen, so wild als möglich, um die Medizinhütte herum, so daß Büffelschädel, Schild und alles andere an den Pflöcken befestigte auf- und niedersprang, wobei der Indianer in der Regel das Bewußtsein verlor, ehe auch nur der halbe Kreis durchgemacht war. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüschen und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit schleppten sich dann die wieder zum Bewußtsein Gekommenen so gut sie konnten zu ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. Hatte so der Indianer durch das standhafte Ertragen dieser entsetzlichen Martern den Beweis erbracht, daß er würdig sei, ein Krieger zu heißen, so schloß er sich einem Häuptlinge an, um demselben auf dem Kriegspfade zu folgen.

Die letzte dieser grausigen Torturen hatte in Standing Rock ein Jahr vor meinem Besuche stattgefunden, jetzt aber war die Ausübung derselben durch den Agenten verboten worden“.

* * *

Offenbar handelt es sich bei dieser indianischen Kriegerprobe um nichts geringeres, als um methodische Herbeiführung einer ähnlichen Abstumpfung gegen physische Schmerzen und schließlicher Empfindungslosigkeit, wie sie sich mit hypnotischen und somnambulen Zuständen verknüpft. Ganz besonders geeignet dazu dürfte der schließlich durch die Drehungen am Medizinpfahl erzeugte Schwindel erscheinen. Hat die Schmerzempfindung erst einmal die letzte Schwelle überschritten, so tritt mit der plötzlich erreichten Bewußtlosigkeit nicht selten geradezu vermöge des Gesetzes der Reaktion eine Art von Wonnetraum ein, und die Erinnerung an diesen sowie das Bewußtsein des überstandenen früheren Schmerzes muß allerdings zum aktiven und passiven Heroismus zu allen kriegerischen Tugenden besonders geeignet machen; nach Tacitus dürfen wir annehmen, daß bei den alten Germanen eine ähnliche Abhärtungsmethode des jungen Kriegers üblich gewesen ist.

Auch die „dämonische“ Grausamkeit des Indianers, welche nicht abgeleugnet werden kann, erscheint moralisch in milderem Lichte, wenn man, was auch Cooper bereits in seinen durchaus lebenswahren Romanen betont, bedenkt, daß er von sich aus auch andere beurteilt und in dem Triumph des Willens über körperliche Qualen eine hervorragende menschliche Tugend erblickt, welche zu bezeugen nach seiner Meinung eine Ehre für den Gefangenen sein muß, den er an den Marterpfahl bindet.

Giordano Bruno würde die indianische Kriegertortur als ein Beispiel seiner eigentümlichen, von ihm zur Erklärung der verschiedensten abnormen Seelenphänomen aufgestellten Theorie von den „Kontraktionen“ oder seelischen Kraftanspannungen haben anführen können. (Vergl. Jordanus Brunus, Sigillus sigillorum. Opera latina. Gfrörer S. 569 des multiplici contractione; übersetzt in „Spaziergänge eines Wahrheitssuchers ins Reich der Mystik, S. 186—200). Er würde sie der 15. und letzten der von ihm aufgestellten contractiones zuordnen, welche er selbst für die löblichste erklärt, indem er sagt: „Ich bin geneigt zu glauben, daß der, welcher sich noch vor körperlichen Uebeln fürchtet, niemals etwas Göttliches gekostet hat“.

* * *

Die indianische Medizin umfaßt das ganze Gebiet des sog. Okkultismus oder der praktischen Mystik, die schwarze und weiße Magie. Der Glaube des Indianers an magische Kräfte ist unerschütterlich und zwar geht seine Ueberzeugung dahin, daß die rote Rasse in ganz besonderem Grade zur Entwickelung derselben befähigt sei. In drastischer Weise tritt dies in einer Legende zu Tage, die der Wyandot-Häuptling Oriwahento einem Reisenden erzählte.

Indianer-Legende
vom nackten Mann und bekleideten Mann.

Es trafen sich ein nackter Mann und ein bekleideter. Sie begannen miteinander eine Unterhaltung.

„Ich gehe, um meine Schöpfung zu übersehen, die ich gemacht habe“, sagte der letztere, welcher „Gut“ hieß, „aber wer seid Ihr?“ „Bekleideter Mensch“, sagte ersterer, „Ich bin so mächtig, wie Du! Ich habe alles Land gemacht, das Du siehst!“ „Nackter Mann“, erwiderte der Bekleidete, „ich habe alle Dinge gemacht, erinnere mich aber nicht, Dich gemacht zu haben“. „Willst Du meine Macht kennen lernen“, sagte der Nackte, „so wollen wir unsere Kräfte erproben. Laß jenen Berg hierherkommen, und darnach will ich dasselbe thun, und wir werden sehen, wer die stärkste Macht hat“. Der Bekleidete fiel auf seine Kniee und betete, aber es trat kein Erfolg ein, auch nicht zum Teil. Dann zog der Nackte seine Rassel aus dem Gürtel und begann sie zu schütteln und zu murmeln, nachdem er zuerst dem anderen die Augen verbunden. Nach einiger Zeit sagte er: „Siehe“. Er enthüllte ihm die Augen, und siehe, der Berg stand vor ihm und erhob sich in die Wolken! Dann verband er ihm wieder die Augen, nahm seine Rassel wieder und murmelte. Der Berg hatte seine frühere Entfernung wiedergewonnen.

Der Bekleidete hielt in seiner Linken ein Schwert, in der Rechten die Gebote Gottes. Der Nackte hatte in der einen Hand eine Rassel und in der andern eine Kriegerkeule. Die Macht des Schwertes zu zeigen, schlug der Bekleidete einen Zweig ab und legte ihn vor sich hin. Der Nackte nahm ihn auf und hielt ihn wieder an die Schnittfläche des Baumes und er wuchs wieder an. Dann nahm er seine Keule, welche platt und stumpf war, schlug damit den Zweig ab und heilte ihn wiederum an. Der Nackte konnte seiner Rassel dieselben Antworten entlocken, wie der andere seinem Buch. Der Bekleidete versuchte die Keule zu gebrauchen, konnte sie aber nicht mit Geschick verwenden, während der Nackte das Schwert nahm und so gut gebrauchen konnte, wie der andre.“

* * *

Diese Legende ist in mehr als einer Richtung von besonderem psychologischen und ethnologischen Interesse. Zunächst erinnert sie in ihrer Hyperbel vom Versetzen des Berges an ein bekanntes Wort des christlichen Heilands. Sie deutet sodann durch Gegenüberstellung des nackten und bekleideten Mannes an, daß die Zivilisation den Glauben, der eine Voraussetzung aller magischer Fähigkeiten sein soll, schwäche. Sie stellt die naturwüchsige, hellseherische Einsicht über die diskursive, indem sie die Rassel, das magische Instrument, dem Buche des Bekleideten vorzieht.

Die Rassel, als vermeintliches Erregungswerkzeug geheimnisvoller Kräfte, bietet ein besonderes ethnologisches Interesse, insofern sie an das Sistrum der alten Egypter erinnert. Als hypnotisierendes Werkzeug kommt

sie sogar in der Tierwelt zur Anwendung: die Klapperschlange, dieser Hypnotiseur unter den Reptilien, bedient sich ihrer Rassel oder Klapper, um ihre Opfer, besonders kleine Vögel, in eine schreckhafte Lähmung zu versetzen und wehrlos und fluchtunfähig zu machen.

Die oftmals sehr auffällige Wiederholung derartiger „magischer“ Hülfsmittel und Gebräuche hat manche ethnologische Forscher veranlaßt, gerade darauf ihre mannigfaltigen Hypothesen von einem verwandtschaftlichen Zusammenhang der Indianerstämme mit den verschiedensten Rassen und Völkerschaften der alten Welt zu begründen. Missionäre haben die Indianer Nordamerikas mit Vorliebe für die Nachkommen der angeblich verloren gegangenen 10 Stämme Israëls gehalten, und ich erinnere mich eines dicken Folianten aus der Göttinger Bibliothek, dessen Verfasser und Titel ich leider vergessen habe, in dem diese absurde, bekanntlich auch in einigen der berühmten Indianerromane Coopers persiflierten Behauptung unter besonderem Hinweis auf die Prophetengabe der Medizinmänner mit unglaublichem Aufwande scholastischer Gelehrsamkeit bewiesen werden soll.

Andere haben die Egypter aus gleichem Grunde zu Stammvätern der Indianer gemacht. Schoolcraft, the American Indians, S. 206 schreibt: „Das Vorkommnis einer zahlreichen Klasse von Jossakeds oder „Flüsterern“ (das Wort bedeutet soviel als leises Gemurmel auf der Erde) ist ein Zug, der an eine ähnliche Menschenklasse der östlichen Halbkugel im Altertum erinnert. In der That sind diese Personen die Magier der westlichen Urwälder. Bei der Ausübung ihrer Künste und besonders in den Begriffen, die sie über die Heiligkeit des Feuers und über die Seelenwanderungslehre an den Tag legen, muß man eine Abkunft von den Schülern des Zoroaster und der fruchtbaren persischen Rasse weit eher denken, als an eine solche von der geistig weit beschränkteren Mongolenrasse“.

Mit demselben Rechte könnte man augenscheinlich auf die Druiden verweisen. Vielmehr hätte man meines Erachtens zunächst umgekehrt aus dem gleichförmigen Auftreten der fraglichen magischen und transscendentalen Gebräuche und Fähigkeiten auf ihre allgemein-menschliche Prädisposition folgern sollen.





Unsterblichkeit.[1]

Antwort auf die Rundfrage.

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn,
Staatsarchivar in St. Gallen.

1. Die Annahme, daß von der menschlichen Individualität nach dem Tode des Körpers irgend ein bewußter Wesenskern fortdauere, ist eine auf höheren Stufen des Denkens bei den Völkern der Erde beobachtete Kulturerscheinung, welche in ihren Anfängen wahrscheinlich auf dem Schlusse beruht, daß die Wiederkehr der Gestirne nach ihrem scheinbaren Untergange, das Wiederaufleben der Vegetation nach ihrer Erstarrung, die Verwandlung der Insekten und vielleicht noch andere Naturerscheinungen auch im Menschen ihre Analogien haben dürften, wozu wohl auch die Erfahrung des Träumens von verstorbenen Personen beitragen mochte. Bei weiter hervorgeschrittenem Denken nimmt jene Vorstellung moralische Motive in sich auf, indem sie sich von der Erfordernis einer Wiedervergeltung sowohl für gute, als für schlimme Handlungen des Menschen leiten läßt. Sie wird aber häufig aus wissenschaftlichen Gründen verworfen, weil ihr selbstsüchtige Zwecke und unbewiesene Behauptungen schuldgegeben werden.

2. Da ich weder Thatsachen erlebt habe, welche für, noch solche, welche gegen die Fortdauer eines Wesenskerns des Menschen nach dem leiblichen Sterben sprechen, und mir auch keine Thatsachen außerhalb meiner Erfahrung bekannt sind, die mich zu einer entschiedenen Stellungnahme in dieser Frage zwingen könnten, so muß ich mich auf folgende mehr oder weniger hypothetische Meinungen beschränken:

a) Es ist möglich, daß das allgemeine Vorkommen des Fortdauerglaubens auf einem dem Menschengeschlechte angeborenen Instinkte einer ihm nur nicht zum unmittelbaren Bewußtsein gekommenen Thatsache beruhe.

[1] Vergleiche „Sphinx", Mai 1895: Antwort von Felix von Weingartner.

b) Ich halte die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes als eines Ganzen, zu welchem jeder einzelne beizutragen hat, für wichtiger, als die Vervollkommnung des einzelnen in Lebensphasen, von denen die Ueberlebenden keinen geistigen Vorteil haben.

c) Ich kann mir nicht vorstellen, daß nach dem Tode, die Trennbarkeit der Seele vom Körper angenommen, der erstern so viel Materielles anhafte, um ferne Räume durchmessen zu können, während ein Verbleiben der abgeschiedenen Seelen in der Nähe der Todesstätte mir ein so trauriges Los scheint, daß ihm ein völliges Aufhören des Bewußtseins vorzuziehen wäre.

d) Um die genannte Trennbarkeit und Fortdauer für glaubhaft zu halten, scheint es mir notwendig, eine solche ohne Erinnerung an den früheren Zustand wenigstens für eine gewisse Periode anzunehmen, weil ein Wesen, das kein Ende hätte, auch keinen Anfang gehabt haben könnte, mithin im Falle der Wirklichkeit einer Fortdauer unser Erdenleben ein solches ohne Erinnerung an einen früheren Zustand sein müßte, der uns aber, wenn diese Phantasie gestattet ist, vielleicht in unerklärbaren Träumen noch undeutlich, in späteren, vollkommeneren Phasen aber deutlicher ins Bewußsein treten möchte, so daß ein allmählich von Stufe zu Stufe erwachendes Erinnerungsvermögen denkbar wäre, ohne welches die Fortdauer überhaupt als wertlos erachtet werden müßte.

St. Gallen, 29. Juni 1894.





Aphorismen eines Einsiedlers.[1])

Von

Paul Zanzky.

Ich ging den Pfad des Irrtums und wußte es nicht; doch als ich mich selber widerlegt hatte, es einsah und darüber lächelte, da wußte ich, daß ich einen Augenblick recht hatte.

Du zählst die Sekunden, indessen Tag und Jahr ungenützt verrinnen: wäge Gedanken und Thaten, um den Inhalt deines Lebens zu erkennen!

Die Schwätzer glauben zum wenigsten gescheite Menschen zu sein; aber Klugheit hat sich noch nie durch viele Worte verraten.

Es giebt Menschen, die teilen lebenslang Lehren aus und nehmen keine an: sie kennen weder sich, noch andere, noch die Dinge, trotzdem sie sehr lichte Vorstellungen von allem haben. Es giebt andere: die kennen Menschen, Dinge und vielleicht sich selber, — aber gerade darum denken sie nie daran, einen Rat zu geben.

Was ich außer mir besitze? Ist es nicht genug, mich selbst zu haben und mein zweites Ich mit allem Widerstreit und jedem neuen Versuch zur Uebereinstimmung und dem kühnen Streben, das Unerreichte dennoch zu erreichen? Wie sollte ich nach loseren Dingen und Zuständen verlangen, sie nicht vielmehr von mir werfen, wenn sie mir noch anhafteten?

Viele Zungen sprachen aus mir, als ich dem Drang und der Welt gehörte; nun gehöre ich in mir dem Leben, wie sollte ich mehr denn eine Zunge haben?

[1]) Vergl. „Sphinx" XVIII, 97, März 1894, S. 189—192 und XX, 109, März 1895, S. 188—192.

Nie noch hieß einer sich selber gut von Anfang bis zu Ende; nie verblieb einer derselbe.

Ich schaue nur noch auf die nächsten Dinge, daß sie mir den Weg zum Fernsten bereiten, denn jenes Fernste selber liegt mir als Richtung vor.

Viele harte Pfade lernte ich im Leben kennen, doch einen schönen gewundenen Pfad fand ich auch: an ihm ergötzt sich die Genügsamkeit meiner Seele.

Du lockst mich, du bewegst mich, du häufst mir die Lust der Seele, — aber du verführst mich nicht, enttäuschest mich nicht. Gehörest du nicht zu den Mehrern des Gutes meines Abends?

Ich hatte viele Wünsche und manches Verlangen im Leben; nun habe ich eine Hoffnung: in mir dem Bilde meiner Freiheit treu zu bleiben.

Der Wege sind viele, welche die Menschen zur Erkenntnis führen; aber für dich giebt's nur einen Pfad: du gehst ihn.

Was uns „Modernen" abgeht, sind die Säulen des Horizonts. So giebt es einige wenige, die ihre Lebensaufgabe kennen, aber der Mensch ward zum Irrlicht und Firlefanz.

Die Wahrheit formt das Gesetz; das Gesetz ist wandelbar: also ist die Wahrheit wandelbar.

Was den Griechen und Römer noch heute in unseren Augen so hochstellt, ist, daß er alles aus einem begrenzten Leben für ein Weltreich lernte, während der Moderne nicht mal aus Weltreichen das Notwendige für sein Leben entnimmt.

Die Wahrheit wird; der Pfad zu ihr entwickelt sich: bald eben, bald steil, abweichend, im Zickzack und geradlinig. Wer diesen Pfad sich selber bahnen muß, ohne Fußspuren zu finden, und dennoch freudig bleibt, er findet sich selber in der Wahrheit.

Es gehört zur Größe der Natur, alles Kleine und Widersprechende als sie Ergänzendes in sich zu bewahren.

Zweimal dasselbe thun wollen, heißt sich selber mißbilligen als unkundigen, saumseligen, schlafenden Kunstgestalter seines Lebens.

Die Künstler der Griechen waren philosophischen Geistes: darum hegte das Volk selber, welches aus ihnen seine geistige Nahrung zog, eine so große Achtung vor der Lebensweisheit, daß es neben Epikur Zenon, und neben diesem Diogenes zu schätzen wußte.

Uns geht die Weisheit als Lebensinhalt ab, d. h. das Leben als Gestaltung nach einem Ideal, sei es transscendentaler, sei es irdischer, aber dennoch unvergänglicher Natur. Dieser Gehalt fehlt ebenso der ganzen Kunst.

Die Weisheit giebt es nicht; doch giebt es unsere Weisheit und die der Zeitgenossen, wie jene der Himmelsstriche in Vergangenheit und Zukunft.

Alles Unbestimmte hat auch seinen Wert: es läßt selbst das individuelle Leben als solches erscheinen, das ewig dauern müßte, so ihm die Sicherheit zur Handlung verschaffend.

Sich „objektiv" zu allen Dingen zu stellen, ist ein Unsinn. Man kann sich und die Umgebung nicht versteinern, noch die ganze Welt unter denselben Gefrierpunkt und gleichen Barometerstand bringen.

Der Schüler, welcher nur darauf achtet, überall in die Fußstapfen des Meisters zu treten, tritt auch seine Lehre breit, d. h. verpöbelt sie und macht sie unkenntlich.

Wer einen Denker verstehen will, der sehe zu, woher er kommt und wohin er gelangen will; sonst macht er sich ein Phantom zurecht, an das er glaubt, wie ein Sektierer.

Es ist nichts so schwer, als einen Gedanken zu formen, wenn man gedankenlos hinlebt; hingegen hebt sich von selbst eine Idee aus der Kette von Begriffen heraus.

Ein „Tagebuch" zu führen, kann zu einer guten Zucht verhelfen; hat man diese Zucht, so wirft man das Buch ins Feuer.

Es giebt Menschen, die besinnen sich nie auf sich selber: es sind die Tagelöhner des Lebens und die Geschwätzigen des Marktes.

Was man erlebt, steht zur Theorie des Lebens, wie eine gemachte physikalische Entdeckung zur erlernten Thatsache.

Die Vielthätigen haben vor den Reflektierenden den Vorsprung, daß sie ihr Leben ausfüllen, also, daß es ihnen selber gehaltreich erscheint, wie der Menge.

Die Erkenntnis wirkt grell und abstoßend, wofern sie in die Tiefen der Empfindungen und Leidenschaften fällt; sie beruhigt, wo es sich um volle Aufklärung der Einsicht handelt.

Der Abend hat ebensowenig eine Bedeutung für dich, wie der Mittag oder die Vesperstunde, wenn sie deinem Leben keinen Stempel aufdrückten.

Viel wissen, heißt meist wenig können; etwas gründlich kennen, ist sich selbst vertiefen, sich ergründen.

Es giebt Menschen, die nie etwas klar sehen wollen: es sind die Visionäre, denen ihr Traum als Wirklichkeit gilt.

Ich weiß vieles nicht, doch dreierlei weiß ich bestimmt: der Mensch ist verschieden vom Menschen; der eine lebt vom andern; alle wandeln in unbewußten Ketten.

Nicht die Rache ist süß, sondern das Gefühl des wiederhergestellten Gleichgewichts: dieses erreicht der Sanftmütige von selbst, indem er vergiebt.

Keine Reue, keine Strafe, kein Tod „sühnt“ etwas: sie sind nur warnende Tafeln an gefährlichen Stellen, an denen immer wieder irrende Menschen vorüber müssen; doch in der Eile gewahren sie die weitaus meisten nicht.

Ich gab dir etwas, du nahmst mir noch mehr: war ich zu karg im Geben oder du zu heißhungrig?

Viele Wellen bildet das Meer, und jede bricht sich an einem Strande; doch das Meer zerbricht nimmer. Also strandet jeder einzelne; doch die Menschheit flutet weiter.

Das Reich des Lebens ist eins mit dem des Todes, wie Himmel und Erde, zeitlich und ewig, endlich und endlos eins sind.

Daß du dich selber erkennen lerntest, dazu fandest du soviel Prüfsteine und verlockende Gärten an deinem Wege.

Die „Treue“ ist ein Festhalten an den Planken des Schiffes, auf welchem wir die Fahrt des Lebens machen. Zuweilen sterben wir deshalb eines salzigen, qualvollen Todes.

Ein Opfer bringen ist ein Anerbieten machen, das ausgenützt wird: als solches hat es immer seine Schattenseiten für den Darbringenden, dessen Spenden über seine Kräfte mißbraucht werden.

„Einmal, nur einmal!“ lautet der Wahnsinnsdrang der Minute. Doch die Minute kehrt wieder und wieder und gebiert von neuem aus sich den Drang: „noch einmal!“

Viele Schuppen müssen von dir sinken, ehe du die Reinheit der Begierdelosigkeit und so nur der Durchsichtigkeit erhältst — wenn sie im Wandel dir werden kann.

Das „Gleichgewicht des Lebens“ erreicht sich nur auf Sekunden: das Leben ist ein Balancieren zwischen Sein und Anderswerden.

Im Lande der Freiheit wohnen die Sichgutheißenden; in der Knechtschaft verbleiben die Sehnsüchtigen.

Es giebt eine notwendige Zucht für jeden: sich mit sich selber in Uebereinstimmung zu bringen; wer sie nicht übt, erreicht seine erste Menschenaufgabe nicht und folglich noch weniger alles, was aus ihr fließt.

Wer Weib, Kind und alles was sein ist, verlassen kann, der hat sich noch nicht gefunden und thut es unter dem Eindruck, sich für sich frei zu machen.

Niemals lachte mir der Tod so hold, wie, als ich ihm einmal um eine Sekunde nahe stand. Seitdem weiß ich, daß wohl der Weg zum Grabe schwer, die Erlösung vom Wandel aber eine Seligkeit ist.



Feuerzauber.

Mir kam zufällig das Dezemberheft der „Sphinx“ von 1894 in die Hand, in welchem ich einen Bericht unter obiger Ueberschrift fand. Dieser erinnerte mich an eine Begebenheit, welche ich in meinen Jugendjahren vielfach von alten Leuten erzählen hörte. Ich will dieselbe so wiedergeben, wie ich sie noch in guter Erinnerung habe. Vielleicht bietet sie einen Beleg zu oben angeführtem Berichte.

Eines Tages kam eine Herde Zigeuner ins Dorf und verlangte bei einem Besitzer Nachtlager. Dieser gewährte dasselbe, wenngleich widerwillig, und wies ihnen seine Scheuer an. Nebenbei bemerkt, war das ganze Wirtschaftsgebäude gezimmert und mit Stroh gedeckt. Die Zigeuner machten es sich darin bequem, und bald loderte auch ein mächtiges Feuer in derselben, um welches sich die braunen Kinder der Steppe behaglich lagerten. Der Bauer war natürlich voller Angst, es möchte ihm sein ganzes Gebäude in Flammen aufgehen; er postierte sich am Eingange, um einerseits dem Treiben der Zigeuner zuzusehen, hauptsächlich aber, um gleich bei der Hand zu sein, wenn die Flammen etwa weiter greifen sollten.

Wie es bei solchen alten Gebäuden gewöhnlich der Fall ist, waren unter dem Strohdache eine Unmasse von Spinneweben. Ein alter Zigeuner mochte dieselben bemerkt haben. Er nahm eine Fackel aus dem Feuer und brannte mit derselben ein Spinnengewebe ums andere herab. Sobald die Flamme ungebührlich hoch aufloderte, sagte er nur: „pst“ und alsobald erlosch sie auch. Es läßt sich denken, daß dem Bauern dabei heiß und kalt wurde, da er mit ansehen mußte, daß unter seinem Strohdache so herumgezündet wurde.

Anderen Tages, als die Zigeuner abgezogen waren, war in der Tenne nicht ein Brandfleck zu sehen, obgleich sie auf den bloßen hölzernen Dielen derselben geheizt hatten, und kein Strohhalm des Daches war versengt. Nur die Spinnengewebe waren weggebrannt.

Diese Geschichte hat noch ein Nachspiel.

Nach einiger Zeit hatten sich die Spinnen wieder neue Netze gesponnen, und der Bauer erinnerte sich des einfachen Mittels, mit welchem der alte Zigeuner dieselben entfernt hatte. Er nahm deshalb eine Spanfackel, um diese Spinnengewebe herabzubrennen. Als es bedenklich hoch aufflackerte, sagte er wohl auch „pst“, aber so oft er es auch wiederholte, es half nicht. Die Flamme ergriff das Strohdach und sein Wirtschaftsgebäude ging in Flammen auf.

So weit geht meine Erinnerung.

St. Oswald. **B. J. Krones.**



Außerhalb des Körpers.

Folgender höchst interessante Bericht über Erfahrungen während einer Narkose sind mir von einem Mitgliede der theosophischen Gesellschaft eingesandt worden; es ist ein Auszug aus einem Briefe, der an ein Familienglied des Berichtenden geschrieben ist. Er sagt:

Am Montag ließ ich mir einen Zahn ausziehen und wurde dabei mit Nitro-Oxygen narkotisiert; während ich mich unter dem Einflusse des Gases befand, machte ich eine höchst sonderbare Erfahrung. Nach einer anfänglichen, kurzen Periode von Bewußtlosigkeit wurde mir klar, daß ich mich nicht mehr auf der physischen Daseinsebene befand; mein Körper und alle andern physischen Gegenstände schienen verschwunden zu sein. Nach jeder Richtung hin streckte sich ein dunkles blaues Gewölbe, etwa dem Himmel einer Sommernacht vergleichbar. Ich schien selbst keine Form zu haben, doch mein formloses Selbst umgab ein weißes mildes Licht, das wie eine Art formlosen Körpers für mich handelte, und von ihm ging etwas aus, was ich nur als einen leuchtenden Faden bezeichnen kann, und ich wußte, daß dieser mich mit meinem physischen Körper verband. Nahe bei mir, fast in Berührung mit mir, war ein anderer formloser Körper aus eben solchem milden weißen Lichte, gerade wie ich; und er leuchtete mit ganz derselben Stärke. In beträchtlicher Entfernung waren andere weiße Lichter, viel weniger hell als ich und das in meiner Nähe; solche Lichter erstreckten sich in weite Ferne, soweit ich nur sehen konnte.

Damals konnte ich wirklich verstehen, was es hieß, formlos zu sein und doch seine Individualität zu behalten, und ich sagte mir: „Natürlich kann es formlose Wesen geben. Wie wunderbar, daß ich das vorher nicht begreifen konnte! Schon öfter bin ich, wie jetzt, formlos gewesen. Ich erinnere mich alles dessen". Aber ich wußte zugleich, daß meine Fähigkeit, solchen formlosen Zustand zu begreifen, nur darauf beruhte, daß ich mich jetzt außerhalb meines Körpers befand und daß ich, wenn ich wieder in meinen Körper zurückkehrte, wieder ganz unfähig sein würde, einen solchen Zustand zu verstehen.

Nun fing eine Stimme an zu sprechen. Ich erinnere mich nicht genau der Worte; aber sie waren ungefähr das folgende: „Wisse, daß formlose Wesen beten. Weil du nun dem Gesetze gehorcht und dich mit einem Körper angethan hast, der stofflich und stumpf ist und der für Dinge, die du jetzt verstehst, große Hindernisse bietet, so mißtraue niemals wieder den innern Geisteslehren und gieb dich nicht dem Unglauben hin in Sachen derjenigen Zustände, die dir in deinem Körper unbegreiflich sind!"

Dann fühlte ich Antriebe dem Faden entlang, der mich mit meinem Körper verband, und ich wußte, daß ich nun zu ihm zurückkehrte. Es schien mir, daß ich in spiralförmigen Windungen in meinen Körper hineingezogen wurde; der ganze Vorgang dieser Rückkehr war höchst unangenehm. Ich wünschte durchaus nicht zurückzukehren, ebenso-

wenig wie man für gewöhnlich den Wunsch hat zu sterben. Als ich erwachte, waren meine ersten Worte: „Was für ein entsetzliches Gefühl!" Ich dachte dabei an das Rückkehren, nicht an das Zahnausziehen, wovon ich nichts gefühlt hatte.

Hinsichtlich der andern Lichter, die ich sah, hatte ich den Eindruck, daß sie für immer vom Körper getrennt (d. h. verstorben), aber daß ich und das helle Licht neben mir nur zeitweilig außerhalb des Körpers waren.

Ist das nicht ein merkwürdiges Erlebnis? Nie in meinem Leben hatte ich so lebhafte Eindrücke. Dies ist ein so unbedingt wahrer Bericht, wie ich ihn überhaupt nur schreiben kann; nur bin ich leider nicht im stande, auch nur einigermaßen wiederzugeben, was ich in jenen Augenblicken empfand, denn mein Gehirn kann eben nichts begreifen, was ich damals fühlte. Ich habe mir schon früher einmal einen Zahn ausziehen lassen an demselben Orte und in gleicher Weise; damals aber war ich völlig unbewußt während der ganzen Zeit. Lucifer, 15. Juni 94, 265.

Weltenträume von E. O. Hörsting.

Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) Leipzig. 49 S. Preis 1 Mk.

Selbstanzeige.

Weltenträume schildert in Bild und Gleichnis das Ringen nach geistiger Erkenntnis.

1. Der Wahrheit Suchende, der bisher nur das Empfindungsleben der Außenwelt lebte, tritt in die stille Klause des erdgebundenen Verstandes, der ihm die Welt im Spiegel der Vorstellung zeigt. In ihm erkennt er die Erscheinungen des Lebens als Wirkungen und erkennt von diesen Wirkungen die nächstliegenden Ursachen; doch vergeblich forscht sein Blick nach dem Ursprung des Lebens, nach dessen Ziel und Zweck, und der Duft nur geahnter Vergangenheit, sowie das Hoffnungsbild einer glückseligen Zukunft, wie es früher sich ihm Walhalla gleich aus den Wolken hob, müssen der starren, trüben Oede strenger Verstandesfolgerung weichen, die einzig von der Sinneswahrnehmung ausgeht.

Da regt sich das Verlangen die Verstandeskraft zu prüfen, auf deren Grund sich das Gebäude solch trostloser Weltanschauung erhebt. Auf welche Weise tritt die stoffliche Außenwelt in unsere Vorstellung? Wie erfolgt unsere Sinneswahrnehmung? Der Verstand vermag keine befriedigende Antwort zu geben; denn die Kenntnis vom Stoff wird einzig durch die unverstandene Kraft vermittelt, und nur ein kleiner Teil der wirkenden Kraft macht sich den Sinnen wahrnehmbar. Die Gesetze der Kraft sind etwas Geistiges, und geistig ist das Wahrnehmende in uns — bedarf

es vermittelnder irdischer Kraft, damit Geistiges auf Geistiges wirke? Der Verstand, unfähig Gewißheit zu geben, weist den Suchenden hin auf eine scheinbar unmittelbare geistige Einwirkung (Hypnotismus), dann, indem er sein Wesen schildert, auf die ihn störende, oft aber auch fördernde Phantasie. Er ist ein Kind dieser Welt, und die Erkenntnis, daß die — unsere Sinnenwelt bedingenden — Anschauungen von Zeit, Raum und Folgezwang unlösbar mit ihm verknüpft sind, diese Zerlegung und Umgrenzung seiner selbst, erkennt er als seine größte Leistung. Sie erwies, daß die Bedingungen der Welt nicht außer uns, daß sie in unserem erdengebundenen Verstande liegen, daß dieser Verstand das Ueberweltliche nie erschließen könne, indem er stets die Erdenbedingungen damit verknüpfen müsse.

2. In jenem Empfinden, das unabhängig von äußeren Eindrücken besteht, in der Sehnsucht nach der Wahrheit, nach dem Göttlichen, die gleich einem aus reinerem Urzustand geretteten Keim in uns ruht, findet der Mensch in sich eine Spur des Ueberirdischen, des Ewigen. Noch unvermögend diese Spur im eigenen Innern zu verfolgen, sucht er sie in der geistigen Menschheit. Er erkennt sie im Genius, der den Verstand weit überflügelt, im Gewissen, wie es beglückend oder strafend wirkt; er sucht sie in den Gesetzen geistigen Lebens, im schwankenden Maßstab von Glück und Leid, im Wechsel von Thätigkeit und Rast, in der unserem Denken und Empfinden anhaftenden Notwendigkeit des Gegensatzes.

3. Doch überall Schwankung und Wechsel in der Erscheinung, fester Halt einzig im eigenen Innern. Und dem Innern wendet der Mensch mit Inbrunst den Blick abermals zu, denn nur dort kann unvermittelt das Ewige ihm aufleuchten, nur im Geiste kann Geistiges gefunden werden — und, Dank der inneren Stimme, wird ihm schließlich ein Lichtblick zuteil, ein Lichtblick, der nur dem geistigen Empfinden, nicht dem irdischen Verstande, sich erschließen kann.

❦

Der Evangelimann von Dr. Wilhelm Kienzl.

Kurz vor Abschluß des Juniheftes hörte ich gerade noch die Oper „Der Evangelimann" von Kienzl im Berliner Opernhause, die so viele Vorzüge vor anderen neueren Musikwerken dieser Art hat, daß ich ihre Einführung in weitesten Musikkreisen empfehle. Der Klavierauszug mit Text ist bei Ed. Bote und Bock, Hofmusikalienhändlern in Berlin W., Leipzigerstraße 37, erschienen (Preis 8 Mark) und entspricht allen Anforderungen.

Der Dichterkomponist Kienzl ist 1857 in Weizenkirchen (Ober-Oesterreich) geboren und wurde in Graz erzogen, so daß er sich als Steiermärker fühlt. Er besuchte nie ein Konservatorium, studierte aber auf

den Universitäten Prag, Graz, Leipzig und Wien Philosophie und Kunstgeschichte und machte sein philosophisches Doktorexamen mit der Richard Wagner gewidmeten Dissertation „Die musikalische Deklamation". Als Schüler Wagners lebte er lange in Bayreuth und wohnte auch der Beerdigung Wagners in Venedig bei. Er dichtete und komponierte die Oper „Urvaşi" nach Kalidasa (Verlag von Ries u. Gillich in Berlin), ebenso die Musiktragödie „Heilmar der Narr". Gesammelte Abhandlungen von Dr. Kienzl sind bei Matthes in Leipzig erschienen.

Diese Mitteilungen erhielt ich vom Dichterkomponisten, der den untrüglichen Eindruck einer offenen, gemütvollen, liebenswürdigen Persönlichkeit macht und durch sein natürliches und frisches, gutherziges Wesen jeden gewinnen muß, mit dem er verkehrt.

Dr. Kienzl's musikalisches Schauspiel „Der Evangelimann" bricht mit dem unharmonischen Toben der Rachsucht und wilden Tierleidenschaft. Es stellt eine Handlung dar, in welcher christliche Gesinnung zur That wird.

Dr. Kienzl ist philosophisch genug durchgebildet, um zu wissen, daß die einfache Lehre der Bergpredigt den Höhepunkt unserer Ethik bildet. Dieser Gedanke ist das Ziel der Dichtung, in welcher zwei Brüder den Kampf des Guten mit dem Bösen darstellen. Matthias, der jüngere Bruder, liebt ein Mädchen von edler Geistesart und wird von diesem geliebt. Der ältere Bruder Johannes wirbt vergeblich um die Neigung desselben Mädchens, setzt seinen Bruder Matthias ihr gegenüber herab, bewirkt seine sofortige Amtsentlassung bei dem Oheim Marthas, stiftet einen Brand und lenkt den Verdacht der Urheberschaft auf Matthias, der unschuldig zu vielen Jahren schwerer Kerkerhaft verurteilt wird. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis tritt er, gebrochen an Seele und Leib, in die Welt zurück und wird „Evangelimann", d. h. er liest das Evangelium auf seinen Wanderungen von Ort zu Ort vor und lebt von Almosen. So trifft er seinen Bruder Johannes wieder, der, von Reuequal zerrissen, im Sterben dem mißhandelten Bruder das Geständnis seines Verbrechens macht. Nach schwerem Kampfe verzeiht ihm Matthias, der erst jetzt erfuhr, daß seine Braut den Tod in den Wellen gesucht hat.

Die Komposition bewegt sich auf Wagners Wegen und ist reich an dramatischem Leben. In den Glanzpunkten gehört eine ergreifende Kinderszene, in welcher Matthias als Evangelimann die Lehre der Bergpredigt vorträgt und mit den Kindern einübt; einfach, wahr und gemütvoll ist der Musikausdruck der Bibelworte. Edel und erhebend ist das Abschiedsduett der Liebenden, frisch und keck die Volksszene. Die Darstellung ist vortrefflich: Herr Dr. Muck, dem das Werk gewidmet ist, hat es mit solcher Sorgfalt einstudiert, daß die Absicht des Komponisten in vollem Maße zur Geltung kommt. Herr Sylva, Frau Pierson und Herr Bulß vertraten die drei Hauptrollen mit so dramatischer Kraft, daß man erlebte, was auf der Bühne vorging. **Dr. Göring.**

„Königsfühne", Erzählung von Jiriczek.

Otto L. Jiriczek schildert in seiner Erzählung „Königsfühne" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1894; Preis 2 Mark) den Zwiespalt, den ein herrschsüchtiger Mönch in einen deutschen Volksstamm, die Quaden, wirft, bis ein Ueberfall der Hunnen die hadernden Glaubensparteien zu gemeinsamem Handeln unter dem edlen Fridurik zwingt. Der zum Tode verwundete Fridurik verrät sterbend im Fiberwahn, daß er König Radagais ist, der sein Volk in nutzlosem Kampfe zerstreut und vernichtet hat, seine Schuld aber durch Vereinigung der letzten Stammesreste gesühnt hat. Fridurik's Tochter Herdis, die durch den Haß des beschränkten Zeloten von dem treuen Hadnwart getrennt worden war, findet den edlen Mann in dem Augenblick wieder, in welchem sie ihren sterbenden Vater in den Armen hält. Nach der Abwehr der Hunnen beschließt der überlebende Teil des Stammes aus politischen Gründen zum Christentum überzugehen. Lebenswahr ist die königliche Gestalt Friduriks, des ehemaligen Königs Radagais, und seiner Tochter Herdis. Durch die Erzählung weht der frische Geist echten Deutschtums. Im Gegensatz dazu steht der Geist finsteren Glaubenshasses bei dem römisch-christlichen Priester. Der Dichter, welcher die Wege Felix Dahns betritt, hat in seiner Erzählung eine Friedensformel eingeflochten, welche Fridurik zur Eröffnung des Things, andachtsvoll den Blick gegen den Himmel gerichtet, feierlich spricht:

Gehör heisch ich
Und heilige Andacht
Von aller Freien
Versammeltem Volke:
Friede gebiet ich
Und fromme Scheu,
Untreue banne ich
Und böses Werk.
Bricht ein Frevler
Den heiligen Bann,
In Fehde falle er,
Wo er sich findet —
Spitze schneide ihn,
Schwertwort treffe ihn,
Todverfallen
Ist er im Volke.
Unter wehendem Winde
Und wandelnder Sonne
Ist heilig gehegt nun das Thing.
Ratet und richtet
Nun recht und wahr!
Des walten die wissenden Götter!"

Dr. Göring.

Historisches Album für Orgel, Harmonium und Klavier.

Ein sehr schönes Unternehmen in der Musik-Litteratur ist das „Historische Album für Gesang, Pianoforte, Harmonium, Pedalflügel oder Orgel“ von A. W. Gottschalg, Großherzogl. Sächs. Hoforganisten und Lehrer an der Musikschule zu Weimar. (Verlag von Hermann Beyer und Söhnen, Hofbuchhandlung in Langensalza, 184 Stücke, 247 Seiten Folio, Preis 10 Mark).

Es ist mir ein Bedürfnis der Pietät, von Zeit zu Zeit die Fortschritte ins Auge zu fassen, die dieser Verlag macht, in welchem und unter dessen geistvollem und liebenswürdigem Leiter, Herrn Friedrich Mann, Herausgeber der „Pädagogischen Klassiker“, des „Pädagogischen Magazins“ sowie der alle Zeitstürme überdauernden „Deutschen Blätter für erziehenden Unterricht“, ich vor 35 Jahren meine schriftstellerische Thätigkeit begann. Immer wieder imponiert mir die Gewissenhaftigkeit, die Umsicht, frische Thatkraft und der geradezu erzieherisch feine Takt, welcher dieses aus kleinen Anfängen zu erstaunlicher Größe erwachsene Haus zu einer die Lehrerwelt sorgsam leitenden Bildungsmacht erhoben hat. Das neue Bücher- und Musikalienverzeichnis weist eine so erstaunliche Fülle vielseitiger, von innerer Einheit und zielbewußtem Plane ausgehenden Leistungen auf, daß ich es mit lebhafter Befriedigung prüfte und volles Genüge für meine Erziehungs-, Unterrichts- und Musikinteressen fand. Die besonnene Geschäftsführung stellt eine große Druckerei, ausgedehnte Notenstecherei und solide Buchbinderei in den Dienst ihres Verlages, der mit sicher erprobter Personenkenntnis außer dem buchhändlerischen Wege auch den unmittelbaren Vertrieb seiner Werke unter tausenden von Lehrern Deutschlands durch ganze Batterien von Wagen ausführt.

Es ist mir eine besondere Freude, auf das prächtige Musikwerk dieses Verlages hinzuweisen, dem ich täglich Stunden der Erhebung und Andacht verdanke. Dieses „Historische Album“ ist ein Werk, welches mir seit Jahren gefehlt hat und nach dem ich mich vergeblich umgesehen habe. Es ist, wie A. W. Gottschalg mit Recht sagt, „ein notwendiges Ergänzungsbuch zu jeder Musikgeschichte“ sowie zum Studium und Konzertgebrauche, welches durch seine Erläuterungsbeispiele aus der gesamten Musiklitteratur allen Ansprüchen genügt.

Das Werk ist aus der Praxis des Musikunterrichtes hervorgegangen, den A. W. Gottschalg an der Großherzogl. Orchester- und Musikschule erteilt. Der bekannte Musikhistoriker Dr. Ambros und der Generalvorstand des deutschen Cälienvereins Dr. Franz Witt hatten längst die Notwendigkeit einer Zusammenstellung anschaulicher Erläuterungsbeispiele zur Belebung des Studiums der Musikgeschichte ausgesprochen. Unter so günstigen Vorbedingungen, wie sie in der Erprobung jedes einzelnen Stückes und in seiner Anpassung an den aktuellen Unterricht liegen, für den ein tüchtiger Lehrer die besten Beispiele wählt, hätte das Werk nicht leicht unter-

nommen werden können. In der Studierstube — ohne die richtig leitende und korrigierende Hilfe des lebendigen Unterrichts – wäre ein theoretisch ausgeklügeltes, trockenes Gedankensystem entstanden, aber nicht diese lebensvoll frische Arbeit, die von den Noten bereits wiederholt den Weg durch die Finger, Füße und Ohren durchlaufen hatte, ehe sie an ein größeres Musikpublikum gelangte. A. W. Gottschalg hat die Brauchbarkeit seiner Arbeit dadurch erhöht, daß er die gegebenen Belege verschiedenartig bearbeitet hat, um eine größere Vielseitigkeit darzubieten.

Das dem Prof. Karl Müller-Hartung gewidmete Werk gehört in die Musikbibliothek jedes Musikfreundes, jeder Schule und vor allem in jede Kirche, da man bei Benutzung desselben dann wenigstens gute Vor- und Nachspiele während des Gottesdienstes hören könnte.

Das „Historische Album" beginnt mit zwei altgriechischen Gesängen, einer Ode des Pindar und einer Hymne an Ceres; daran schließen sich zwei Hymnen aus dem 4. Jahrhundert, eine uralte Bernerische Melodie, vielleicht der älteste Ueberrest der germanischen Gesangsform; hierauf folgen vier Hymnen von Ambrosius († 397), ein Hymnus von Colius Sedulius (5. Jahrh.), zwei von Papst Gregor dem Großen (590—604), deren ersterer, „Veni creator spiritus", auch Karl dem Großen (742—814) zugeschrieben wird, ferner der 111. Psalm, ein Trauerhymnus von Aurelius Prudentius Clemens († 405), wie eine Anzahl weiterer Kirchengesänge aus alter Zeit. Von weltlichen Gesängen enthält das Album ein Minnesängerlied von dem Unverzagten und das älteste uns vollständig bewahrte Volkslied aus dem 13. oder 14. Jahrhundert: das Hildebrantslied.

Mit dem 50. Stück des Albums, dessen überreichen Inhalt ich nicht einzeln aufzählen kann, kommen wir zu Ammerbach, Palestrina, Orlando di Lasso, Frescobaldi und vielen andern Kirchenkomponisten, endlich zu Händel, Scarlatti, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Liszt u. a. Im Ganzen sind 184 Kompositionen von mehr als 130 Komponisten in dem Werke zusammengestellt. Die Leser unserer Zeitschrift, die einer festen Geistesrichtung folgen, werden aus dem „Historischen Album", zu welchem das Musikwerk von Volckmar als Kommentar dienen kann, die Vielseitigkeit der Formen erkennen, in denen sich Theosophie kundgiebt. **Dr. Göring.**

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring: Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh.: E. Appelhans) in Braunschweig

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

In unserem Verlag erscheinen jetzt in kurzen Zwischenräumen:

Theosophische Schriften.

Zur Ausgabe gelangte:

I. Annie Besant: **Die Sphinx der Theosophie.** 2. Aufl.

II. Hübbe-Schleiden: **Karma, die theosophische Begründung der Ethik.** 2. Aufl.

III. Gyanendra Nath Chakravarti: **Der Weltberuf der Theosophischen Gesellschaft. Ein Vortrag.**

IV. Hübbe-Schleiden: **Karma im Christentum.** 2. Aufl.

V. Hübbe-Schleiden: **Die Lehre der Wiederverkörperung im Christentum, ein verklungener Ton des Christentums.**

VI. Dr. Hugo Göring: **Dr. Franz Hartmann, ein Vorkämpfer der Theosophie.** — Dr. Franz Hartmann: **Selbsterkenntnis und Wiederverkörperung.** Preis 20 Pf.

VII. Dr. Ernst Ewald: **Theosophie gegen Anarchie. — Theosophie und Anarchie.** Offener Brief an Herrn Dr. Ernst Ewald.

VIII. Landgerichtsrat Krecke in Berlin: **Wie die Theosophie dem sittlichen und sozialen Elend entgegenwirkt.** 2. Aufl.

IX. Annie Besant: **Theosophie und soziale Fragen. Rede auf dem Theosophen-Kongreß zu Chicago gehalten.**

X. Hübbe-Schleiden: **Die geistige und die geschichtliche Bedeutung der theosophischen Bewegung.**

XI. G. R. S. Mead: **Yoga, die Wissenschaft der Seele.**

XII./XIII. Dr. Franz Hartmann: **Mystik und Weltende.** Preis 40 Pf.

XIV./XV. Ludwig Deinhard: **Ein Interview über Theosophie** zwischen einem Berichterstatter des „New York World“ und Annie Besant. Preis 40 Pf.

XVI./XVII. Prof. und Dr. phil. Raphael von Koeber: **Der Gedanke der Wiederverkörperung, ein durchlaufender Faden im Geistesleben des alten Hellas.** Preis 40 Pf.

XVIII. Dr. med. Franz Hartmann: **Gedanken über die Theosophie und die „Theosophische Gesellschaft“.**

XIX. Werner Friedrichsort: **Dr. Hübbe-Schleidens Weltanschauung.**

XX. Dr. med. Franz Hartmann: **Die Feuerbestattung, betrachtet vom Standpunkte der Religionen des Ostens. Vortrag.**

XXI. Graf Leo Tolstoy: **Religion und Moral.**

● ● ● **Preis des einzelnen Heftes 20 Pfg.**

50 Exemplare (auch gemischt) 6 Mk. ● ● ●



Wir machen unsere Leser auf den der Juninummer der „Sphinx“ beiliegenden Aufruf des Herrn Leopold Engel in Dresden aufmerksam. Das geplante Adreßbuch, welches etwa September ausgegeben werden wird, kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen und wird eine Uebersicht der gesamten Bewegung auf geistigem Gebiet gewähren. Die Adresseneinsendung wird am 15. Juli geschlossen.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

